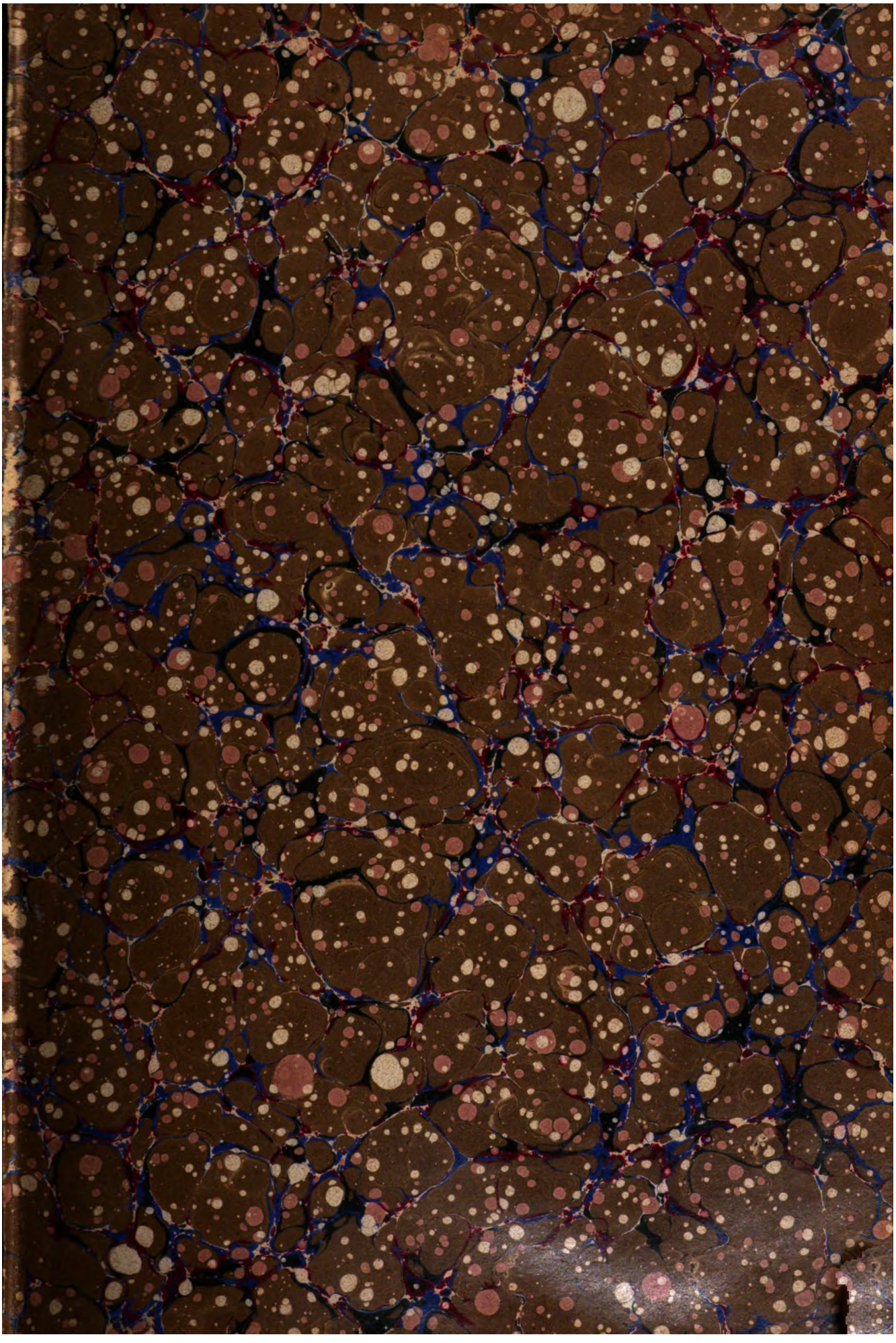
UC-NRLF
C 2 583 079

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF CALIFORNIA.
Class



20:1 : no. 1

Oktober 1903

Preis 1 Mark

OCT 5 1903

Der Monat

Oktav-Ausgabe von

Über Land und Meer

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF JENA

Deutsche Verlags-Anstalt

Berlin Stuttgart Leipzig

Wien

20. Jahrgang
Heft 1

Preis des Jahrgangs
M. 12.—

Inhalt des ersten Heftes

Text:

	Seite
Der Schatten. Erzählung von Ernst Zahn. Mit Porträt	1
Ausgestorbene und aussterbende Tiere. Von Dr. Friedrich Knauer. Mit zwölf Abbildungen nach Aquarellen von A. Weczerzick	21
Der alte Glockenturm. Gedicht von Fritz Erdner	30
Wie arbeiten unsre Nerven? Von Th. Haller	31
Die Kunst und die Frauentracht. Von Alfred Mohrbutter. Mit acht Abbildungen	36
Das Seekind. Savoyer Erzählung von Viktor Menzel	41
Unsre künftigen Admirale. Von Johannes Wilda. Mit acht Abbildungen	52
Gartenstädte. Von Hans Ostwald. Mit sechs Abbildungen	57
Im Harz. Gedicht von A. Bessell	60
Die „Qual" im Sport. Von Kurt Doerry. Mit sieben Abbildungen	61
Verbrechen und Aberglaube. Von Dr. jur. Ludw. Fuld	65
Der Garnisonschreck. Humoreske von Teo von Torn	67
Quer durch die Montblanc-Gruppe. Von Maud Wundt. Mit fünf Abbildungen	71
Die Ansiedlungen in Westpreußen und Posen. Von Oskar Elsner. Mit sechs Abbildungen	78
Eroberungen im Sonnensystem. Von K.	82
Touareg, französische Spahis und Chasseurs d'Afrique. Von Tanera. Mit fünf Abbildungen nach Zeichnungen von Ernst Zimmer	83
Wie ich sitzen blieb. Novellette von Jenny-Ris-Neumann	88
Ludwig Richter. Zu seinem hundertjährigen Geburtstage, 28. September 1903. Von Ludig Holthof. Mit Porträt	94
Schulneubauten in Stuttgart. Von L. H. Mit vier Abbildungen	96
Literatur	98
Aus aller Welt	100
Für müßige Stunden	108
Schach	109
Handschriftenbeurteilung	109
Briefmappe	110

Farbige Kunstbeilage:

Ed. Cucuel: Auf der Hochzeitsreise (Titelbild).

Einschaltbilder:

Rembrandt: Die Begegnung Mariä mit Elisabeth, zwischen S. 16 u. 17.

Hans Dammann: Frühlingsstürme, zwischen S. 48 u. 49.

E. Basarri: Tanzprobe, zwischen S. 80 u. 81.

Bilder im Text:

	Seite
A. Salinas: Traubenlese	9
Georg Koch: Sattelplatz in Carlshorst	33
Alex Kircher: Die Steinbrüche der Kapuziner zu Syrakus (Text S. 51)	45
E. Mattschaß: Von einer Garnisonübung am Niederrhein	67
Erwin Pendl: Der Wiener Graben gegen den Stephansplatz (Text S. 93)	91

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Klassiker-Bibliothek

für

30 Mark.

Jeder Band ist auch einzeln käuflich.

Goethes Werke (1304 Seiten)	**M. 4.–**
Grillparzers Werke (856 Seiten)	**M. 3.–**
Hauffs Werke (864 Seiten)	**M. 3.–**
Heines Werke (1056 Seiten)	**M. 3.–**
Körners Werke (463 Seiten)	**M. 2.–**
Lenaus Werke (397 Seiten)	**M. 2.–**
Lessings Werke (901 Seiten)	**M. 3.–**
Schillers Werke (959 Seiten)	**M. 3.–**
Shakespeares dram. Werke (955 Seiten)	**M. 3.–**
Uhlands Werke (1139 Seiten)	**M. 4.–**

10 stattliche Bände, elegant in Leinen gebunden für **M. 30.–**

Durch die Buchhandlungen zu beziehen

Der Monat

Oktav-Ausgabe von

Über Land und Meer

2 l.

Jahrgang 1903/1904

Erster Band

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

Stuttgart und Leipzig
Deutsche Verlags-Anstalt

Inhalts-Verzeichnis

I. Band. 1903–1904. Heft 1–4

Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert

Romane, Novellen und Erzählungen

Einsiedler vom Totengraben, der. Jagdskizze von Anton Frhr. v. Perfall 193.
Garnisonschreck, der. Humoreske von Leo von Torn 67.
Kilometerfresser, der. Humoreske von Leo von Torn 146.
Meyer. Novelle von Georg Frhr. v. Ompteda 295.
Schatten, der. Erzählung von Ernst Zahn 1. 119.
Schlafende Heer, das. Roman von Clara Viebig 225. 341.
Seekind, das. Savoyer Erzählung von Viktor Menzel 41.
Teepflückerin, die. Chinesische Erzählung von Karl Kampf 204.
Vater, der. Skizze von B. Rittweger 418.
Vergessene Kinder. Von Adolf Schmitthenner 167.
Wie ich sitzen blieb. Novellette von Jenny Nis-Neumann 88.

Kultur und Wissenschaft. Sitten und Gebräuche

Ablassen, das. Ein Kellerbild aus Niederösterreich. Von Johann Peter 390.
Ansiedlungen in Westpreußen und Posen. Von Oskar Elsner *78.
Deutsches Vereinshaus zu Rawitsch in Posen *249.
Neapolitanisches Straßenleben *405.
Rechtsschutz der Frauen durch Frauen. Von Dr. jur. Ludwig Fuld 180.
Sonntag eines Deutschen. Von Otto Ernst 409.
Verbrechen und Aberglaube. Von Dr. jur. Ludwig Fuld 65.
Viel Lärm um nichts. (Wiener Vorstadtbild) *202.
Weihnachtstage in den Alpen. Skizze aus dem Kärtner Volksleben. Von Hans Kerschbaum *282.
Weinlese in Meran. Eine Schilderei aus Tirol. Von Rud. Greinz *113.
Wie wohnen wir? Eine volkswirtschaftliche Skizze von Max May 273.

Biographien. Porträts

Begas, Reinh., Prof. 334.
Berlioz, Hector. Zu seinem 100. Geburtstag. Von Wilh. Klatte 307.
Blüthgen, Victor 424.
Braun, Kapitän des „Iltis" † 294.
Chamberlain zu Hause 292.
Ernst, Otto 409.
Falb, Rudolf, Prof. † 209.
Geistinger, Marie † 209.
Gube, Hans, Prof. † 103.
Gutbrod, C., Reichsgerichtspräs. 316.
Hachmann, Hamb. Bürgermeister 423.
Heliot, Miß, Dompteuse 275.
Herders Kunstanschauungen und das Volkslied. Zum 100. Todestag des Dichters (18. Dez. 1903). Von Prof. Dr. Leo Langer 311.
Khuen-Héderváry, C., Graf 209.
Kunstkritiker, deutsche, der Gegenwart. (Mit 18 Porträts) 397.
Lasson, Bolken 290.
Leo XIII. (von Lenbach) 384.
v. Levetzow, A. E. 101
Lyttelton, Alfred 213.
Merry del Val, Raphael 319.
Möncheberg, Hamb. Bürgermeister 423.
Mommsen, Theodor † 315.
v. Moser, Gustav 317.
Passini, Ludwig † 316.
Richter, Ludwig. Zu seinem 100. Geburtstag. (28. Sept. 1903.) Von Ludwig Holthof 94.
Schiel, Ad., Oberst † 106.
Schneider, Wilh., Hofschausp. † 318.
v. Schwind, Moritz. Zu seinem 100. Geburtstag. (21. Januar 1904.) Von Carl Anton Piper *403.
Tisza, Stephan, Graf 319.
Viebig, Clara 225.
Voigts, Oberkonsistorialrat 422.
Wolseley, amerikanischer General 336.
Zahn, Ernst 1.

Aus hohen Kreisen

Adalbert, Prinz von Preußen 423.
Elisabeth, Prinzessin von Hessen † 424.
Friedrich Carl, Prinzessin von Hessen, mit ihren sechs Söhnen 424.
Heinrich, Prinz der Niederlande 213.
Wilhelmina, Königin d. Niederlande 213.

Geschichte und Zeitereignisse. Feste

Chamberlain zu Hause. Zum Rücktritt des engl. Kolonialministers *292.
Geburtstagsfeier des Kaisers von China. (Gruppenbild) *214.
Kronprinz Friedrich und der Veteran von Fehrbellin *392.
Mannschaften des Südpolarschiffes „Gauß" *421.
Panama, die neue Republik *426.

Natur

Ausgestorbene und aussterbende Tiere. Von Dr. Fr. Knauer *21.
Eroberungen im Sonnensystem. Von K. 82.
Herbstfärbung. Von Th. Haller 164.
Herbstgesang der Vögel, der. Plauderei von Fritz Skowronnek 190.
Hummel-Trompeter, der. Plauderei von Wilh. Bölsche 143.
Marskanäle als Illusionen, die. Von K. 201.
Orchideen, heimische und fremdländische. Von Th. Seelmann *265.
Palme del Cura in Elche (Spanien) *192.
Taubenfütterung *148.
Weinlese in Meran. Von Rudolf Greinz *113.
Zebroiden. Eine praktisch-zoologische Zukunftsfrage von Hanns M. v. Kadich *393.

Länder- und Völkerkunde. Städtebilder

Alwar (Vorderindien): Der Maharadscha und sein Reich. Von Ernst v. Hesse-Wartegg *369.
Ansiedlungen in Westpreußen und Posen. Von Oskar Elsner *78. *249.
Bern: Das neue Stadttheater *316.
Budapest: Elisabeth-(Schwurplatz-) Brücke *216.
China: Geburtstagsfeier für den Kaiser Kuang-Hsü. (Gruppenbild) *214.
Freyburg a. d. U.: Jahn-Museum *210.
Gartenstädte (in Amerika). Von Hans Ostwald *57.
Halle a. S.: Die neue Pauluskirche *105.
Hannover: Polizeipräsidialgebäude 425.
Heidelberg: Die neue Stadthalle *104.
Hohkönigsburg *181.
Holländische Volkstracht in Volendam. Von Ludwig Holthof *149.
Jungfraubahn: Restaurant Eigerwand *108.
Kalifornien: Drahtseilbahn auf den Mount Lowe in der Sierra Madre. Von Malwina Lampadius *309.
Mainz: Christuskirche *100.
Meran: Weinlese. Eine Schilderei aus Tirol. Von Rudolf Greinz *113.
Montblanc-Gruppe, quer durch die. Von Maud Wundt *71.
Montreal: Viktoriabrücke *215.
Nancy. Von Bruno Bruni *182.
Neapolitanisches Straßenleben *405.
Panamakanal und -Hafen *426.
Pieve di Cadore (Tizians Geburtsort). Von L. H. *301.
Syrakus: Die Steinbrüche der Kapuziner *51.
Thüringen: Burg Plaue. Kunstbeilage vor S. 225.
Weihnachtstage in den Alpen. Skizze aus dem Kärntner Volksleben. Von Hans Kerschbaum *282.
Wien: Beethovens Sterbehaus *217.
Wiener „Graben" *93.

Kunst

Gedanken über Kunst 340.
Klassiker-Ausgaben in der bildenden Kunst *304.
Kunst und Frauentracht. Von Alfred Mohrbutter *36.
Kunstkritiker, deutsche, der Gegenwart. (Mit 18 Porträts) *397.
v. Lenbachs, aus der Werkstatt Franz. Von Franz Wolter *333.
Tizians Geburtsort: Pieve di Cadore. Von L. H. *301.
Weihnachten in der klassischen Kunst. Von Prof. Dr. Ed. Heyck *251.

Baukunst

Christuskirche in Mainz *100.
Deutsches Vereinshaus zu Rawitsch in Posen *249.
Gartenstädte. Von Hans Ostwald *57.
Jahn-Museum, das neue, in Freyburg a. d. U. *210.
Pauluskirche in Halle a. S. *105.
Polizeipräsidialgebäude in Hannover *425.
Schulneubauten in Stuttgart: Das neue Königin Katharina-Stift und Eberhard Ludwigs-Gymnasium. Von L. H. *96.
Stadthalle in Heidelberg *104.
Stadttheater in Bern *316.
Volkstheater in München *422.
Wiener „Graben" *93.

Bildnerkunst

Befreiung der Quelle. Marmorgruppe von Josef Heu *166.
Brunnen-Entwürfe, neue, für München *216.
Denkmal für Prinzregent Luitpold in Würzburg *100.
— — Kaiser Maximilian I. in Cormons *105.
— — Richard Wagner in Berlin *207.

Denkmal für Johannes v. Miquel auf dem Friedhof zu Frankfurt a. M. *210.
— — Kaiserin Augusta in Köln *211.
— — Kaiser Friedrich III. in Köln *211.
— — Franz Liszt in Stuttgart *318.
— — Kaiser und Kaiserin Friedrich vor dem Brandenburger Tor in Berlin *321.
Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M. Von Hugo Kaufmann *320.
Frühlingsstürme. Bronzestatuette von Hans Dammann. Kunstbeilage vor S. 49.
Kapitän Braun auf dem untergehenden „Iltis". Gipsgruppe von Gustav Eberlein *294.
König Heinrich-Brunnen in Merseburg. Von Paul Juckhoff *417.

Malerei

Alte Meister

Anbetung der Hirten. Von Rembrandt. Kunstbeilage vor S. 261.
Begegnung Mariä mit Elisabeth. Von Rembrandt. Kunstbeilage vor S. 17.
Christus und die Jünger in Emmaus. Von Rembrandt 306.
Klassiker in der bildenden Kunst *304.
Madonna aus dem Hause Orleans. Von Raffael. Kunstbeilage vor S. 305.
Weihnachten in der klassischen Kunst *251.

Neue Gemälde

Atelier, im. Von Walter Thor 233.
Bildnis der Frau v. Lenbach. Von Franz v. Lenbach. Kunstbeil. vor S. 341.
Blumen, unter. Von Stefano Novo 379.
Christmette in den Bergen. Von Th. Kleehaas 285.
Elternhause, im. Von Franz v. Defregger. Kunstbeilage vor S. 357.
Feierabend. Von Mathias Schmid 195.
Garnisonübung am Niederrhein. Von E. Mattschaß 67.
Gewissensfrage, eine. Von Ferd. Brütt. Kunstbeilage vor S. 309.
Heimkehr vom Markt. Von Hermann Knopf 349.
Herbstmorgen. Von Chr. Kröner. Kunstbeilage vor S. 129.
Hofgesellschaft. Von Carl Seiler. Kunstbeilage vor S. 177.
Hohkönigsburg. Von Fritz v. Wille 173.
Kinderbildnis. Von Franz v. Lenbach. Kunstbeilage vor S. 333.
Kronprinz Friedrich und der Veteran von Fehrbellin. Von Erich Mattschaß 385.
Lenbachs, Bildnisschöpfungen Franz von 334/340.
Letzte Stunde. Von Albert Baur. Kunstbeilage vor S. 145.
Mutter und Kind. Von Fritz Klimsch 413.
Mutterglück. Von Carl Mücke 375.
Neue Nachrichten. Von Mathias Schmid 283.
Notturno. Von A. v. Broecker 118.
Sattelplatz in Carlshorst. Von Georg Koch 33.
Sie alle folgen dem Stern. Von Peter Jansen. Kunstbeilage vor S. 241.
Symphonie, eine. Von Moritz v. Schwind. Kunstbeilage vor S. 405.
Tanzprobe. Von E. Vasarri. Kunstbeilage vor S. 81.
Teufelssee. Von Walter Leistikow. Kunstbeilage vor S. 421.
Traubenlese. Von A. Salinas 9.
Träumerei. Von F. A. v. Kaulbach 361.
Weihnachten. Von Graf Leop. v. Kalckreuth. Kunstbeilage vor S. 265.

Zeichnungen

Jagdrennen, unterbrochenes. Von W. Dewar 125.
Modellmarkt an der Münchener Kunstakademie. Von Franz B. Doubek. Kunstbeilage vor S. 397.
Première, in der. Von Ed. Cucuel 291.
Prosit Neujahr! Von Heinrich Rettig 341.
Steinbrüche der Kapuziner zu Syrakus. Von Alex Kircher 45.
Tennis. Von Ed. Cucuel 137.
Tuareg, franz. Spahis und Chasseurs d'Afrique. Von Ernst Zimmer 83/87.
Viel Lärm um nichts. Von August Mandlick 203.
Weinlese in Meran. Von Ernst Henseler 113/117.
Wiener Graben gegen den Stefansplatz. Von Erwin Pendl 91.

Mehrfarbige Reproduktionen

Burg Plaue in Thüringen. Nach einer Zeichnung von Ernst Liebermann. Kunstbeilage vor S. 225.
Frühlingsstürme. Bronzestatuette von Hans Dammann. Kunstbeilage vor S. 49.
Hochzeitsreise, auf der. Nach einem Aquarell von Ed. Cucuel. Kunstbeilage vor S. 1.
Orchideen, heimische und fremdländische. Nach Aquarellen von Chr. Votteler 265/272.
Tiere, ausgestorbene und aussterbende. Nach Aquarellen von A. Weczerzick 21/28.
Weinlese in Meran. Nach einem Aquarell von Ernst Henseler. Kunstbeilage vor S. 113.

Kunstgewerbe. Naturaufnahmen

Porzellanmanufaktur zu Berlin, aus der kgl. *159.

Miß Heliot mit ihrem Lieblingslöwen 275.
Taubenfütterung 148.

Technik, Industrie, Handel und Verkehr

Automobil-Dampfspritze, die neue, der Kölner Feuerwehr *426.
Deutsch-dänische Dampffährenverbindung Warnemünde-Gjedser. Von Bernh. Mann *197.
Drahtseilbahn in der südkalifornischen Sierra Madre. Von Malwina Lampadius *309.
Elektromagnetische Stürme. Von Otto Jentsch *414.
Elisabeth-(Schwurplatz-)Brücke in Budapest *216.
Motor-Hansom in London *106.
Selbstfahrer und Armee. Von Major z. D. v. Reden *157.
Viktoriabrücke bei Montreal *215.
Wie das Münchner Bier entsteht. Plauderei von B. Rauchenegger *277.
Wie unser Emailgeschirr entsteht. Von Hans Ostwald *386.

Heilwissenschaft und Gesundheitspflege

Enthüllungen des Blutes, die. Von Theo Seelmann 376.
Gartenstädte. Von Hans Ostwald *57.
Sport und Hypnose. Von Balduin Groller 366.
Wie arbeiten unsre Nerven? Von Th. Haller 31.
Wie wohnen wir? Eine volkswirtschaftliche Skizze von Max May 273.

Rechtskunde

Rechtsschutz der Frauen durch Frauen. Von Dr. jur. Ludwig Fuld 180.
Verbrechen und Aberglaube. Von Dr. jur. Ludwig Fuld 65.

Militär und Marine

Admirale, unsre künftigen. Von Johannes Wilda *52.
Garnisonübung am Niederrhein *67.
Herbstmanöver der deutschen Kriegsflotte. Von L. *102.
Kriegsschule, auf. Militärische Skizze von Karl August von der Pinnau *380.
Schweizerisches Feldgeschütz, neues *426.
Selbstfahrer, die, und die Armee. Von Major z. D. v. Reden *157.
Tuareg, französische Spahis und Chasseurs d'Afrique. Von Tanera *83.

Sport und Jagd. Mode

Einsiedler vom Totengraben, der. Jagdskizze von Ant. Frhr. v. Perfall 193.
Jagdrennen, unterbrochenes *125.
„Qual" im Sport, die. Von Kurt Doerry *61.
Quer durch die Montblanc-Gruppe. Von Maud Wundt *71.
Rennen in Ludwigslust *213.
Sattelplatz in Carlshorst *33.
Sport und Hypnose. Von Balduin Groller 366.
Tennis. Von Alfred Ehrmann *137.

Frauentracht und Frauenschönheit *286.
Holländische Volkstracht in Volendam. Von Ludwig Holthof *149.
Kunst und Frauentracht. Von Alfred Mohrbutter *36.

Poesie

Augenblick, der. Von Hanns von Gumppenberg 378.
Dunkel, im. Von Maidy Koch 300.
Fliegendes Blatt. Von C. Isenkrahe 202.
Glockenturm, der alte. Von Fritz Erdner 30.
Goldnen Hahn, im. Von Rich. Zoozmann 145.
Harz, im. Von A. Bessell 60.
Kaffeestündchen. Von Gertrud Freiin le Fort 392.
Neues Jahr. Von Rudolf Herzog 368.
Notturno. Von Maidy Koch *118.
Temperamente, die. Von Ernst Willich 163.
Weihnacht. Von Ernst Willich 264.

Musik und Theater

Musikabende beim Kaiser *421.
„Elektra." Von Hugo v. Hofmannsthal. (Klytemnästra und Elektra.) *318.
„Junker Kai." Von Holger Drachmann. (Bokken Lassen als „Gerd".) *290.
„Maria Theresia." Von Franz v. Schönthan. (Gratulationstanz der Prinzessinnen.) *317.
„Sturmgeselle Sokrates." Von H. Sudermann. (Hartmayer u. Kellnerin.) *207.

Aus aller Welt

100. 207. 315. 421.

Literatur

Herders Kunstanschauungen und das Volkslied. Von Prof. Dr. Leo Langer *311.
Klassiker der Kunst *304.
Besprechungen 98. 206. 314. 420.
Eingegangene Bücher (Titel) 328.

Handschriften-Beurteilung

109. 219. 329.

Schach

109. 218. 323. 428.

Für müßige Stunden

108. 218. 323. 428.

Briefmappe

110. 220. 325. 429.

Auf der Hochzeitsreise

Nach einem Aquarell von Ed. Cucuel

Der Schatten

Erzählung

von

Ernst Zahn

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA

I

Das Reußtal aufwärts manövriert ein Infanterieregiment. Auf der Landstraße hält der Stab eines Bataillons, der Major und sein Adjutant zu Pferde, eine Schar jüngerer Offiziere zu Fuß; hinter ihnen schlängelt sich die Reihe der Soldaten talwärts.

„Leutnant Renner!“ befiehlt der Major; die Stimme schnarrt kriegerisch. Der Genannte tritt vor, salutiert, steht stramm aufgerichtet; der Kommandant hat sich den stärksten aus der Schar ausgelesen; neben ihm sehen die andern aus wie schlanke Weiden neben einem Eichstamm. Der Leutnant Renner ist ein in die Uniform gesteckter Bauer.

„Sie sehen die Hütte dort höher am Berg jenseits der Reuß,“ sagt der Major.

„Zu Befehl, Herr Major, die Intschihütte,“ gibt der andre zurück und schlägt die Absätze zusammen; in seinem Ton liegt etwas wie: da herum kannst mich fragen, was du willst, das kenne ich wie meine Tasche.

„Nehmen Sie mit zehn Mann bei der Hütte Stellung. Weichen Sie nicht, bis Sie abgerufen werden. Melden Sie, wenn auf der Straße sich Auffälliges zeigt.“

Leutnant Renner stößt auf die Weisung seines Vorgesetzten abermals ein kurzes „Zu Befehl“ heraus, dreht sich um und eilt zu den Soldaten zurück. Kurz darauf marschiert er mit seiner Abteilung die Straße bergan, der ihm gewiesenen Hütte zu.

Der Tag ist heiß. Staub liegt auf der Landstraße, Staub klebt am Buschwerk und an den Gräsern, die aus den Matten in die Straße hängen. Der Wind hat in das graue Straßenmehl geblasen, nun ist es weit hinan an die grünen Lehnen gestreut. Der Leutnant und seine Untergebenen stampfen fürbaß; anfangs ist ihre Haltung stramm, ihr Schritt regelmäßig, als jedoch eine Wendung der Straße sie den Blicken der Zurückgebliebenen für eine Weile entzieht, wird beides nachlässiger. Sie laufen dahin wie der Bauer über Heimboden läuft. So sind die Urväter im Hirtenhemd mit Morgenstern und Hellebarde schwerfällig über die Bergwege geschritten; die Nachkommen hat man in Uniformen gesteckt, hat sie gedrillt, aber der Drill fällt alle Augenblicke ab wie schlecht zugeknöpftes Gewand; was zurückbleibt, ist der Bauer, wie er vor tausend Jahren schon im Lande saß.

Ernst Zahn

Der Leutnant Renner trägt den Säbel unterm Arm. Er dreht einmal das wetterharte, bleiche Gesicht kurz nach den ihm Folgenden zurück.

„Da hinüberhocken,“ knurrt er, „das kann kurz-

weilig werden! Die andern steigen über den Fruttneller Berg. Da können wir wie die Verlorenen inzwischen ins Leere gaffen." Damit blickt er wieder dem höher am Berge liegenden Ziele zu; sein Gang hat etwas Verdrossenes; an der knappen Uniform zeichnet sich das harte Muskelwerk seiner Arme und Beine; in dem stoßweisen Vorwärtsbewegen seines hochgewachsenen Körpers liegt etwas von der rohen Kraft eines ziehenden Stieres. Seine Worte haben den Soldaten die Zunge gelöst. Sie heben eine ungezwungene Unterhaltung an; eines und des andern Rede gilt dem Offizier; der antwortet gar nicht oder nur mit einem kurzen Ja oder Nein. Indessen kommt der Wald, der dunkle, totenstille Tannenwald, der bislang hoch oben die Mattenhalden gesäumt hat, an die Straße herab gestiegen. Wie zwei mit einer faulen Bewegung die Leiber dehnende Riesen treten die Berge diesseits und jenseits der Reuß näher zusammen. Zwischen ihnen in engem, felsigem Bett tief unter der Straße zischt der Fluß; der hat eine Verwandtschaft mit dem Wesen des Leutnants; er wirft sich an die Felsen mit roher Gewalt: „Durch will ich." Ueber der Straße und dem Wald und den Felsenzacken, die wie Ruinen gewaltiger Burgen aus dem Walde aufsteigen, steht der heiße blaue Himmel.

Die Schar der Soldaten stampft voran, über eine Brücke, dann steiler an. Ein Stück unterhalb der Stelle, wo die Straße sich in den Wald verliert, steht die Intschihütte.

„Nicht einmal ein Wirtshaus ist in der Nähe," murrt einer aus der Schar, die sich dem Holzbau nähert. Der Leutnant Renner läßt seine Augen über die Hütte und ihre Umgebung schweifen, helle, graue, tiefliegende Augen; von diesen, die kohlschwarze Wimpern und ebensolche Brauen haben, hat einer seiner Soldaten noch heute morgen das Bild gebraucht, daß sie wie Lichter seien, die im schwarz ausgeschlagenen Flur eines Trauerhauses brennen.

Der Leutnant sagt ein rauhes „Halt". Seine Stimme ist von einer leisen Heiserkeit belegt, als hätte er sich überschrieen. Die Soldaten stehen mit einem Ruck. Der Offizier schwingt sich auf die Matte hinauf, die an der Straße in einer von Grünwerk durchwusteten Mauer endet. An der hängenden Matte hin steigt er der braunen Hütte zu, die unsauber dasteht, wie ein ungewaschener Mensch. In ihrem Unterbau aus roh verputztem Mauerwerk liegt der Stall, seine Tür steht offen, ein schmieriger, bepflasterter Vorplatz liegt daran. Ueber dem Stall steht das Holzstockwerk mit den Wohnräumen für die, denen die Intschihütte gehört. Das Holzwerk ist schwarz und rissig, unglaublich alt, an den niedern Stuben fehlen ein paar Scheiben; die noch da sind, sind blind, schwarz fast wie das Holzwerk selber. Der Leutnant Renner wirft einen flüchtigen Blick nach den Fenstern hinauf, an denen zwei Weiberköpfe sichtbar sind, ein alter und ein junger; dann geht er vorüber, biegt um die Hütte und steigt hinter ihr auf eine Bodenschwellung, von der ein unerwarteter Auslug ist. Zwischen den Waldtannen hindurch läßt sich weit hinauf die Straße ins Gebirge verfolgen. Ein paar herumliegende Felsbrocken sind wie Wälle für Wachtposten bereitet. Der Leutnant nickt unwillkürlich. Dann ruft er seine Leute und verteilt sie, hierhin, dorthin, einen Posten schiebt er bis an den Wald vor, einen andern stellt er unter die Tannen, die dräuend wie schwarze Wächter vom obern Mattensaum auf die Intschihütte niederschauen. Er selber mit vier Mann wirft sich hinter die Steine ins Gras. So hocken sie, und die Sonne brennt auf sie nieder.

Unten aus dem Stall ist ein Mensch getreten, mittelgroß, barfuß, die Füße von einer Schmutzkruste überzogen, in rauher, schwerer Hose, die ein Ledergurt hält, und in schmutziggrauem Hemd. Er hat einen grauen Wollkopf, alte wetterbraune Züge und hellblaue Augen. Er späht nach den Soldaten hinauf, murmelt einen Fluch und etwas von „Gras zertreten" in sich hinein und geht wieder an seine Stallarbeit zurück. Der Leutnant hat den geifernden Alten halb höhnisch, halb belustigt angesehen, jetzt schlägt er eine kurze, heisere Lache auf und sieht seine Soldaten an.

„Der Zureich-Baschi," sagt einer von diesen. Ein andrer, junger, vorlauter fällt ein: „Dem sein Großvater ist der letzte gewesen im Land, den sie geköpft haben."

„Ich weiß," sagt der Leutnant mit gleichgültigem Achselheben.

„Seither haben sie den Gestank nicht mehr aus der Hütte gebracht," wirft der erste grob ein.

„Sie haben sich auch keine Mühe gegeben," sagt einer von denen, die bisher geschwiegen haben, faul daher, wie sich's in der Sonnenhitze redet.

„Wieso?" Damit dreht sich der Leutnant ihm zu.

„Bah," gibt der zuletzt gesprochen hat, der Fedier, zurück, der ein Kind der Gemeinde ist, zu der die Intschihütte gehört, „bah, dem Zureich sein Vater ist der größte Holzfrevler und Wilddieb gewesen talauf und talab; der da unten, der Baschi, hat's ihm nachgemacht! Ist es wahr oder nicht, Sepp?" wendet er sich an den Kameraden, der das Gespräch angehoben hat. Dieser, ein blatternarbiger Mensch mit Triefaugen und wulstigen Lippen, nickt, gähnt und meint mit einer fetten Stimme: „Und seine Mädchen erst! Die beiden ältesten sind dienen gegangen. Die erste hat ihren Dienstherrn zu St. Felix bestohlen hinten und vorn, die zweite ist sonst nicht sauber, heimkommen darf keine mehr. Wir Steger verbitten uns derlei Volk."

„Donnersschöne Mädchen sind sie gleichwohl alle," platzt der Vorlaute, Junge wieder dazwischen.

Der vierte Soldat, ein bartloser hagerer Mensch, der im Bergland fremd ist, hat nichts dazu zu sagen. Er sieht, am Hang hockend, die Ellbogen aufs Knie gestützt, nach der Hütte hinunter; der Ausdruck seiner Züge ist gleichgültig; aber plötzlich springt Leben hinein; unwillkürlich neigt er sich vor. An der Hütte unten liegt ein morscher Holztrog, in den aus einer rostigen Eisenröhre das Wasser einer Quelle fällt. Zu dem Brunnen ist ein Mädchen getreten.

„Hm," räuspert sich laut, damit die am Brunnen ihn hören soll, der, den der andre Sepp genannt hat; seine Augen glänzen. „Dem Baschi die Jüngste," murmelt er nach dem Leutnant hinüber. Die Augen von allen fünfen hängen an der am Brunnen stehenden Gestalt. Die steht wie ein schlanker junger Baum im Licht der Sonne.

„Ein Fressen wäre sie, die da," sagt der Sepp, es klingt, als schlürfe er einen Leckertrank. Das Mädchen am Brunnen hat einen Eimer unter die Röhre gestellt; mit der linken Hand hält sie ihn leicht auf dem Brunnen fest, die rechte stemmt sie in die Seite. Beide Arme sind nackt bis zum Ellbogen, sind rund, und ihre Haut, wie die des Halses, wo dieser aus dem geflickten, braunen Rock tritt, hat einen fremdartigen Schmelz. Die Gestalt ist von großem Ebenmaß, das braune Haar des schlanken Kopfes, obwohl wild und nachlässig aufgesteckt, weich und schön.

„Hm," räuspert sich der Sepp noch einmal. Die am Brunnen dreht sich um. Sie hat einen festen, feinen Mund, den ein halb höhnisches, halb allzufreies Lachen umspielt. Aus Augen, deren Pupillen so schwarz sind, daß sie wie zwei Kugeln im Weiß stehen, sendet sie einen herausfordernden Blick zu den Soldaten herauf.

Der Leutnant Marianus Renner richtet sich vom Grase auf, langsam; es soll keiner ihm ansehen, daß er Eile hat, mit der da drunten Bekanntschaft zu machen. Er dehnt und reckt sich, sein im Gegensatz zu dem starken Körper hageres, von schwarzen Bartstoppeln bedecktes Gesicht rötet sich leicht, in seinem Blick glimmt es; vielleicht aber ist es nur der heiße Schein der Sonne, der sich auch in Augen spiegeln kann. Langsam schnallt er den Säbel los und läßt ihn ins Gras klirren; einen Daumen in die Hosentasche gehängt, steigt er zu dem Mädchen hinab. Der Fedier stößt dem Sepp den Ellbogen in die Rippen; ihre Blicke kreuzen sich verständnisvoll und suchen Beifall in denen der andern.

„Der geht sich die Zeit verkürzen," sagt der, der bisher geschwiegen hat.

„Oho, der ist auf die Weiber, wie der Fuchs auf die Hühner," raunt der Fedier.

„Kennst du ihn so nah?" fragt der Ortsfremde.

„Wer den nicht kennte hier herum!" fährt der Fedier fort. „Von dem gehen ein paar Stücklein im Land. Wenn er nicht dem Ratsherrn seiner wäre zu Oberalpen, so möchte nicht immer alles glatt abgegangen sein."

Der Jüngste wiegt den Kopf. „Ach bah, wild ist er, trinken kann er, und die Weiber hat er gern, das ist wahr, aber —"

„Angehen tut es ja keinen," wirft der Ortsfremde ein, der ein ruhiger Mann ist und nicht gern über andre reden hört.

Der Leutnant steht indessen schon unten bei der Zureichtochter.

„Tag," sagt er, „kennst mich noch?" Er bohrt die Augen mit vertraulicher Dreistigkeit in die ihren.

„Ich bin auch schon da vorüber gekommen," fährt er fort, als das Mädchen aufrecht und kühl dasteht und seine Worte so gleichgültig fallen hört wie das Wasser, das schon über den Rand ihres Eimers hinausläuft. Erst jetzt dreht sie sich ihm zu und sieht ihn an. Eine Erinnerung scheint in ihr aufzudämmern; verwundert forscht sie in seinem Gesicht und läßt dann den Blick halb in Staunen, halb mit unverhohlenem Wohlgefallen über seine Uniform gehen. „Ja, seid Ihr nicht —" fragt sie.

„Der Renner von Oberalpen," hilft er nach, „fünf-, sechsmal bin ich schon mit Holz da vorbeigefahren."

Das Zureichmädchen lächelt zum Bescheid; ihre Gedanken sind indessen auf der Wanderschaft. Sie vergegenwärtigt sich die Zeiten, da sie den Renner gesehen hat. Bei einer der Schwestern, die jetzt fort ist, ist er zweimal gestanden, dessen erinnert sie sich. Auch schön getan hat er jener! Und nachher ist die Rede von ihm gegangen, und daß er ein Reicher aus dem Oberland sei.

„Habt Ihr Dienst?" fragt sie.

„Ja," gibt er zurück und streicht mit zwei Fingern wohlgefällig den erst sprossenden schwarzen Schnurrbart. „Vielleicht kann ich den ganzen Tag da um die Hütte herum hocken," fügt er hinzu. Inzwischen nimmt das Mädchen den Eimer vom Brunnen und schickt sich an, wegzugehen. Der Leutnant schießt einen blitzartigen Blick zu den Soldaten hinauf. Wenn er sich auf die richtige Seite stellt, verdeckt ihn die Hütte den Gaffern. So tut er ein paar Schritte, packt am Eimerhenkel mit an und hilft dem Mädchen das Wasser bis zum Hause tragen. Dort stellt er den Eimer mit solcher Plötzlichkeit zu Boden, daß auch das Mädchen nachgeben muß. Dann weiß er es einzurichten, daß er einen Blick zur Stalltür hinein zu tun vermag; der Zureich, der Bauer, ist nicht mehr dort. „Du hast da auch ein langweiliges Hocken," knüpft er das Gespräch mit dem Mädchen wieder an. „Halb aus der Welt! Bis zum Dorf kann einer laufen, gerad laufen kann einer."

„Ja," gibt sie zu. „Einsam ist es schon, darum sind die Schwestern fortgegangen."

Der Leutnant lehnt sich ans Haus, er hat ihre Hand zu erhaschen gewußt, mit der er spielt. Er weiß, wie einer mit Weibern umgehen soll; sie gibt sich auch nicht die Mühe, die Hand frei zu bekommen.

„Wie heißest?" fragt er wieder und zieht sie vertraulich zu sich heran. „Violanta," gibt sie Bescheid und blickt ihn dabei mit Augen an, in denen Staunen und Neugier neben einer Art stolzer Zurückhaltung leuchten.

„Den Namen hörst sonst auch landauf, landab nicht," meint der Leutnant. Sie zuckt die Achseln. „Die Mutter hat für alle drei so verrückte Namen ausgesucht," sagt sie schroff.

Die Mutter, die sie nennt, steht in dem Augenblick oben an der baufälligen Treppe, die zur Hüttentür führt und an deren Fuß der Leutnant und die Violanta noch immer verweilen. Ein zerlumptes Weib, hoch, hager, schmutzig, alt, in einem Rock, der die Spuren schweren Tragens, und mit einem Gesicht, das die Spuren schweren Lebens an sich hat. In dem lederfarbigen, runzligen Gesicht stehen schwarze Brauen und schwarze Augen; die Violanta hat sie geerbt; aber in den Zügen der Alten heben sie nur das Hexenhafte des Ausdrucks.

„Kommst bald mit dem Wasser?" krächzt sie mit einer heiseren Stimme über die Treppe herab. Dabei grinst sie den Leutnant, der des Mädchens Hand noch immer hält, mit einem frechen, gemeinen Lachen an. „Ihr könnt ja mit heraufkommen," sagt sie zu ihm; selbst dem Renner, der kein Feiner und Wähleriſcher ist, ekelt vor dem Weibe. Er wendet sich mit einer wegwerfenden Bewegung und geht davon, der Violanta einen langen Händedruck als Andenken zurücklassend. Dieser sind zwei rote Flecken auf die schönfarbenen Wangen geflogen. Sie steigt die Treppe hinauf und geht an der Mutter vorbei wie an einem Stück Holz. Es ist keine Liebe zwischen beiden.

II

Der Tag vergeht. Oben in den Matten hocken die Soldaten, vergessen, verschlafen. Der Leutnant Renner steht wieder bei der Violanta. Den ganzen Tag ist er der nachgestrichen, seinetwegen hätte von der feindlichen Abteilung die Straße herabkommen können, wer wollte. Der Renner kümmert sich den Teufel um Pflichten, wenn er seinem Vergnügen nachgeht; das hat er immer so gehalten! Drüben ist das Bataillon über den Fruttneller Berg gestiegen; auch der Stab ist ihm nachgezogen.

„Rein vergessen haben sie uns," lacht der Fedier oben an der Lehne.

Der Leutnant steht bei der Violanta an der Kapelle, die am Waldeingang oberhalb der Intschihütte sich erhebt. Diesmal hat er das Mädchen für sich; keiner stört sie.

Zu der St. Matthiaskapelle kommen die Bauern wallfahrten, wenn sie Herzensnot haben. Die hohen Waldstämme beschatten den morschen, grauen Kapellenbau. Eine Mauer schließt den kleinen Vorraum gegen den Fluß hin ab, der in der Tiefe zischt.

Der Tag ist am Versinken. Die Sonne brennt nicht mehr, dennoch ist es heiß; es ist, als dehnten sich die Felsen und Steine atmend und stießen die Glut wieder aus, die sie tagsüber eingesogen. Die Tannen stehen reglos; etwas Erhabenes liegt in der Totenstille, mit der sie ihre Wipfel über der Kapelle halten. Der Himmel ist fern, von absterbendem Blau, in dem es wie ein unbestimmtes Silberzucken kommender Sterne geht. Weitab und verloren wandern Töne wie von singenden Kinderstimmen, fast als zöge ein Kreuzzug kleiner Menschen über einen fernen Berg. Auf der Höhe im Westen von der Fruttneller Kirche her läutet die Aveglocke. Der Wind verträgt die Töne dem höchsten Wald zu, nach den Firnen hinauf.

„Ist dir der Tag nicht kürzer gewesen als sonst?" fragt der Leutnant die Violanta. Diese zuckt die Achseln und setzt sich auf die Mauer ob der Wildbachtiefe. Der Renner steht zwei Schritte von ihr entfernt. Sein Blick schleicht mit einer versteckten Gier über die schönen Linien ihres Körpers. Aus der Violanta kann ein stattliches Weib werden!

„Soll ich einmal wiederkommen?" fragt er. Seine Stimme ist nicht mehr laut; sie ist wie der heiße Atem des Abends. Dabei hat er herantretend den Arm fest um die Gestalt des Mädchens gelegt. Dieses gibt auf seine Frage gleichgültig Bescheid: „Warum nicht? Wenn Ihr wollt!" Aber dem Arm entwindet sie sich nicht, läßt es auch geschehen, daß er das Gesicht an das ihre drückt und sie küßt. Sie sieht dabei immer irgendwohin ins Leere; ihr Atem geht nicht rascher.

Der Renner flüstert ihr heiße Worte zu und umspannt sie fester mit beiden Armen; er hat etwas in seiner Art, das einem Mädchen wohl den Kopf wirr machen kann. In diesem Augenblick kommen Hufschläge durch den Wald herab. Der Leutnant lauscht unwillkürlich. Es ist leicht zu unterscheiden, daß sich ein Reiter naht. Er läßt die Violanta sitzen und tritt in die Straße hinaus. Ein Adjutant sprengt auf der Bergstraße heran.

„Vorwärts, Herr Leutnant. In Fruttnellen ist Nachtquartier. Führen Sie ohne Zögern Ihre Leute dahin."

Der Leutnant nimmt die Meldung in dienstlicher Haltung entgegen. Der Adjutant salutiert, wendet sein Pferd und sprengt seines Wegs zurück. Mit zwei Schritten ist Renner wieder bei

dem Mädchen. Er packt ihren Arm mit einem zwingenden Griff. „Morgen ist Sonntag," keucht er hastig. „Da bin ich dienstfrei. Morgen abend komme ich, hörst? Lässest mich ein, hörst? In deine Kammer, hörst?"

Sein Blick geht ganz nah in den ihren; dabei ist der seine wie ein flackerndes Feuer, der ihre verträumt, als wanderten ihre Gedanken weit ab. Er wartet ihre Antwort nicht ab, sondern wendet sich rasch und geht nach der Hütte hinab. Auch ohne weitere Worte bleibt der Violanta der aus seinem Gebaren sprechende Bescheid zurück: nein sagst du mir doch nicht!

Das Mädchen erhebt sich nach einer Weile, sie dehnt die Arme leicht, streckt sich zu ihrer schlanken Höhe und schreitet bedächtig der Hütte zu. Auf der Straße vor dieser stehen die Soldaten, ein paar Scherze fliegen ihr an, als sie vorübergeht, der Leutnant streift sie mit einem jähen Augenblitz, dann schallt seine rauhe Stimme laut und barsch: „Vorwärts marsch!" Die kleine Schar zieht bergan und waldein.

Das Mädchen steigt über die Steintreppe in die Matte hinauf, lässig wendet sie den Kopf nach den Davonziehenden. Der Zureich, ihr Vater, tritt aus dem Stalle und neben sie. „So, kommst auch wieder einmal?" sagt er. Die Violanta dreht sich wortlos von ihm ab und wendet sich der Hütte zu.

Einen Augenblick später hantiert sie oben in Stube und Küche, wo die Mutter sie mit Keifen empfangen hat. Stube und Küche in der Zureichwohnung sind widerlich verwahrlost, wie anderswo kein Viehstall. In der Stube liegt eine Kotschicht auf dem tannenen Boden, eine Staubschicht über Fenstern, Stühlen und Gerät, eine Fettschicht auf der Platte des runden tannenen Tisches. Die Küche ist heiß, schwarz, dumpf, voll Rauch, der gute Rahmen zur Zureichin, die, wie sie keifend darin steht, nur noch der Krallen und des Besens ermangelt, damit die Hexe vollständig ist.

Zu verwundern ist, daß die Violanta an sich selber so sauber ist. Dabei sticht die Ruhe und Lässigkeit ihres Wesens sonderbar gegen die hastige, verfahrene Art der verkommenen Alten ab. Eine Weile gehen die zwei Frauen hin und wider; die Violanta legt einmal auf den fetten Tisch in die Stube drei Löffel und stellt eine grüne Flasche dazu. Kurz darauf kommt der Zureich die Treppe heraufgestiegen; er trägt einen Schwall von Schweiß und Stallluft in die Stube hinein, tritt gleich an den Tisch, packt die Flasche und setzt sie an die Lippen. Erst nachdem er einen tüchtigen Zug getan hat, läßt er sich auf einem der Bretterstühle am Tische nieder. Die Zureichin trägt eine irdene Schüssel herein, mit einer unappetitlichen, dampfenden Brühe darin; mit schlürfenden Schritten — sie hat unförmige, zertretene Filzschuhe an den Füßen — geht sie zum Tisch und setzt die Schüssel nieder; weil sie diese krumm hält, läuft auf einer Seite die Brühe aus und ihr über die Hand; da flucht sie, zieht die Hand zurück und reibt sie am ekligen Rock sauber. Dann hockt sie hin, ihrem Manne zur Seite. Jetzt kommt auch die Violanta herein, setzt sich zu den beiden, die schon mit dem Löffel in der Suppe sind, und die Abendmahlzeit hebt an. Sie sind eine häßliche Gruppe; der Zureich und sein Weib lehnen weit über den Tisch, sind mit den Mäulern halb in der Schüssel, und die Brühe läuft ihnen aus den Mundwinkeln; während sie hastig essen, ist etwas Tierisches in ihrer Art. Die Violanta ißt langsamer, obwohl auch sie die schlanken Arme breit auf den Tisch gestützt hält; aber auch in ihrem Blicke glimmt das, was in den Augen der Alten leuchtet, eine Art Mißgunst, als könnte eines der andern zu viel bekommen. Mit den Blicken milchschlürfender Katzen sehen sie einander an, reden auch nicht, höchstens, daß der Zureich einmal ein wüstes Wort durch die Zähne stößt, wenn er sich an einem besonders heißen Löffel die Zunge verbrennt. Allgemach wird die Schüssel leer, eins nach dem andern legt den Löffel weg und fährt sich mit dem Arm über den Mund. Die Zureichin fängt an, von den Soldaten zu reden; die Violanta, die aufsteht und Schüssel und Löffel wegträgt, gibt hin und wieder einsilbige Antworten. Der Baschi zieht einen Brief aus der Tasche, einen schmutzigen, zerknüllten Fetzen. „Die Justina hat geschrieben," sagt er. Dabei dreht er den Brief in den schweren, schwarzbraunen Händen und buchstabiert noch da und dort ein Wort. „Ein Paket schickt sie noch," erzählt er weiter, und ein widerlich vergnügter Ausdruck macht sich in seinen groben Zügen breit. Die Alte nimmt ihm den Brief aus der Hand und liest ihn mit einer unbäurischen Fertigkeit; das Leben hat sie in ihrer Jugend einmal nach einer großen Stadt verschlagen, wo sie neben vielem Schlimmen auch einiges Gute, so das Lesen, gelernt hat.

„Kleider schickt sie heim, die Justina," zählt sie aus dem Brief lesend auf, „einen Hut für dich von ihrer Frau," erklärt sie nach der Violanta hinüber. Dann stockt sie und grinst. „Und einen Ring," fährt sie dann mit einem merkwürdigen Kichern, das wie das Ueberbrodeln einer in ihr kochenden Schadenfreude ist, weiter fort, „einen Ring, den sie gefunden hat, einen beim Eid ganz goldenen."

Der Zureich, den manchmal doch die landesübliche Ehrlichkeit sticht, fährt trocken darein: „Die Frau, der Justina ihre, hat ihn verloren. Wenn sie sich nur nicht einmal die Finger verbrennt, das Mädchen."

Die Zureichin zuckt leichtfertig und wortlos die eckigen Achseln. Die Violanta ist auf dem

Weg vom Tisch zur Stubentür plötzlich und unwillkürlich stehen geblieben wie vor einem Stein, über den sie nicht hinüberkommt. Sie dreht den Kopf nach den Alten zurück und weiß selber nicht, was ihr ist. Etwas in ihr bäumt sich auf, aber um ihr Leben könnte sie nicht sagen, was es ist; denn es ist in der Stube nichts geschehen, was außergewöhnlich wäre. Sie geht dann hinaus, still, ohne weitere Gedanken, nur ein Gefühl an sich, als ob sie an Händen und Füßen Ketten schleife. Dieses Gefühl verläßt sie an dem Abend nicht, weshalb sie auch, wie einer eben dem Bett zuschleicht, den die Beine nicht mehr willig tragen, früher als sonst über die Leitertreppe nach der Kammer hinaufsteigt, die im Giebel der Hütte liegt. Die Kammer liegt nach hinten hinaus; mit einem währschaften Sprung kann einer von ihrem Gesimse den steilen, grünen Mattenhang erreichen.

Die Violanta, als sie mit einer lässigen Bewegung die Tür der Kammer aufstößt, erschrickt fast vor der Helle, die darin herrscht. Auf der Leitertreppe ist es dunkel gewesen; auf den staubschwarzen Brettern des Kammerbodens, über dem einen Stuhl mit dem Scherben von einem Waschbecken darauf und über dem Bett mit dem flickigen Bezug liegt ein Lichtschein so hell wie fast am Tag. Das Fenster steht offen, eine milde Kühle quillt herein; auf seinem Gesimse ist der Lichtschein am hellsten; dort sieht es sich an, als sei flüssiges Silber über das dürre, gesprungene Holzwerk gegossen; es flirrt und zuckt in kleinen Tümpeln, wie wenn aus einem Regen milde Wässerlein zurückgeblieben wären; der Mond ist auf.

Mit derselben lässigen Art, mit der sie hereingekommen ist, ergreift die Violanta ihren Stuhl, bringt ihn mit einem Schwung ans Fenster und setzt sich mitten in den weißen Mondschein hinein, setzt sich so jäh hinein, daß es ist, als sei eine ins Wasser gesprungen und gehe ein leises Sprühen glänzender Tropfen rings um sie. Dann kommt der Schein wieder zur Ruhe, und es ist, als fließe er ihr zärtlich über Schultern und Arme, in jede Linie des Antlitzes und über den braunen, schlanken Kopf. Wie aber der Schein jeden der Züge hell überleuchtet, zeigt es sich, daß die Violanta ein Gesicht hat, an dem, wenn es wie jetzt den Himmel anstaunt, der Herrgott sein Wohlgefallen haben kann. In dem Lichtschein zeigt sich die hohe, glatte Stirn, die Nase, die einen so geraden und feinen Bug hat, daß er im Mondschein wie ein frischer Messerschnitt schimmert, die festen schmalen Lippen und das schön geformte Kinn; der Kopf steht aus den Fetzen des Gewandes, dem Schmutz der Kammer auf wie ein zum Trödler getragenes Kunstwerk aus dem Allerlei seiner Bude.

Die Violanta stützt den Kopf in die eine Hand und sieht in die helle Nacht hinaus; sie lehnt schwer an der Brüstung und gähnt; es macht sie schläfrig, daß sie noch immer ein Unbehagen an sich hat, aus dem sie nicht klug werden kann. Sie muß mit lässigen, traumartigen Gedanken an den Leutnant denken. Halb verschwommen fühlt sie noch die Freude an den Schmeichelreden, die der Reiche von Oberalpen für sie gehabt hat, und ein kindisches Wohlgefallen an seinem glänzenden Soldatenrock. Dann erinnert sie sich seiner Worte, daß morgen Sonntag ist und daß er kommen will. Dabei neigt sie sich unwillkürlich mehr aus dem Fenster und schaut auf die grüne Lehne hinab. Fast ist ihr, als stände er schon da unten und riefe leise herauf: ‚Laß mich ein, du!‘ Das Herz schlägt ihr um keinen Schlag rascher. Eine leise Neugier ist in ihr, wie es sein wird, wenn er wirklich kommen und dort stehen wird! Und ob sie ihn einläßt? — Bah, warum nicht? — In der Intschihütte geschieht allerlei, was andernorts nicht geschieht! Daß einer im Offiziersrock zu Besuch kommt, ist zwar etwas Neues, aber warum sollte man nicht etwas Neues erleben wollen!

Als ihr unter dem Mondlicht und den Gedanken der Kopf ins Nicken kommt, steht sie auf, entkleidet sich und legt sich ins Bett. Sie ist so schläfrig, daß sie schon im Sichlegen einschläft und das Niederliegen wie ein Sinken empfindet. Sie fühlt sich sinken, sinken — tiefer und tiefer. Plötzlich fährt sie noch einmal auf; es ist ihr gewesen, als schlage ihr Körper im schmerzhaften Fall plötzlich auf. Sie öffnet die Augen weit und groß, das Bewußtsein kehrt ihr zurück, aufrecht im Bette sitzend sieht sie die vier Wände der Kammer an: Da bist, du! Da legt sie sich wieder und läßt den Schlummer an sich kommen.

Als sie erwacht, ist der Sonntag da. Er schaut mit demselben heißen, blauen Himmel zum Fenster herein wie der gestrige Tag und hat denselben heißen Atem. Dabei vergeht er noch langsamer als ein Werktag, weil er keine Arbeit bringt. Gegen den Mittag fällt der Violanta ein, daß heute der Tag ist, an dem die Offiziere Urlaub haben und an dem der Renner kommen will. Bah, der wird schön wegbleiben, denkt sie und kümmert sich nicht. Wenige Augenblicke später sieht sie eine Schar dienstfreier Soldaten Steg zu an der Hütte vorüberziehen. Der Fedier von der Halde ist darunter, erzählt den andern etwas im Vorübergehen, lacht und jauchzt eines herauf. Da ist der Violanta, als ob der Renner doch kommen könnte.

Am Abend, als es dunkel ist, kommt er wirklich. Er steht nicht an der Halde und ruft: ‚Laß mich ein, du,‘ aber als die Violanta das Wasser vom Brunnen holt, steht er plötzlich hinter ihr, legt die Arme fest um sie und sagt: „Da bin ich!“

Eine Weile plaudern sie zusammen; dann will sie gehen. „Du kommst wieder," sagt er.

Ohne Antwort geht sie fort, aber wie er es verlangt hat, kommt sie nach einer Stunde zurück. Er staunt über die eigentümliche Ruhe, mit der sie alles, auch sein Schöntun, über sich ergehen läßt. Sicherer wird er, legt auch mit festem Griff den Arm um ihre Hüfte. Nach einer Weile sagt er: „Hier könnte mich einer sehen, in der Uniform!"

Sie horcht auf und sieht ihn neugierig an. „In deiner Kammer sieht mich keiner," sagt er dann wieder. Als er es ein paarmal gesagt hat, steht sie wortlos auf und geht ihm voran hinauf in die Kammer, gleichgültig, wie im Traumwandel. —

Dann lugt in die Kammer der Violanta der dritte Tag, kühl und frisch. In der Nacht ist ein Wetter niedergegangen; ein kühler Ostwind bläst. Aus der grünen Lehne steigt ein leiser Dampf. Silbertropfen hängen an den Gräsern und an den Aesten der nahen Tannen. Einmal, als ein Vogel durch das dunkle Nadelgeäst streicht, geht ein Sprühregen glitzernder Tropfen auf den Waldboden nieder. Die Violanta steht am Fenster und sieht es; sie erschrickt, als wäre der Tropfenschauer ihr über den Nacken gegangen. Sie ist halb angezogen, Hals und Arme sind bloß; diese trifft der starke, frische Windstoß, der über die Lehne herabgefahren kommt und sich durchs Fenster zwängt, als wolle er das Mädchen wegdrängen. Unwillkürlich legt sie die Hand an den Fensterpfosten, wie zum Halt; und so klein der Widerstand ist, den sie leisten muß, so weckt doch die unscheinbare Anstrengung eine seltsame, in ihr schlummernde Kraft. Ihre Gestalt reckt sich unwillkürlich; von ihrer Stirn springt es wie ein eiserner Ring, der sie umspannt hielt. Der Kopf ist ihr dumpf gewesen und wird ihr plötzlich frei, ist plötzlich voller klarer, schmerzlich klarer Gedanken.

„Jesus Maria," sagt die Violanta.

Das Einschlafen fällt ihr ein, da ihr gewesen ist, als ob sie sinke, sinke und plötzlich mit schmerzhafter Wucht aufschlage. Und dann ist ihr, als sei das Aufschlagen in diesem Augenblick erfolgt, heftig, Kopf und Glieder und Sinne erschütternd. „Jesus Maria," sagt sie noch einmal. Ein unsäglicher Ekel erfaßt sie plötzlich. Sie sieht die vier Kammerwände an. Eng ist ihr darin! Lange hat sie darin und in der Hütte gewohnt! Und heute, jäh, wie vom Himmel gefallen, erfaßt sie ein Ekel vor Kammer und Hütte! Hastig zieht sie sich an. Als sie hinausgehen will, fällt ihr Blick auf den Stuhl, wo das Waschbecken steht; eine kleine, wertlose Tuchnadel liegt neben dem Becken; das gelbe Metall glänzt in der Helle, die durchs Fenster strömt. Das Mädchen ächzt; der Laut ist fast wie ein unterdrückter Wutschrei. Das hat e r ihr mitgebracht, er, der Marianus Renner! Und sie hat es willig genommen, gestern abend noch! Selbst Freude hat sie daran gehabt! Aber jetzt! Sie geht auf den kleinen Gegenstand zu, faßt ihn und schleudert ihn durchs Fenster in weitem Bogen an die Lehne hinauf. Dann geht sie hinab an die Arbeit. Sonst hat sie sich behäbig Zeit genommen, heute schüttert der Boden unter den festen, raschen Schritten, mit denen sie in die Küche tritt. Sie nimmt den Milcheimer vom Nagel und macht sich auf den Weg zum Stall. Auf dem Flur begegnet ihr die Mutter. Die sieht sie mit einem höhnischen Ausdruck an, sieht ihr gerade ins Gesicht, als sollte sie, die Violanta, die Augen senken. Ein Guttaggruß geht nicht zwischen ihnen.

„Wo ist der Renner hingekommen gestern abend?" fragt die Alte unvermittelt; ein häßliches Grinsen begleitet die Worte. Die Violanta zuckt die Achsel. „Weiß ich's?" sagt sie. Aber sie ist totenbleich dabei, und während sie weitergeht, ist ihr, als sollte sie sich umdrehen und ausspeien vor der eignen Mutter.

Eine Weile später hocken der Zureich und sein Weib zusamt dem Mädchen über ihrer Morgenmilch. Sie reden nicht viel; die Zureichin stichelt ein paarmal: „Der ist bald wieder gekommen, der Renner," und dergleichen. Die Violanta schlürft die Milch, sieht starr in den Tisch und sagt kein Wort; sie steht wieder auf und geht hinaus. Auch in der Wohnstube ist ihr eng, als hielte sie es nicht mehr aus darinnen. Dann steigt sie wieder nach ihrer Kammer hinauf; es ist ihr, daß sie noch etwas mit sich auszumachen hat. Sie setzt sich auf den Stuhl, staunt vor sich hin und rechnet ab: ‚Was ist denn?'

Die Gedanken kommen ihr. Verrufen sind wir immer gewesen! Dem Urgroßvater haben sie den Kopf abgeschlagen. Seitdem sind alle Zureich verrufen. Von der Mutter reden sie schlecht, haben sie alleweil geredet, von den Schwestern auch. Und mit Recht! Was nur wieder in dem Brief gestanden hat vorgestern! Dann ist e r gekommen! Ganz gern hat sie ihn kommen sehen! Ganz gern hat sie sich schön tun lassen. An nichts ist er groß schuld, der Gast! Und jetzt! Aufgeschlagen ist sie — im Fallen, wo es tiefer nicht ging — und erwacht!

Die Violanta steht von ihrem Stuhle auf, eine alte Kiste, die an ihrem Bette steht, macht sie auf und kramt darin und packt ein Bündel. Das geht alles sicher und schnell; den Sonntagsrock zieht sie an, das Werktagsgewand packt sie auch noch dem Bündel bei. Dann geht sie in die Stube hinunter. Sie ist leer. Vater und Mutter aber hört sie unten am Hause reden, und hinunter steigt sie, gerüstet wie zur Reise. Der Vater hat ein Beil in Händen und den Tragkorb

auf dem Rücken; die Mutter langt sich einen zweiten Korb von einem Nagel am Haus, wo das breite Dach schützt, was daran hängt. Als ihre Blicke auf das Mädchen fallen, schießt ein jähes Staunen darin auf.

„Wa—, was ist mit dir?" fragt der Zureich.

„Ade, Vater," sagt Violanta und drückt ihm flüchtig die kräftige Hand, die das Beil hält. „Ade, Mutter!" Nach der Alten sieht sie sich kaum um.

„Bist verrückt?" sagt die Zureichin, als sie Worte findet.

„Ich gehe fort," sagt die Violanta. Sie steht kerzengerade in den Schuhen; der Kopf sitzt ihr im Nacken, als sagte sie: ‚Halte mich einer, wenn er kann.'

„Bist verrückt!" murrt da auch der Zureich.

„Ich gehe einen Dienst suchen," gibt das Mädchen, schon einen Schritt entfernt, Auskunft. Da bekommt der Alte einen roten Kopf. „Warum?" fragt er.

„Es gefällt mir nicht mehr da."

„Warum?" kreischt die Zureichin, die das Staunen wild macht.

„Es gefällt mir einfach nicht mehr." Mit dem wendet sich das Mädchen zum Gehen. Aber die zwei Alten fahren hinter ihr her. An jedem Arm halten sie zwei krallende Hände. „Da bleibst! Bist verrückt? Ich will dich lehren!" schallt es durcheinander.

„Laßt mich," keucht die Violanta. Ihre Augen glimmen. Sie hebt die festen Arme mit einer mächtigen Bewegung und schüttelt die Alten von sich. Ein paar Sprünge bringen sie aus ihrem Bereich. Der Vater stürzt ihr nach. Da beginnt sie zu laufen und stäubt straßan in den Wald.

„Von der Polizei lass' ich dich heimholen," kreischt der Alte hinter ihr. Sie jagt davon wie der Sturm. Er holt sie bei weitem nicht ein. Als sie tiefer in den Wald hinein gelangt ist, mäßigt sie die Eile; vor und hinter ihr ist die Straße leer und still. Dem Vater ist das Nachkommen verleidet. Sie bleibt stehen und lauscht. Zu beiden Seiten der Straße stehen die mächtigen Tannen, ein Stück bergan enden die dunkeln, stillen Baumwände, liegt die Straße frei und schimmert weiß herab. Dort streben die Matten zur Linken und zur Rechten steil an, über diesen steht wiederum düsterer Wald, kahles Felswerk ragt aus ihm auf, schroff, spitz, turmschlank oder wie Wälle und Mauern, hoch oben aber, weiß und klar und groß, schimmern Schneegipfel und Firne. Das steht alles im Norden an den wolkenlosen Himmel gebaut. Der Violanta, die sich mit einem Aufatmen bergan auf den Weg macht, sicher geworden, daß keiner mehr sie verfolgt, schlägt ein kühler Wind entgegen, der wie ein Atemzug jener fernen Firne ist. Da läßt sie ihr Bündel fallen, die Arme gleiten ihr zu beiden Seiten herab, die Brust dehnt sich. Unbekümmert, ob einer und wer sie hört, selber kaum wissend, was sie tut, stößt sie einen wilden, gellenden Schrei aus. Als sie geschrieen hat, ist ihr leichter zu Mut, freier, so, als seien schwere Eisen von ihr gefallen.

III

Die Violanta Zureich dient zu Anderhalden. Zwei Dörfer nur hat sie über Intschi hinaus zu gehen brauchen und hat Unterkunft gefunden. In der Tür — in der und jener Tür steht manchmal das Glück, wenn's einer nur sähe im Vorbeigehen —, in der Kreuzwirtshaustür hat die Wirtin, die Hoferin, gestanden, als die Violanta straßdaher gekommen ist. „Nun, wohin willst mit deinem Bündel, Mädchen?"

„Bah, weiß selber nicht recht, wohin. Zu Schattenhalb, habe ich gehört, in den Wirtshäusern kommt eines gern als Magd unter, da —"

Die Hoferin sieht das Mädchen an, einmal von oben nach unten, einmal von unten nach oben. „Ich brauchte eines, das fegen und schaffen will," sagt sie; „wenn du willst, kannst dir den weitern Weg ersparen." —

So ist die Violanta im Kreuzwirtshaus eingestanden. Ein halbes Jahr lang dient sie nun schon da, treu und recht.

Die junge Kreuzwirtin, eine aus dem Oberland, und eine, die im Unterland noch wenig umhergekommen ist, muß längst erfahren haben, daß sie ein Mädchen ins Haus genommen hat, die kein Engel ist und aus keinem Himmel herkommt. Aber wenn sie um der Violanta ihre Herkunft weiß, so läßt sie sich nichts merken; denn das Mädchen geht durchs Feuer für die blonde, gesundwangige Hoferin und ihren geraden, rechten Mann, den Kreuzwirt; so gut sind beide zu ihr. Nichts hat dem Mädchen den Frieden gestört, seit sie in Anderhalden sitzt, nicht einmal der Vater, der Zureich, mit seiner Polizei. Gekommen ist der freilich einmal. In der Wirtsstube hockt er eines Tages über einem Schnapsglas. Da tritt die Violanta ein. Wohl oder übel muß sie ihm guten Tag sagen; aber er tut ganz zahm. „Eine rechte Stelle hast hier, du," raunt er ihr zu. „Hast etwas Geld?" fährt er fort. „Wirst dann wissen, daß du auch hie und da etwas heimzuschicken hast, wie die andern, hörst?"

Als sie ihm ein paar blanke Franken hergeholt und mit einer fast verächtlichen Bewegung zugeschoben hat, schmunzelt er, ist freundlich, wie einer beim Erben, und geht nach einer Weile zufrieden davon. Die Violanta weiß, was sie zu tun hat, damit er nicht so bald wiederkommt; von jedem Lohn schickt sie einen rechtschaffenen

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Traubenlese

Nach dem Gemälde von A. Salinas

Teil talab, dabei ist ihr Gedanke jedesmal: „Jetzt hast dich wieder losgekauft.“ Und das Herz schlägt ihr vor Freude, wenn sie das Geld los ist.

An einem Sonntag erfährt die Violanta in der Wirtsstube eine Neuigkeit! Herrgott, was für eine Neuigkeit! An Sonntagabenden muß sie der Hoferin immer an die Hand gehen, denn da sitzt die Schenkstube voller Bauern. Die Bauern sind gut aufgelegt, haben heiße Köpfe und weibermäßig eifrige Zungen. Auch heute ist die Stube voll Rauch und Weindunst und von Stimmengewirr und Gelächter laut. Aus allem Lärm tönt plötzlich ein Name hervor.

„Der Marianus Renner!“

Die Violanta, die in einer Stubenecke steht, fährt zusammen und wird bleich. Sie legt die Hand fest auf die Lehne eines Stuhls, blickt scheinbar gleichgültig aus dem Fenster und hört dem Gespräch zu, an dem bald der ganze Haufe der Gäste teilnimmt.

„Jetzt ist er nach Amerika, dem Ratsherr seiner, der Marianus Renner von Oberalpen!“

„Lang genug hat er's getrieben!“

„Ins Grab bringt er seinen Vater, den Ratsherrn, der Marianus. Ein Ehrenmann ist er, der Alte! Man sollte es nicht glauben, daß ein so faules Reis an einem kerngesunden Baum stehen kann!“

„Von klein auf ist er so gewesen, der Marianus, wild, nicht zu regieren, falsch, hinterrücks! Mit zwölf Jahren hat er des Babesepps Christen die Uhr gestohlen, mit vierzehn Jahren einem armen Buben von Oberalpen im Streit das Messer ins Bein gestochen. Von da an hat es zu Oberalpen keine Ruhe gegeben mit ihm. Kein Mädchen ist vor ihm sicher gewesen. Der Alte hat immer wieder in den Sack greifen und zahlen müssen!“

„Den Narren hat er aber auch gefressen an dem Buben, der Alte. Schwach ist er gewesen, wenn's um den gegangen ist!“

„Er ist auch ein schöner, starker Mensch, der Marianus! Im Soldatenrock hat er stramm ausgesehen!“

„Den hat er jetzt auch ausziehen müssen, den Soldatenrock. Mit Schimpf und Schande haben sie ihn davongejagt, weiß der Himmel, was es da gegeben hat! Das und eine neue Geschichte mit einer Magd, das hat dem Ding den Bogen gegeben. So bald kommt der nicht wieder zurück übers Wasser.“

So weit sind die in der Wirtsstube mit ihren Beiträgen zu des Marianus Renner schönem Lebenslauf, als die Wirtin die Violanta um Wein in den Keller schickt. Als sie zurückkommt, kann sie gerade noch hören, wie der alte Schulmeister, der Lusser-Toni, mit seiner heiseren Stimme sagt: „Und doch hat der Lump, der Marianus, einen Bruder, der so brav ist, wie er leid.“

Zwei Dinge gehen der Violanta nachher im Kopf herum. Zum ersten: Fort ist er, der Marianus, fort übers Meer! Und so bald kommt er nicht wieder! Sie streckt sich, streitfroh fast, noch mehr, wie einer, dem eine Last von den Schultern gefallen ist. Besser ist besser! Recht weit fort! Ihr kann's recht sein! Als ihre Gedanken von dem Marianus lassen, ist eine leise Neugier in ihr, was der andre für einer sein mag, der, der so brav sein soll, wie der Marianus schlecht ist.

Die Neugier schläft wieder ein, Wochen vergehen, dann kommt ein Tag, an dem die Neugier wieder wach werden kann, wenn sie will.

„Violanta,“ ruft die Hoferin. Sie sitzt nähend in ihrer Wohnstube, dem großen saubern Raum, der über der Schenke liegt, sitzt allein an dem langen, wachstuchbedeckten Tisch, an dem zu Mittag die ganze Herde Dienstvolk mit Bauer und Wirtin zum Imbiß sich niederläßt. Der Hofer, ihr Mann, der breitschulterige Mensch mit dem braunen Kraushaar und dem festen braunen Schnurrbart, steht hemdärmlig, die Arme in die Seite gestemmt, vor einem Oelfarbendruckheiligen, der an der Wand hängt, und an dem er weiß Gott was Schönes sieht. Die Tür nach dem Flur hinaus steht offen. Durch die kommt die Violanta gegangen.

„Ja,“ sagt sie, als sie über die Schwelle tritt. In dem „Ja“ liegt die Antwort auf den Ruf der Hoferin, und zugleich die Frage, was sie soll.

„Du, los',“ sagt die Wirtin; „mach die Tür zu,“ fügt sie hinzu und stichelt fleißig weiter am Nähzeug. Der Hofer läßt seinen Heiligen hängen, legt die Hände auf den Rücken und wendet sich nach der Violanta um. Die steht in einem saubern Rock, der von der schlankeren Hoferin stammt und ihr knapp paßt, so daß sich erst recht zeigt, wie sie wie ein fester, junger Baum gewachsen ist. Der dunkle Kopf sitzt gerade auf dem wachsbleichen Nacken; die Weiber dazuland gehen alle vornüber gebeugt, wie unter einem heimlichen Joch, aber die Violanta steht da, als gehöre die halbe Welt ihr. Der Hofer ist kein Weibernarr, aber es poppert ihm sonderbar unterm Hemdlinnen, während er vielleicht zum erstenmal, seit sie im Hause ist, das Mädchen lang und mit Muße betrachtet.

„Das ist jetzt so,“ beginnt die Hoferin zur Violanta, legt die Arbeit auf den Tisch und beugt sich ein wenig vor. „Du solltest nach Oberalpen für ein paar Tage, zu meiner Mutter; der ist die Magd davongelaufen.“

„Nach Oberalpen?“ frägt die andre. Die Frage kommt hastig, und blitzähnlich zeigt sich in den weißen Backen ein Schimmer, wie von einer Blutwelle. Dann faßt sie sich. Er ist ja nicht mehr dort, fährt es ihr durch den Sinn. „Nach Oberalpen?“ wiederholt sie ganz ruhig, „ja, ja, wenn Ihr es haben wollt, warum nicht.“

„Aber du mußt heute noch gehen,“ fährt die

Wirtin fort, „er“ (sie nickt nach ihrem Manne hin) „nimmt dich mit auf den Wagen. Pack zusammen, was du haben mußt für ein paar Tage.“

„Ja — gut,“ sagt die Violanta, dreht sich um und will gehen.

„Wenn,“ beginnt die Hoferin wieder, — es scheint ihr ein Gedanke zu kommen, — „wenn es sich gut anläßt mit euch beiden, könntest auch gerade dort bleiben bei der Mutter.“

Das Mädchen sieht sie an, schlägt den Blick nieder und nickt wie eine, die nicht nein und nicht ja sagen will. Der Hoferin scheint der plötzliche Plan zu gefallen. „Es ist mir darum zu tun, daß die Mutter versorgt ist,“ spricht sie weiter. „Sie ist eine schwache, unbeholfene Frau, sie muß eine haben, die schaffen kann und will, das kannst und willst, du.“

Bei dem Lob gleitet ein flüchtiges Lächeln um den Mund der Violanta.

„Schön hat's eine bei der Frau,“ läßt sich der Bauer vernehmen. „Kannst dich nur zusammennehmen, daß dich gut hältst.“

„Ein Ausbund bist noch nicht,“ wirft die Hoferin wieder ein, die ein Lied singen könnte, wie sie dem Zureichmädchen all' die Monate her Ordnung eingetrichtert hat. „Aber guten Willen hast!“

Die Violanta murmelt etwas davon, daß sie sich Mühe geben will, hat aber wenig Demut in ihrem Wesen. Indessen nimmt der Hofer seinen Rock vom Nagel und wirft ihn über die Achsel. „So mach dich fertig,“ sagt er, sich zur Tür wendend, zu der Magd, „in einer Stunde fahren wir.“ Sie nickt, geht aufrechten Schrittes, wie immer, hinaus und steigt zu ihrer Kammer hinauf, ihre Siebensachen zum zweitenmal in ein Bündel zu schnüren. Diesmal wird das Bündel schon größer, die Hoferin ist eine freigebige und hat der Violanta mit allerlei Gewandstücken nachgeholfen. Während diese packt, kommt sie die Reue an, daß sie mit dem Fortgehen einverstanden gewesen. Sie ist noch zu frisch aus einer Welt herausgestiegen, der entronnen zu sein sie alle Tage aufatmend dem Herrgott dankt, als daß sie nicht eine geheime Furcht empfände, der Weg, den sie ins Ungewisse antritt, möchte sie wieder rückwärts statt vorwärts bringen. Dann aber schlägt sie die Besorgnisse mit dem sich selber eingeredeten Trost nieder: kannst ja zurückkommen, Violanta, wenn's dir in Oberalpen nicht gefällt!

Bald darauf sitzt sie neben dem Kreuzwirt auf dem Brettsitz seines Leiterwagens, hat Sonntagsstaat an, ein schwarzes Kleid, in dem sie ganz fürnehm aussieht, und reicht noch einmal der Hoferin, die ihr gute Lehren gibt, mit einem festen „Ich will's recht machen, Frau“, die Hand. Dann zieht das kleine struppige Bergpferd an, und die Fahrt geht talauf. Die Häuser von Anderhalden bleiben bald zurück. Nun ist die Aussicht wieder die, wie sie weiter unten im Tal auf der Violanta ihrer ersten Reise gewesen ist, eine breite, wie eine Schlange sich hinauf ins Gebirge windende Straße, ein Wildbach, ihr bald zur Rechten, bald zur Linken, grüne Lehnen, graues Gebirg, hoch unter dem Himmel herab schimmernde Firnzinnen. Nur der Wald kommt immer mehr hinter die bergan Fahrenden zu liegen, es wird kahler über ihnen, näher treten die Felswände zusammen; fast ist es, als müßte das Pferd nach kurzer Reise gegen einen Bergwall prallen, in dem kein Durchweg mehr ist. Der Tag ist just so klar, wie der Violanta ihr erster Reisetag gewesen. Der Wind, der ihr entgegenweht, ist frischer, fast rauh; das Mädchen beut ihm gern den bloßen, dunkeln Kopf; es wird ihr sonderbar leicht hinter der Stirn und klar; leicht ist ihr auch im Herzen, obwohl die Neugier darin wach ist, wie es abermals mit ihr werden wird.

Der Hofer neben ihr knallt mit der Peitsche, pfeift eines vor sich hin, steckt auch einmal eine Pfeife an; gesprächig ist er nicht groß, obwohl er manchmal der Violanta ein Wort hinwirft oder mit dem Peitschenstiel zeigt, wenn es am Weg irgend etwas zu sehen gibt, was dem Mädchen neu sein kann. So fahren sie durch Schattenhalb, auf das der gewaltige Rotfirn niederleuchtet, fahren in die finstere Schöllenenschlucht hinein, wo die Straße sich wie scheu an den Felswänden hindrückt, fahren hinauf und hinauf, durch ein ganz nachtschwarzes Felsentor zuletzt, und fahren auf einmal auf einem taleben Weg in ein weites, flaches, grünes Land hinein, um das herum, wie riesige Häge die Alpweide schützend, grüne, baumlose Hügel stehen. Hinter den Hügeln ragen die Felsen neuer Gebirgsstöcke auf, und ein ganzer Kranz in der Sonne flammender Gletscher ist über den höchsten Saum der das Bergtal grenzenden Gottesmauern gelegt.

Der Hofer sieht die Violanta an und lacht: „Gelt, da bist noch nie gewesen?“ sagt er. Was er nicht beifügt, klingt aus seiner Stimme: Gelt, da oben ist's aber schön!

Das Mädchen tut einen tiefen Atemzug, der in einem stockenden Seufzer endet. „Jesus!“ sagt sie; vor Staunen hat sie kein andres Wort. Der Wagen rasselt die Straße weiter, einer Häusergruppe zu, die mitten auf dem grünen Mattenteppich vor ihnen steht. Die Sonne leuchtet auf sie nieder, Staub steigt unter den Wagenrädern auf, aber der Wind hat da oben einen so kernfrischen Atem, daß der Staub nicht in die Höhe kann. Auf ihrem Brett sitzen der Hofer und die Violanta und baden in dem Herrgottsleuchten der Sonne und in der Firnluft, und einer, der hinter ihnen auf der Straße stände, müßte sich sagen, daß die zwei großen, starken, gerade gewachsenen Menschen prächtig in die einsame, wilde und schöne Welt hineinpassen.

Vom Staub der Landstraße rasselt der Wagen hinweg auf das Holperpflaster von Oberalpen; das Fuhrwerk ächzt und klappert, der Hofer und das Mädchen schüttern auf ihrem Brett wie die groben Steine, die beim Sanddurchwerfen oben auf dem Siebe bleiben. Dann sagt der Hofer ein lautes „He — ho — ho", und sein Gaul bleibt zwischen zwei Steinhäusern stehen, die beide fürnehm dicht an die Gasse gebaut sind. „Da sind wir," sagt der Hofer, hängt die Zügel ein und springt ab; auf der andern Wagenseite klettert die Violanta herunter.

„Da hinein?" fragt sie und dreht sich dem Hause zu, dem sie zunächst steht. „Da herüber," winkt der Hofer, „das dort ist dem Ratsherrn selig, dem Renner sein Haus."

„Dem Ratsherrn selig?" sagt die Violanta; dabei bleibt sie unwillkürlich stehen und schaut an dem großen Gebäude empor, das mit seinen dicken Steinmauern und seinen langen, hoch über der Straße gelegenen Fensterreihen aussieht wie ein alter Festungsbau. Als sie an des Hofers Seite tritt, läßt auch er die Augen an den Fenstern haften, die alle durch Laden verschlossen oder sonst verhängt sind, so daß das Haus wie ausgestorben scheint. „Gestern nacht ist er gestorben, der Ratsherr," raunt er der Violanta zu. Die hört, in Gedanken verloren, nur halb, was er sagt; es bedrängt sie, daß das Rennerhaus so nah steht. Alle Tage wird sie es vor Augen haben müssen! Der Hofer ist ganz voll von seiner Nachricht, daß der Ratsherr Renner tot ist. „Den hat doch der Marianus auf dem Gewissen," sagt er, während sie sich ihrem Wegziel, dem Haus der Nagerin, zuwenden. Dieses ist nicht so schwerfällig wie das benachbarte, aber stattlich steht es da für ein Bauernhaus, trägt an den Mauern einen graudunkeln Bewurf und an seinen drei Stockwerken freundliche grüne Laden. Die Laden des Erdgeschosses sind geschlossen; da wohnt niemand. Im ersten Stockwerk hat die Nagerin ihre Wohnung; im zweiten wohnt der Bauer mit Frau und Kinderschar, der bei der Nagerin Landpächter ist. Der kommt eben vom Gaden hinter dem Hause nach vorn gegangen, hilft dem Hofer das Pferd abspannen und führt es nach dem Stall, während dieser mit Violanta in die Haustür tritt.

Der Kreuzwirt stampft dem Mädchen voran die knarrende Holztreppe hinauf; auf einen nicht just hellen Flur gehen ein paar Türen, von denen öffnet der Hofer eine und tritt in eine mächtige Stube, deren eine Wand aus lauter Fenstern besteht, die wenig und einfaches Gerät, Stühle, einen großen Tisch, ein Büfett und eine Truhe hält, hellgelbes Täfelwerk und eine niedere vertäfelte Decke hat. In der mächtigen Stube sitzt in einem lederbezogenen alten Armstuhl ein kleines Weib, die Nagerin.

„Guten Tag, Mutter," sagt der Hofer, wirft den Rock, den er all die Zeit nicht angehabt, über eine Stuhllehne, geht zu der alten Bäuerin und nimmt ihre verschrumpfte schmale Hand in seine breite.

„Gut Tag," giebt die Nagerin zurück; ihre Stimme tönt wie ein leiser Schlag auf Scherben gegenüber der dröhnenden des Bauern; sie kommt aus einem schmächtigen Leibe.

„Die Frau grüßt Euch," fährt der Hofer fort, „und da schickt sie Euch eine für die Not zum Haushalten."

Violanta ist zögernd eingetreten; sie steht mit ihrem Bündel noch neben der Tür, schlank und aufrecht, und sieht still nach der Alten hinüber. Ein Zug in deren Furchengesicht macht ihr das Herz warm. Da hebt die Nagerin die seltsam ausdrucksleeren hellgrauen Augen, die fast wie Blindenaugen aus hundert Falten und Fältlein blicken, und etwas wie ein Lächeln liegt um ihren schmalen Mund. „Ihr meinet es immer gut," spricht sie zu dem Hofer hinüber, aber die Violanta scharf betrachtend, „ein paar Tage hätte ich mir schon helfen können. Es ist aber auch so recht. Dank Euch auch!

„Stell ab, Mädchen," sagt sie dann zu Violanta, langt einen Stock hinter ihrem Stuhle hervor und hebt an, nach dem Büfett zu humpeln, dem Bauern einen Trunk herauszulangen. Derweilen plaudert sie in einer stillen, langsamen Weise. „Ja, ja, so sind sie, die jungen Mädchen. Wenn einer ihnen den Kopf verdreht, gilt kein Verstand mehr und keine Pflicht. Ist mir das Trini, mein Mädchen, weggelaufen, einzig, weil halt ihr Schatz sich ins Tal als Knecht verdungen hat."

„Es wird ihr bald genug leid sein, das Fortlaufen," sagt der Bauer mit seiner Polterstimme und läßt sich am Tische nieder. Die Nagerin stellt ihm den Wein hin, legt Brot dazu, das Glas fehlt ihr noch. Als sie sich danach umwenden will, steht die Violanta am Büfett, greift hinein und setzt ein Glas auf den Tisch. Die Nagerin lächelt wieder; es ist, als gehe ein Sonnenschein über ihre Züge. „Gib noch zwei her," sagt sie zu Violanta, worauf diese zwei weitere Gläser auf den Tisch setzt. Die Nagerin schenkt sie voll, in das dritte gießt sie nur ein paar Tropfen. Dann hebt sie selber das letztere und sagt ein „Zum Wohl!", stößt mit dem Hofer zuerst an und heißt dann die Violanta Bescheid tun, die zögernd, als geschehe ihr eine ungewohnte Wohltat, das Glas aufnimmt, auf das die Alte deutet. Als ihre Gläser zusammenklingen, sind sie ein seltsames Bild, die unscheinbare, verschrumpfte Bäuerin und die hochgewachsene Magd. Die Nagerin scheint auch zu fühlen, wie zerbrechlich sie neben der andern aussieht. „Du bist eine, die sollte schaffen können," sagt sie zu Violanta. Gleich darauf heißt sie das Mädchen sein Bündel nehmen und ihr folgen, und verläßt mit ihr die Stube.

Als sie nach einer Weile zurückkommt, findet sie den Hofer an einem der Fenster stehen. Er schaut nach dem Rennerhaus hinüber. „Ja, da liegt jetzt auch einer," sagt die Nagerin.

„Es scheint," brummt der Hofer.

„Die Nägel zum Sarg hat sein Bub geschlagen," sagt die Alte streng.

Die Violanta hantiert indessen schon draußen in der Küche, wohin die Nagerin sie gebracht hat. Sie trägt den Kopf hoch und hat einen frohen, leichten Atem. Es ist ihr seltsam wohl bei Beginn ihres neuen Amtes.

IV

Die Violanta dient bei der Nagerin. Die Tage gehen mit den Wellen, die die Reuß zu Tal wälzt; die Violanta denkt nicht ans Fortgehen. Der Kreuzwirt ist gestern wieder da gewesen und hat sich erkundigt, wie es ihr gefällt. „Gut," hat sie gesagt und hat gelacht; keines hat ein Wort verloren davon, daß das Mädchen wieder nach Anderhalden zurück könnte. Auch die Nagerin ist es zufrieden, daß sie bleibt. Zum Hofer läßt sich die Bäuerin vernehmen: „Völlig wohl ist mir, so eine im Haus zu haben. Eine gesunde ist die, die Violanta, eine starke; fast ist mir, als hätte ich baufälliger Mensch ein Mannsbild zum Schutz bei mir."

Die Violanta beginnt den Tag, wann der Tag beginnt. Mit einem Summen oder Singen ist sie auf und an der Arbeit. Wundervoll ist das Leben, denkt sie. Wenn ihre Gedanken zu dem heißen Brutloch, dem Tal bei Intschi, zurückgehen, und zu der Zeit, da sie dort gelebt hat, scheint es ihr kaum zu glauben, daß es einen Ort auf der Welt gibt wie Oberalpen, so hell und himmelnah, mit der Luft, die die Brust völlig trinken kann, so hell und klar ist sie, und wenn sie sich die väterlichen Stuben ausmalt und die, die darinnen sitzen, dann muß sie immer wieder die Nagerin und ihre Behausung anstaunen. In Küche und Wohnräumen ist da oben eine unendliche Sauberkeit; die Violanta hat selbst nach der Schule der Kreuzwirtin noch lernen müssen, bis sie der Nagerin, ihrer Mutter, recht hat haushalten können. Nun aber, da sie in die Reinlichkeit und die Ordnung der Alten hineingewachsen ist, fühlt sie sich darin wie ein starker Mensch, der in klarem Flusse badet. An der Nagerin selber erst schaut sie sich nicht satt. Sie scheint ein zurückgezogenes Weib, von der niemand Aufsehen macht, die halb schon aus der Welt ist, aus der sie bald gehen wird; erst nach und nach hat die Violanta gelernt, wie viel heimliche Fäden in des Weibes Hand zusammenlaufen, das den lieben langen Tag im gleichen schlichten braunen Rock auf ihrem Lehnstuhl sitzt. Jeder Schuldenbauer kommt zu ihr, jedes Taglöhnerweib, dem schier die enge Stube die Kinder nicht mehr fassen kann; wenn die Oberalpener für die Gemeinde, wenn der Pfarrer für die Kirche Geld braucht, — bei der Nagerin klopfen sie unter den ersten an. Und am rechten Ort weiß sie immer zu geben. „Die im Kreuz zu Anderhalden brauchen es gottlob nicht," sagt sie einmal zur Violanta, als diese gesehen hat, wie eine bettelnde Nonne eben eine schöne Geldgabe eingesackt hat.

Aber die Violanta weiß, daß die reiche Bäuerin auch nicht blindlings gibt; schon mehr als einen hat sie mit einem scharfen „Schaff mit deinen gesunden Gliedern" mit leeren Händen hinweggewiesen. Gerade um ihrer Gerechtigkeit und ihres Scharfblickes willen, mit dem sie jeden, der ihr nahe kommt, durchschaut, empfindet die Violanta fast etwas wie Scheu vor der Alten. Die Nagerin ist eine fromme Frau. Bei keiner Frühmesse fehlt sie und bei keiner Abendandacht, und die Violanta, die die Lahme jedesmal zur Kirche führen muß, wundert sich über sich selber, daß sie des Ganges nicht müde wird; denn von der Intschihütte hat sie keine dreimal des Jahres den Weg zur Steger Kapelle gefunden. Es ist aber etwas Seltsames um diesen Kirchgang mit der Nagerin, diese hängt nicht den Kopf und verdreht nicht die Augen, wie manche überfromme Dörfler. Vor und nach der Kirche spricht sie ohne Scheinheiligkeit von allerlei weltlichen Dingen; aber während des Gottesdienstes hat sie ein Wesen, das ihre Magd, die an ihrer Seite sitzt, unwillkürlich selber zur Andacht zwingt. Da hockt das alte, zerbrechliche Weib vor seinem Herrgott, ein Häuflein Bescheidenheit; aus ihrer ganzen Haltung redet ein: ‚Du großmächtiger, lieber Unsichtbarer, da bin ich und fühle dich und bin zufrieden in deiner Nähe! Tu mit mir nach deinem Willen.' Die Violanta empfindet zuletzt die Andacht in der Kirche als dasjenige, was ihrem schönen, klaren, ruhigen Tag die Weihe gibt.

Die Oberalpener haben die Augen aufgesperrt, als die Nagerin zum erstenmal mit der neuen Magd den Kirchgang getan; sie reißen die Augen noch immer auf, wenn die Violanta durchs Dorf geht. Am Morgen, wenn sie am Brunnen auf dem Dorfplatz in dem großen kupfernen Kessel das Wasser holt, stehen da und dort einer oder eine im Fenster, die den Blick ihr folgen lassen, wendet da und dort sich ein Jungbub oder späht aus einer Haustür ein Mädchen hinter ihr drein. Die Violanta kommt mit dem schweren Kübel auf dem Kopf geschritten, die eine Hand in die Hüfte gestemmt, die andre am Kesselrand, gerade auf, die Arme nackt und weiß wie das Leinen ihrer kurzen Hemdärmel; fest und doch leicht schreitet sie daher. „Die könnte eine Bündnerin sein," sagen die von Oberalpen, weil in Bünden die großen adeligen Weiber gehen.

Auf dem Gang vom Brunnen zum Nagerhaus sieht auch die Rennerin zuerst die Violanta, die

Rennerin, die seit Wochen eine Witfrau ist und dem Nagerhaus gegenüber wohnt. Sie ist eine, die zum Müßigang nicht Zeit und Lust hat, und doch zögert sie am Fenster, als ihr Blick auf das wassertragende Mädchen fällt. An demselben Abend, als sie mit dem Adelrich, ihrem Sohn, und dem Dienstvolk beim Abendbrot sitzt, gibt sie dem Staunen Worte, daß die Nagerin eine so stattliche und schöne Magd hat.

Das Rennerhaus ist ein fürnehmes Bauernhaus. Schon die Haustür von schwerem eichenen Holz mit dem Bogenfenster knarrt unbäuerisch schwer wie ein Schloßtor in den Angeln. Hinter ihr liegt ein weißgetünchter mächtiger Flur, dessen Decke sich wölbt wie die eines Kreuzganges. Der Flur mündet in eine gebohnte eichene Treppe aus; die Türen der Stuben, zu denen diese emporführt, sind von dunkel gebeiztem Holz, und ihrer Griffe gelbes Messing schimmert blank wie Gold. Die Stube, wo an zusammengeschobenen langen, weißgescheuerten Tischen die Rennerin und der Adelrich mit Knechten und Mägden die Mahlzeiten einnehmen, ist ein großer, vielfenstriger Raum. Seine Wände sind zur untern Hälfte mit grauem Getäfel verschlagen, zur obern kahl und weiß getüncht, ebenso kahl-weiß ist die lange Decke, so daß die Stube fast unwohnlich leer erscheint. Dennoch ist etwas wie Traulichkeit an ihr; es mag in ihrer Sauberkeit liegen; auch hat der Gültsteinofen, der protzig und breit von der einen Wand in die Stube hinausteht, ein Verdienst um diese Traulichkeit; er schafft aus dem langen Raum zwei kleinere, behaglichere Teile. Zu Häupten des Eßtisches hat bis vor kurzem der Ratsherr, der Renner, gesessen, der größte Bauer zu Oberalpen und weit hinab ins Land, dem die weiten Alpen am Gurschen gehörten, der alljährlich die großen Märkte im Welschen, in Bünden und im Land selber mit ganzen Herden befuhr, der die einzige Käserei im Oberland betrieb und seine Ware nach allen Weltteilen versandte. Viele haben wissen wollen, der Renner hätte übervolle Geldtruhen, doch hat es andre gegeben, die zweifelnd die Köpfe schüttelten: „Sein Gewerb ist zu kostspielig; zu viel Volk hat er in Dienst."

Der Renner ist tot. Sein Erbe ist der Adelrich, der der Mutter gegenüber am oberen Ende des Eßtisches hockt. Der Platz zu Häupten ist leer. Ein Lehnstuhl steht dort, dem Renner seiner; ein schweigendes Uebereinkommen zwischen Mutter und Sohn fügt, daß der Stuhl leer bleibt; keines von den beiden will sich zum Regenten über das andre aufwerfen. Die Knechte und Mägde weiter unten am Tisch sind um kein Haar weniger zahm und gehorsam, seit der Platz am Tischende leer ist; die zwei, die ihre Reihen schließen, sind wortkarge, ernsthafte Menschen, vor denen Respekt haben leicht ist. Der Adelrich ist ein langer, hagerer Mann, lauter Haut und Knochen, aber mit Gliedern zäh wie Waldholzfasern. Er hat ein schmales Gesicht, dessen Haut faltig ist, weil das Fleisch darunter fehlt. Eine große Nase springt daraus hervor. Kleine braune Augen lugen scharf an dieser Nase vorbei; über dem schmal geschlossenen Mund, der selten lacht, steht weißer, seidenweicher Haarflaum; sonst ist das ganze Gesicht glatt. Der Adelrich ist nicht mehr jung, über die dreißig hinaus und immer noch ledig; er ist keiner, nach dem die Mädchen groß ausschauen; auch hat er sich nicht Zeit genommen, selber nach ihnen sich umzusehen; ein Werkzeug in des Vaters Hand ist er gewesen von jung auf, immer ein brauchbares, festes Schaffeisen; viel andres als Arbeit hat er nie begehrt. Den Rahm vom Leben, das Vergnügtsein, hat immer der Jüngere, der Marianus, abgenommen; der hat gearbeitet, was ihm gerade gefiel, immer das Leichte und Schöne, der hat auf keinem Tanzboden und an keinem Dorffest gefehlt, der hat sich Zeit genommen, beim Militär die Offiziersschule durchzumachen; der Adelrich hat gerade lang genug zu Hause gefehlt gehabt, als er seine Rekrutenzeit abgedient hatte. Nun der Vater tot ist, arbeitet der Adelrich weiter; nichts hat sich geändert im Gang des Heimwesens. Er ist keiner, der neue Wege sucht, seine Art ist nicht, weit zu denken und groß zu planen; die gerade Treue ist der Kern seines Wesens. Und den hat er mit der Mutter gemein, die mit ihm am Tisch und in der Regierung des Hausstandes an gleicher Stelle sitzt. Die Rennerin ist eine häßliche Frau. Ihr Wuchs reicht nicht ganz an den ihres Buben heran, aber hager ist auch sie. Ihr Gesicht ist bleich, wenige tiefeinschneidende Falten furchen die Haut, von denen zwei wie Messerschnitte dem Munde zulaufen und den Zügen einen vergrämten Ausdruck geben. Die Stirn ist niedrig, das kurze, dünne, braungraue Haupthaar ist schwer am Hinterkopfe festzuhalten, oft fällt eine der rauhen Strähne wirr und unordentlich in die Stirn. Die Frau blickt aus grauen, rotgeränderten Augen, die wie von einem Tränenschleier trüb sind. Die Rennerin hat auf dem steifen Nacken Berglasten menschlicher Sorge getragen. Einen Bruder und eine Schwester hat sie viele Jahre im Hause gehabt, der Bruder ist am Leibe, die Schwester am Geiste siech gewesen; der Bruder hat ein grauenhaftes Gebresten an sich getragen, vor dem jeden andern ekelte, die Rennerin hat ihn mit schweigender Treue gepflegt, bis der Tod ihn spät erlöst hat. Und so hat sie für die Irre gesorgt, die wie ein Kind war, das nicht gehen und stehen, nicht essen und reden kann. Die Kranken sind ihr geblieben bis ins letztvergangene Jahr. Inzwischen sind ihr im Laufe der Jahre vier blühende Kinder genommen worden, hat ihr die Laue (Lawine) den Vater, einen starken und treuen Alten, getötet und ist der

Marianus, ihr Jüngster, ihr Liebling, zum Lump erwachsen. Und dennoch ist die Rennerin ein aufrechtes Weib geblieben; nur mehr ins Haus hat sie sich noch zurückgezogen, so als hätte sie Scheu vor den andern Menschen, und darum wundert sich auch der Adelrich, ihr Sohn, daß sie sich die Mühe und Zeit genommen, der neuen Magd aus der Nachbarschaft nachzusehen, wundert sich, daß sie, die Wortkarge, Insichgekehrte, Worte an jene verliert. ‚Eine besondere muß das sein, die Magd,' denkt der Adelrich Renner bei sich.

Es ist sonderbar, wie lange der Bruder des Marianus und die Violanta als Nachbarn leben, bis sie einander in den Weg kommen. Ein seltsamer Zufall führt sie zusammen, nicht wo es sein sollte, daß sie täglich dicht aneinander vorüber müßten, sondern ganz außerhalb des Dorfes, wo selten Leute hinkommen. Sonntag ist es; der Kreuzwirt ist dagewesen und hat die Nagerin zu einem Besuch bei der Tochter nach Anderhalden geholt. Die Violanta weiß nicht, was sie mit dem Tag anfangen soll; weil er aber hell ist und seinen Sonnenschein über alle Berge gießt, läuft sie gegen Abend mit frohem Herzen hinaus und nach der Luft durstig, von der ein Zug wohl tut wie ein Trunk Quellwasser. Bekanntschaft hat sie noch wenig zu Anderhalden, so läuft sie barhaupt in schlichtem, schwarzem Rock zum Dorf hinaus, quer über die flachen Matten, einem Berghang zu, an dem wie ein verlorenes Büschel Haare auf einem Kahlkopf eine schwarze Schar hoher, hagerer Tannen steht. Zu den Tannen hinauf führt ein Fußsteig, dem geht sie nach. Der Hang liegt im Schatten; aber von ihm blickt sich's wohl in das Hochtal hinaus, das in der Sonne daliegt, als ob der Herrgott mit heimlichen Kerzen in jede Ecke zünde: Sieh, das ist schön, und das, und das!

Am Bergrücken entlang fährt ein kühler Windatem, in den Tannenwipfeln ist ein kaum merkliches Regen und Neigen. Die Violanta steigt bergan; die Matte zur Linken unterhalb des Waldes wird immer grüner und dunkler, zur Rechten aber verläuft die unfruchtbarere Lehne in eine Steinwüste; hoch oben am Berg ist zerrissenes Felswerk; der Hang ist von den Trümmern besät, die die Stürme aus dem Bergturm gerissen haben; weiß schimmern die Bruchstellen in der Höhe. Die Violanta setzt ihren Weg, leise vor sich hin summend, fort, da steht es rot in den Steinen ihr zur Rechten; die Bergerdbeeren sind reif. Gedankenlos tut sie ein paar Schritte hinüber und pflückt lässig ein paar Beeren; dann faßt sie ein halber Eifer; sie steigt in die Steinschrunde hinab, tiefer hinein in die Wüste, wo kleine Wässerlein rinnen und zwischen Steinbrocken grüne Teppiche liegen. Ueber dem Suchen und Bücken vergißt sie die Zeit. Auf einmal fällt ihr ein, daß die Nagerin vor ihr zurück sein kann, wenn sie sich nicht auf den Heimweg macht. So sucht sie mit den Blicken den Weg, der weit drüben liegt, und hebt an, zurückzuklettern. Als sie dem Pfad wieder nahe ist, sieht sie einen Menschen über ihn herniedersteigen; und just, als sie den Weg erreicht, will jener vor ihr vorübergehen. Unwillkürlich verhalten beide die Schritte. Der Adelrich starrt der Violanta ins Gesicht. Es ist ihm wie angeworfen, daß der Nagerin ihre Magd vor ihm steht, aber er erschrickt ganz vor dem Weibe und seiner Schönheit.

„Nun," sagt die Violanta, mit aufgeworfenem Kopf; in dem Wort liegt die ungeduldige Frage: gehst du voran oder soll ich?

Der Adelrich, der in braungelbem, schlechtsitzendem Sonntagsstaat steckt, schiebt den schwarzen Filz aus der Stirn, brummt etwas und steigt an ihr vorüber. Die Violanta folgt ihm, langsam, damit er voraus komme. Er nimmt auch anfänglich große Schritte, nach einer Weile aber, während welcher er mit auf die Brust hängendem Kopf bergab gestiegen ist, dreht er sich plötzlich um und läßt sie an sich herankommen.

„Da droben, wo du gestanden bist, hättest auch einen Stein an den Kopf bekommen können, Mädchen," sagt er, ihr ins Gesicht sehend. Sie dreht sich um und blickt an der Wand hinauf. „Ist es da steinschlägig?" frägt sie.

„Natürlich," murrt er zurück und setzt seinen Weg fort, wie einer, der ausgerichtet hat, was ihm aufgetragen ist. So stampfen sie hintereinander drein, gleichgültig, keines sich ums andre kümmernd. Das Maß ihrer Schritte ist aber dasselbe und bringt sie nicht weit auseinander, und als sie von dem Fußpfad in die breitere Straße hinaustreten, kommen sie unwillkürlich nebeneinander zu gehen; nur daß sie, indem eines am Rande zur Rechten, eines zur Linken geht, die ganze Breite der Straße zwischen sich legen.

„Du bist doch bei der Nagerin?" fragt da der Adelrich herüber.

„Ja," gibt sie zurück.

Nach einigen Schritten hebt er wieder an: „Wir sind dann Nachbarn, wir beide."

„Ich weiß," sagt sie trocken; sie hat ihn einmal flüchtig gesehen.

So, als brächen sie Holzstückchen knackend entzwei, hacken sie eine Unterhaltung zurecht im Weitergehen. Das letzte Wort ist ein „Gut Nacht" hier und ein „Gut Nacht" dort. Dann biegen sie von ihrem Straßenrand ab, ein jedes nach seiner Haustür zu, so steif, als triebe sie ein gemeinsames Uhrwerk!

V

Seit dem Sonntag, an dem die Violanta den Renner-Adelrich getroffen hat, wundert sie sich, daß sie ihn früher nie recht zu sehen bekommen, wundert sich darüber, weil sie ihn jetzt alle

Augenblicke sieht. An der Haustür steht er oft und sagt sein kurzes, karges „Gut Tag", wenn sie zum Brunnen geht. Auch von einem der Wohnstubenfenster sieht sie ihn manchmal herunter auf die Straße gaffen, wenn sie des Weges daherkommt. Begegnet sie ihm einmal außerhalb des Dorfes, so dreht der seltsame Mensch sich, kaum daß sie an ihm vorbei ist, um und sieht ihr nach; steif und hager wie eine Stange steht er am Straßenrand; ihren Wegweiser nennt ihn die Violanta heimlich lachend für sich, weil seine große Nase immer auf die Straße zeigt, auf der sie selber geht. Im Grunde jedoch gerät es ihr nicht recht, über den Renner zu lachen; der hat in seinem Aeußern zu viel von einem wackeren Menschen; daneben hört sie zu viel Gutes von ihm. Wenn die Nagerin auf ihn zu reden kommt, fliegt ihre Runzelwangen vor Eifer ein tiefes Rot an; sie wird nicht müde, zu rühmen, was der Renner-Adelrich für ein lauterer und arbeitsamer Mensch und wie schade es sei, daß so einer immer und immer noch und über alle Zeit hinaus ledig bleibe. Dabei weiß und fühlt die Violanta nicht, daß der Bäuerin ausdruckslose Augen heimlich an ihr haften, über ihre ganze Gestalt mit stummer Bewunderung spazieren gehen, und wie es jener durch den Sinn fliegt: Schad, daß du nicht besserer Leute Kind bist, Violanta Zureich!

Das und noch vieles weiß die Violanta nicht. Der Adelrich gafft nicht nur; der macht sich auch Gedanken. Seine Mutter tritt einmal zu ihm ans Fenster, als er just der unten in der Straße vorüberschreitenden Violanta nachsieht. „Ein schönes Mädchen, Mutter, beim Eid," sagt er da mit einem tiefen Atemzug.

„Eine schaffige ist sie auch, wie die Nagerin sagt," meint seine Mutter, die mit dem Blick dem seinen folgt.

„Schade, daß —" beginnt der Adelrich in Gedanken.

„Daß sie gerade so eine Sippe haben muß," vollendet die Rennerin.

Damit gehen sie auseinander, sicher, daß alles ausgesprochen ist, was zu sagen gewesen.

Und der Adelrich macht sich dennoch Gedanken.

Der Sommer geht. Der Herbst, ein schöner, kurztagiger, hinkt langsam nach. Dann kommt der Winter über Oberalpen. An seinem Anfang und seinem Ende stehen für die Violanta zwei Grabkreuze. An einer Lungenentzündung, die er sich an einem Sturmtage zu Winteranfang geholt, wird in wenigen Tagen des Zureich-Baschis, ihres Vaters Zäheit zu Schanden. Zwei Tropfen kommen der Violanta bei der Nachricht von seinem Tode in die Augen; eine Faser hat noch zwischen ihr und dem Alten gehalten, von dem sie sich erinnert, daß er ihr als Kind manchmal ein gutes Wort gegeben, und so macht sie sich zu seinem Begräbnis auf den Weg nach Intschi. Lange hält sie sich dort nicht auf. Vom Friedhof weg, an der Intschihütte vorbei, ohne der Mutter ein überflüssiges Wort zu geben, steigt sie zurück nach Oberalpen; dort atmet sie mit großen, gierigen Zügen, als hätte sie den Atem Stunden vorher verhalten. Eng ist ihr gewesen daheim; zu Oberalpen fällt alle Schwere von ihr ab. Jesus, wie da oben ein andres Leben ist!

Als der Föhn die Eiskrusten an den Felsen und auf den Straßen zu lösen beginnt, erreicht die Violanta die zweite Todesnachricht. Da ist auch die Mutter gestorben! Eine ihrer Schwestern, die wohl seit einigen Wochen schon in der Intschihütte mag gesessen haben, teilt es ihr mit, vergißt zu schreiben, woran die Mutter krank gewesen, vergißt selbst zu berichten, daß sie sie inzwischen schon auf dem Steger Friedhof verscharrt haben. Freilich steht auch keine Aufforderung in dem Brief, zur Gräbt (Begräbnis) zu kommen. Die Violanta hält den schmutzigen Zettel in der Hand, steht einen Augenblick sinnend in der Küche, wo ihr der Briefträger den Fetzen gereicht hat; dann zerreißt sie das Papier und wirft die Stücke ins Feuer. An die Arbeit geht sie danach, als ob nichts geschehen wäre; kein Gedanke kommt ihr, jetzt zu Tal zu fahren; sie läßt nicht einmal der Nagerin gegenüber ein Wort fallen, das auf den Tod der Mutter Bezug hätte. Ihr Leben geht nachher in seiner glatten Bahn, vielleicht ist ihr noch leichter und froher zu Mut seither, weil nun nichts mehr da ist, was zu ihr gehört; die Schwestern gehen ihre eignen Wege und kümmern sich so wenig um sie, wie sie sich um jene kümmert.

Den Winter löst ein früher Frühling ab. Die ältesten Leute können sich nicht erinnern, daß die Sonne so früh allen Schnee von den Matten genommen und das Grünen überall angehoben hat. Die von Oberalpen bauen ihre Wiesen; auf der weiten Hochtalebene wimmeln wie schwarze Punkte die Bauern, die über ihre Matten schreiten. Die Nagerin hat im Stall ihres Landpächters eine eigne Kuh stehen und hat von ihrem Besitz eine kleine, schöne Matte nahe am Dorf sich vorbehalten. Dort werkt seit einigen Tagen die Violanta. Die Matte liegt an der Straße, wo diese aus dem Dorfe und nordwärts über Berg führt. Der Dünger liegt in schwarzen Haufen auf das saftgrüne Land geworfen. Mit der Gabel schreitet das Mädchen von Haufen zu Haufen und zerbreitet sie. Auf den angrenzenden Grundstücken arbeiten Männer und Weiber in Scharen; die Violanta ist allein, aber die Arbeit geht ihr von der Hand; die Art, wie sie Schlag auf Schlag die Gabel handhabt, wie die aufrechte Gestalt sich neigt und wiederum zur ganzen Höhe sich aufrichtet, gibt ein Bild, das seltsam in den frischen Lenztag hinein paßt. Sie hat das Kleid hoch-

Die Begegnung Mariä mit Elisabeth

Nach dem Gemälde von Rembrandt. Im Besitz des Herzogs von Westminster

geschürzt, die schweren Schuhe stampfen den Boden, Brust und Arme dehnen das dünne Gewebe der zertragenen Kleider. Eine ganze Weile hat sie gegen das Innere der Matte schreitend gearbeitet. Als sie sich um- und der Straße zuwendet, steht drüben am Holzhag, die Arme breit auf die oberste Latte gelegt, den Oberkörper herein in das Land gebeugt, der Renner-Adelrich und schaut sie an. Er nickt, als ihr Blick dem seinen begegnet. Gemächlich zieht er die Pfeife aus der Hosentasche, stopft sie, streicht ein Streichholz an und steckt die Pfeife in den einen Mundwinkel. Als sie brennt, setzt er den rechten Fuß auf eine Haglatte und richtet sich ein, als ob er zu übernachten gedenke. Es geht dem Abend zu. Die Wolken, die im Föhn hoch über das Grüntal segeln, leuchten in brennendem Rot. Die Violanta arbeitet weiter, ihr Weg führt sie gegen die Straße heran.

„Guten Abend," sagt der Adelrich, als sie in Hörweite ist, und sie gibt ihm den Gruß laut, mit einem freien Lachen zurück.

„Schaffst?" sagt der andre, als sie noch näher kommt.

„Wie Ihr seht," ist ihre Antwort. Darauf hebt er von den Wetter- und andern Aussichten zu reden an und hält sie mit seinem Gespräch bei sich fest. Sie läßt sich auch aufhalten, stützt sich auf die Gabel und steht ihm eine Weile Rede. Er hat nichts Verlegenes an sich; aber so wenig kann er sich verstellen, daß Violanta ihm vom Gesichte ablesen kann, wie sie ihm gefällt.

„Dir sind auch Vater und Mutter gestorben, den Winter, gelt?" wechselt er plötzlich die Alltagsreden, die sie vorher geführt haben. Auch da ist seine Art so gerade und unbeholfen, daß das Mädchen merken muß, wie wichtig ihm das ist, was er sagt.

„Ja, eben," nickt sie gleichgültig. Ob ihrer Wortkargheit gehen auch ihm einen Augenblick die Worte aus. „Aus der Intschihütte bist?" sagt er dann, als ob er es nicht längst wüßte. „Ja," antwortet sie abermals; ihre schwarzen Augen funkeln plötzlich feindselig, als ob sie fragen wollte: Willst mich daran erinnern, was mir anhängt? „Das ist kein gutes Zeugnis, gelt?" sagt sie dann mit herb verzogenem Mund und in einem Ton, der wie Glasknacken klingt.

„Warum?" sagt er, und in seinen braunen Augen ist ein warmer, mitleidiger Schein. Weil in dem Augenblicke an der Straße Leute vorübergehen, neigt er sich noch näher über den Hag herein. Violanta zuckt zur Antwort auf sein Warum nur die Achseln und sticht die Gabel in den Boden, daß sie zittert.

Da macht er seine Frage wieder gut: „Es ist noch in manchem Haus nicht alles sauber; nur, — von einem weiß man's, vom andern nicht."

Violanta sieht unwillkürlich auf. Spielt er auf den Bruder an? Dann zwingt sie etwas, daß auch sie sich nicht verstellt und ausspricht, was ihr just auf die Zunge springt. „Ist Euer Bruder immer noch in Amerika?" fragt sie. Nur sie selber weiß, daß eine Art Frostgefühl durch ihren ganzen Körper geht, als sie es fragt; auch daß ihr Gesicht noch weißer ist als sonst, kann der Adelrich nicht merken.

„Hast du den — den Marianus gekannt?" fragt er dagegen.

„Von ihm reden habe ich hören," sagt sie langsam und sicher, worauf er sie bescheidet: „Ja, er ist noch in Amerika, der Marianus."

Violanta wendet sich ihrer Arbeit wieder zu. Der Adelrich wankt und weicht nicht, noch immer wirft er dann und wann in trockener Art ein Wort hin, wann sie ihm nahe kommt. „Nächsten Sonntag tanzen die Schützen," sagt er jetzt; es tönt, als hätte er dazu einen besonderen Anlauf genommen. Violanta ist im Begriff, von ihm hinwegzuschreiten, aber sie blickt noch über die Schulter zurück. „Ja," sagt sie gleichgültig.

„Gehst auch?" fragt Adelrich.

„Zum Tanz? Wollte wissen, mit wem?" Als sie das fragt, meint sie, daß er im Begriff steht, ihr seine Begleitschaft anzutragen. Aber er sagt: „Zum Tanz geh' ich nicht." Dann blickt er einmal die Straße hinauf und einmal hinab, und als er sie just leer sieht, winkt er der Violanta auf einmal ernsthaft zu: „Los!" *)

Als sie näher kommt und unwillkürlich den Arm auf den Mattenhang stützt, legt er seine Hand darauf. „Zum Tanz geh' ich nicht," wiederholt er, „da bin ich zu alt. Aber allein etwas mit dir zu reden hätte ich einmal."

„Mit mir?" sagt Violanta und löst den Arm vom Holzhag. Halb liegt in der Art, wie sie den Kopf im Nacken hält, eine Zurückweisung, halb schaut sie plötzlich so in Gedanken verloren ins Leere, daß leicht zu erkennen ist, wie es hinter ihrer geraden Stirn arbeitet.

„Vielleicht gehst am Sonntagabend wieder gegen den Gurschenwald hinauf; dort will ich warten," fährt der Renner unbeirrt fort. Da dreht sich die Violanta ab, der Kopf beugt sich, der Blick starrt den Boden an, und es ist seltsam zu sehen, wie ein brennendes Rot ihr langsam über Nacken, Wangen und Stirn quillt.

„Meinst, willst kommen?" fragt der Renner noch einmal. Nun hebt das Mädchen das Gesicht, das einen gequälten Ausdruck trägt. „Ihr werdet es ja dann sehen, ob ich da bin," sagt sie und geht davon. Die Gabel schlenkernd, beginnt sie die Arbeit ganz am andern Saum der Matte wieder. Der Adelrich verläßt langsam seinen Standort und geht in schwerfälligen Schritten dem Dorfe zu. Er hat den Kopf voller Gedanken,

*) Hör einmal.

denn er hört nicht, wie da und dort ihn einer grüßt, und als am Dorfeingang ein Bauer ihn anruft und wieder anruft, fährt er wie ein Schlafwandler auf und hat sichtlich Mühe, sich zu besinnen, daß er einem Rede und Antwort stehen soll.

Violanta hat eine Weile gearbeitet, aber als sie den Renner nicht mehr sehen kann, wird ihr Werken langsam, lässig und hört ganz auf. Sie geht an die Hagstelle hinüber, die der Straße am fernsten ist. Die Arbeiter auf der Nachbarmatte haben Feierabend gemacht, die weite grüne Fläche ist leer. Eilig ziehen in der Höhe die Wolken und fahren fern über die Berge hin, die den Weg in die Schöllenenschlucht verschließen. Dort hinaus staunt die Violanta, der Busen hebt sich rascher unter dem Hemdlinnen, das erregte Atmen verrät sich in ihrer ganzen Haltung. Geschehen ist etwas, Violanta Zureich! Blind und taub müßte eines sein, wenn es nicht erriete, daß der Bauer, der Renner-Adelrich, vor dem ganz Oberalpen gleichsam den Hut zieht, Absichten hat, Absichten auf sie, das Zureichmädchen! Einen Augenblick dreht sich die Violanta dem Winde zu, der von Süden weht und gletscherkühl ist; sie mag ihn gern auf der Stirne fühlen. Also der Renner-Adelrich! Fragen wird er sie! Das Wesen des Adelrich läßt den Gedanken nicht aufkommen, daß er ihr nur schön tun könnte wie mancher andre; der ist zu ernst, zu alt und zu gerade dazu! Also zur Frau will er sie! Sie, die Violanta Zureich, die von zu unterst aus der Armut heraufkommt. Eine Frau soll sie werden, eine achtbare!

Es ist, als schnelle eine Feder im Körper der Violanta, die starke Gestalt streckt sich mächtig, Muskel auf Muskel spannt sich. Das Glück, das ihr werden will, übermannt sie einen Augenblick! Es ist ihr, als sei sie auf Leitersprossen heraufgestiegen, herauf aus dem Dunkel an die Helle, aus der Helle ins warme Sonnenlicht, und nun, nun soll es hinaufgehen zur obersten Stufe, in den ganzen vollen Glanz des Tages hinauf, und — —

Aber der Marianus! Als käme eine Schlange über die Matte dahergekrochen, kommt der Gedanke gezüngelt. Violanta hat wieder das seltsame Empfinden eines plötzlichen körperlichen Frierens. Der Marianus!

Im Kopfe der Violanta beginnt eine Gedankenschlacht. Der Marianus! Ei, der ist weit, weit weg, der kommt nicht wieder! Und wenn er käme, heim darf er nicht mehr, hat sie sagen hören! Und käme er doch ins Haus, der wird gerne genug schweigen von dem, was er auf dem Gewissen hat!

Unter dem Streite der Gedanken reckt sich der Leib des Mädchens noch mehr, dann atmet sie ganz tief, wirft plötzlich die Gabel auf die Schulter und schreitet von der Matte hinweg und dorfzu.

Eine Stunde später steht die Violanta in der Stube der Nagerin und vor dieser, die in ihrem Lehnstuhl hockt und die Augen groß aufmacht zu dem, was Violanta erzählt. Sie ist nicht erstaunt; sie fragt kein einziges Mal: Hast auch recht gesehen? oder: Bildest dir nicht etwas ein, was nicht ist? Während ihr Blick auf Violanta ruht, sagt sie sich selber, daß es kein Wunder ist, wenn ein Mann, selbst ein Mann wie der Renner, die zum Weibe haben will. Zum erstenmal ist etwas wie Demut in der Haltung des Mädchens; mit leiserer Stimme sagt sie: „Nicht hinter Eurem Rücken will ich etwas tun, Frau, darum habe ich es Euch gesagt!“ Ein Lob formt sich schlecht auf ihren herben Lippen, so muß die Nagerin aus der fremden Weichheit ihres Tones heraus hören, wie hoch sie in der Violanta Vertrauen und Achtung steht.

„Du bist eine, die Glück hat,“ sagt die Alte. Da hebt die andre den Kopf wieder. „Was meinet Ihr,“ fragt sie laut und fest, „seine Mutter, ob die einverstanden ist?“

„Wenn sie es nicht ist, fragt er dich nicht,“ erwidert die Nagerin.

„Das ist, was ich selber denke.“

Die Nagerin schiebt eine der zitternden Hände aufs Knie vor und spielt mit den Fingern auf der schwarzen Stoffschürze. „Ja, ja,“ sagt sie nachdenklich, „hast ihn aber auch gern?“ fragt sie dann plötzlich.

„Gern?“ Violanta stützt eine Hand auf die Tischplatte, und es geht wie Blitzen in ihren Augen. „Das Gernhaben, wie Ihr es meint,“ fährt sie fort, „habe ich nicht gelernt. Aber wenn einer, ein braver Mann, mich haben will, so will ich vor Gott schwören, daß ich ihm die Frau sein will, die er in mir sucht; und keinen Gedanken will ich haben, als was recht und zu seinem Nutzen und ihm zu Dank ist!“

Wieder hängen die Augen der Nagerin fast andächtig an der Magd. In der ihrem Wesen liegt eine Kraft, daß die Alte des Staunens nicht Herr wird; in Gedanken stellt sie die Violanta drüben ins Rennerhaus neben den Adelrich, den langen Menschen, dem die ehrliche Arbeit das Liebste im Leben ist, und das langsame Herz klopft ihr jung vor Gefallen an dem Paar. Es ist ihr, daß sie aufstehen und hinübergehen sollte, gleich jetzt, dem Adelrich und seiner Mutter zu sagen: Recht habt ihr bei Gott; eine wie die wächst euch nicht alle Tage ins Haus hinein.

Da fährt ihr die Violanta mit den ruhigen Worten in die Gedanken: „Ja, an die Arbeit muß ich, denk' wohl wieder; lange genug habe ich Euch vorgeschwatzt.“ Damit wendet sie sich der Tür zu. Auf der Schwelle dreht sie sich. „So werde ich gehen am Sonntag,“ sagt sie; halb ist es eine Frage.

„Und sicher,“ sagt die Nagerin, „und Glück wünsche ich dir auch.“

VI

Unterhalb des Gurschenwaldes stehen Violanta und der Renner-Adelrich. Gerade eben ist das Mädchen über den Fußsteig heraufgekommen. Der Adelrich hat sie erwartet. Er hat seine besten rauhhaarigen Kleider an, sieht darin ganz stattlich aus; die Violanta geht in ihrem schwarzen Kleid, an dem von oben bis unten kein Band und keine Zier ist, gegen das nur der Hals und die Handgelenke noch viel scheiniger weiß abstechen als von anderm Gewand. Unter den Augen hat Violanta dunkle Ringe, sie hat ein paar schlechte Nächte hinter sich. So ganz glatt ist der Entschluß, der sie herbringt, doch nicht fest geworden; der Marianus ist auch ein paarmal gekommen des Nachts und hat sie schrecken wollen; aber eine Schwache ist sie nicht und weiß, was sie will. Eine angesehene Bäuerin will sie werden, vor der die Leute Respekt haben sollen! Die Brust schwillt ihr von Zukunftshoffnungen; nun steht sie am Eingang des Weges zu dieser Zukunft, tapfer, ohne die leiseste Furcht, fast fröhlich. Sie sieht den Adelrich an wie einen guten Kameraden, gerade in die Augen, ohne Erröten, als das „Gut Tag" zwischen ihnen hin und wieder geht.

Der Tag hat einen Werktagsrock an, obwohl es Sonntag ist. Nebel hangen über alle Berge herein. An die Gurschenwaldtannenspitzen sind sie gespießt, von dort her kommt manchmal ein feines Stäuben kalten, nässenden Regens.

„So, bist da?" sagt der Adelrich, dann räuspert er sich, steckt die Hände in die Hosentaschen, lehnt sich an den Hag, der die Matte nach dem Weg zu grenzt. „Ein wenig — fast — erraten wirst schon können, was ich — warum, daß ich dich habe kommen heißen."

„Ja, das schon," sagt Violanta ganz offen.

„Und?" fragt er da, als sei ihm nun alle weitere Rede erspart.

„Was sagt Eure Mutter?"

„Komm mit zu ihr, so kannst es selber hören: Du bist ihr so recht wie mir."

Ein paar Schritte tut Violanta bergan, den Kopf gesenkt, als hätte sie noch einmal zu überdenken, was sie sagen will. Dann kommt sie zurück. „Ich muß es Euch noch einmal sagen," beginnt sie, „ich bin aus der Intschihütte."

„Das hat mir zu Anfang Bedenken gemacht, jetzt nicht mehr," sagt der Adelrich ehrlich.

„Die darin gewohnt haben," fährt sie unbeirrt fort, „sind immer verrufen gewesen. Wenn es Euch einmal reuen würde, daß Ihr eine genommen habt, von der die Leute spöttisch hinreden: Bah, nur so eine ist sie!"

„Von dir tun sie das nicht," sagt er ernsthaft. Das Zeugnis tut ihr so wohl, daß ein Sturm von Freude in ihr aufspringt. „Ist es Euch ernst?" fragt sie noch einmal.

„Bei Gott, es ist mir ernst, Mädchen," gibt der Adelrich zurück, dabei hebt er zaghaft und linkisch die Hand und sucht nach der ihren. Violanta aber kommt ihm mit der Rechten entgegen; sie legt sie fest in die seine. Als er ihren Druck fühlt, spannen sich seine Finger, eine andre als die starke Violanta könnte es schmerzen, wie er sie zudrückt; was sie nachher nie aussprechen, was sie vielleicht selber nicht klar fühlen, das ahnt doch jedes, daß sie sonderbar füreinander geschaffen sind. Sie lösen ihre Hände bald wieder. Es ist nicht der Platz, und sie sind nicht die Leute, verliebt zu tun. „Komm heute abend zu uns herüber," sagt Adelrich, „da können wir alles besprechen." Damit machen sie sich auf den Heimweg. Und wie am Tag ihres ersten Zusammentreffens gehen sie langsam dahin, eines diesseits, eines jenseits der Straße.

„Lang warten möchte ich schon nicht mit der Hochzeit," spricht der Adelrich einmal herüber.

„Mir ist es recht," gibt Violanta lächelnd zurück; „nur eine Magd muß meine Frau zuerst haben."

Dann fällt wieder Schweigen zwischen sie. Durch den grauen Himmel bricht ein leiser Glanz; tief hinten muß irgendwo die Sonne stehen. Es liegt ein heimliches Licht, von dem man nicht weiß, woher es kommt, über ihrer feuchten Straße. Langsam schreiten die zwei großen Menschen und mit vornübergebeugten Köpfen dahin. Kurz vor dem Dorfe blickt Violanta noch einmal auf. Unwillkürlich verhält sie den Schritt bei dem, was sie sagt. „Euer Bruder, der Marianus, was wird der dazu sagen? Er ist einer, der — ein Offizier — eine reichere Schwägerin würde ihm vielleicht besser gefallen."

Adelrich kommt über die Breite der Straße zu ihr herüber geschritten und tritt vor sie hin, so daß sie beide stillstehen müssen.

„Das muß ich dir noch sagen," hebt er mit gedämpfter Stimme an, „von dem Marianus wird daheim und vor der Mutter nicht viel gesprochen. Einmal, wenn wir verheiratet sind, sage ich dir alles! Jetzt — ich rede nicht gern über andre, am allerwenigsten über den Bruder — er hat viel auf dem Gewissen. Er kommt wohl nicht mehr ins Land, er wird sich schon hüten. Aber — einmal, wenn wir allein sind — erzähle ich dir schon alles."

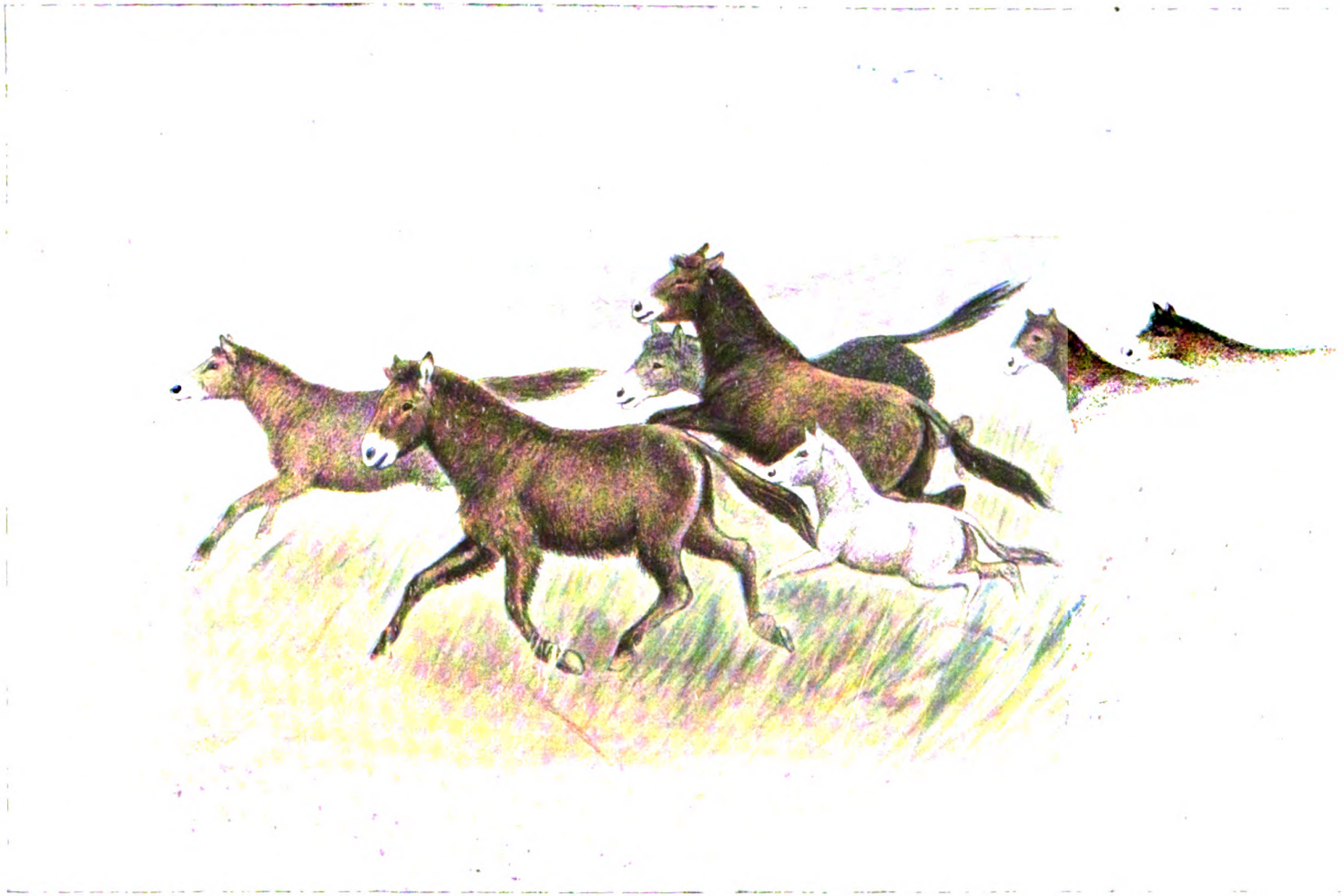
Sein Gesicht trägt einen versteckten Ausdruck von Kummer; er nickt mit dem Kopfe, während er spricht, so daß jedes Wort mit schmerzlichem Nachdruck hervorgestoßen scheint. Dabei kann Violanta fühlen, wie er ihr schon Vertrauen schenkt, als hätte er sie in langen Jahren erprobt. Ihr Herz fängt zu klopfen an, einen Augenblick lang ist ihr, als sollte sie die Hand auf die seine legen und sagen: „Ich habe dir auch noch etwas zu beichten, du." Dann aber blitzt die Furcht in

zähnen, in dessen Magen noch die zerkauten Zweige und Nadeln der orientalischen Thuja zu erkennen waren.

Auch den von unserm heutigen Braunbären ganz verschiedenen Höhlenbären, dessen Ueberreste wir heute in manchen Höhlen in Menge finden und dessen Unterkiefer mit den gewaltigen Reißzähnen dem Höhlenmenschen als Beil dienten, die Höhlenhyäne, den Höhlenlöwen und den Höhlenpanther, und auch einen, wenn auch nicht mehr so

Das sibirische Elasmotherium

Riesenhirsch

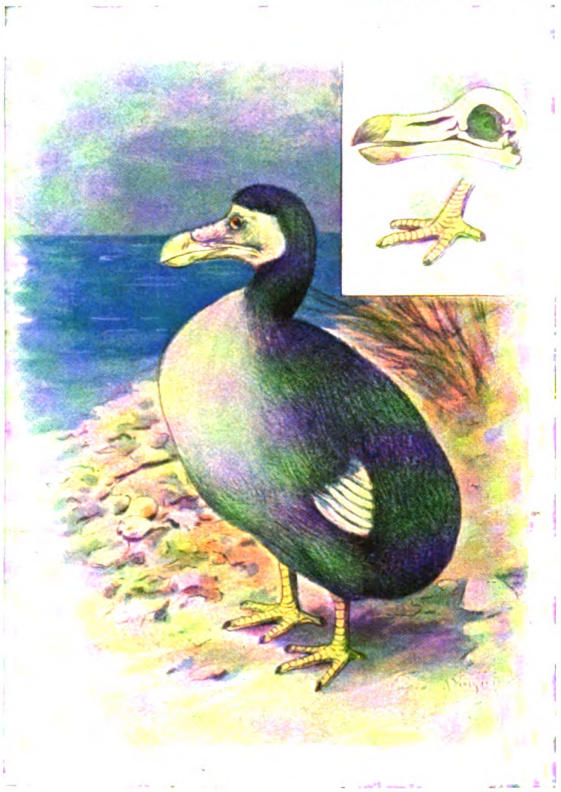


Wildpferde auf der Besitzung Falz-Feins in Askania-Nova

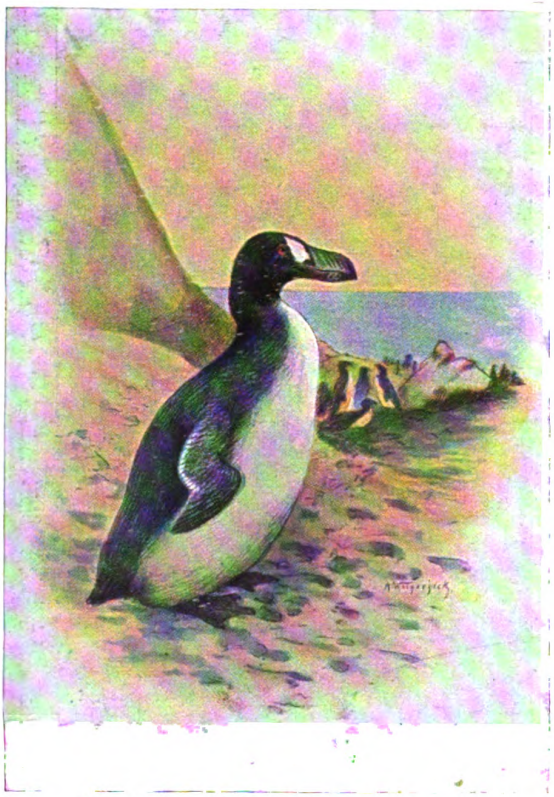
großen Nachkommen des Dolchzahntigers Machairodus kannte der Mensch des Diluviums. Mit den Resten des Mammuts, des Nashorns findet man auch die des Riesenhirsches, eines gewaltigen Wiederkäuers mit nahezu vier Meter voneinander abstehenden Geweihschaufelenden. Der diluviale Mensch lebte noch mit ihm zusammen; keinesfalls aber hat der Riesenhirsch Nord- und Ostdeutschland noch in historischer Zeit bewohnt, und es war ein Irrtum, ihn mit dem „Schelch" des Nibelungenliedes in Zusammenhang zu bringen.

Von den Wildpferden der Vorzeit hat sich nur das zentralasiatische Wüstenpferd (Equus Prschewalskii) in die Jetztzeit gerettet. Mit dem Ur und dem Wisent lebten noch bis in die historische Zeit herein Wildpferde auf der Heide und im lichten Walde. In Ostdeutschland und Rußland hat es Wildpferde noch bis in das siebzehnte Jahrhundert gegeben. Die Pferderasse des norddeutschen Diluviums lebt heute noch in dem schweren Pferdeschlag der Flamänder und Percherons fort, wie ja wohl alle heute existierenden, verbreiteten Pferdeschläge Mitteleuropas in den diluvialen Schichten zu finden sein dürften. Es sind erst 27 Jahre her, daß das letzte Wildpferd aus Europa verschwunden ist. Bis dahin lebte das ebenerwähnte Wildpferd Prschewalskis, der „Tarpan" der Südrussen, der „Kertag" der Kirgisen und „Taki" der Mongolen noch in

Schädel und Fuß einer Dronte im Britischen Museum



Dronte (80 cm hoch)

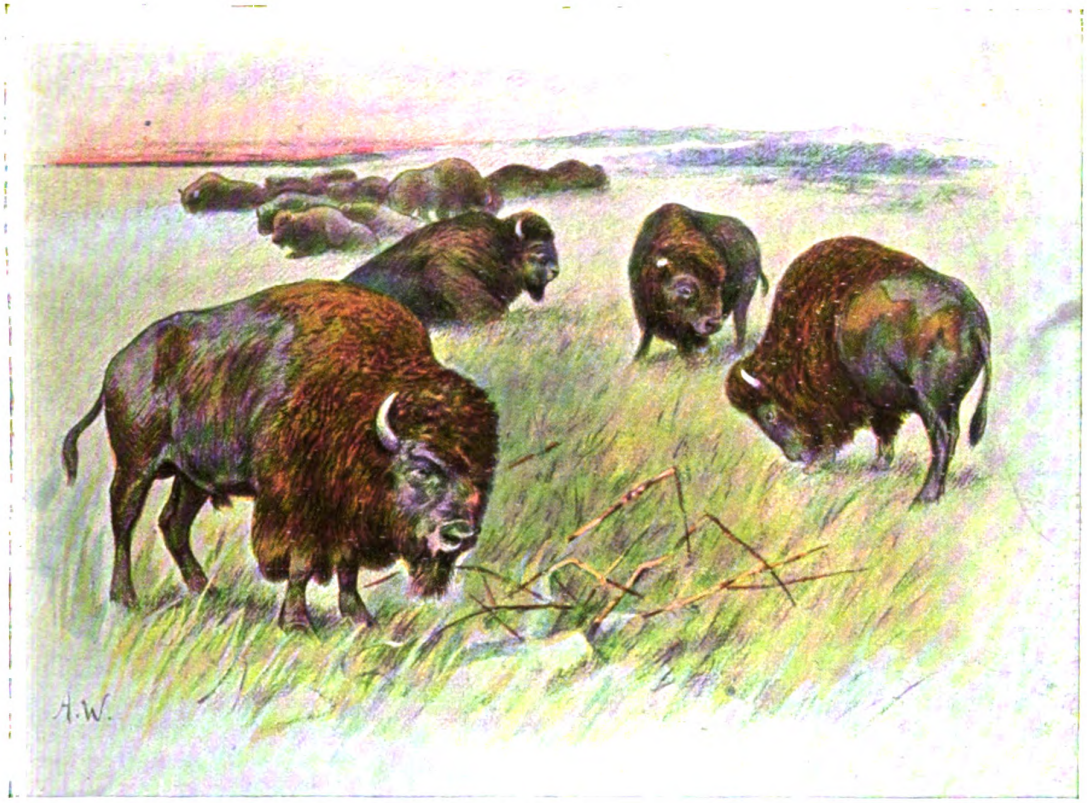


Riesenalk (90 cm hoch, im Museum von Amiens)

den taurischen Steppen. Die Ausrottung dieses Wildpferdes erfolgte so rasch, daß die russischen Museen nicht ein einziges Skelett oder einen Balg des Tarpans besaßen. Dann ging Prschewalski den Spuren dieses Wildpferdes in den zentralasiatischen Steppen nach, konnte aber nur die Haut eines solchen Wildpferdes nach Petersburg mitbringen. Erst den Reisenden Gebrüder Grumm-Grschimailo gelang es im Jahre 1889, die Existenz dieses Wildpferdes zweifellos nachzuweisen. Unter Mitwirkung des Zoologen Dr. Büchner und des Ethnographen Dr. Clemens in Petersburg vermochte dann der Großgrundbesitzer Friedrich Falz-Fein, der auf seinen südrussischen Besitzungen in Askania-Nova verschiedenste exotische Tiere in halbem Freileben hält, junge Tarpans für seinen Tierpark zu erhalten. Der Equus Prschewalski ist ein kleines ponyähnliches Wildpferd von kräftigem, gedrungenem Körperbau, mit großem Kopf, sehr spitzigen Ohren. Der hohe Widerrist unsrer Hauspferde und deren schopfartiges Haarbüschel zwischen den Ohren fehlt. Die Grundfärbung ist ein teils helleres, teils dunkleres Isabellgelb, der Rückenstreif ist schwarz, Schweif und Beine sind dunkel. Im Winter ist die Behaarung auffallend lang. Daß man es da mit einem ausgesprochenen Wildpferde, einer letzten überlebenden Stammform unsers Hauspferdes zu tun hat, steht außer Zweifel. In Zentralasien

lebt dieses Wildpferd in den wildesten Gegenden in Herden von 5 bis 15 Stück, die von je einem alten Hengst geführt werden.

Bis ins siebzehnte Jahrhundert hinein lebte auch der Ur oder Auerochs, der Tur der Polen. Unrichtigerweise bezeichnete man lange den Wisent oder europäischen Bison als Auerochs. Noch im späten Mittelalter lebte der Auerochs in Deutschland. Dann verschwand er, und von jetzt ab beginnt die Verwechslung mit dem Wisent; man läßt den „Ur“ schon in prähistorischer Zeit ausgestorben sein und nennt den Wisent „Auerochs“. Der

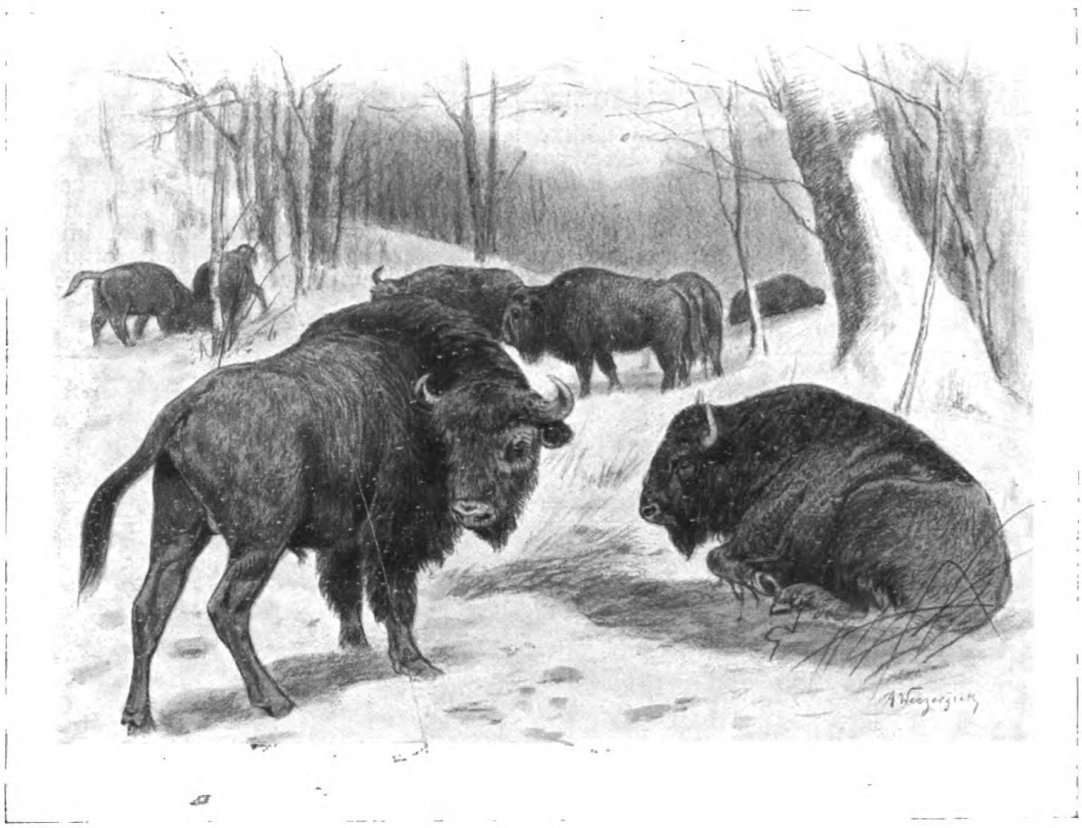


Bisonherde

österreichische Gesandte Freiherr von Herberstein (gestorben im Jahre 1566) hat in polnischen Wildgärten noch den Auerochs und den Wisent nebeneinander gesehen und hält beide Arten in seinem Werke: „Rerum moscoviticarum commentarii“ textlich und bildlich auseinander.

Mag der Ur dem Menschen, der vordrängenden Kultur zum Opfer gefallen sein, so läßt sich dies gewiß nicht vom Aussterben des Mammuts, des Nashorns und der andern verschwundenen diluvialen Säugetiere sagen, denen gegenüber der Mensch der Vorzeit wohl ziemlich machtlos war. Anders liegen die Verhältnisse, wenn wir die in historischer Zeit zur Ausrottung gekommenen Tierarten in Betracht ziehen. Da stoßen wir Schritt auf Schritt auf die Spuren der mörderischen Tätigkeit des Kulturmenschen.

Denkwürdige Ausrottungen markanter Tiertypen durch die sinnlose Vernichtungswut des Menschen sind die der Dronte, des Borkentieres und des Riesenalks. Die Dronte, Dudu oder Dodo, eine 80 Zentimeter hohe, über 12 Kilogramm schwere Taube mit verkümmerten Flügeln, kurzem Laufe und Schwanzstummel, die Vasco de Gama auf seiner Weltreise auf Mauritius noch in großer Menge vorfand, wurde ihres schmackhaften Fettes und Fleisches wegen von den Seefahrern so eifrig verfolgt, daß sie schon Ende des siebzehnten Jahrhunderts ausgerottet war und wir uns ein Bild dieses sonderbaren Vogels nur nach einigen Gemälden, spärlichen Ueberresten in den Museen, den Beschreibungen damaliger Seefahrer und an Ort und Stelle ausgegrabenen vollständigen Skeletten machen können. Eine zweite Art, der Einsiedler, gansgroß, soll noch Ende des achtzehnten Jahrhunderts auf Rodriguez gelebt haben. Das Borkentier oder die Stellersche Seekuh wurde erst im Jahre 1742 durch den schiffbrüchigen Steller auf der Behringsinsel entdeckt. Fett, Haut und Fleisch dieser über sieben Meter langen, an 4000 Kilogramm schweren Sirene, die die Nordküste von Sibirien und Kamtschatka und die benachbarten Inseln

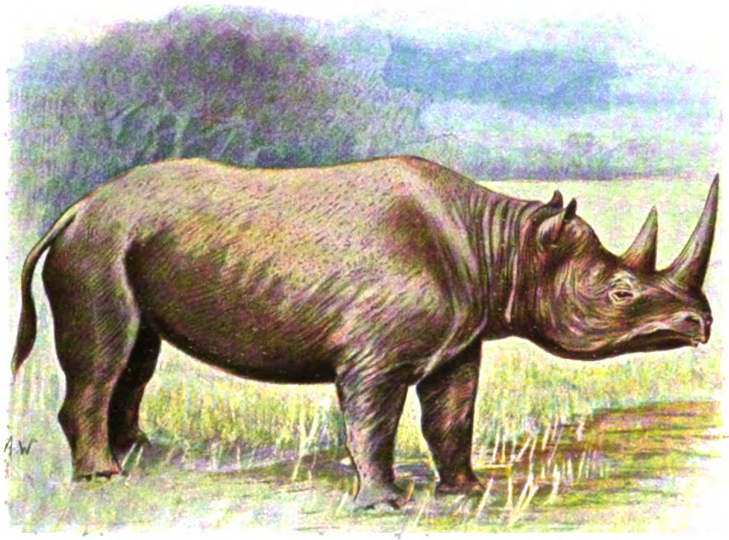


Wisent-Paare

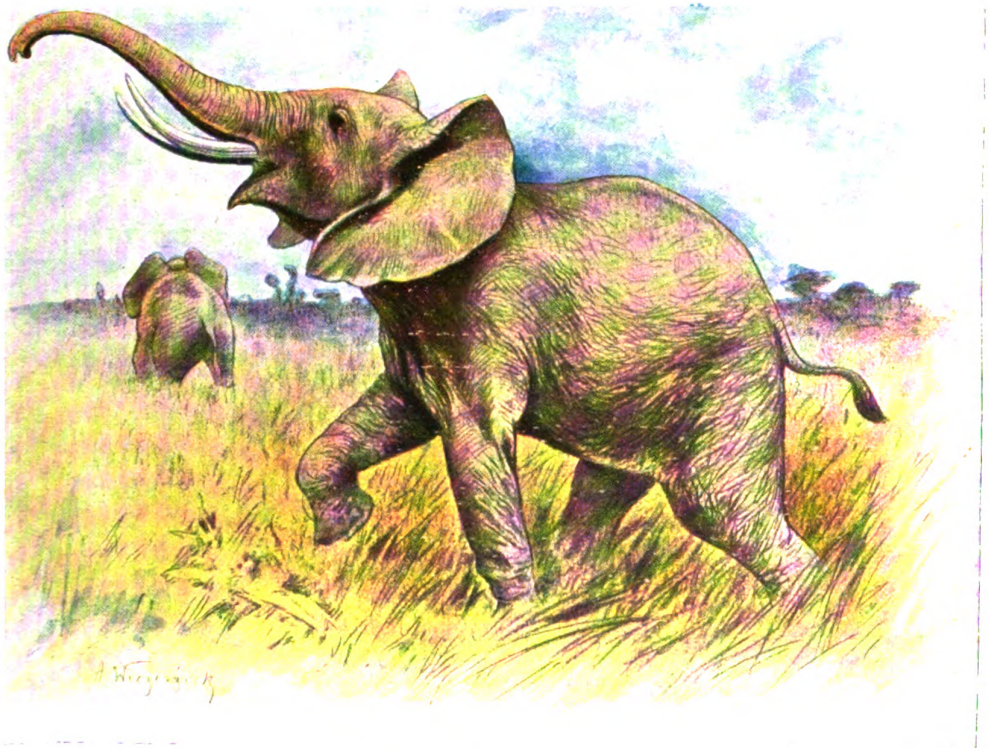
bewohnte, war den Walfischjägern so willkommene Beute, daß das Borkentier schon 30 Jahre nach seiner Entdeckung ausgerottet war. Der nordische Riesenalk, der Gyrfugl (Geyervogel) der Isländer, den Hackluyt im Jahre 1578 auf den sogenannten Pinguinsinseln am Eingang der Bonavistabai in Neufundland in solchen Mengen vorfand, daß die Fische sich mit seinem Fleische verproviantieren konnten, war hier bald ausgerottet. Noch im ersten

Moschusochsen

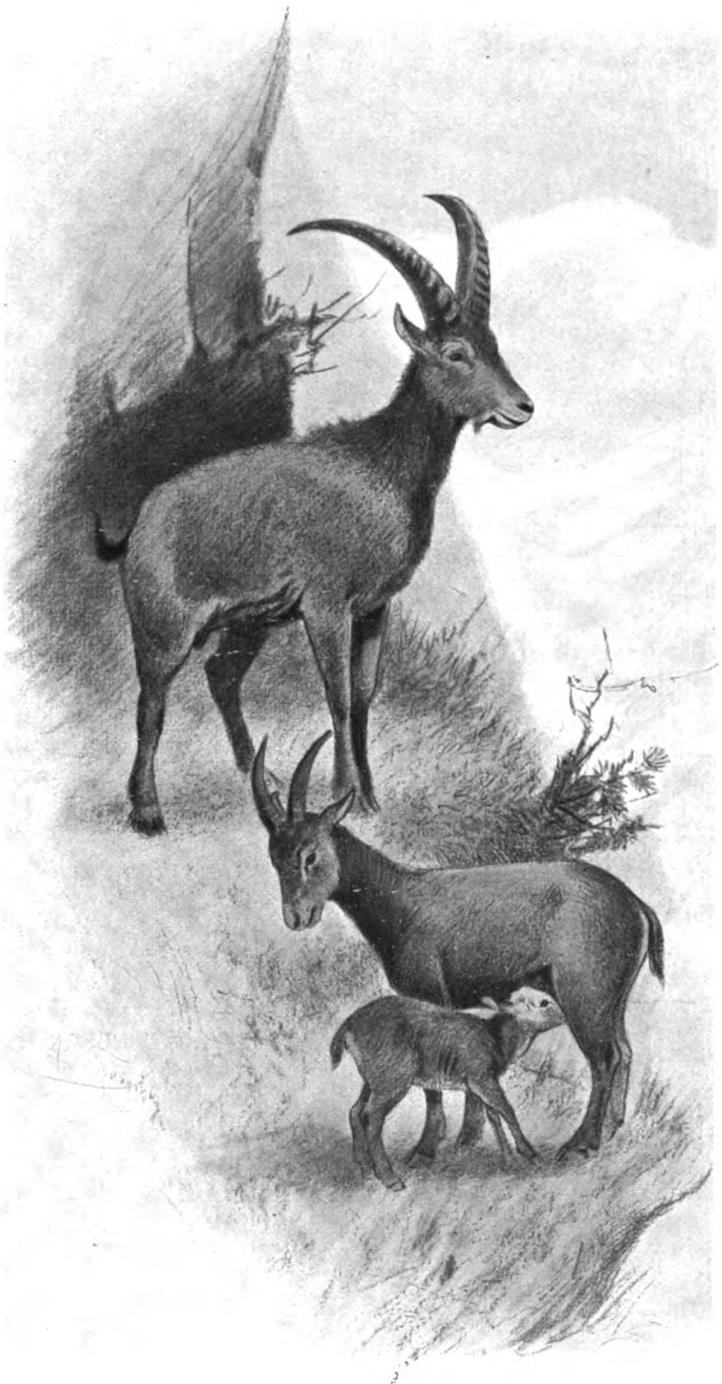
Viertel des verflossenen Jahrhunderts besuchte der Riesenalk regelmäßig die Hebriden und Orkneyinseln, und nistete noch bis 1841 regelmäßig auf der Felseninsel Eldey an der Küste von Island. Seit 1844 ist er verschollen. Der Nachwelt ist der Riesenalk in etwa 80 Bälgen, deren einer im Jahre 1830 mit 250 Franken, 1870 mit 2000 Franken bewertet war, heute auf 6000 Franken geschätzt wird, und etwa 16 Skeletten erhalten, von denen, nach „La



Afrikanisches Nashorn



Afrikanischer Elefant



Alpensteinböcke

Nature", 7 in den Vereinigten Staaten, 5 in England, je einer in Dresden, Mailand, Sydney, Amiens und Paris sich befinden. Ein Ei des Riesenalks wurde 1833 mit 3 Franken, 1844 mit 100, 1853 mit 365, 1880 mit 2500 bis 5548 Franken bezahlt. 1870 erwarb ein englischer Kommissionär ein Ei um 7280 Franken.

Vor unsern Augen hat sich die fast gänzliche Ausrottung des nordamerikanischen Bisons abgespielt. Noch schweben uns die Indianergeschichten unsrer Kindheit vor, die von den Millionen und Millionen die Prärie durchwandernder Büffel zu erzählen wußten. Noch in den siebziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts bewohnten viele Millionen Büffel das ungeheure Präriengebiet westlich vom Mississippi, von Neumexiko bis zur Tundra am großen Sklavensee. Da kam in den Jahren 1865 bis 1869 der Bau der ersten Pacificbahn. Die Bahn teilte das ganze Büffelgebiet in eine nördliche und südliche Hälfte. Die Büffelherden mußten den Arbeiterheeren den Proviant liefern. Zuerst kamen Jäger, die aus Passion der Büffeljagd oblagen, dann die „Skinner" in ganzen Wagenkolonnen, die Hunderttausende von Büffeln des Felles, der Zunge und des aus dem Fleische herzustellenden Pemmicans wegen erlegten. In vier Jahren waren an vier Millionen Bisons erlegt. Noch rascher, 1882 und 1883, war mit dem Bau der nördlichen Pacificbahn die nördliche Büffelherde erlegt. Von all den vielen Millionen Büffeln, wie sie einst jahraus, jahrein im Präriengebiete umherwanderten, fristen heute nur noch einige Hunderte Bisons in schwer zugänglichen Gebieten von Kolorado, Montana, Dakota, Texas, Kanada ihr Dasein. Wenige Exemplare werden im Nationalpark am Yellowstone gehegt und von Tierhändlern da und dort zu gutem Verkaufe an die zoologischen Gärten gehalten. Als eine Sehenswürdigkeit allerersten Ranges erscheint unter solchen Verhältnissen die prächtige Bisongruppe im Berliner zoologischen Garten.

Wer hätte gedacht, daß der europäische Bison oder Wisent seinen amerikanischen Vetter überdauern, ihn noch einmal an Stückzahl übertreffen werde? Führte er doch schon seit langem unter behördlichem Schutz ein recht beschauliches Leben. Noch von den Nibelungen im Odenwald gejagt, verschwindet der Wisent schon zu Beginn der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts aus Deutschland. Ein Wilddieb erlegte im Jahre 1755 das letzte Exemplar in Ostpreußen. In Litauen hegten ihn die polnischen Könige schon vor Jahrhunderten in großen Tiergärten, denen die Kriegsjahre ein Ende bereiteten.

Heute lebt der Wisent frei nur noch im Kaukasus in einigen Hochtälern am nordwestlichen Abhange im Gebiete der Bielaja und der Laba, durch strenge Jagdgesetze geschützt, als echtes Bergtier nur im Winter tiefer von den Waldhöhen herabkommend. Außerdem wird er in den Waldungen von Bialowicze in Russisch-Litauen gehegt. Von hier stammen die Wisente der zoologischen Gärten, so das kürzlich als Geschenk des russischen Kaisers in die Schönbrunner Menagerie gelangte Paar, und die jetzt, wie es heißt, auf etwa 60 Stück angewachsenen Wisente des Fürst Pleßschen Geheges im Mezerzitzer Wald in Oberschlesien.

Noch einem Ueberlebenden der Eiszeit droht der Untergang. Es ist dies der Moschus- oder Schafochse, ein Bewohner der arktischen Tundra. Ein Zeitgenosse des Mammuts, hat der Moschusochse einst, als die Ostsee, Nordsee, der irische Kanal und das ganze nördliche Europa von einer Eiskappe überzogen waren, dem Rande des großen Landeises folgend, bis tief nach Deutschland hinein, bis nach Böhmen und zur Donau, in Frankreich bis zur Dordogne, und nach neuesten Funden auch in der Schweiz gelebt. Heute hat er sich ganz auf die Tundren Nordamerikas, östlich vom Mackenzie, und der nach Grönland sich erstreckenden Inselwelt zurückgezogen, und ist hier, wie neueste Untersuchungen J. J. Allens ergaben, in zwei räumlich und äußerlich getrennten Arten vertreten. Dem unwirtlichen Leben der Tundra, die den ganzen langen Winter über eine unfruchtbare Schneewüste und zur Zeit der Schneeschmelze ein großer, weiter Sumpf ist und nur während des kurzen Sommers stellenweise üppigen Pflanzenwuchs wachruft, hat sich der Moschusochse in überraschendster Weise angepaßt. Gegen die grimmige Kälte schützt ihn sein dichter, lang herabwallender Haarmantel; der Nahrungsnot zu entgehen, wandert er je nach Jahreszeit und Witterung in dem weiten Gebiete umher, und zu schlimmster Zeit scharrt er sich spärliches Pflanzenwerk, Aeste und Blätter der Zwergweide, Silberwurz, Steinbrecharten mit Hörnern und Läufen aus dem Schnee hervor. So würden weder Kälte noch Nahrungsmangel seine Existenz gefährden, auch nicht der Fleischtribut, den er an die heimischen Jäger, an die zeitweiligen Polarexpeditionen zu entrichten hat. Seit aber die zoologischen Museen nach Belegstücken fahnden und die norwegischen Fangschiffer ihre Fahrten bis nach Ostgrönland ausdehnen und alle Herden, die ihnen vorkommen, völlig aufreiben, ist die Existenz des Moschusochsen ernstlich bedroht. So wurden z. B. Mitte August 1899 von norwegischen Fangschiffern 140 Tiere an der Ostküste Sibiriens erlegt, und auch einer dänischen Expedition fielen zu derselben Zeit 29 Bullen und Kühe zum Opfer.

So eilt auch die interessante altertümliche Tierwelt Australiens unter der vordringenden Kultur des Europäers eilends ihrem Untergange entgegen, so nehmen die einst ungezählten Scharen des Seebären und andrer Riesenrobben trotz der etwas verspäteten staatlichen Schonungsvorschriften ersichtlich ab, so sind durch die wahnwitzigen Bedürfnisse der Frauenmode die Bestände der Schmuckreiher arg gefährdet, und verringert sich von Jahr zu Jahr die Zahl der wertvollen Pelztiere.

Die leidenschaftlichen Jäger, für die es in Europa mit den Jagdfreuden immer mehr zu Ende geht, ziehen jetzt in die Wildnisse Asiens und Afrikas und gehen den Löwen, Tigern, Panthern und anderm Raubzeug, leider aber auch den Giraffen, Zebras, Antilopen, Elefanten zu Leibe. Das Quagga ist schon ausgerottet, das Burchellzebra, das ohnehin schon selten gewesen, wird wohl den Wirren des Burenkrieges zum Opfer gefallen sein. Der Ausrottung des afrikanischen Elefanten seitens der weißen Jäger ist zwar durch die Einführung einer hohen Abgabe in Form eines Jagdscheines einigermaßen gesteuert worden, aber

im Innern Afrikas erlegen die Eingeborenen sinnlos ganze Herden, indem sie sie durch Feuer und Zäune einschließen und dann alle Tiere, die Weibchen und Jungen nicht ausgenommen, niederschießen. Wie Schillings berichtet, wird das in unsern Menagerien schon sehr selten gewordene zweihörnige Nashorn von den gewerbsmäßigen Elefantenjägern der Hörner wegen an den Wasserplätzen zu Hunderten niedergemetzelt. Geht das so fort und versteht man es nicht, rechtzeitig wenigstens die wirtschaftlich in Frage kommenden Tiere, Elefanten, Zebras, vielleicht auch einige Antilopen, wie man es ja mit den Straußen schon getan hat, zu Haustieren zu gewinnen und so dauernd zu erhalten, so werden wir wohl bald manches der charakteristischen Tiere Afrikas nur noch vom Hörensagen kennen.

Schließen wir mit einer erfreulichen Kunde. Lange schon sind wir gewohnt, Europas edelstes Wild, den Alpensteinbock, zu den Verlorenen zu zählen. Einst über die ganzen deutschen Alpen verbreitet, lebt der Alpensteinbock nur noch in der Alpenkette des Montblanc und Monte-Rosa, zwischen der Südseite des Montblanc und den Grenzgebirgen von Wallis, und wäre wohl auch hier schon längst schweizerischen Wildschützen zum Opfer gefallen, wenn ihn nicht strengste Jagdgesetze und sorgsamste Ueberwachung schützen würden. In Tirol lebte schon in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts kein Alpensteinbock im freien Zustande mehr. In Oberösterreich wurde der letzte Alpensteinbock im Jahre 1706 in den Alpen der Röll am Almensee geschossen. In Salzburg boten die Erzbischöfe alles auf, den Steinbock zu erhalten, waren aber schon zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts gezwungen, ihn in einem waldigen Teile des Hellbrunner Parkes zu hegen, und mußten schließlich zur Bastardierung mit der Hausziege greifen. Und auch diese Bestände fielen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts französischen Soldaten zum Opfer. Seit nach dem Tode Viktor Emanuels I. die Steinbockjagd nicht mehr so leidenschaftlich betrieben wurde, hat sich die Steinbockzucht in Piemont so erfreulich vermehrt, daß man der zu großen Vermehrung wegen Böcke abschießen mußte. Wenn, wie der Inspektor der Schönbrunner Menagerie, Herr Alois Kraus, nach an Ort und Stelle eingeholter Information mitteilt, im Jahre 1901 infolge ungünstiger Witterung 350 Steinböcke zugrunde gehen konnten und jährlich an 40 Stücke zum Abschusse gelangen, ohne den Bestand zu gefährden, dann ist der Schätzung des mit der Aufsicht der Steinböcke betrauten Forstpersonals, das den Steinbockbestand mit 2000 Stücken angibt, wohl Glauben zu schenken. Die Schönbrunner Menagerie, die noch vor 25 Jahren fünf Männchen und fünf Weibchen, darunter ein Männchen mit Hörnern von ganz seltener Größe besaß, hat jetzt wieder drei junge Alpensteinböcke, zwei Männchen und ein Weibchen, die als Geschenk des Königs von Italien nach Wien gelangt sind.

Der alte Glockenturm

Von

Fritz Erdner

Eine Glocke hängt im Glockenturm,
Läutete mir Frieden einst und Sturm,
Klang so klar und sang so süß mir zu
Frischen Morgengruß und Abendruh'.
Leis im Ohre schwingt mir nach der Ton,
Aber lange, lange schweigt sie schon,
Und die schwankenden Gräser wuchern wild
Um die stille Pforte, waldverhüllt;
Eine Efeuranke langt und steigt
Nach der Glocke, die im Turme schweigt.

Einst, nach Jahren, durch den schwarzen Tann
Schreitet spät ein hoher Wandersmann.
Durch die Pforte nimmt er ernst den Gang,
Faßt mit starker Hand den Glockenstrang.
Horch, und wie aus schwerem Schlaf erwacht,
Hebt es an zu läuten, scheu und sacht,
Wächst und schwillt, daß übern Abendwald
Feierlich und voll die Stimme schallt,
Jauchzt und jubelt, klagt und stürmt und grollt,
Tief und erzen, hell wie klingend Gold;
Und die Menschen, erdenlärmentrückt,
Lauschen dem Geläute stumm entzückt.

Nieder auf den Läuter von der Wand
Leise, leise rinnt der lose Sand;
In Gebälk und Fugen morsch und grau
Wundersam durchzuckt's den alten Bau.
Donnernd in des Glückes Feiersturm
Stürzt zusammen Glock' und Glockenturm ...

In die Dämmrung durch den schwarzen Tann
Schreitet still der hohe Wandersmann.

Wie arbeiten unsre Nerven?

Pflanzenwelt und Tierwelt unterscheiden sich in ihrem organischen Aufbau durch das Nervensystem. Der Pflanzenkörper setzt sich ebenso aus zahllosen winzigen Gebilden, den Zellen, zusammen wie der Tierkörper; beide durchfließt ein Säftestrom, beide nehmen Nahrungsstoffe auf und setzen sie um, beide wachsen durch Zellenvermehrung, aber das Nervensystem kommt nur dem tierischen und menschlichen Körper zu. Das Nervensystem ist es, das die einzelnen Organe untereinander verkettet und ihre Leistungen regelt, die Bewegungen auslöst, die Eindrücke der Außenwelt vermittelt; es stellt das Substrat dar, durch das die empfangenen Sinnesmeldungen in das Bewußtsein treten, die Anordnungen des Willens weitergegeben werden und in dem die Gedankenwelt in ihrem ewigen Wechsel und ihrer tausendfältigen Verknüpfung entsteht und schafft. Alles, was sich auf unser Geistesleben mittelbar oder unmittelbar bezieht, alle Regungen, die sich unbewußt oder bewußt in der geistigen Sphäre abspielen, sind an das Nervensystem gebunden. Es ist das Instrument, dessen Saiten durch den Anschlag von außen und innen in Schwingungen versetzt werden und die Gedankenakkorde ertönen lassen. Suchen wir, in die Vorgänge, die in unsrer Sinnestätigkeit und in unserm Geistesleben zum Ablauf kommen, einen Einblick zu gewinnen, so werden wir uns demgemäß die Frage vorlegen müssen: wie arbeiten unsre Nerven?

Ein stärkerer Nervenstrang, wie etwa der Hüftnerv, läßt sich äußerlich vergleichen mit einer glashellen Schnur. Aber wie die Schnur nicht aus einer einzigen Gespinstfaser besteht, sondern aus einer ganzen Anzahl von dünneren Schnüren zusammengedreht ist, von denen man eine jede in feine Fasern auflösen kann, so ist auch der Nervenstrang eine Zusammensetzung von dünneren Fäden oder von Bündeln feiner Fasern. Diese Fasern sind der Länge nach nicht straff ausgespannt, sondern in lockeren Spiralen wellenförmig nebeneinander angeordnet. Sie verästeln sich ferner nicht miteinander, verlaufen vielmehr auf ihrer ganzen Bahn unverzweigt. Eine Verästelung eines Nervenstranges entsteht nur dadurch, daß von den vielen parallel nebeneinander liegenden Fasern sich ein Bündel ablöst und seitwärts abtritt. Von diesen Seitenästen können sich dann abermals schwächere Zweige ablösen, die von neuem Fasersprossen nach den Seiten hin aussenden, so daß schließlich der letzte Ausläufer nur aus einer einzigen Faser besteht. Wie die Fasern nicht, obgleich sie dicht aneinander liegen, unter sich verwachsen sind, so sind sie auch in ihrer Wirksamkeit voneinander getrennt. Die Erregung, die sich in einer Faser fortpflanzt, bleibt innerhalb des Nervenstranges ausschließlich auf sie allein beschränkt und geht nie auf die daneben gelegenen Fasern über. Will man sich einen Nervenstrang versinnbildlichen, so muß man sich ihn als ein Kabel vorstellen, in dem die einzelnen Fasern als isolierte Leitungsdrähte nebeneinander verlaufen.

Aber dieses Bild bedarf noch verschiedener Abänderungen. Verfolgt man eine Nervenfaser von ihrem äußersten Endpunkt nach dem Rückenmark oder Gehirn zu, so trifft man früher oder später auf ein kugeliges, spindel- oder birnförmiges Gebilde von $^1/_{100}$ bis $^1/_5$ Millimeter Größe, die Nervenzelle. Von der Seite der Nervenzelle, die der Eintrittsstelle der Faser in die Zelle entgegengesetzt ist, gehen feine, kurze Aestchen aus, die man als Endbüschel bezeichnet. Eine Faser mit ihrer Nervenzelle und deren Endbüscheln stellt eine Nerveneinheit oder ein Neuron dar. Man kann sich ein Neuron gut dadurch veranschaulichen, daß man einen Wollfaden nimmt, in der Nähe des einen seiner Enden einen Knoten schürzt und nun das über den Knoten hinausstehende kurze Stück auseinanderfranst. Das lange Stück des Fadens ist die Faser, der Knoten die Nervenzelle, und die kurzen Ausfransungen sind die Endbüschel. Eine Nervenbahn, die von der Körperoberfläche oder einem inneren Organ zum Rückenmark und von da zum Gehirn geht, ist nun nicht eine ununterbrochen fortlaufende, einfache Leitung, sondern sie setzt sich aus einer Anzahl von Neuronen zusammen, indem diese eine Kette bilden, bei der sich die Endbüschel des ersten Neurons an die Faser des zweiten Neurons, die Endbüschel des zweiten Neurons an die Faser des dritten Neurons und so fort schließen. Denken wir uns jetzt noch einmal den Nervenstrang als ein Kabel und eine einzelne Faser als einen Leitungsdraht, so würden die Nervenzellen in diesem Leitungsdraht die Stellen von Zwischenstationen einnehmen. Stellen wir uns vor, wir wollen durch ein Telephonkabel von Köln nach Berlin sprechen, so muß die Leitung erst in Frankfurt a. M., in Kassel und vielleicht in Halle verbunden werden. Das sind die Zwischenstationen. In ganz ähnlicher Weise muß erst zwischen den Teilstrecken der Neuronen mit ihren Zwischenämtern der Nervenzellen die Verbindung hergestellt sein, bis sich irgend ein Reiz, beispielsweise ein Nadelstich in einem Fingerglied, durch den Nerv bis zum Gehirn fortpflanzt. Denn die einzelnen Neuronen, die sich in der Nervenbahn aneinanderschließen, sind an ihren Berührungspunkten nicht miteinander verwachsen, sondern die Endbüschel eines vorhergehenden Neurons legen sich nur an den Faseranfang des folgenden Neurons u. s. w. an und umspinnen ihn bloß. Welche Bedeutung diese Zerlegung der Nervenbahn in Teilstrecken mit Zwischenstationen für die Fortleitung der Nervenerregung hat, wird noch erörtert werden.

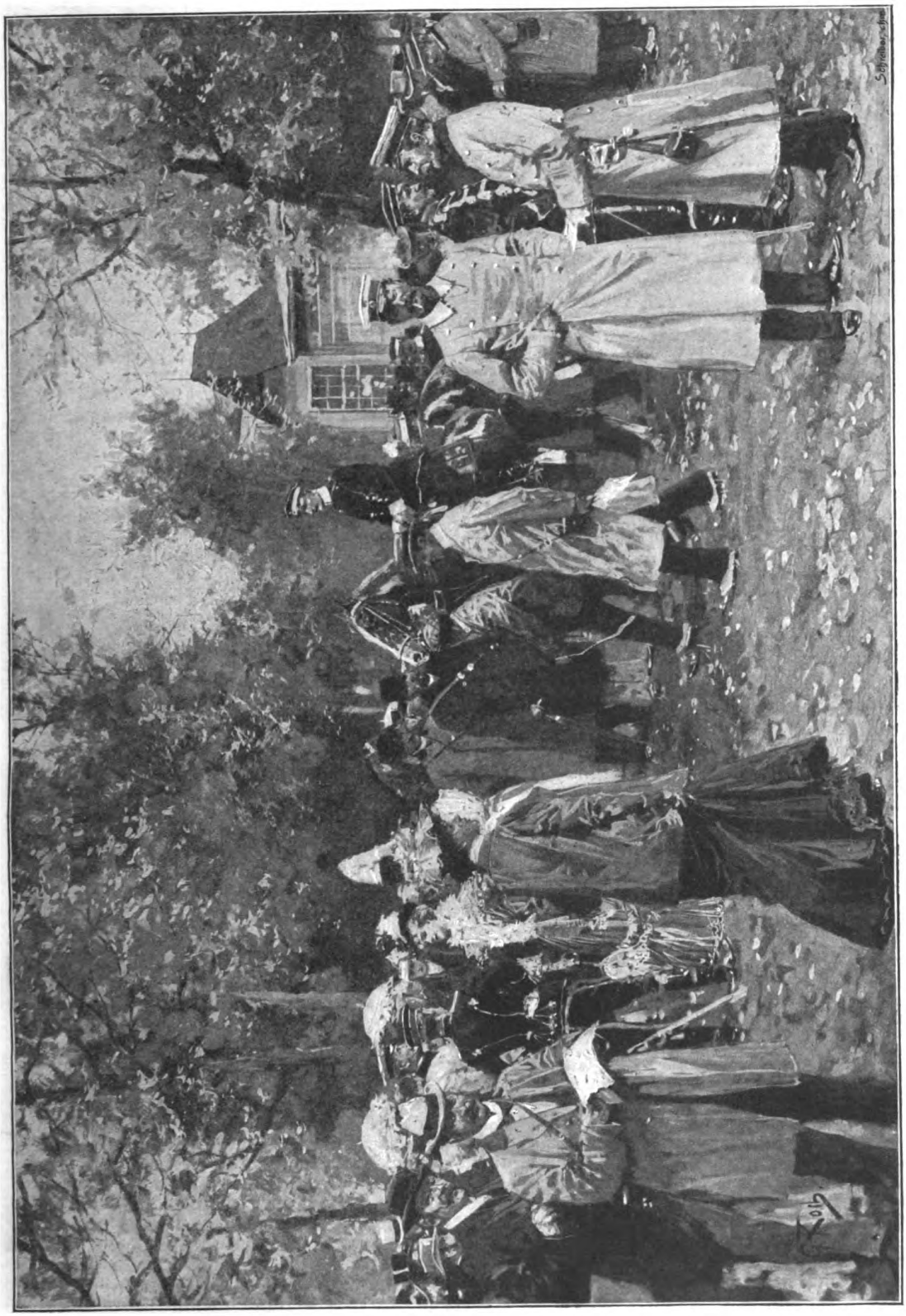
Man unterscheidet bekanntlich zwischen Empfindungsnerven und Bewegungsnerven. Jene vermitteln die auf die Körperoberfläche einwirkenden Reize nach dem Rückenmark und Gehirn, durch

diese gehen in umgekehrter Richtung die Befehle vom Rückenmark und Gehirn zu den Muskeln und andern Organen und lösen hier die entsprechenden Bewegungen aus. In ihrem Bau gleichen sich beide Nervenarten. Die einzelnen Nervenstränge, wenigstens diejenigen für den Rumpf und die oberen und unteren Gliedmaßen, enthalten Empfindungsnervenfasern und Bewegungsnervenfasern zugleich. Verfolgt man die Nervenstränge in das Rückenmark hinein, so sieht man einen jeden mit zwei Wurzeln entspringen; mit einer vorderen, nach der Bauchhöhle zu gelegenen schwächeren, und einer hinteren, nach dem Rücken zu gelegenen, dickeren. Die vordere Wurzel eines jeden Nervenstranges umschließt diejenigen Fasern, die die Bewegungen einleiten, die hintere dagegen diejenigen Fasern, die die Empfindungen vermitteln. Die vom Rückenmark links ausgehenden Nervenstränge versorgen die linke, die vom Rückenmark rechts ausgehenden Nervenstränge die rechte Körperhälfte.

Unter den Zwischenstationen, auf die bei der Darlegung der Aneinandergliederung der Neuronen hingewiesen wurde, nimmt das Rückenmark den ersten Rang ein. Es ist, um in dem Bilde der Kabelverbindung zu bleiben, ein Hauptvermittelungsamt. Denn es regelt die sogenannten Reflexbewegungen, d. h. diejenigen zweckmäßigen Bewegungen, die ohne Zutun des Willens und ohne Mitwirkung des Gehirns mechanisch ausgeführt werden. Beispielsweise ist eine Reflexbewegung der unwillkürliche Schluß des Lides, sobald sich irgend ein Gegenstand schnell dem Auge nähert. Für diese Reflexbewegungen, deren es eine ganze Anzahl gibt, ist das Rückenmark das selbständig anordnende Zentralorgan. Hier stoßen nämlich Nervenzellen der Empfindungsfasern mit Nervenzellen der Bewegungsfasern zusammen, indem unter beiden Nervenzellenarten Faserabzweigungen hinübergehen, die sie miteinander in Verbindung setzen. Wird ein Reiz durch die Empfindungsfasern zum Rückenmark fortgepflanzt, so tritt dieser von der Empfindungszelle zur benachbarten Bewegungszelle hinüber, und nun durchläuft die Erregung die zugehörige Bewegungsfaser bis zu ihrem äußeren Endpunkt und löst hier die entsprechende Bewegung aus. Da das Rückenmark in vielfachen Beziehungen selbständig und zweckmäßig anordnet, so hat man sogar von einer Rückenmarksseele gesprochen.

Daß die Erregungen, die vom Rückenmark ausgehen, nicht in bloße Zuckungen einzelner Muskel, sondern in geordnete Bewegungen der betreffenden Muskelbezirke ausklingen, hat seinen Grund in dem Vorhandensein von sogenannten Zentren, die an verschiedenen Stellen im Rückenmark gelegen sind. Man versteht unter einem Zentrum eine Gruppe von Nervenzellen, die behufs der Erzielung einer bestimmten geordneten Bewegung inniger miteinander verknüpft sind, indem, sobald auch nur eine einzige Nervenzelle der Gruppe erregt wird, die Erregung auf alle benachbarten fortschreitet. Von solchen Zentren seien genannt das in der Höhe des zweiten Wirbels gelegene Zentrum für die Beugung der Arme, ferner das Zentrum für die Streckung der Arme in der Gegend des dritten Wirbels, das Zentrum für die Beugung der Beine in der Höhe des fünften Wirbels, und endlich das für die Streckung der Beine, das noch tiefer und zwar in der Gegend zwischen dem sechsten und siebenten Wirbel liegt.

Eine zweite Hauptzwischenstation, die aber auch selbständig tätig sein kann, ist das Kopfmark. Das Kopfmark bildet den Uebergang vom Rückenmark zum Gehirn. Und zwar nicht bloß hinsichtlich seiner Lage. Vielmehr stellt es auch in seinem inneren Bau, in der Anordnung der in ihm verlaufenden Fasern und der in ihm liegenden Nervenzellen eine Art Zwischenstufe zwischen Rückenmark und Gehirn dar. Vom Kopfmark entspringt ein Teil der Hirnnerven, während ein andrer Teil, von dem nur die beiden Sehnerven, die beiden Gehörnerven und die beiderseitigen Riechnerven hervorgehoben seien, unmittelbar vom Gehirn ausgeht. Wie das Rückenmark, so enthält auch das Kopfmark Reflexzentren. Hier liegen die Reflexzentren für den Schling- und Schluckakt, das Niesen und Husten, die Kaubewegungen und für die Speichel- und Tränenabsonderung. Dazu treten aber noch sogenannte automatische Zentren. Diese sind dadurch von den Reflexzentren verschieden, daß, während die letzteren von außen her durch Empfindungsreize erregt werden müssen, bei ersteren die Erregung direkt und unmittelbar in ihnen selbst erfolgt. Meist ist die automatische Erregung auf eine veränderte Beschaffenheit des das Zentrum umspülenden Blutes zurückzuführen. So ist eine Zunahme des Blutes an Kohlensäure oder eine ungewöhnliche Steigerung der Bluttemperatur ein Reiz für den Tätigkeitsbeginn der automatischen Zentren, die alle von hoher Lebenswichtigkeit sind. Ein ziemlich ansehnlicher, von Nervenzellen durchsetzter Nervenstrang des Kopfmarks bildet das automatische Atemzentrum, das man auch als Lebensknoten bezeichnet. Von ihm gehen Leitungen nach dem Atmungsapparat. Eine Zerstörung des Lebensknotens durch den sogenannten Nackenstich zieht bei Warmblütern den augenblicklichen Tod nach sich. Etwas entfernt davon liegen die beiden automatischen Herzzentren, von denen das eine durch seine Nervenverbindungen den Herzschlag zu hemmen, das andre ihn zu beschleunigen vermag. Ebenso enthält das Kopfmark auch noch ein den Schweißausbruch des ganzen Körpers automatisch anregendes Schwitzzentrum. Da von der Atemtätigkeit, dem Herzschlag und Blutumlauf und von der Schweißabsonderung die Entlastung des Blutes von den dem Körper schädlichen Kohlensäuregasen, sowie die Temperaturhöhe abhängen, diese selben Faktoren aber, wie erwähnt wurde, die automatischen Zentren gerade in Wirkung setzen, so sind diese Einrichtungen als Selbstregulierungsvorkehrungen anzusehen, durch die sich der Organismus vor einer übermäßigen Anreicherung mit Kohlensäure und vor einer unzuträglichen Ueberhitzung bewahrt. Endlich ist das Kopfmark dadurch ausgezeichnet, daß in ihm eine Kreuzung der vom Rückenmark kommenden Bewegungsfasern und Empfindungsfasern stattfindet. Alle im Rückenmark links verlaufenden Fasern für die Bewegungs- und Empfindungsleitung gehen im Kopfmark nach der rechten Seite des Gehirns hinüber, und umgekehrt: alle rechtsseitigen Fasern des Rückenmarks wenden sich nach der linken Gehirnhälfte. Sehr deutlich



Sattelplatz in Carlshorst. Nach dem Gemälde von Georg Koch

tritt diese Kreuzung bei einem Gehirnschlag hervor, wenn durch einen Bluterguß in die eine der beiden Großhirnhälften die betreffenden Gehirnteile gedrückt und funktionsunfähig werden. Erfolgte der Bluterguß in die rechte Großhirnhälfte, so ist die linke Körperhälfte gelähmt und empfindungslos, und ergoß sich das Blut in die linke Großhirnhälfte, so zeigen sich die genannten Störungen auf der rechten Körperhälfte.

Wiederholt ist im Vorstehenden von Reizen und Erregungen und ihrer Fortleitung durch die Nervenbahnen gesprochen worden. Wie hat man sich diese Vorgänge vorzustellen? Gewichtige Gründe machen es wahrscheinlich, daß die Erregung und ihre Fortleitung auf chemischen Veränderungen im Nerven beruhen. Wie bei allen chemischen Prozessen, muß auch bei denjenigen im Nerven eine Umlagerung der feinsten Teilchen, also eine Bewegung dieser, nebenher gehen. Aber auch elektrische Erscheinungen verknüpfen sich mit der Erregung. Man kann mit Hilfe eines Galvanometers, das man mit der Längsoberfläche und einem künstlichen Querschnitt eines noch lebenden Nerven in Verbindung bringt, feststellen, daß, sobald der Nerv in Tätigkeit gerät, ein Aktionsstrom entsteht und sich das elektrische Verhalten der Nervensubstanz Schritt für Schritt in dem Maße ändert, wie sie in den erregten Zustand übergeht. Diese elektrischen Erscheinungen sind allen Nerven eigen, mögen nun die Erregungen von außen her oder mögen sie von den Zentralorganen her ausgelöst werden. Gleichwohl können sie nur als Begleiterscheinungen der chemischen Veränderungen angesehen werden. Bei dem Geschmackssinn und Geruchssinn, auf deren Endapparate chemische Stoffe einwirken, sowie auch beim Gesichtssinn, wo der Sehpurpur der Netzhaut durch die Lichtstrahlen zersetzt wird, sind fortschreitende chemische Veränderungen im Nerven verständlich. Schwieriger dagegen ist die Vorstellung, wie beim Gehörsinn und Gefühlssinn die Schallwellen und Berührungsreize in den Endapparaten der betreffenden Nerven chemische Umsetzungen hervorrufen, die sich dann bis zum Gehirn fortpflanzen. Aber auch hier muß an einer Uebertragung auf Grund chemischer Vorgänge festgehalten werden. Die umgekehrte Richtung in der Fortleitung der Erregung, vom Gehirn durch die Bewegungsnerven nach den Muskeln und andern Organen, ist leichter erklärbar. Die Gehirnteilchen, in denen sich der Wille bei Abfassung seiner Befehle betätigt, erfahren Umlagerungen und zugleich chemische Veränderungen, die durch die Nervenbahnen hindurch Abschnitt für Abschnitt die gleichen chemischen Prozesse hervorbringen, bis endlich die feinsten nervösen Ausläufer diese chemischen Umsetzungen auf die einzelnen Muskelfasern übertragen und in ihnen diejenigen chemischen Vorgänge auslösen, durch deren Einwirkung dann jene kleinen Zuckungen der Muskelfasern entstehen, die insgesamt die Bewegung der betreffenden Gliedmaßen nach sich ziehen. Hier, bei der Uebertragung des Nervenreizes auf den Muskel, ist die Natur des chemischen Prozesses sogar erkennbar, indem sich nachweisen läßt, daß es die Bildung von freier Säure ist, die die Wechselwirkung bedingt. Die Geschwindigkeit, mit der sich die Erregung im lebenden Nerven fortpflanzt, kann man auf verschiedene Weise messen. Sie beträgt 30 bis 40 Meter in der Sekunde. Schon aus diesem Befund geht hervor, daß es sich bei der Fortpflanzung der Erregung im Nerven nicht um einen einfachen Leitungsvorgang eines elektrischen Stromes handeln kann, denn die Geschwindigkeit der Elektrizität beläuft sich auf mehr als 46 Millionen Meter in der Sekunde.

Auf die Gestaltung der in ihnen fortgeleiteten Erregung üben die Nervenbahnen selbst keinen Einfluß aus. Nach der herrschenden wissenschaftlichen Auffassung leiten vielmehr die einzelnen Nervenarten die verschiedenen Erregungen alle in der gleichen Weise, und sie sind demgemäß als bloße Verbindungsdrähte zu betrachten, die bei der Beschaffenheit der Erregung nicht mitwirken. Wenn wir beispielsweise mit den Empfindungsnerven eine Berührung, mit den Sehnerven Lichteindrücke und Farben, oder mit den Hörnerven Töne und Geräusche wahrnehmen, so liegt dieses einerseits an der Einrichtung der äußeren Endapparate dieser Nerven, die nur stets solche Reize aufnehmen und fortpflanzen, für die sie gebaut sind, anderseits an den betreffenden Gehirnzentren, zu denen die Nerven hinführen und die die ihnen zugeleitete Erregung immer nur zu Wahrnehmungen des Gefühls, des Gesichts oder des Gehörs umzusetzen und zu verarbeiten vermögen. Der Aufgabeapparat und der Empfangsapparat sind es also allein, die das Wesen der Erregung und ihre Deutung als Sinnesempfindung bestimmen. Wie wir durch einen Kupferdraht, der in den Aufgabeapparat und Empfangsapparat eines Telephons eingeschaltet ist, sprechen, singen, ein Musikstück übertragen oder ein Klingelzeichen geben können, mit demselben Draht aber auch, wenn er mit den üblichen telegraphischen Apparaten verbunden würde, die telegraphischen Zeichen zu befördern vermögen, ja mit Hilfe von eingeschalteten Selenzellen früher oder später Bilder oder Schriftstücke auf weite Entfernungen hin vom Aufgabeort nach dem Empfangsort werden vermitteln können, so kann auch ein und dieselbe Nervenbahn die Erregung für die Gefühls-, Gesichts- oder auch Gehörsreize weitergeben, wenn sie nur mit den dafür eingerichteten äußeren nervösen Endapparaten und den betreffenden Gehirnzentren verbunden ist. Gelänge es, bei einem Tier oder Menschen ein Stück eines Geschmacksnerven auszuschneiden und dafür ein Stück eines Bewegungsnerven einzusetzen, und jede Faser des ersteren mit einer des letzteren zur Verheilung zu bringen, so würde jetzt durch das Stück Bewegungsnerven die Geschmackserregung fortgepflanzt werden und im Gehirn als solche zur Wahrnehmung gelangen. Oder könnten bei einem Menschen die Hörnerven zwischen Augen und Sehzentren des Gehirns, und dafür die Sehnerven zwischen den Gehörapparaten und den Hörzentren des Gehirns eingeschaltet werden, so würde dieser Mensch mit den eingefügten Hörnerven den Blitz sehen und mit den eingeheilten Sehnerven den Donner hören. Daß die Nerven die Erregung nur einfach weiterbefördern, aber an der Hervorbringung ihrer Eigenart und ihrer Endwirkung nicht beteiligt sind, ist durch eine ganze Reihe von Beobachtungen und Forschungen festgestellt. Hier sei nur darauf hingewiesen, daß,

wenn der Schall oder das Licht einen bloßgelegten Hörnerven oder Sehnerven direkt trifft, die Erregung dieser Nerven ausbleibt. Sie selbst sind eben nicht imstande, die sie treffenden Reize in die entsprechende Erregung umzusetzen oder zu ihrer Gestaltung und Verwertung beizutragen, sondern sie sind nach beiden Richtungen hin abhängig von den äußeren und inneren Endapparaten. Diese Verhältnisse treten zuweilen besonders deutlich im Bereich der Empfindungsnerven und des Gefühlssinnes hervor. Unsre geistige Vorstellung ist so gewöhnt, die Aufnahme der Reize in die äußeren Endapparate zu verlegen, daß unter Umständen noch Hautteile gefühlt werden, die gar nicht mehr vorhanden sind. Ist einem Menschen ein Unterarm oder ein Unterschenkel amputiert worden, so kommt es vor, daß die an der Amputationsfläche durchschnittenen Nervenbahnen, die das abgenommene Glied mit Empfindungsnerven versehen haben, in der verheilten Narbe des Stumpfes durch Schwellungen des Narbengewebes ab und zu gedrückt und gereizt werden. Diese Reizungen werden zum Gehirn fortgeleitet. Vermöge der einmal erworbenen Erfahrung, den Ursprung der Empfindungen auf die nervösen Endapparate in der Haut zurückzuführen, verlegt auch jetzt noch der Amputierte die Aufnahme und den Ausgang der Erregung der betreffenden Empfindungsnerven auf die äußeren Endpunkte, und so geschieht es, daß er noch nach Jahren über Schmerzen in dem Unterarm und Unterschenkel klagt, die er in Wirklichkeit gar nicht mehr besitzt, da sie ihm durch die Amputation abgenommen wurden.

Wiederholt ist die Rede gewesen von Gehirnzentren, die als innere Endapparate mit den einzelnen Nerven verbunden sind und deren Erregung in die entsprechende Wahrnehmung umsetzen. Von solchen Gehirnzentren ist durch Tierexperimente und Krankenbeobachtungen eine ganze Reihe mit Bestimmtheit nachgewiesen worden. Der Sitz für die höheren geistigen Regungen und Vorgänge ist die Rinde der beiden Großhirnhälften. Bekanntlich teilt man das Gehirn ein in Großhirn, Mittelhirn und Kleinhirn. Es ist nun sicher, daß in der Hinterhauptsgegend des Großhirns ein Gebiet liegt, dessen Zerstörung die Gesichtsempfindungen gänzlich aufhebt. Wir „sehen“ mit diesem Hinterhauptsteil des Großhirns. In gleicher Weise läßt sich dartun, daß das Gehör sein Zentrum im Schläfenteil, der Geruch in der unteren Großhirnfläche und der Tastsinn das seinige in der oberen Stirngegend und der vorderen Scheitelgegend hat. Das Sprachzentrum, jenes Gebiet, von dem der Anstoß ausgeht, die dem Bewußtsein vorschwebenden Klangbilder als Worte auszusprechen, liegt in der dritten Stirnwindung der linken Großhirnhälfte. Das dem Tastsinn zugeschriebene Gebiet erweist sich ferner als ein Teil eines großen zusammenhängenden Rindenfeldes, in dem der Körper sich in seiner ganzen Ausdehnung widerspiegelt und von dem aus die verschiedensten Bewegungen willkürlich ausgelöst werden können. Indem an dieser Stelle neben den Ursprüngen der meisten Bewegungsnervenbahnen die inneren Endstationen sämtlicher Leitungen liegen, die außer den Tastempfindungen die Körpergefühle und die Lageempfindungen der einzelnen Körperteile vermitteln, dehnt sich hier ein Bezirk aus, an den die wesentliche Grundlage des Selbstbewußtseins, das Bewußtwerden des Körpers, geknüpft ist. Wird eines der Gehirnzentren durch einen Krankheitsprozeß zerstört, so wird zwar durch die betreffenden Nerven die von den äußeren Endapparaten aufgefangene Erregung noch weiterbefördert, aber wir sind dann nicht mehr imstande, die Erregung in die Wahrnehmung und das Bewußtsein umzusetzen. Wird beispielsweise das Hörzentrum oder das Sehzentrum zerstört, so pflanzen sich zwar die von dem Gehörapparat und den Augen empfangenen Schall- und Lichteindrücke als Erregung durch die Hörnerven und Sehnerven fort, aber wir sind unfähig, uns diese Erregung zu Gehörsempfindungen und Gesichtsempfindungen umzuwandeln und sie zu den betreffenden Wahrnehmungen zu verkörpern. Trotz Erhaltung der äußeren Gehör- und Sehapparate und ihrer Nervenbahnen hört und sieht unter diesen Umständen der Mensch nicht, und es tritt dann der Fall ein, wo man von Seelentaubheit und Seelenblindheit spricht. Die Erfahrungen an Personen mit mangelhaft ausgebildeten oder krankhaft entarteten Großhirnhälften tun ferner dar, daß das Großhirn der Sitz des bewußten Empfindens, des Gedächtnisses und des Denkens ist. Das Kleinhirn dagegen ist vorwiegend die Stätte für die niederen Triebe und gewisse Reflexzentren, von denen die zugehörigen Maßnahmen unbewußt und ohne Zutun des Willens ausgelöst werden.

Die einzelnen Zentren des Großhirns mit ihren zahllosen Nervenzellen sind unter sich und mit den Zentren des Kleinhirns durch ebenso zahllose Nervenfasern verbunden. Jede Sinnesempfindung entwickelt in den betreffenden Großhirnbezirken eine Sinneswahrnehmung, die ein Erinnerungsbild zurückläßt. Jede Wiedererweckung eines Erinnerungsbildes durch eine neue, zugeleitete Erregung führt dann zur Vorstellung des entsprechenden Gegenstandes der Außenwelt. Je zahlreicher solche Erinnerungsbilder angesammelt werden, desto größer wird unsre Erfahrung. Die Summe aller Erinnerungs- und Vorstellungsbilder stellt den Inhalt des Gedächtnisses dar. Nun können sich ferner die Empfindungen und Vorstellungen der verschiedenen Zentren durch die Verbindungswege der zahllosen Gehirnnervenfasern miteinander verknüpfen, und durch die Verknüpfungen von Vorstellungen kommen schließlich die Gedanken und Ideen zustande, die ihrerseits wieder Bewegungserregungen auslösen können, die uns als willkürliche Handlungen, als Ausfluß des Willens erscheinen.

Die wissenschaftliche Forschung ist noch nach keiner Richtung hin trotz alles bisher Erreichten völlig abgeschlossen, und noch bei weitem größer als die erzielten Befunde und Ergebnisse ist die Reihe derjenigen Probleme, die noch zu untersuchen und zu enthüllen sind. Aber gerade in unsern Tagen werden diese Untersuchungen mit höchstem Eifer betrieben und sind belangreiche Einblicke und Ausblicke gewonnen worden, die zu weiteren verheißungsvollen Fortschritten führen werden, so daß man auch in dieser Hinsicht die Gegenwart bezeichnen kann als „nervöses Zeitalter“. Th. Haller

Der Musikunterricht. Nach dem Gemälde von Jan Steen

Die Kunst und die Frauentracht

von

Alfred Mohrbutter

Vor hundert Jahren gab es ein reizendes Gesellschaftsspiel: Statuenstellen. Alte kolorierte Kupferstiche zeigen uns die ganze Anmut dieser Unterhaltung, wie der Herr sich bemüht, der Dame eine graziöse oder feierliche Stellung zu geben, in der sie unter dem Beifall der Anwesenden eine kurze Zeit verweilt. Das Empirekleid hatte dieses schöne Spiel gezeitigt, mit ihm zugleich verschwand es. Unrettbar lächerlich hätten die Schönen ausgesehen, die zehn Jahre später in ihren steifen Röcken und gebauschten Aermeln versucht haben würden, als Solitüde, Sehnsucht oder Hoffnung zu posieren.

Das Spiel würde auch heutzutage nicht möglich sein Auch heute bringt jede unprogrammmäßige Bewegung eine Dame aus dem Arrangement; ein fallender Schirm, ein eigensinniger Hut können Schreckliches zeitigen, und wehe dem Unglücklichen

Van Dycks Gattin, Maria Ruthwen. Nach dem Gemälde von Van Dyck

— nur ein Unverheirateter könnte eine ſolche Harmloſigkeit begehen! —, der in der Garderobe ſeiner Dame das Jackett vor dem Hute reichen wollte!

Die weichen und anmutigen Bewegungen der Récamier, der Geſtalten Tizians und Böcklins ſind heute unausführbar für eine Dame, und vergebens würde ſie verſuchen, etwa die einfache und ungezwungene Haltung der Maria Ruthwen, der Gattin van Dycks, oder der Frauen auf den Bildern van Steens nachzuahmen. Die wenigen glänzenden Frauenbildniſſe der letzten hundert Jahre zeigen uns daher kaum eine einzige Frau in dem Kleide ihrer Zeit. Die Frauenbildniſſe in zeitgemäßer Tracht erſcheinen uns in den meiſten Fällen vielmehr lächerlich. Sie können an ſich noch ſo hübſch, noch ſo ähnlich ſein, immer hört man von ihnen ſagen: „Schade, daß man damals ſolche abſcheuliche Mode hatte!“

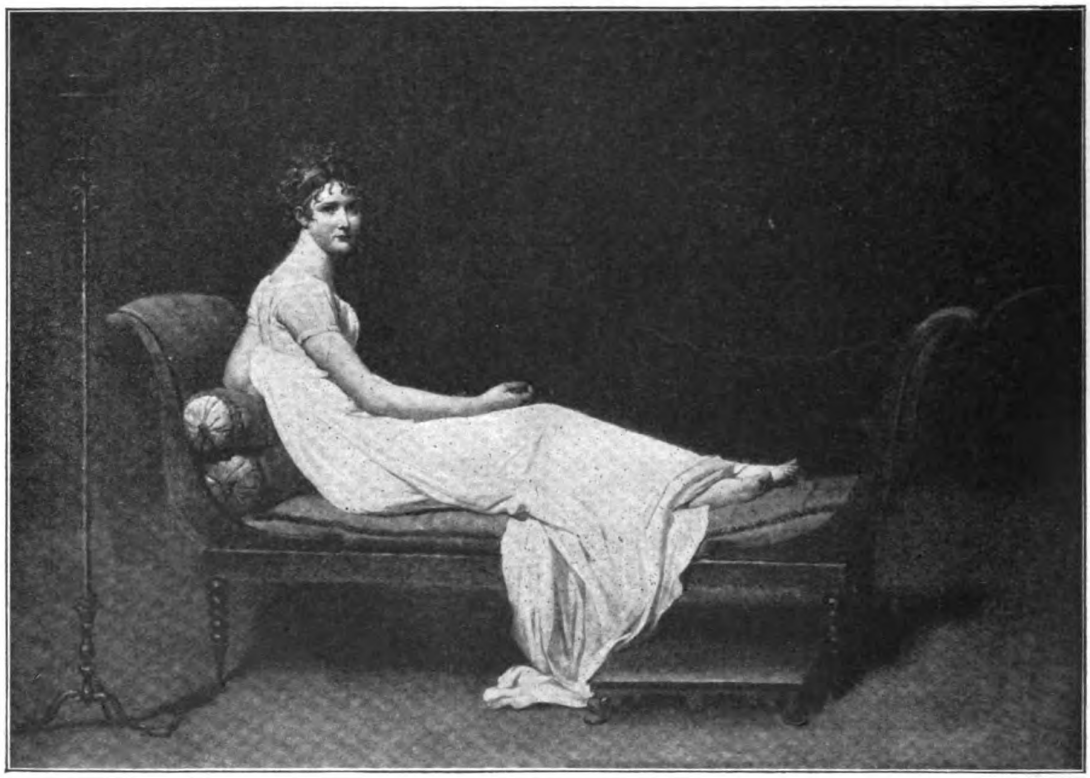
Dabei vergißt man nur leider, daß auch aus heute morgen wird, und daß unſre Enkel von den in unſern Moden gemalten Frauenbildniſſen einmal dasſelbe ſagen werden: „Schade, daß man damals ſolche abſcheuliche Mode hatte!“ — Ja, die Mode, was vermögen die Warnungen der Aerzte, die Spottlieder der Satiriker, die Anregungen der Künſtler gegen ihre Macht! Irgendwo, von irgendwem gemacht, geht ſie ihren Weg, eine ſchreckliche Tyrannin. Und das ſchlimmſte iſt, dieſe Tyrannin iſt noch dazu talentlos, ohne einen einzigen ſchöpferiſchen Gedanken von jeher. Sie hat nichts vermocht, als etwa das, was heute lang, weit und kariert, war, morgen kurz, eng und geſtreift zu machen.

Mit einem traurigen Durcheinander von allerhand Nichtigkeiten, von sinnlos angebrachten Schleifen und albernem Flitter sucht sie ihren Mangel an Stilgefühl zu verdecken, und ihrem raschen Wechsel vor allem ist die Minderwertigkeit, Unhaltbarkeit und Ausdruckslosigkeit der meisten modernen Stoffe zu verdanken, die uns nur erträglich erscheinen, wenn sie mit allem möglichen kleinlichen Zierat bedeckt sind. Was ist all dieser Krimskrams gegen die schlichte Vornehmheit der Frauenkleider, die wir auf den Bildern der alten Meister dargestellt sehen! Ihre Wirkung beruhte auf der geschmackvollen Auswahl von höchstens zwei gediegenen Stoffen, oft sogar nur eines einzigen, der dann allerdings anders geartet sein mußte als der, aus dem das berühmte schwarzseidene Staatskleid unsrer Bürgerfrauen gebaut zu sein pflegt.

Nichts als die Tradition hat uns veranlaßt, diesem Kleide, dessen Falten so starr und steif stehen, daß die schönsten Frauenarme in ihm hart und eckig aussehen, die Fähigkeit zuzuerkennen, festlich oder gar vornehm zu wirken. Aber es haftete ihm nun einmal der Ruf eines Dokumentes bürgerlicher Wohlhabenheit an, und deshalb ließen die Frauen der letzten Dezennien des 19. Jahrhunderts sich in ihm malen, ebenso wie die um Achtzehnhundert es liebten, sich mit einer Apfelsine in der Hand oder auf einem Teller abkonterfeien zu lassen, weil die Apfelsinen damals bei uns noch sehr teuer waren und, umwoben von der Romantik des Südens, für besonders vornehm galten, oder wie Holbein einst den Kaufmann Gisze mit einem venezianischen Glase voll seltener Nelken malte, die in ihrer Kostbarkeit als Attribute seines Patriziertums wirken sollten. Nicht minder unglücklich als das schwarze ist übrigens auch das grauseidene Staatskleid, das sich namentlich bei älteren Damen großer Beliebtheit erfreut, obwohl es die Eigenschaft hat, die Trägerin stärker erscheinen zu lassen, als sie in Wirklichkeit ist.

Aber in der Wahl der Farben herrschte und herrscht noch immer bei unsern Damen ein auffallender Mangel an Geschmack. So kleiden sich junge Mädchen bei festlichen Gelegenheiten fast ausschließlich in Weiß, in Rosa, in Hellblau oder gar in die allerunglücklichste Farbe, die Farbe der Unentschlossenheit, in Crême. Und diese rosa Kleider sind dann fast immer von oben bis unten rosa; denn es geht das Gerücht, daß diese Farbe sowohl Blondinen als Brünette besonders kleide, obwohl dieser Ton, bei dessen Wahl vielleicht ein sanftes Gemüt, nie aber ein kultiviertes Auge maßgebend war, niemand Freude bereitet, weil überhaupt niemand etwas bei ihr empfindet.

Was ist uns da verloren gegangen an Kulturmöglichkeiten, an Anregungen, an Schönheit!



Madame Julie Récamier. Nach dem Gemälde von J. L. David

Straßenkleid aus grau-lila Tuch

Die Künstler bekämpfen die heutige Frauenmode also nicht nur wegen des Korsetts und wegen der Taille — diese haben berufenere Gegner —, sie bekämpfen sie vor allem wegen ihrer Stillosigkeit und wegen der geistlosen Mittel, mit denen sie in Szene gesetzt wird. Sie sehnen sich wieder nach Farben, die dem Auge wohltun, und nach dem Faltenwurf der weichen, herrlichen Stoffe, wie sie die Frauen auf den alten Bildern tragen. Es ist gegenwärtig allerdings sehr schwer, solche Stoffe zu bekommen, und nur in England werden schon seit Jahren wieder weiche und nicht rauschende Seidenstoffe verwendet. Aber mit dem Wunsche, sie zu besitzen, werden sie bald von selbst wieder auf dem Markt erscheinen, und dann wird es darauf ankommen, auch unabhängig von den fünf Modefarben, die die Handelskammer von Lyon für jede Saison uns Deutschen aufzuzwingen pflegt, den Stoff und die Farbe zu finden, die den Zwecken des Kleides und dem Wesen der Trägerin entspricht. Dann wird man auch dem zuerst gewählten Stoff einen zweiten anzupassen wissen, der schon vermöge seiner Eigenart als Gewebe zu dem andern in einem geschmackvollen und interessanten Gegensatze steht, und nicht etwa, wie es jetzt zu geschehen pflegt, erst mit Schleifen und Rosetten aufgeputzt werden muß. Die Kleider werden dann durch die kluge und feinfühlige Wahl der Farben schöner, durch das wertvollere Material dauerhafter werden; denn von einem Gewande, dessen breite und farbige oder zarte Stickerei mit so viel Liebe auf dem schönen Stoff angebracht wurde, wird man sich nicht so leicht trennen wollen wie von den flüchtigen Gebilden der Mode.

Wir genießen mit Bewunderung die Schönheit unsrer Frauenwelt auf Künstlerfesten, wo Volkstrachten oder Kleider aus vergangenen Zeiten getragen werden. Hier wird die einfache und malerische Wirkung schöner Stoffe offenbar, hier kommt ein schlichter und feierlicher Faltenwurf zur Geltung, der bei jeder Bewegung der Frauengestalt neuen Reiz verleiht, anstatt sie, wie die Modekleider, steif und flaschenförmig zu umschließen. Die lebendige Schönheit eines Stoffes besteht in seiner geschmackvollen Farbe und in seinem edlen Faltenwurf, und diese beiden wieder zu gewinnen, ist das Ziel der Künstler, die sich neuerdings die Aufgabe gestellt haben, die Frauentracht aus den Banden der Mode zu befreien und ihr wieder ein mehr künstlerisches und mehr persönliches Gepräge zu verleihen. Die moderne Reformkleidung, die wesentlich von hygienischen Gesichtspunkten ausgegangen ist, deckt sich mit diesen Bestrebungen bisher leider noch nicht immer, aber sie unterstützt sie doch in mancher Hinsicht und wird sicher dazu beitragen, die Tyrannei der Mode zu brechen, namentlich seitdem auch die Franzosen, die in dieser Beziehung noch immer maßgebend sind, angefangen haben, sich dafür zu interessieren. Erst in letzter Zeit hat Marcel Prévost im „Figaro“ zu dieser Frage das Wort ergriffen und sich dem Protest gegen das Korsett und die unnatürliche Linien-

Hauskleid aus schokoladefarbenem Tuch

führung der weiblichen Kleidung angeschlossen. Den hygienischen Vorzug der Reformkleider läßt er ohne weiteres gelten. Aber, fragt er, sind sie auch kleidsam? Für wen wollen denn die Frauen sich schön machen? Für die Männer. Nun herrscht die Furcht, ob diese Männer nicht die Frauen vorziehen werden, die nach der alten Art sich kleiden. Da macht nun Prévost eine treffliche Bemerkung: Kaum einer unter zehn Männern betrachtet die Toilette einer Dame aufmerksam; er behält vielmehr nur einen allgemeinen Eindruck. Unsre ungeübten Augen behalten nur die Erinnerung an eine hübsche Form, an eine Farbe, an die Silhouette einer Reisenden, oder von der Ueberraschung eines Morgenbesuches her den Eindruck der ungezwungenen Anmut, die ein Frauenkörper im einfachen, losen Morgengewand zeigt. Die Männer bevorzugen offen oder heimlich die Kleider von einfachem Schnitt. Darum brauchten die Trägerinnen der Reformkleidung ihre Rivalinnen nicht zu fürchten, solange sie nicht darauf verzichten, geschmackvoll sich zu tragen!

Gesellschaftskleid aus lachsfarbener Libertyseide

Die Reformkleidung wirklich geschmackvoll zu gestalten, ist nun das Ziel der Künstler, und es ist sehr erfreulich, daß neuerdings verschiedene große deutsche Modemagazine, wie die von Herrmann Gerson und P. A. Winker, sich entschlossen haben, mit ihnen gemeinsam an der Erreichung dieses Zieles zu arbeiten. Die nebenstehenden Bilder veranschaulichen eine Anzahl von Kleidern, die nach Entwürfen des Verfassers von diesen beiden Magazinen angefertigt worden sind.

Hauskleid aus roher Seide

Hauskleid aus grauem Sammet

Das Seekind

Savoyer Erzählung von **Viktor Menzel**

Die Sonne brennt auf die blaue Fläche des weiten Genfer Sees. Er ſchimmert wie ein rieſiger Türkis und ruht weiterhin wie unbewegt; doch ziehen vereinzelt Fiſcherkähne, auch größere Fahrzeuge gleich braunroten Schwimmvögeln darüber hin: braunrot der Rumpf, braunrot die Maſten. Auch die wetterverfärbten Segel erhalten im blendenden Sonnenlicht einen braunroten Farbenton, gleich den Geſtalten der Leute, die darauf ſichtbar ſind. Jenſeits, ſehr fern, ſteigt der ſanfte Uferhang auf, freundlich und behaglich, mit Grün geſchmückt und bedeckt mit Ortſchaften. Oben blitzen und flimmern die Dächer und Türme von Lauſanne, und drunten am Seeſtrande kauert, wie das Kind zu der Mutter Füßen, Ouchy. Der Himmel hängt tiefblau darüber; einige Möwen flirren unter ſeiner Wölbung mit ſchneeweißem Gefieder.

Nahe dem Ufer erſcheint das Waſſer bewegter, wie grünlich und ſehr klar; eine Zone von Fiſchlein, zu Hunderttauſenden, ſchwankt mit den Wellen auf und nieder, ſchlüpft näher, weicht ſpielend zurück; manch eines ſpringt glitzernd auf und fällt wie funkenſtrahlend nieder. Das Waſſer gluckſt an den ſchwarzgrauen Steinblöcken des Geſtades und an ſeiner gemauerten Faſſung. Hie und da treten Stufen aus dieſer herab ins kommende und weichende Naß. Träumeriſch dehnt ſich nach rechts und links das Ufer von Evian.

Auf dem Promenadenwege am Strande luſtwandeln, nicht zahlreich zu dieſer Zeit, Badegäſte. Etliche ſitzen unter den Bäumen an der vorragenden Anlegeſtelle auf Stühlen, leſen oder warten auf den Dampfer vom Schweizer Ufer oder blicken ins helle Weite; eine Anzahl lehnt über die Steinbrüſtung, träumt oder angelt.

Ueber der Promenade liegt eine alte Mauer. Plakate kleben daran; ein modernes Haus hat ſich in eine Ecke der Mauer geklemmt, mit Läden. Die alte Mauer will davon nichts wiſſen; wo ſie zum Vorſchein kommt, iſt ſie altersgrau; ſie kennt noch die ſardiniſche Zeit, die vorfranzöſiſche, die Zeit vor den Revolutionen. Gräſer ſprießen aus ihren Ritzen. Zwei Gäßchen klimmen an den Seiten empor und die Mauer mit ihnen, bis hinauf zur Rue Nationale. Aus dem weiten Mauerviereck ſchauen ein paar alte, ſchlichte Häuſer, zwiſchen Wipfeln und Gartengrün; darunter iſt das alte Kloſter, mit dem Penſionate des heil. Joſeph; es ſchaut von droben herab, über die Mauer, die Plakate, die Promenade, weit über den See. Und die jungen Augen manches Marienkindes lugen aus den Fenſtern, fröhlich und neugierig, nach drunten.

Darum und höher liegt Evian, ſtreckt ſich mit Straßen und Gäßchen über die Höhe hin, hat ſeine alte Kirche und neue Brunnenhäuſer gegen den See vorgeſchoben; weiter oben wird es einſamer, älter und verträumter. Bäume mit grauem Grün oder mit feinfiedrigen Blattwedeln hängen über niedrige, bemooſte Steinmauern; Weinreben umſchlingen dicht und üppig ſchwarze, längſt tote Baumgeſtalten, die wie aus einer fremden, abgeſtorbenen Welt erhalten ſcheinen. Selten ſchallt Geſchwätz und Lachen der Badegäſte oder das taktmäßige Geräuſch vorbeieilender Motoren herauf. Zur einen Seite weitet ſich der blaue See; von der andern, über die ſtillen Gärten, grüßen fernher die ſtolzen Felſenzacken der Dent d'Oche.

Wo der Strand mit Geröll flach ausläuft ins gluckſende, anſchlagende Waſſer, erheben ſich Fiſcherhäuſer. Die Fahrſtraße zieht vorbei. Unweit ſteht Louiſon in ihren derben kleinen Schuhen auf dem feuchten Strandgeröll, mit geſchürztem Rock und aufgeſtreiften Aermeln, und wringt in kräftigen und doch zierlichen Händen Wäſche. Es geht flink vorwärts; ihr ſammetbräunliches Geſicht iſt roſig überhaucht, unter dem weißen Kopftuche ſieht man ſchwarze Flechten, die ſich löſen wollen; ſie ſummt ſich eins.

Nun zieht drüben ein Dampfer heran, einer von jenen, die zwiſchen Lauſanne und Evian verkehren. Seeſchwalben umflattern ihn. Das Waſſer umſchäumt ſeine Flanke, zieht Silberſtreifen hinter ihm und beginnt, indem er näher kommt, auch hier noch in flachen Wellen am Geröll heraufzuſchlagen. Man ſieht ſeine Rauchwolke und das helle Sonnenſchutzdach über dem erhöhten erſten Platze und hört ſein Signal. Jetzt wird er landen und ſeine Flut von Gäſten ergießen. Louiſon hat ſich aufgerichtet, hält die Hand über die Augen und blinzelt hinüber, mit einer ſpöttiſchen Miene.

„Da kommen neue!“ ſagt jemand hinter ihr. Sie dreht ſich ſchnell um; wem die Stimme gehört, weiß ſie gleich. Ein Lächeln überfliegt ihr Antlitz.

„Guten Tag, Louiſon!“

„Guten Tag — mein Herr!“ macht ſie mit einem ſchelmiſchen Knicks.

„Viel neue da drüben wieder — mein Fräulein!“ ſagt er mit entſprechender Verneigung.

„Ja, ja!“ meint ſie und macht ſich kichernd wieder an ihre Wäſche.

„Es werden alle Tage mehr!“

„So?“

„Ich denke ... Warum lachst du, Louison?“

„Du, das sind so drollige Leute!“

„Wer?“

„Die Fremden.“

„Warum drollig?“

„Gefallen sie dir, Antoine?“

„Ei nun, wie die Menschen eben sind; es werden nette und unnette drunter sein, Louison.“

„Sicherlich; aber drollig sind sie schon.“

„Wie so die Gäste sind.“

„Ja, die Gäste. Gesund werden wollen sie und putzen sich und faulenzen und gehen ein bißchen spazieren und behalten ihre blassen Gesichter.“

„O, unsre Quellen sind gut.“

„Wer spricht von den Quellen, Antoine! Von den geschminkten Aeffchen rede ich, die immer Aeffchen bleiben.“

„Wie so die Damen sind, Louison ...“

Antoine, der junge Fischer, biß auf sein Pfeifchen und schmunzelte lustig zu der Gebückten nieder; die blickte seitlings ein wenig drohend auf. „Ah, natürlich! Die Herren putzen sich nicht, selbstverständlich! Pah, das sind grade solche —“

„Bin ich blaß oder geschminkt?“

„Du!“ Das Mädchen fing hell an zu lachen. „Du, o ja! Von dir werde ich wohl nicht reden, wie du dir einbildest! Aber die da —“

„Sie bringen was zu, Louison; das ist die Hauptsache; es klimpert bei ihnen.“

„Machst wohl Geschäfte mit ihnen?“

„Einstweilen lieber mit Vater Charles! Der mag dann zusehen, wie er die Fischlein durch die Hotels an sie los wird. Aber siehst du, eben drum, mancher ist schon recht froh, wenn die Dampfer voll sind; und schließlich, ich selbst habe so —“

„Gut; aber ich mag sie nicht. Ich bin gestern auf der ‚France‘ gefahren.“

„Du auf dem Dampfschiff!“ schrie Antoine auf und nahm die Pfeife aus den weißen Zähnen.

„Aha, nun wundert man sich.“

„Seit wann brauchst du was andres, wenn du auf dem Wasser sein willst, als deines Vaters Segel oder euren Nachen? Du! haha!“

„Darf man fragen, Herr, was es zu lachen gibt?“

„Da haben wir ein Mädchen, das die Leute das Seekind nennen; es rudert, wie der Schwan zieht, so leicht und gar wohl schneller; und mit dem Winde steht es auf du und du, und die Segel tanzen, wie es pfeift; wenn die Bise (Nordostwind) mit dem See spricht und die andern daheim bleiben, hat das Seekind noch keine Eile, an den Strand zu kommen, es spielt mit den Wogen, bis Vater Martin und — noch jemand aus Leibeskräften schelten und beinahe dumm genug sind, sich zu ängstigen. Und dieses wilde Ding —“

„Bitte sehr, mein Herr! Nun werde ich böse!“

„Diese hübsche, tolle, unartige Möwe —“

„O ja, was noch!“

„Setzt sich auf den Dampfer und fährt säuberlich spazieren mit den geschminkten Aeffchen — haha!“

Louison lachte mit, ehe sie weiter wusch. „Ja, siehst du,“ sagte sie, „der Nachen muß frisch geteert werden, und ich sollte aus Lausanne rasch allerhand holen; und so kam es, und es war mir schon einmal recht, mir die Sache anzusehen.“

„Da hat dich gewiß der Kapitän an den allerersten Platz gesetzt!“

„Das hätt' ihm auch nichts geschadet!“ sagte Louison schnippisch. „Aber du könntest wissen, daß man auf dem zweiten kaum schlechter dran ist; und gesehen hab' ich sie alle, denn sie mußten an mir vorbei. Und da kamen sie also ins Schiff, und es war Geschwätz ohne Ende, und Toiletten erst gar, und es roch nach Parfüm und Puder, nicht zum Aushalten, und eine dicke Dame trug einen Hund unterm Arme.“

„Unterm Arme? War er zu krank zum Laufen?“

„Zu dick war er, noch viel dicker als sie selbst, und das war etwas. Und alle setzten sich herum, plapperten, rauchten oder naschten und machten sich lustig. Ob sie unsern See wohl nur ansahen, die meisten! Engländer waren da, große, braune Leute, zum Bergsteigen gekleidet, und die Schweizer mit ihren weißen Hüten, und auch Deutsche —“

„Deutsche, Louison? Woher weißt du, daß es welche waren?“

„Ich hörte es sagen. Und sie tranken erst Bier, dann stellten sie sich grob hin, holten große Butterbrote hervor und stülpten sie sich in den Mund, und nachher warfen sie die fettigen Papiere über das Geländer in unsern schönen See! O, es war abscheulich.“

„Wollten wohl damit die Fische füttern, haha! Ei, hast du nicht ein bißchen geschimpft, Louison?“

„Jetzt werde ich gleich schimpfen, wenn unnütze Leute mich in der Arbeit stören!“

„Ob du nicht auch einmal solche Stadtdame sein möchtest?“

„Ob du nicht einmal möchtest ruhig sein!“

„Lieber was anders!“

„Und was?“

„Wenn du die Dicke wärst —“

„Pfui!“

„Und ich wär' das Hündchen — und du hättest da den Arm um mich —“

Er sprang rasch zurück, denn ein nasser Lappen zuckte bedenklich in der Luft. Aber die Gefahr ging vorüber; da lachten sich beide an, und das Mädchen griff wieder nach der Wäsche.

„So eilig mit der Arbeit, mein Fräulein?“

„Ja, mein Herr; es wird Zeit, für das Essen zu sorgen, und ich muß dem Vater auch nachher beim Netzflicken helfen.“

„War der letzte Fang gut?“

„O ja, es ging.“

„Horch einmal, meine Teure,“ sagte Antoine und schüttelte den ledernen Geldbehälter.

„Ei, ei, da ist wohl was von den Fremden hängen geblieben?“

„Aber gründlich; heißt das, von Vater Charles, dem Händler; aber der hält sich schon schadlos.“

„Darum auch kam der Herr vorhin geradeswegs aus dem Café zum Patrioten!“ sagte Louison listig und beinahe wie schmollend.

„Guck, was man Bescheid weiß! Wie man gut acht gibt, ob Antoine zwei Dezi Roten nimmt! Was man jetzt selbst rot wird! O Louison, wie mich's freut!“

„Das Geld?“ fragte Louison neckisch.

„Und daß übermorgen der Vierzehnte ist!“

„Der Vierzehnte —“ hierbei wurden nun die Sammetwangen so erglühend wie Aprikosen, und die kecken Augen senkten sich.

„Wo Antoine etwas weiß für einen Jemand, dessen Tag gefeiert werden wird — den der See an dem Tage geboren hat und Vater Martin seiner Frau geschenkt und nachher der Herr Curé benamst . . .“

„Der See geboren — ja!“ sagte da das Mädchen in ganz verändertem Tone und nickte, während ein Ernst sich über das junge Gesicht breitete, der es zugleich beschattete und verschönte. „Der See!“ wiederholte sie träumerisch und starrte in das Gefunkel der wieder geglätteten Fläche, „der böse, schöne See! Mich hat er geboren, wie ihr sagt, und die andern . . .“

„O liebe Louison!“ rief der Fischer erschrocken und ergriff ihre Hand, ohne daß sie es wehrte. „So war es doch ja nicht gemeint, daß dir was Trübes einfallen sollte! Ich bitte dich —“

„Die andern liegen drunten,“ murmelte Louison verloren, „in der kalten Tiefe liegen sie im langen Schlaf und wissen nicht, was aus ihrem Kinde geworden ist . . .“

„Sie wissen's doch!“ Antoine Cérac richtete sich auf und drückte mit heftigem Räuspern die kleine, braune, feuchte Hand. „Verhüte Gott, daß sie da unten schlafen sollten,“ sprach er und stockte dann, aber er fand doch das weitere. „Wenn wir nichts Besseres wären als Knochen und Fleisch — wie eine Féra (Felchen) verfaulen, die das Wasser auswarf — pfui, das wär'! Ich kann's nicht so schön sagen, Louison, aber verstehen tu' ich's schon. Wenn da einmal mein Kahn umschlüge und — das wär' doch nicht ich, der da unten läg'? Sind's meine Knochen, denen jemand gut ist?“ Das war nur geflüstert, aber es war nicht eitel Liebesgelispel; die braunen Züge schlossen sich fester dabei zusammen, und die tiefliegenden schwarzen Augen blickten wie in eine geheimnisvolle Tiefe. „Selbst im Fisch, Louison, steckt das Lebendige — und er betet nicht einmal wie wir! Es ist drin, Mädchen, und es geht hinaus, dann wird Schuppe oder Haut vermodern — ich bin's nicht mehr, Louison . . . Nein, nein! Nicht drunten, droben sind sie, droben!“

Das Seekind sah ihn lange an und wieder ins Weite, und drückte nun seinerseits die schwielige Hand, die es gefaßt hielt. „Hast ja recht, Antoine! Gottlob — hast ja recht!“ — Dann ein tiefer, tiefer Atemzug; darauf löste sich langsam Louisons Hand und wollte wieder nach der Arbeit greifen; aber sie hielt noch inne: „Möcht' aber schon gerne wissen, wie sie hießen, die Eltern, und was sie waren.“

„Laß sein, Louison! Wer weiß, ob dir's — und will's Gott, wird es sich finden, einmal — und sollt's nicht sein — ist nicht Vater Martin . . .“

„O, der gute Vater!“ rief das Mädchen bewegt. „Die guten, guten Leute! Was haben sie mich lieb gehalten — auch Mutter Margot, die nun auch schon hinüber ist! Ja, der Vater — aber er wird ja warten! Es ist Zeit!“ Und hastig griff sie zu, daß das Wasser aus den nassen Stücken spritzte, und rührte sich mit doppeltem Eifer.

Da fiel vom Wege her ein Schatten über Schaff und Wäsche. Er war wohl allmählich herangekommen, ohne daß die beiden im Gespräche es gemerkt hatten. „Verzeihung!“ sagte eine tiefe Stimme. „Wohnt vielleicht in der Nähe Herr Martin Bignot?“

Fischer und Seekind wandten sich um. Unfern am Wege stand ein großer, alter, vornehm ausschauender Herr. Er war schwarz gekleidet; von dem blassen, kühlen Antlitz hing ein weißer Backenbart über den schneeigen Stehkragen hernieder; an der Brust blitzte ein sprühender Brillant, funkelte die schwere goldene Uhrkette. Die Hakennase über dem weißen Schnurrbart trug einen goldenen Kneifer, durch dessen Gläser zwei große, forschende Augen auf die beiden blickten.

„Ein Fischer, meine ich —“ setzte der Fremde mit seiner tiefen, wohlklingenden Stimme hinzu, — „nein?“

„Aber ja, mein Herr!“ fuhr Louison hastig auf. „Sehen Sie da sein Häuschen, hinter jenem Zaune finden Sie ihn!“

„Danke sehr!“ Er hielt noch einen Moment das Seekind mit seinem prüfenden Blicke fest und ging nun mit raschen Schritten dem bezeichneten Gehöfte zu — er war schon durch die Tür ins Innere geschwunden. Die beiden sahen ihm noch immer nach — und sich wieder an, völlig verblüfft.

„Was heißt das?“ fragte endlich Louison.

„Erstaunlich,“ brummte Antoine und spähte nach dem Gehöft, als ob er die Gestalt des fremden Herrn bald wiederzugewahren dächte. „Was will denn der bei Vater Martin?“

„Sollte er ein Geschäft haben?“

„Der? Sieht mir nicht nach Fischhandel aus.“

„Oder will er — aber zum Rudern sind doch Nachen genug mit Schutzdächern da und —“

„In der Tat.“

„Ein stattlicher Herr!“

„Hm.“

„Alt, aber noch rüstig, und so vornehm.“

Antoine schwieg und warf nur einen Seitenblick auf das Mädchen.

„Nun, wir werden ja hören!“ Sie faßte das letzte Stück an: „Gleich bin ich fertig und muß hinein.“

„Weißt du was, Louison?“

„Nun?“

„Wenn nun — wenn nun einmal etwas herauskäme —“

„Herauskäme? Wovon?“

„Von — von deiner Abkunft?“

Das Seekind fuhr zurück. Dann lachte es laut und wieder recht übermütig auf und schwenkte das Hemd gegen die Wellen, daß die schimmernden Tropfen flogen.

„Von meiner Abkunft — durch den! Hahaha! Durch diesen feinen Alten, der wie ein Graf aussieht? O Antoine, was bist du für ein drolliger Kerl!“

„Je nun, ich hab' mir oft so gedacht, es könnte doch einmal —“ stotterte Antoine kleinlaut.

„Und er wäre ein Graf und ich wär' eine Gräfin — o du Närrchen, du Narr, du lustiger Hansnarr, du!“

„So! Und warum denn nicht? Wärst du etwa zu schlecht dafür? Bät' mir's aus! Na also!

Und dann — ja, meiner Treu —" hier senkte sich der schwarze Krauskopf wie vor Beklommenheit...

„Dann — ja dann —"

„Dir möcht' es wohl schon passen, Louison! So was ganz Feines — und wenn du auch die Fremden ausgelacht hast, aber nachher — je nun —"

„Und was?" fragte Louison, sich erhebend, und funkelte mit ihren Augen, und ihr Näschen blähte die Flügel, und der rote Mund warf sich auf.

„Wie so die Leute sind," murmelte Antoine vor sich hin, stark paffend. In dem Seekinde begann es sich zu regen. Louison öffnete die Lippen, sicher wollte sie etwas sehr Böses sagen, man sah ihr den Zorn rosenrot bis in die Schläfen steigen. Aber da tauchte drüben, hinter dem Zaune, zwischen den schwarzen, rebenumhüllten Stämmen des Gartens, ein grauer Kopf auf, und eine rauhe, kräftige Stimme ertönte: „Louison! Louison! He, komm einmal — komm ins Haus herein!"

„Vater — ja!"

Die zornige Rede blieb auf den Lippen hängen; das helle Rot verschwand und machte einer leichten Bläße Platz; ein Zaudern, dann flog das Hemd zu den andern Stücken in das Schaff, und zu Antoine ging ein Blick herüber, halb noch grollend und halb betroffen: „Adieu, Antoine!"

„Adieu, Louison!"

Der traurig befangene Ton rief noch ein kurzes, unwilliges Kopfschütteln hervor, dann stapften die festen, kleinen Schuhe ordentlich mit Heftigkeit über das Geröll und über den Sand des Weges davon — nicht allzu schnell, weil das Schaff zu tragen war; Antoine Cérac vergaß, seine Hilfe anzubieten.

Er stand ganz still und unbeweglich, eine kleine Weile mit starken Stößen paffend, obwohl die Pfeife kalt war, machte dann Kehrt und ging — bis zum nächsten Baume. Hier setzte er sich scharf nieder am Rasenhang der Straße, stand aber bald wieder auf und ging zögernd noch ein Endchen: nun war er nicht mehr zu sehen vom Gehöft aus und war doch an der Straße, auf die der Fremde treten mußte, mochte er zurück oder weiter wollen. Hier warf er sich nieder, zog die Knie empor, das Geld klimperte dabei in der Tasche, er merkte es nicht mehr — er nahm die erloschene Pfeife aus den Zähnen, spie heftig aus, schüttelte mit dem Kopfe, wieder, wieder — klatschte mit der Hand auf das rechte Knie und murmelte: „Meiner Treu! Meiner Treu!" Dann starrte er ins Blaue — in den flimmernden Himmel — und seufzte wieder: „Meiner Treu! Meiner Treu!"

Nach einer Weile, nach wiederholtem Kopfschütteln und Auslugen nach Straße und Gehöft, hob er die Pfeife, betrachtete sie, als wenn die Asche darin etwas Besonderes wäre, fing an, sie auszuklopfen, holte Tabak mit zwei Fingern aus der Jackentasche, stopfte, kramte nach den Streichhölzern, zündete an — alles sehr langsam. Aber es mußte schon geraucht sein, gepafft, gequalmt, bei solchem Warten! Sonst war's nicht auszuhalten.

Die Tabakswolken kamen immer dicker und schneller, lösten sich in Ringe und zogen landwärts, von der Seeluft getragen. Mit einem Räuspern kamen auch wieder leise Worte: „Wie die Menschen — die Menschen so sind ..."

Als Louison mit ihrem Schaff die Schwelle des Fischerhauses betreten hatte, warf sie ihre Augen noch einmal nach dem zurück, den sie am Strande gelassen hatte, furchte dann die Stirn, als gelte es jetzt Trotz zu bieten, wer weiß wem — aber ihr Herz schlug sonderbar stark, wie sie nun vollends in der Küche stand.

Sauber und heimlich sah ihr alles entgegen, Herd, Bänke und Geschirre; aber es war keine Zeit, zu erwägen, ob sich alles sehen lassen könne vor dem Fremden, und man dachte auch nicht daran; denn der Vater stand schon links in der Stubentür und winkte — und sonderbar: auch er war so ernst.

„Komm, Louison! Eine ernste, ernste Sache," sagte er, und sah sie an.

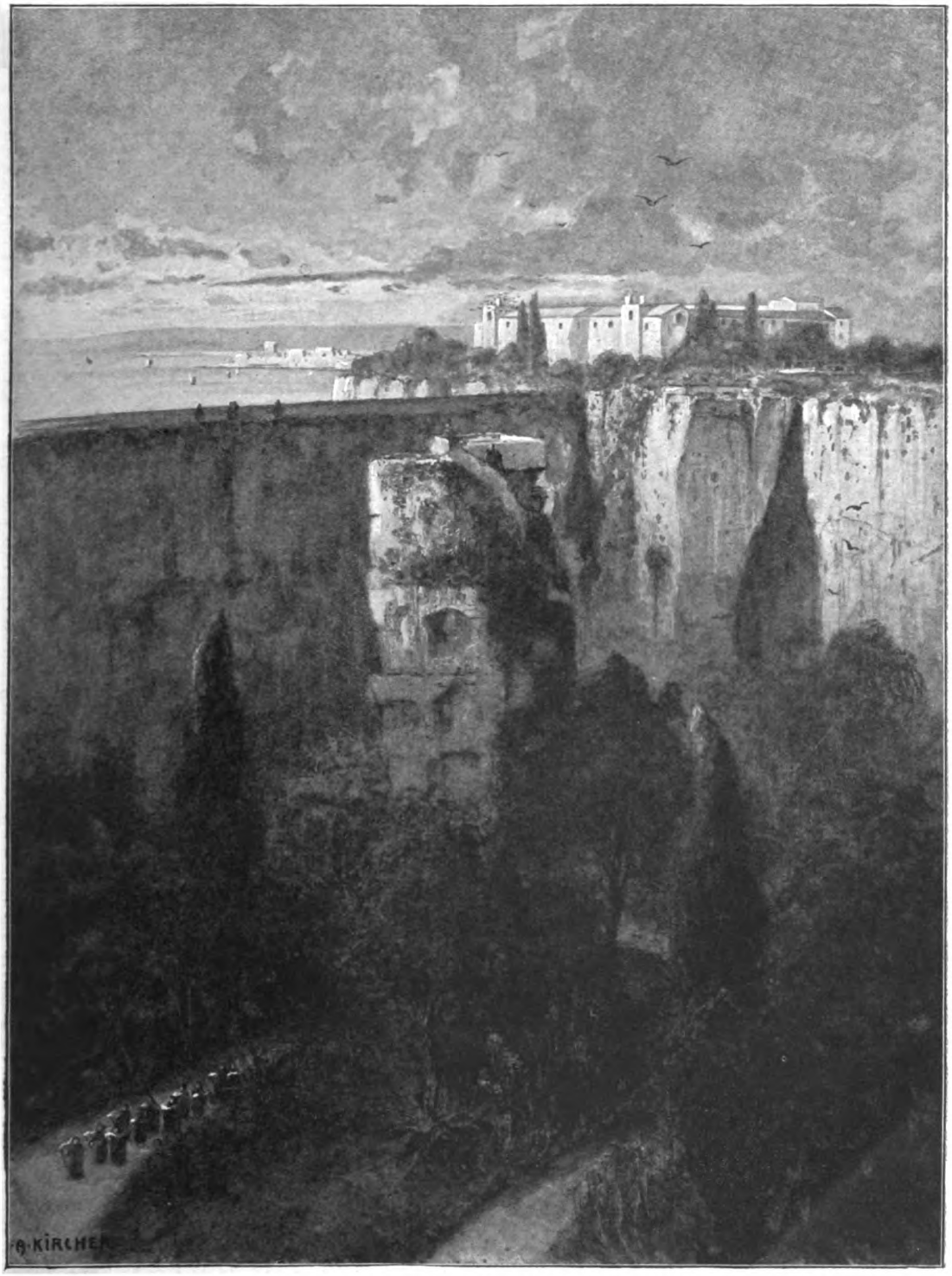
Das Schaff fiel fast zu Boden — was denn nun? Was kann es — kann es denn nur sein sollen?

Louison schüttelte ihr Kopftuch ab, daß es flog. Jetzt nicht in Beklommenheit mehr: ja wenn so etwas unheimlich Fremdes zuerst herantritt, gibt es wohl Herzklopfen und eine Art Gruseln; aber nun! Da etwas „Ernstes" wirklich da war — mochte es sein, was es wollte. „Vater?" sagte sie fest fragend. Das Seekind hatte keine Nerven. Es war nun ganz Stahl und Eisen. Es stand vor dem alten Fischer, wie er gewohnt war, es auf dem Schiff zu sehen, wenn plötzlich das Wetter einfiel. Da brauchte er wenig Hilfe weiter, er brauchte das Seekind, und die beiden kamen sicher heim. So sah Martin Bignot seinen Pflegling jetzt vor sich, mit dem fest geschlossenen Munde, mit der klaren Stirn, dem kühnen, harten Blick; und er sah Louison an mit seinen treuen, liebevollen, ruhigen Augen, als wollte er sagen: „So recht! Holla, zieh an — der See wird böse!" Und er legte seine verwitterte Hand auf ihre Schulter und wandte sich dann zögernd, als könnte er nicht gleich in zwei Worten Erklärung geben — und schritt hinein. Louison folgte schnellen, leichten Schrittes.

Drinnen in der geräumigen Stube, am Tische in der Mitte, saß der fremde Herr. Er saß, ohne sich anzulehnen, in würdevoller Haltung, auf den Elfenbeingriff seines schwarzen Stockes gestützt, sein Hut lag vor ihm; sein Gesicht war ernst und würdig, aber es war gerötet. Durch die Gläser heftete sich ein rascher, durchdringender Blick auf das junge, schöne Fischermädchen, das ihn ernst und artig grüßte, und vor dem er sich, höflich dankend, ein wenig erhob. Es lag ein Forschen in diesem Blicke und ein Fragen, und Louisons Herz, dessen Schlag zwar stark geblieben, aber gleichmäßig geworden war, fing wieder an, unruhig zu werden. Was will der Fremde? Was kann er wollen?

„Louison, du siehst vor dir den Herrn Marquis Saint-Pré de Carconaz! — Mein Herr, dies ist das junge Mädchen."

Nachdem Vater Martin dies laut und ernst, fast feierlich gesagt hatte, setzte er sich nieder, nicht an den Tisch, an dem der alte Herr saß und an dem auch Louison nach einer höflichen Verneigung Platz nahm, sondern weiter rechts an der Wand, auf die niedrige Bank, die daran hinlief; als



Die Steinbrüche der Kapuziner zu Syrakus

Nach der Natur gezeichnet von Alex Kircher (Text Seite 51)

wenn das, was folgen mußte, ihn selbst nicht gleich sehr anginge wie die beiden andern. Auf sein Knie lehnte er den linken Ellbogen, stützte das graubärtige Kinn auf die Hand und hielt das dunkelbraune, gefurchte Antlitz halb zur Erde nieder, halb auch den beiden zugewandt.

„Herr Marquis!“ sagte er noch, „möchten Sie die Güte haben, Ihre Geschichte nun vor dem jungen Mädchen genau vorzutragen? Es wird nötig sein, damit sie und auch ich alles verstehen. Louison, mein Kind, höre zu; es handelt sich um dein ferneres Schicksal — um deine Abkunft.“

Da war es, das Wort, das kaum erwartete und doch schon gefürchtete; da kam sie, die drohende Windsbraut — erst ersehnt, nun gefürchteter als je eine, die auf dem See das gute Boot „Seeschwalbe“ hatte um das Leben Wette laufen lassen; — sie war da mit dem Worte „Abkunft“; sie schrillte in Louisons Ohr, sie wollte Ball spielen mit Louisons Herzensnachen, es wirbelte um sie. Aber das Seekind biß die Zähne zusammen — daß niemand den gehauchten Namen „Antoine!“ vernahm. Louison richtete sich hoch auf, kerzengrade, und maß den fremden, vornehmen Herrn mit blitzendem Auge — beinahe wie einen Feind.

Der Herr Marquis von Saint-Pré — hatte er eine andre, vielleicht eine freudigere Art des Zusammenschreckens erwartet? Wollte dies fremdkalte Gesicht vor ihm etwas erschüttern, was in ihm als Ueberzeugung oder doch als Hoffnung da war? Er wendete sein forschendes, fragendes Auge von Louisons schönen, kalten Zügen ab, heftete es aufwärts auf die Wand gegenüber, mit ihren prunklosen Geräten, ihrem Netz- und Stangenwerk, ihrem geschwärzten, alten, schlichten Bilderputz — und hob an, mit seiner wohlklingenden, tiefen, aber verschleierten Stimme:

„Vor zweiundzwanzig Jahren hatte ich einen Sohn, mein einziges Kind. Gaston war ein stattlicher, hübscher Mensch, klug und ritterlich, nur etwas zu weich und zu schwärmerisch veranlagt. Die jungen Leute waren ihm sehr gewogen, die alten in ihrer Art nicht minder. Wenn er mit seiner schmeichelnden Stimme zur Guitarre alte Lieder sang, schlugen alle Herzen für ihn. Ich hoffte, er sollte aus irgend einer der ältesten und angesehensten Familien Frankreichs sich eine Braut wählen, die seines Namens und seiner Person würdig wäre, und unser Geschlecht würde durch ihn frischer erblühen. Es war vor zweiundzwanzig Jahren, wir waren gerade auf unsrer Savoyer Besitzung, gelegen in der Nähe von Thônes, wo wir schon früher oft die Sommerszeit verbracht hatten, als mein Sohn eines Tages —“

Der Marquis nahm sein Glas ab und betrachtete es einen Augenblick unsicher, als ob Staub daran gekommen wäre.

„Er entdeckte mir, einem mir schon aufgestiegenen Argwohn begegnend, daß er ein junges Mädchen aus jener Gegend kennen und lieben gelernt habe. Er bat um meine Genehmigung zur ehelichen Verbindung mit ihr.“

Das Glas kam an seinen Platz zurück, und das etwas gesenkte Antlitz des Marquis erhob sich wieder, würdevoll wie zuvor. Er verschränkte wieder die Hände auf dem weißen, feinen Stockgriff.

„Mein Sohn Gaston war mündig. Aber er gedachte — so schien es — jener Pflicht, die die Söhne unsers Hauses zu beobachten pflegten, der Pflicht, beim Begründen eines eignen Hausstandes den Willen des Hauptes der Familie für maßgebend zu halten. Er schien jedoch keine Vorstellung davon zu haben, welche Empfindungen und Gedanken seine Eröffnung in mir erwecken mußte. Jenes Mädchen war unbestreitbar ein sehr liebenswürdiges, schönes und für seine Verhältnisse wohlerzogenes Kind, wie mir selbst bekannt war; aber es war die Tochter eines Pächters, eines Herrn Large. Sie wissen ohne Zweifel, daß über die Zulässigkeit einer Ehe in gewissen Kreisen bestimmte Anschauungen herrschend sind — nach denen eine Verbindung des Marquis von Saint-Pré mit jenem Fräulein zu den — hm — Unmöglichkeiten zu gehören schien, und Sie werden begreiflich finden, daß ich sehr bestürzt war.“

Der alte würdige Herr ließ einen schnellen, gleichsam entschuldigenden und doch auch Zustimmung suchenden Blick über die Gesichter seiner Zuhörer gleiten. Aber er fand ihre Mienen zu unbeweglich, um etwas derart daraus zu entnehmen, und fuhr nach einer kurzen Pause fort:

„Nachdem ich Gaston meine Meinung nicht vorenthalten hatte, beeilte ich mich, in seiner Begleitung unsern Landsitz zu verlassen; wir gingen auf einige Zeit nach Paris. Nach meinem Urteil war dies — hm — nur eine kleine Verirrung seines schwärmerischen Gemütes in der poetischen Natur, die uns umgab — ich glaubte, eine Saison in der Hauptstadt, in ihrem lebhaft pulsierenden Treiben, würde hinreichen, um ihn davon zu heilen. Es war ein Irrtum . . .

„Nach einer neueren Unterredung, die mir meines Sohnes Torheit nur noch stärker befestigt zeigte und mich sehr aufregte, ohne daß ich darum gleich alle Hoffnung verlor, ihn umzustimmen, verlegten wir unsern Aufenthalt nach Trouville und später, nach verschiedenen unliebsamen Auftritten, denn ich war früher recht heftig, nach unserm Stammsitz im Innern der Normandie. Ich haschte nach den wechselndsten Eindrücken, hoffte immer noch, meinem Willen bei dem sonst so Nachgiebigen, jetzt unerwartet Halsstarrigen Geltung zu verschaffen. Es war natürlich auf die Dauer undurchführbar, meinen Sohn beständig an meine Nähe zu fesseln. Doch hielt ich ihn, auch wenn er zeitweilig fortreiste, heimlich unter sorgfältiger Beobachtung, die er aber nicht zu bemerken oder nicht vermeiden zu wollen schien.

„Ein Jahr war verflossen, als einige Zeit nacheinander zwei Briefe bei mir eintrafen, die alles jäh veränderten. Der erste war von einem meiner Agenten, der mir mitteilte, daß er meines Sohnes Spur plötzlich verloren habe. Es schien in diesem auf einmal ein Entschluß gereift zu sein, ein Wille, ohne weitere Rücksicht zu handeln und das Netz abzustreifen, mit dem die Sorge des Vaters ihn bisher umsponnen hatte. Einen Monat später kam der zweite Brief — von Gaston — aus der Schweiz: er zeigte mir an, daß er sich, entschlossen zu erfüllen, was er seine Pflicht nannte, mit Fräulein Marie Large vermählt habe.“

Die Hände des Marquis zitterten ein wenig,

indem er nach einem tiefen Atemzuge fortfuhr: „Er habe, schrieb er mir, mich nie über seine Meinung im unklaren gelassen — das war wohl wahr, aber ... kurzum, er bat nun nachträglich, der Tatsache gegenüber, in schmerzlicher Weise um meine Vergebung und meinen Segen.

„Ich muß es sagen, es war ein schwerer Schlag für mich. Alles, was ich für die Zukunft unsers Hauses erhofft, erträumt hatte, war, in gewisser Beziehung, vernichtet. Ich dachte an Enterbung. Aber ein Vater verstößt nicht so leicht sein Kind. Ohne sogleich meinerseits zu einem entscheidenden Entschlusse zu kommen, brach ich zunächst jede Verbindung mit dem Ungehorsamen ab. Ich wollte Zeit gewinnen. Ich wollte meine Aufregung sich etwas beruhigen lassen. Und inzwischen — konnte nicht noch immer in irgend einer Art das Schicksal eingreifen? Wie, wenn eine nachträgliche Sinnesänderung —"

Hier räusperte sich Vater Martin Bignot plötzlich so stark, daß der Erzähler sich unterbrach. Unter den Brauen des Fischers hervor schoß ein flüchtiger Blitz: „Indes, sie waren verheiratet," sagte er mit seiner gleichmütigen, rauhen Stimme.

„Sie waren es, mein Herr; aber es gibt Fälle von — doch wozu über Möglichkeiten sprechen?" Der Marquis spielte wie in einer vorübergehenden Verlegenheit mit seiner Uhrkette. Er sah nicht das kurze Kopfschütteln des Fischers, nicht den Zug feindlichen Hohnes, der um Louisons Mund ging. Er fuhr seufzend fort: „Es vergingen Wochen und Monate, es war wiederum etwa ein Jahr später, als mit dem Stempel von Thônes ein neues Schreiben Gastons einlief. Der Vater seiner Frau war unlängst gestorben; wie schon früher ihre Mutter. Sie stand allein, bis auf ihren Gatten. Mein Sohn, dem es an Mitteln nicht fehlte, hatte ihr zuliebe das Pachtwesen, auf dem sie ihre Kindheit verlebt hatte, gekauft und wohnte nun gar nicht weit von unserm dortigen Gute. Er führte ein zurückgezogenes ländliches Leben, wie es seinen Neigungen entsprach, und hatte nun kürzlich ..." Hier regte sich der Marquis lebhafter: „Er war Vater geworden. Ein kleines Mädchen war ihm geboren — er suchte, von der Wiege aus, aufs neue die Aussöhnung mit mir."

Die schlanke Gestalt des Seekindes beugte sich etwas vor; seine Augen schienen die Worte im Entstehen von den Lippen des Marquis zu saugen.

„Was in mir vorging! Jetzt, jetzt mußte ich mich entscheiden, mußte wählen, ob ich einen Sohn, ob ich ein Enkelkind haben wollte oder einsam bleiben für immer. Ich wählte —"

Der Marquis strich mit der feinen Hand über seine feucht gewordene hohe Stirn. Totenstille lag über dem schlichten, sommerheißen, helltrüben Raume. „Ich wählte —" sprach er wieder, er redete rascher als vorher, stoßweise und abgebrochen. „Ich wollte vergeben. Ich wollte mich abfinden mit dem, was versunken war, wollte zufrieden sein, ihn wieder zu haben, dessen Geschick mich immer beschäftigt hatte. Dieses Kind, trotz allem diese kleine Marquise von Saint-Pré, sollte das tote Haus des alternden Witwers, des stark gebeugten Großvaters, mit Kinderlachen beleben. Ich schrieb nicht — ich reiste ab. Nach Thônes, zu Gastons Heim. Ich kam zu spät ...

„Viele, ich sagte es schon, waren meinem Sohne zugetan, auch die Leute meines Hauses. Er hatte Vertraute darunter — mein Sekretär sollte ihn, wie dieser später gestand, unter Umständen insgeheim benachrichtigen, welche Aufnahme sein neuer Annäherungsversuch gefunden habe. Es war die Sorge, die dahinter steckte, die Sorge vor etwaigen Gewaltschritten des Vaters, dessen zornigen Grimm er kannte, deren plötzlicher Eindruck etwa dem Befinden der leidenden jungen Mutter wie selbst dem des Kindes hätte Schaden bringen können. Ich pflege meinen Leuten keinen tieferen Einblick in mein Inneres zu gestatten; aber es war mir unmöglich gewesen, meine tiefe Erregung, das Hin- und Herwallen meiner Gefühle beim Eintreffen des letzten, entscheidenden Briefes, mein düsteres, schmerzvolles Brüten den spähenden Augen jenes Vertrauten zu verbergen. Er meinte es gut auf seine Art — der Tor! Es erfolgte der Befehl, meine Sachen zu packen — ich ahnte nicht, daß mir ein Eilbrief vorausging, der Gaston mein Kommen ankündigte und ihn warnte. Als ich von unserm Gute aus auf dem kleinen Landsitze anlangte, gewillt, Frieden und Glück zu bringen, fand ich alles geschlossen; ein Bauer erzählte mir, die gute junge Herrschaft sei abends zuvor abgereist. Wohin? Niemand wußte es."

Mit einem schweren Seufzer ließ der Marquis sein Haupt sinken. Wenn er aufs neue die Mienen seiner beiden Zuhörer geprüft hätte, wäre ihm eine Verwandlung darin nicht entgangen. Des Fischers Auge ruhte auf ihm, wie er jetzt so müde dasaß, mit ruhigem Mitgefühl; auf Louisons Antlitz wechselten unruhig Röte und Bläße.

„Sie hatten" — nahm der alte Herr seine Geschichte wieder auf — „sie hatten nicht schnell und andauernd reisen können, der jungen Mutter wegen; auch war auf den großen Fahrtrouten eher ein Einholen zu befürchten, das Gaston so ängstlich vermeiden wollte. Es gelang mir, ihre Spur in Bonneville, Taninges, im Dransetal, dann wieder in Bernex, in Thollon und zuletzt in St. Gingolph wiederzufinden. Mein Sohn nannte sich unterwegs Conaz, mit dem verkürzten zweiten Teile unsers Namens; das zeitweilige Vermeiden der Hauptstraßen, das Hin und Her ihres Weges, alles verriet sein Bestreben, sich und die Seinen zunächst jedem Nachforschen zu entziehen. Die Richtung dieses Weges lief also bis auf die Schweizer Grenze in St. Gingolph, hinter der es ihm dann, wenn die Verfolgung vorerst abgelenkt wäre, leichter scheinen mochte, so lange verborgen zu bleiben, bis seine Gattin erstarkt genug sei, um gemeinsam mit ihm den erwarteten Kämpfen und Auftritten die Stirn bieten zu können. Ich säumte nicht, ihnen zu folgen. Immer wieder entdeckte ich in den Gasthöfen den Namen dieses Ehepaares Conaz, bis nach St. Gingolph am See. Hier hatten die Flüchtigen, wie ich ermittelte, sogleich nach ihrer Ankunft ein Segelboot, die ‚Adrienne' des Händlers Mermoz, genommen, um schließlich noch, nach unkontrollierbarer Fahrt, den See selbst hinter sich zu haben. Man hatte sie im Wagen kommen, hatte verwundert sie einsteigen sehen: außer einigen

Schweizer Landfrauen, die bei Mermoz gewesen waren, die einzigen Insassen des zu ungewöhnlicher Stunde auslaufenden Bootes, diesen hochgewachsenen jungen Herrn mit seiner bleichen und müden Gattin; auch ein Kind hatte man auf das Boot bringen sehen von einer Person, die wohl die Amme gewesen sein konnte, und die Dame war zu dem Kinde getreten und hatte es weinend geliebkost — sie waren es, denen ich bis hierher nachgeeilt war.

„Man wußte nichts Sicheres über das Fahrziel des Schiffes, man glaubte von einem der Schiffsleute vernommen zu haben, daß Mermoz nach Lausanne wollte; dritthalb Tage vor meiner Ankunft waren sie abgefahren, bei zweifelhaftem Wetter, das Mannschaft und Zuschauer die Köpfe schütteln ließ; wahrscheinlich war der Schiffer um großen Lohn überredet. Er fuhr ins Verderben, denn bald hatte die Bise zu toben, der See zu kochen begonnen — am Tage nach der Abfahrt fand man das Wrack."

Ein Stöhnen entfuhr hier der Brust des Redenden, ein Stöhnen, das all seine Selbstbeherrschung und Würde durchbrach, und bei dem Vater Martin seine Ruhe ein wenig zu verlieren schien. Louisons starre Haltung wankte; sie biß ihre Lippe und umklammerte mit ihren kalten Fingern den Tischrand, als drohe nun alles um sie her zu sinken.

Der Marquis saß gebeugt — dann richtete er sich hastig wieder empor, faßte seinen Stock fester und sprach mit leiserer Stimme weiter: „Fischer fanden das Wrack, halb im Wasser treibend, mit zersplittertem Mast, es war leer — niemand konnte bei diesem Wetter Hilferufe vernommen haben, niemand zum Beistand geeilt sein — es war — es schien kein Zweifel — sie waren ertrunken. Ich flog auf diese Kunde, die ich in St. Gingolph erhielt, im Orte von Behörde zu Behörde — überall dasselbe — ich schickte meinen Sekretär nach der Nordküste, eilte nach Meillerie, auch nach Lugrin und hierher —"

Bei diesem letzten Worte fuhr Louison staunend auf und wendete sich zu ihrem Pflegevater; aber dieser saß wieder so reglos wie zuvor.

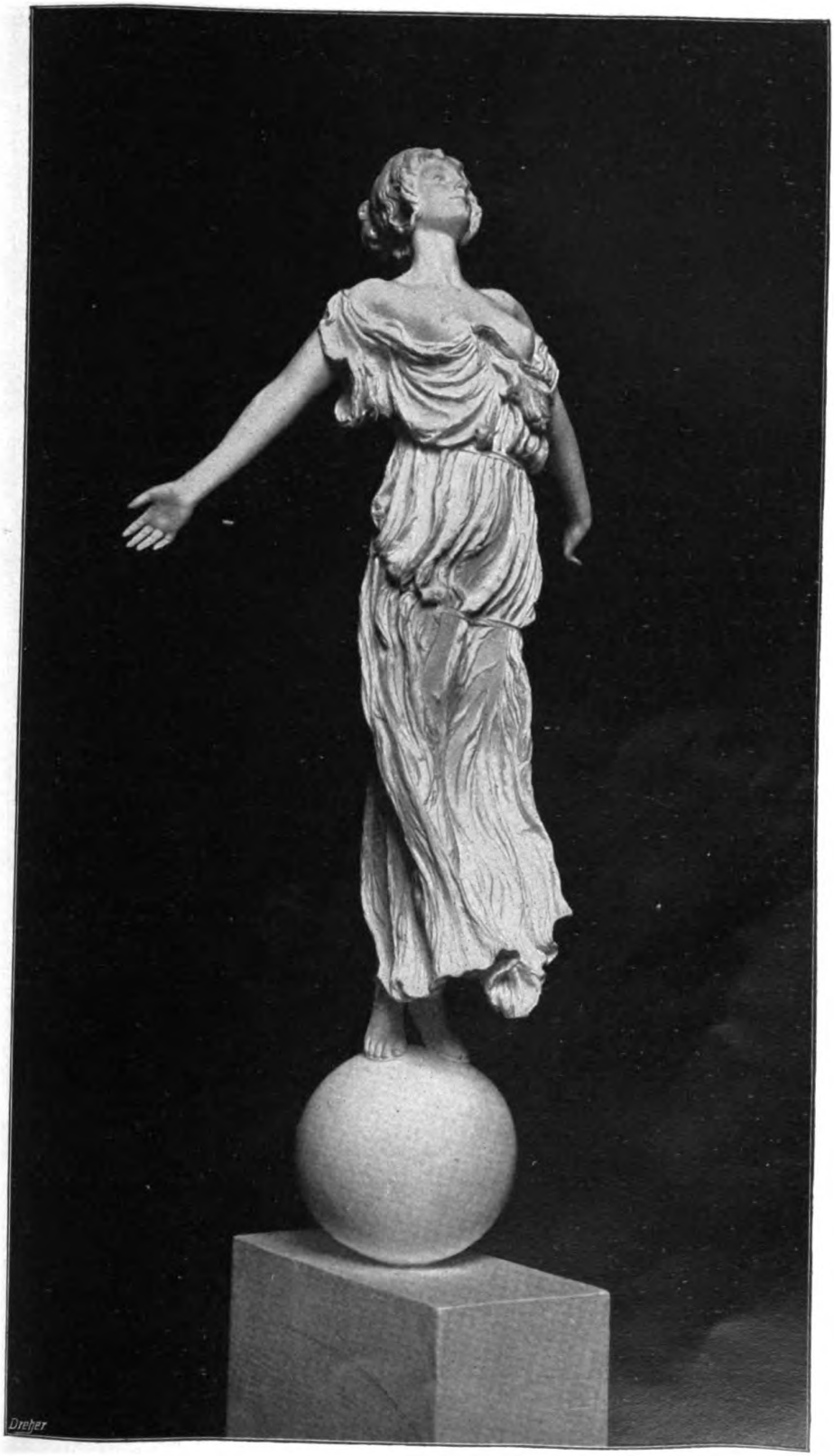
„Es war nichts; niemand von denen, an die ich mich wenden zu müssen glaubte, wußte mehr, als daß bei dem letzten Sturm etliche Fahrzeuge zu Grunde gegangen seien. Von Geretteten hatte keiner etwas zu melden. Von der Nordseite brachte der Sekretär alsbald dieselbe trostlose Nachricht. Ich reiste dann mit ihm ab, ganz gebrochen, wollte von nichts mehr hören und wissen — ich vergrub mich in die Einsamkeit unsers normannischen Stammschlosses."

Eine Pause entstand; das Glas wurde herabgenommen, abgewischt, zurechtgesetzt. Es war eine veränderte, feierliche, wehmütige und doch aufgehellte Miene, mit der der Marquis seine Erzählung sodann beendete: „Vor einigen Tagen lerne ich in Paris einen geistlichen Herrn kennen, den Abbé Decanges. Sie blicken auf, mein teures Kind, Sie haben zufällig diesen ehrwürdigen Mann bei dem Herrn Curé hier, dem Sie etwas auszurichten hatten, getroffen. Dieser Mann hat sich für Ihr liebenswürdiges Aeußeres und die Bezeichnung ‚Seekind', die der Herr Curé Ihnen gab, interessiert. Als wir, vorher einander fremd, ins Plaudern gekommen waren, fühlte ich das Bedürfnis, nach langer, langer Zeit einem Mitempfindenden mein trauriges Geschick zu entrollen. Während meiner Erzählung merkte ich bereits, daß der Herr Abbé in eine Art Bewegung geriet. Ich schrieb diese dem Mitleid zu, aber welche Gefühle erwachten in mir, als er nach kurzem Nachsinnen ausrief: ‚In der Tat! Es trifft alles zu und muß zutreffen!' Und nun berichtete er mir, was er von dem Herrn Curé hier vernommen: ein Mädchen, in jenem Unglücksjahre und -sommer von einem Wrack durch diesen trefflichen Herrn Bignot gerettet — seine Herkunft dunkel —

„Ich muß hier einschalten," unterbrach sich der Marquis, „daß ich in unbegreiflicher Torheit — es war ein Teil jener Empfindungsweise, die mein ganzes Leid herbeiführte — bei all meinen Nachfragen vermieden hatte, meinen vollen Namen zu nennen oder mein wahres Verhältnis zu den Umgekommenen den Leuten zu entdecken. Ich spielte den ‚Verwandten'. Ich wollte nicht vor so vielen fremden und gleichgültigen Ohren, gleichsam durch das ganze Land, den Jammer der Saint-Pré schreien. Nachdem mir von allen Seiten dasselbe Nichts entgegengetreten war, hatte ich alle weiteren Forschungen als nutzlos quälend aufgegeben, meine Savoyer Besitzung auf der Stelle einem fremden Vermittler aus Chambéry zu verkaufen aufgetragen und war, ich wähnte auf immer, geschieden von diesem Lande meines Zornes zuerst und dann meiner Trauer. Da ich meine Leute großenteils nach der Normandie mitgenommen, den Rest entlassen hatte, konnte es geschehen, daß niemand bei uns erfuhr, was, wie der Herr Abbé vom Curé hörte, kurz nach meiner Abreise durch die Zeitungen des Chablais*) ging: die Erzählung von jenem geretteten und namenlosen Kinde, die Aufforderung an den unbekannten Herrn, der an der Seeküste Nachforschungen angestellt hatte, sich bei den Behörden zu melden. Nichts davon drang zu mir. Möglich, daß die Anzeige selbst andernorts in die Blätter kam; meiner langdauernden, trostlosen Abgeschiedenheit blieb sie fern. Wenige Menschen kannten überhaupt den Zusammenhang zwischen meinem Kummer um den ‚verschollenen' Sohn und der gesunkenen ‚Adrienne'. So konnte jenes arme Kind, jene Waise, aufwachsen, ohne daß der etwas von ihrem Leben ahnte, dem dieses Leben so teuer gewesen wäre. Mein Herr Bignot, wie soll ich Ihnen danken, was Sie getan haben! Mein liebes, schönes Kind, Sie müssen mich verstanden, Sie müssen den Zusammenhang erfaßt — ach, Sie müssen auch einem alten Mann vergeben haben, der viel gelitten hat. Wenn, wie ich nicht zweifeln kann, alsbald jeder Rest von Zweifel erledigt sein wird, werde ich nicht einen Augenblick zögern — ich habe gelernt, was es bedeutet, zu spät kommen! — Sie in mein ödes Haus zu führen, und Sie werden Marquise von Saint-Pré sein."

Hochaufatmend hatte der alte Herr geschlossen. Er wandte sich voll dem jungen Wesen zu, in dem nach seiner Erwartung ein natürliches Gefühl aufquellen mußte, das jede Schranke niederriß. Er hob die Hand, um die einer Enkelin zu umschließen; aber er erstarrte gleichsam, als er in Louisons

*) Nordteil von Savoyen.



Frühlingsstürme

Bronzestatuette von Hans Dammann

Gesicht sah. Dieses Gesicht war farblos und versteinert; nur die großen, verstörten Augen hatten noch Leben, hatten ein kaltes, düsteres Feuer, mit dem sie im Leeren suchten — suchten.

Ehe eine der beiden sich plötzlich so angenäherten und doch so weit getrennten Personen die tote Stille unterbrechen konnte, erklang Martin Bignots ruhige, rauhe, kraftvolle Stimme.

„Louison, du weißt, daß ich, am Tage nach jenem Sturm, am 14. vor zwanzig Jahren, von drüben kommend, unterwegs das Wrack der ‚Adrienne' fand. Es war halb von der Flut gefüllt, sonst leer — bis auf ein Kind, dessen Wiege im Wasser schwamm. Ich brachte es hierher, in mein Haus, zu Mutter Margot, die selbst gerade krank lag. Du weißt, sie war oft krank, unsre gute Mutter Margot, und obschon damals noch jung, hatte sie sich mit zu schwerem Heben geschadet. Wir waren gleich entschlossen, wenn es so kommen sollte, daß das Kleine niemandes wäre, es zu behalten, da die Hoffnung auf ein eignes zu nichte geworden war. Ihre Krankheit war in meiner Abwesenheit erheblicher geworden; es hieß, für beide sorgen, für sie — und dich. Dies war der Grund, weshalb Tage verstrichen, ehe ich meinen Fund im Orte anzeigte. Es war das ein Fehler, gewiß, auch gab es nachher Rüge genug von der Polizei, zumal nun allen der fremde Herr einfiel, der nachgefragt hatte. Es kam nun in die Blätter — vergeblich, und die Adresse des Fremden fehlte. Du bliebst bei uns — und warst uns lieb." Dies wurde doppelt hart und ruhig gesprochen, aber doch zuckte das Seekind, das seinen Pfleger kannte, empor, als wollte es sich an diese rauhe, treue Brust werfen, diese schlichte Gestalt im Fischerkittel umschlingen, um sie nie zu lassen! Aber Vater Martin sprach schon weiter:

„Louison, der gute Gott hat dich zwei kinderlosen Leuten geschenkt, damit sie dich bewahrten und selber dabei froh würden. Und ich sage, Mutter Margot hat ihre Zeit richtig gewußt, denn der heutige Tag käme ihr zu sauer. Aber was sein muß, das geschehe. Du bist ein tapferes Kind, und wirst dich zu finden wissen — da draußen! In Gottes Namen, Louison, stehe auf und küsse dem Herrn Marquis, deinem Großvater, die Hand. Es ist kein Zweifel, du bist seine Enkelin."

Damit erhob sich der Fischer und stand da, aufrecht und ruhig, nur zu Boden sah er. Und auch der Marquis war aufgestanden, mit einer peinigenden Unruhe im Herzen, und blickte wiederum forschend, fragend das junge Fischermädchen an. Aber Louison rührte sich nicht. Ihr Blick hing noch immer an demselben einen Punkte. Es war, als schwebe ihr inmitten alles Wirbels und Wogendranges ein festes Etwas vor, das sie halten müßte! Als sie zu reden begann, zwang der metallene Ton ihrer Stimme die beiden Männer gleichsam auf ihre Sitze zurück.

„Mein Herr! Vergeben Sie mir. Ich sehe noch nicht alles klar. Sie erfragten, sagten Sie, überall unterwegs die Spur von dem Ehepaar Conaz; nicht wahr?"

„Unfehlbar; bis zur ‚Adrienne'," erwiderte der Marquis fest, aber erstaunt; und erstaunt sah auch der Fischer auf die Fragerin.

„Und dieses — dieses Kind — war stets dabei? Ich meine: Sie erfragten stets auch das Dabeisein dieses kleinen Wesens?"

„Mein Gott!" rief der alte Herr. „Was meinen Sie? Warum fragen Sie das?"

Aber Louison zuckte jetzt mit keiner Wimper. Alles an ihr war wieder stahlhart.

„Verzeihung! Sie erfragten es?"

„Und wenn — mein Gott, ich kann nicht beschwören, daß ich jedesmal die Anwesenheit des Kindes mit feststellte. Aber war das nicht anfangs stets geschehen? Und war es nicht wieder dabei gewesen im Augenblick der verhängnisvollen Abfahrt? Auf dem Schiffe?"

„Anfangs — sagten Sie, anfangs sei es stets geschehen? Später nicht?"

„O mein Kind! Wenn Sie wüßten, wie das quält, Ihr Zweifeln! Ich muß zugestehen, daß ich, nach meiner Erinnerung, das Dabeisein des Kindes bei immer diesem selben unzweifelhaften Paare Conaz nachher zuweilen, vielleicht zuletzt überhaupt als gewiß vorausgesetzt haben mag — es ging alles so hastig, und ich fieberte förmlich — und ich habe es ja doch endlich wieder dabei gefunden, es kam doch auf das Schiff!"

„Dann, Herr Marquis," sagte das Seekind mit fliegendem Atem, „dann muß ich fragen: wie wollen Sie beweisen, daß das Kind, das auf die ‚Adrienne' kam, auch dasjenige war, dasjenige gewesen sein muß, dessen Anwesenheit Sie anfangs bei dem fliehenden Ehepaare feststellten?"

Es entstand ein Schweigen — beide Männer maßen Louison mit großen, staunenden Augen. „Sacrebleu!" murmelte der Fischer.

Der Marquis überwand mühsam die Art von Lähmung, die ihn überkommen hatte. „Um Gottes Gnade willen! Was tun Sie, junges Mädchen! Mit kaltem Sinne stoßen Sie mich — mich, der ich von einem Wiederfinden träumte, in ein Meer von Zweifeln zurück! Wie — wie sollte denn —"

„Das Paar könnte unterwegs sein Kind verloren haben, durch den Tod; es war ja noch so klein und schwach; man könnte es in Pflege gegeben haben, um nicht aufgehalten zu sein — um es nicht zu gefährden — man könnte —"

„Aber es war — es war doch —"

„Auf dem Schiff? Das ist eben die Frage. Wie, wenn das Kind auf der ‚Adrienne' das einer jener Schweizerinnen war, die auch mitfuhren?"

„Aber die junge Frau —"

„Ganz sicher, sie liebkoste es, als ob sie an ihr eignes dachte. Sie weinte — ganz sicher, es gab Grund genug . . ."

Der Marquis saß da, bleich geworden, mit sich ringend; über das gefurchte stille Antlitz Vater Martins wollte es wie ein helles Leuchten gehen. „Blitz!" sagte unhörbar seine sich halb öffnende Lippe, sagte das Zucken seiner eisenfarbigen Brauen — „sieh da das Seekind! Wie nun? Meiner Treu, sie stellt noch alles auf den Kopf, daß die Sache wer weiß wie abläuft . . ."

Je länger Louison gesprochen, desto freier, kühner, zuversichtlicher war der Ausdruck ihrer Züge, die Haltung ihrer ganzen Gestalt geworden. Sie war es nun, die fest fragend den Marquis ansah.

„Also nichts? . . ." murmelte der alte Herr.

„Alles umsonst! Und nicht einmal — ah!“ brach er schmerzvoll aus, „nicht einmal Klarheit! Nicht einmal Entscheidung!“

Es vergingen einige Augenblicke tiefen Sinnens für alle drei. Dann begann der Marquis wieder, doch leise und trüb und zögernd:

„Herr Bignot! Hatte jenes Kind, das Sie fanden und das hier mit grausamer Kraft alle Fäden meiner letzten Hoffnung zerreißen will — hatte es nichts, gar nichts an sich, was als Zeichen, als Mittel zur Klarstellung dienen könnte? Ich meine nicht ein körperliches Merkmal. Wie sollte ich von solchem bei dem kleinen Wesen wissen, das fern von mir zur Welt kam; aber ein Stück Wäsche mit irgend einem Wappen, ein Schmuckstück — oder irgend sonst etwas?“

„Es hatte nichts, Herr Marquis, als sein Bettchen und was sonst alle solche Würmchen haben, ohne Abzeichen.“

„Mein Sohn besaß kostbare Erbstücke von seiner Mutter her, es wäre ja vielleicht möglich, vielleicht denkbar, daß er irgend etwas dem Kinde schon in der Wiege — aber es war ja freilich gar zu klein noch, und es war bei den Eltern! Und die Katastrophe kam plötzlich — und dennoch — er hatte da ein Medaillon mit Bildern von seinen Großeltern — nichts? Er hatte an einem Kettchen ein kleines Kreuz von Rubinen, mit einer Perle in der Mitte — nichts? . . .“

„Warten Sie, warten Sie!“

Es war ein scharfer, klingender Aufschrei aus Louisons Munde, die Männer schraken fast zusammen.

„Aus Rubinen? Sagten Sie nicht, aus Rubinen? Das sind solche — solche rosenroten Steine? Mit einer Perle in der Mitte? Ein kleines Rubinenkreuz? An goldener Kette? Ja? Gewiß und wahrhaftig ja, Herr? Aber waren nicht — warten Sie — um die große Perle vier kleinere, an jeder Seite eine — ja? Und am Fuß des Kreuzes eine ganz kleine goldene Schaumünze?“

„Mädchen! Kind! O mein Gott — mein Gott — Sie schildern es — so war es — so ist es — Sie haben —“

„Ich? Aber nein!“ Louisons Stimme drohte zu brechen, jetzt, wo es über sie kam wie Erlösung. Lächelnd und trocken schluchzend fuhr sie fort: „Ein solches Kreuzchen trägt ja Marguerite — du weißt doch, Vater, die gute Marguerite oben, von der ich erzählte — und o, sie ist ja auch ein Kind ohne Eltern — denn den verstorbenen Plagnards, mein Gott! es trifft alles zu — o mein Herr! vergeben Sie —“

Sie stand auf, und wie sie den alten Herrn so bleich und zagend vor sich sitzen sah, glitt sie an ihm hernieder und drückte einen leisen, scheuen Kuß auf seine feine, weiße, zitternde Hand. „Sie ist es! Es ist ja nun kein Zweifel! Nicht wahr, auch über Berney ging zuletzt die Flucht? Ja, so sagten Sie, und zuletzt, also eben in diesen Gegenden war's, wo Sie nicht mehr nach dem Kinde besonders fragten. Und in oder bei Berney im selben Sommer, wo mich Vater Bignot rettete, hören Sie, im selben Sommer haben unbekannte feine Leute dem Landmann Plagnard ihr Kindchen anvertraut; sie wollten wiederkommen und ließen auch Geld zurück, und dazu jenes kleine, sonderbare Kreuz; als ahnte ihnen, sie kämen vielleicht auch nie! Dann waren sie fort und kamen nimmer wieder. Plagnards murrten schließlich ob des Zuwachses zu ihrem Hausstande, als das Geld zu Ende ging, und das Kreuz, das einzige Abzeichen, wollten sie nicht gern verkaufen, fürchteten auch Umstände, und das kleine Mädchen hatte es manchmal rauh bei ihnen. Als der Mann starb, brachte die Witwe, die sich nicht recht zu raten wußte, das Mädchen, eben Marguerite, hierher, zu den frommen Schwestern, und es ward im Pensionat des heiligen Joseph erzogen, ganz fein und gelehrt, und gehört zu den ‚Marienkindern‘. Ich weiß ja das alles von ihr selbst, ich habe sie bei der Fronleichnamsprozession einmal kennen gelernt und nachher mehr als einmal oben mit ihr geplaudert, zumal wir eben beide — es wollte mir nur gar nicht eher in den Sinn kommen, weil es sich um die ‚Adrienne‘ zu handeln schien —, jedoch nun ist alles klar. Nun fiel mir's ein, bei diesem Kreuze, das Marguerite an ihrem Halse trägt und mir gezeigt hat — die gute, liebe Kleine, die immer so nachdenklich ist, sie ist es, sie — die nun wohl nicht Nonne wird, wie sie schwärmt, sondern eine große Dame. Gott schütze sie! Sie ist ein liebes, zartes, reizendes Geschöpfchen und hat zwei große, schwermütige Augen, blau wie der See —“

„Gaston!“ schrie der Marquis auf. „Gastons Augen!“ Er schlug die Hände vor das Gesicht und konnte und wollte nicht hindern, daß einige große Tränen seine Finger netzten und über seine Wangen in den weißen Bart rannen. Und es war wieder ein Weilchen ganz still, aber Louisons Antlitz brannte nun, und ihr Atem war hörbar, ihre Gestalt schien zu beben; und Vater Martin, der aufgesprungen war, wühlte in seinem Graubart, um seiner Bewegung Herr zu bleiben.

Dann stand der Marquis auf. Er richtete sich straff empor, würdevoll wie früher. Er behielt sein Glas in der Hand, fuhr sich mit seinem Batisttuche schnell über Augen und Wangen und ergriff dann mit warmem Drucke Louisons Hand: „Mein teures Kind, ich danke Ihnen. Sie haben eine frohe Hoffnung zerstört, aber mir dafür eine frohe Gewißheit gegeben. Mit einem Geiste, der, wenn die Vorsehung es so gewollt hätte, dem Hause der Saint-Pré wohl Rechnung zu tragen wüßte, haben Sie das scheinbar unlösliche Netz der Irrungen zerrissen. Ihr Werk wird es sein, wenn Gastons Kind meinen Lebensabend erheitert und selbst, Gott gebe es! recht glücklich wird. Ich danke Ihnen! Einstweilen, nicht wahr, sagen wir uns: auf Wiedersehen!“

Er schüttelte noch einmal die Hand des Seekindes. Alsdann, nach höflicher Verneigung, drehte er sich mit gleicher Wärme dem Fischer zu: „Mein trefflicher Herr Bignot! Ich bitte Sie vielmals, mir diese Störung Ihres Heims zu verzeihen. Ich weiß, Sie werden einem Vater nachempfinden. Ich werde Ihrer gedenken, als wenn Sie in Wahrheit meine Enkelin gerettet hätten. Sie sind es ja doch auch, dessen Wohltat mir zu meinem späten Glücke verhilft. Ich bitte Sie — o, Sie wollen mich nicht betrüben! — diesen Ring zum vorläufigen Zeichen der Erinnerung anzunehmen, und ich würde mich

innig freuen, wenn ich einst am Ehrentag dieses teuren Kindes meine Wünsche senden dürfte."

Er drückte des Fischers Hand, neigte sich noch einmal gegen beide, wendete sich zur Tür, trat dann hinaus ins sonnenhelle Freie und hob tief, tief atmend das Haupt: „Ich werde eine Enkelin haben!"

Und während drinnen zwei sich umfingen, wie Vater und Kind nach Qual und Trennung tun, ging der Marquis mit elastischen Schritten zurück, den Weg, den er gekommen, die Landstraße zurück gegen Evian.

„Ich werde eine Enkelin haben!" — er hatte es noch einigemal vor sich hin gesprochen, tief und erschüttert, als er an den alten Bäumen vorüberschritt, die an der Strandseite des Weges standen. Und sein inneres Auge sah das Bild der Enkelin, wie er es sich nun vorstellte, und es war so fein und lieblich und hatte Gastons Augen!

Hinter den Bäumen des Weges aber am grasigen Hange lag jemand — der hatte den Fremden zurückkommen sehen, mit seinem frohen Gange, seinem geröteten Gesicht, und er hatte jene Worte gehört: da war Antoines Pfeifchen zu Boden gefallen, und nun lag er da, die Wangen in die Fäuste gedrückt, und starrte auf den Weg, den der Fremde gekommen und den er wieder gegangen war: als er kam, brachte er die Angst, da er ging, nahm er das Glück mit. Antoine schrie auf und fing an zu zittern, er sprang auf den Weg wie ein Raubtier, hob die geballten Fäuste, aber es kam nur erneutes Zittern und ein heiseres Schluchzen.

Plötzlich durchfuhr's ihn wie ein Schlag. Aus fassungslosen Augen sah er auf ein Gesicht nieder, ein lächelndes, glühendes junges Gesicht, das plötzlich nahe vor dem seinen war!

„Louison!" stammelte er ... „Er war's doch — er war's doch!"

„Ja!" rief das Seekind und sah um sich wie trunken und träumend, wie in eine neu geschenkte Welt. „Ja, er war es!" wiederholte sie, die Hände vor die Brust drückend, „er war es, und —" Hier schien es, als kehre ihr mit einem Male die Erinnerung wieder, die Erinnerung an alles, was vorgefallen und was voraufgegangen war, und sie brach in ein glückliches, jubelndes Lachen aus.

Der Fischer starrte sie verständnislos an.

„Ja," begann da Louison wieder, halb wie im alten, scherzhaften Tone und doch wieder ernst und fast zürnend: „Ja, nicht wahr, mein Herr? Nun ist Louison wohl eine vornehme Dame, und wem sie sonst gut war — den kennt sie gar nicht mehr ...? Nicht, Herr Antoine Cérac? Das meinte man doch so, vorhin! ... Pfui, du Abscheulicher! Du wärest mir einer, der das Seekind kennt! Wenn du noch einmal so von mir denken könntest ... Aber, nun!" ... Ihre Augen wurden schimmernd und feucht, und ihr Antlitz übergoß sich mit erneuter Purpurglut, gedämpft sprach sie weiter: „Du böser Antoine! Er war's wohl, er — aber ich nicht! Gelt, nun machen wir Augen! Nun möchten wir wissen ... Nein, ich war's nicht, ich! An eine andre geht es. Und das Seekind bleibt bei den Seinen, bei dem lieben, lieben Vater Martin und an dem alten, schönen See! Und — ach Antoine!" sagte sie, den Sprachlosen jäh umhalsend, „weißt du, ich wäre gestorben, wenn ich Marquise hätte werden müssen!"

Die Steinbrüche der Kapuziner zu Syrakus

(Zu dem Bilde Seite 45)

Mitten zwischen den Trümmern von Achradina, dem schönsten Stadtteil des alten Syrakus, liegen die Latomien, die berühmten und berüchtigten Steinbrüche, in denen einst nach der Schlacht bei Himera kriegsgefangene Karthager arbeiteten, um das Material zum Bau der Tempel und Paläste von Syrakus herbeizuschaffen, und wo 67 Jahre später, nach dem Falle des Nikias und Demosthenes, 413 v. Chr., die 7000 gefangenen Athener schmachteten. Heute dient dieser gewaltigste aller Kerker friedlicheren Zwecken. Die Stützpfeiler, die man beim Aushöhlen des Gesteins hatte stehen lassen, sind geborsten, die Decken eingestürzt, und in den jetzt dem Tageslicht geöffneten Schluchten haben, 18 bis 25 Meter unter der Erde, die Kapuziner die herrlichsten Gärten angelegt. Einen eigenartigeren und großartigeren Kontrast kann man sich kaum denken. Ringsumher die schauerlichste Steinwüste, ein unabsehbares Labyrinth von Felswänden, die stellenweise mehr als 25 Meter hoch senkrecht emporsteigen, ein düsteres Durcheinander von weiten Felsenhallen und engen Schluchten, um deren großartige Steingruppen uralter Efeu sich zum Lichte emporrankt, und dazwischen die üppigsten Gärten mit leuchtenden Orangen, feuerflammenden Granaten, Myrten, Rebengehängen und den köstlichsten Gemüsen und duftigsten Blumen: ein Paradies an den Pforten der Hölle! Aber auch, wo die Gärten der Kapuziner aufhören, die den alten Steinbrüchen ihren heutigen Namen gegeben haben, hat sich allerhand blühendes Gesträuch angesiedelt. In den Gesteinsspalten wuchern Lorbeer und Oleander, und dazwischen ragen schlanke Cypressen oder phantastische Pinien hoch empor. Ja, selbst das Gestein scheint mit den Gewächsen an farbiger Pracht wetteifern zu wollen. Bald leuchtet es in dem Goldgelb, das wir oben in Achradina selbst an den Ruinen bewundern, bald schimmert es in zartem Rosenrot, bald ist es schwarz. Kurz, in engster Verbindung mit der schauerlichsten Großartigkeit der Felseneinöde entfaltet sich eine solche überreiche Farbenpracht, daß man die große Vorliebe wohl begreifen kann, die von jeher die Maler für diese eigenartige phantastische Scenerie an den Tag gelegt haben.

Phot. Arthur Renard, Kiel

Vorstellung der Fähnriche vor dem Kaiser

Unsre künftigen Admirale

Von

Johannes Wilda

Ein langer Pfiff — ein Pfiff, der durch Mark und Bein geht —, einige schrille Steigerungen und Kadenzen, und nun in dröhnendem Baß der langgezogene Ruf: „Ka—detten, Hängematten zurren!“

Ach Gott, ja! Man dehnt sich, man streckt sich, man gähnt noch einmal, dann aber heißt's, in kühner Pirouette mit beiden Beinen zugleich aus der Hängematte sausen. Die Bordroutine kennt kein Erbarmen! Jeder Kadett weiß: in fünf Minuten kommt der zweite Pfiff: „Hängematten auf“, und wehe dem Jüngling, der mit einer Hängematte, die einer schlechtgewachsenen Gurke gleicht, oder gar die heraushängenden Eingeweide von Wolldecke und Laken zeigt, dem wachhabenden Offizier unter die Augen kommt!

Jünglinge sind es, — keine Knaben, wie der Binnenländer es sich, trotz aller Belehrungen, noch manchmal vorstellt. Jünglinge, von denen viele schon ihr Abiturium gemacht haben, die freie akademische Bürger sein könnten und der Sonne Jenas, Tübingens oder Münchens so lange ins Gesicht schlafen dürften, wie es ihnen beliebte.

Leicht ist's nicht, sich noch einmal wie ein Kind schurigeln zu lassen. Dieser oder jener hält's auch nicht aus und kehrt reumütig zu den Berufsarten auf festem Boden zurück. Mancher möchte gern zurückkehren, schämt sich indessen, es zu gestehen. Oft zu seinem Schaden; denn wer sich innerlich nicht vertraut mit den Brettern fühlt, die jetzt seine Welt bedeuten, wem nicht die Seebeine von selber wachsen, dem wachsen sie niemals, der gehört nicht dorthin und macht sich unglücklich fürs Leben.

Der, der dahingehört, muß ein harter Vogel sein. Es muß ein klarer Kopf sein, mehr nach der Verstandesseite als nach der Phantasieseite hin beanlagt. Er muß ein Stück Herrschernatur haben, gleichzeitig aber sich unterordnen, verzichten, auf viel verzichten können!

Jeder Neuling in der Marine glaubt sich ein Nelson. Wer am wenigsten Zeug dazu hat, glaubt dies oft am allermeisten. Aber man sehe sich die „Crewen“ (die Jahrgänge) nach einem Vierteljahrhundert einmal wieder an. Ach, wie sind die stattlichen Zahlen gelichtet! Viel stärker noch als

bei der Armee. Trotz des gerühmten Avancements befinden sich herzlich wenige unter den Kapitänen, die auch auf den Flaggoffizier, den Admiral, rechnen können. Neben bevorzugten Naturen sind es keineswegs immer die, denen man in der Jugend das glänzendste Horoskop stellte.

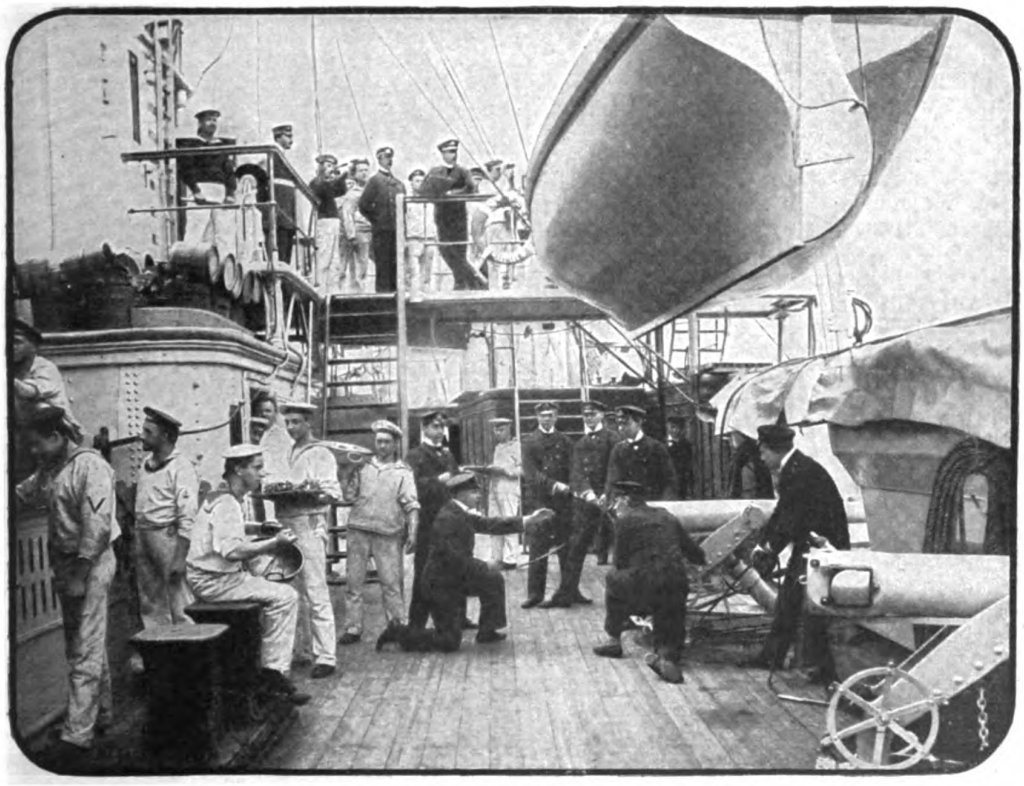
Deutsche Knaben, die ihr zur Marine wollt, prüft euch ernstlich, ob über eure Eitelkeit und Phantasiereizung hinaus euch etwas ganz Sachliches zu dem Berufe treibt! Deutsche Eltern und Vormünder, prüft die Beanlagung, den Charakter eurer Knaben rechtzeitig, und tragt ihr Zweifel, so laßt sie lieber jede andre Beschäftigung zu Lande ergreifen, als sie Seemann und Seeoffizier werden zu lassen.

Habt ihr aber so einen harten Vogel, gesund an Körper und Geist, nicht zum Genußmenschen veranlagt, der, Roheiten abgeneigt, doch gern Püffe austeilt, aber auch, ohne zu zucken, solche verträgt, den laßt ziehen, wenn er es fest will. Denn Deutschland braucht Seeleute und Führer zur See! Auf ihnen beruht die Unabhängigkeit unsrer Zukunft. Alle unsre Gaben, unsre Friedfertigkeit, unser Fleiß, unser Streben gleichen die wachsenden Vorzüge, die unsern eigentlichen Konkurrenten auf dem Erdball zufielen, nicht aus. Wir müssen *mehr* arbeiten, *mehr* kämpfen als sie! Man kann das der heranwachsenden Jugend gar nicht eindringlich genug predigen. Dazu brauchen wir Tatmenschen, Menschen, die die Waffe, der die Hauptentscheidung

Uebungen von Seekadetten der „Charlotte" an 3,7 Zentimeter-Revolverkanonen

in künftigen Kriegen mit höchster Wahrscheinlichkeit zufällt, nachdrücklich zu führen verstehen.

Mit solchen Tatmenschen wollen wir uns hier ein wenig beschäftigen. Wir nehmen an, alle seien



Uebungen von Fähnrichen z. S. am schweren Geschütz

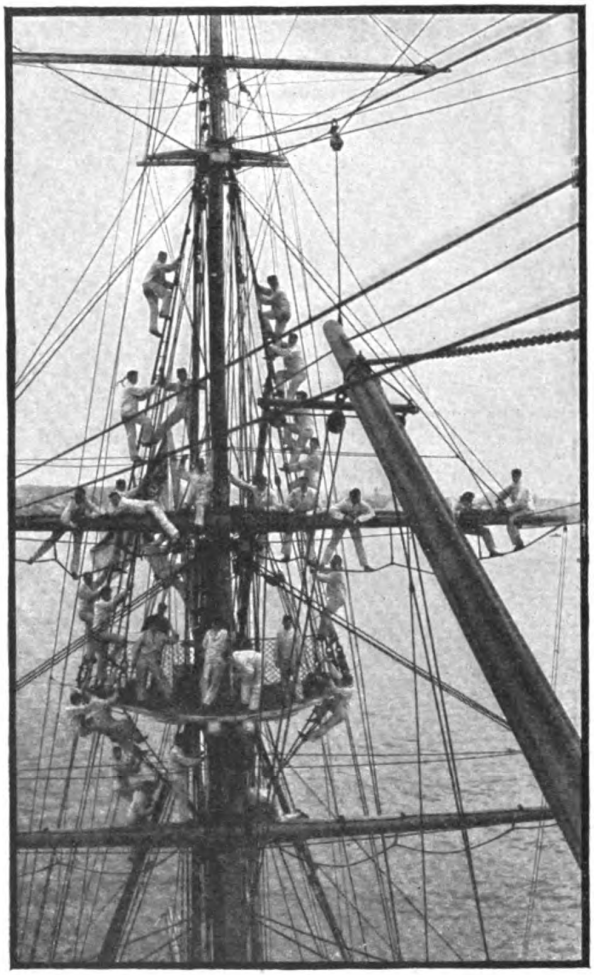
solche. Man soll sie nicht zu ideal, nicht zu romantisch, nicht zu süßlich schildern, das führt zu törichten Vorstellungen; allein man darf sie im Durchschnitt als leistungsfähige junge Männer anerkennen, die in ihrem Berufe das Höchste sehen — einem Beruf, dem sie viel schuldig sind, um seiner wert zu sein.

Mit der Kadettenerziehung ist erklecklich experimentiert worden. Das lag in der Natur der Dinge bei einer werdenden Marine wie der unsrigen. Man experimentiert aber leider noch heute. Und das nicht nur bei uns; mehr noch in Marinen mit alten Traditionen, wie es die englische und auch die amerikanische sind. Die Revolution durch die Technik, die nervöse Furcht, am Tage der Entscheidung zurückgeblieben zu sein, bringt das mit sich. Die Bahn der Gleichmacherei zwischen Techniker und Offizier haben wir nicht mit derselben Rückhaltlosigkeit betreten. Sie schien unsrer Tradition und — wie ich glaube, mit Recht — der Vernunft zu widerstreiten. Der soziale Kampf hat seine Berechtigung, er zeitigt aber nicht immer das Bessere.

Unser gesamtes Unterrichtswesen spiegelt ja den Streit zwischen dem Alten und dem unaufhaltsam hinzudrängenden Neuen wider. Wo ist die Grenze? Was muß man fallen lassen und was wählen, um das Richtige zu treffen? Wie lange bleibt das Richtige richtig?

Auch mit der Kadettenerziehung in der Marine ist's nicht anders. Einen Fehler aber sollte man nicht machen, oder, wenn man ihn gemacht hat, ihn schleunigst beheben: der Seeoffizier muß Seemann bleiben! Dem Binnenländer erscheint dies als etwas ganz Selbstverständliches, und damit trifft seine Naivität das Wahre. Für den Sachkundigen ist diese Frage dagegen ungeheuer kompliziert. Er nur weiß allein, warum der seemännische Instinkt das Ausschlaggebende auch für den modernen Marineoffizier ist, der gleichzeitig Spezialist in allen möglichen militärischen und technischen Dingen sein soll.

Unsre Bilder nun geben eine ganz hübsche Vorstellung von der Vielseitigkeit der Ausbildung unsers Offiziersnachwuchses, wenn auch damit nicht annähernd eine Erschöpfung des Themas gegeben wird, noch gegeben werden kann.



Fähnriche in den Rahen

Es ist hier von Seekadetten und Fähnrichen die Rede. Früher unterschied man Kadetten (oft fälschlich Kadetten zur See genannt) und Seekadetten. Nach Ablauf des ersten Dienstjahres und nach dem bestandenen ersten Fachexamen erhielt der Kadett die Beförderung zum Seekadetten und damit seinen ersten militärischen Rang als Vorgesetzter, äußerlich durch das silberne Portepee und die Silberlitzen an der Jacke, sowie entsprechende Veränderung an der Mütze kenntlich.

Seit ein paar Jahren ist, gleichartig der Armee, dafür der Fähnrich zur See-Titel eingeführt worden, und unter Seekadett versteht man den früher schlechthin als Kadett bezeichneten Aspiranten. Ich glaube, die jungen Leute sind mit dieser Umtitulatur, ohne die der Unkundige so oft einen Schüler statt eines erwachsenen Menschen mit militärischem Range vermutete, ganz zufrieden gewesen, und da wenigstens ein Fremdwort dabei gefallen ist, wollen wir es auch sein.

Unsre Bilder zeigen Uebungen von Seekadetten der „Charlotte" an 3,7 Centimeter-Revolverkanonen, und von Fähnrichen z. S. an schwererem Geschütz.

Das Kanonenexerzieren hat natürlich schon so lange Wichtigkeit besessen, als Schiffe mit Kanonen schießen, d. h. bei uns ungefähr seit den Tagen der Hansa. Mit der Vervollkommnung der Waffe, mit der Ausbildung der Taktik haben auch die

Ruderübung der Fähnriche

Reglements an Vielſeitigkeit gewonnen. Und doch waren dieſe noch bis tief in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts außerordentlich einfach. Wir haben noch heute Kapitäne, die am glatten Vorderlader ausgebildet worden ſind. Unſer damaliges Glanzmanöver hieß: „Lafetten wechſeln!“ Zwei Rohre wurden gehoben, und zwei Bedienungsmannſchaften ſauſten wie die Wilden, mitſchiffs über die Grätings, mit der ſteuerbordſchen Lafette nach Backbord und mit der backbordſchen nach Steuerbord. Der Gedanke war, daß eine der Holzlafetten zerſchoſſen ſei und ausgewechſelt werden müſſe. Die Kampfſchiffe hatten auch zu jener Zeit ſchon Batterien gezogener Geſchütze. Die Rahmengeſchütze waren erſchienen. Mit dem Panzer und der Taktik der Panzerflotten vergrößerten ſich Kaliber, Ladungen, Geſchoßgeſchwindigkeiten, wurde die Mechanik verwickelter, zeigten ſich allerlei Hilfsmittel zum Meſſen der Entfernung, zum ſicheren Schuſſe u. ſ. w. nötig — kurz, es gab und gibt eine Fülle von neuen Erfindungen zu bewältigen, die den Fachmann vor eine Rieſenaufgabe ſtellen und ſchon an den einfachen Mann der Bedienung gegen früher mit unendlich geſteigerten Anforderungen herantreten.

Der Seekadett wie der Fähnrich haben da praktiſch und theoretiſch innerhalb weniger Studienjahre ein Quantum Erfahrung und Wiſſen zu bemeiſtern, das allein ihre Zeit ausfüllen könnte, kommt doch noch die Wiſſenſchaft vom Torpedo- und Minenweſen hinzu. Hier kann in der Grundlage nichts geſchenkt werden, denn der Fähnrich darf ſich als Vorgeſetzter, der ſchon ſelber belehren ſoll, keine Blößen geben, und bereits als junger Offizier kann er in verantwortungsſchwere Lage im Gebrauch einer Waffe kommen, die entſcheidender für den Erfolg in der modernen Seeſchlacht angeſehen wird als alle andern Faktoren, wie Panzerſtärke, Geſchwindigkeit, Manövrierfähigkeit u. ſ. w., die alle nur als Hilfsfaktoren für die Artillerie, die Königin, erſcheinen.

Nun denke man ſich dazu das, faſt möchte ich ſagen: betäubend ausgebildete Schiffsdampfmaſchinenweſen; auch das ſoll der moderne Schiffsführer kennen und nach amerikaniſch-engliſcher Auffaſſung beherrſchen! Schon ſchwindelt einem der Kopf bei der Vorſtellung eines ſolchen, mit Wiſſenſchaft bis zum Platzen vollgeſtopften Seemannes! Und nun obendrein die ergänzenden Wiſſenſchaften: der Schiffbau, das Elektrizitätsweſen, optiſche und

Spliſſen und Knotenlernen

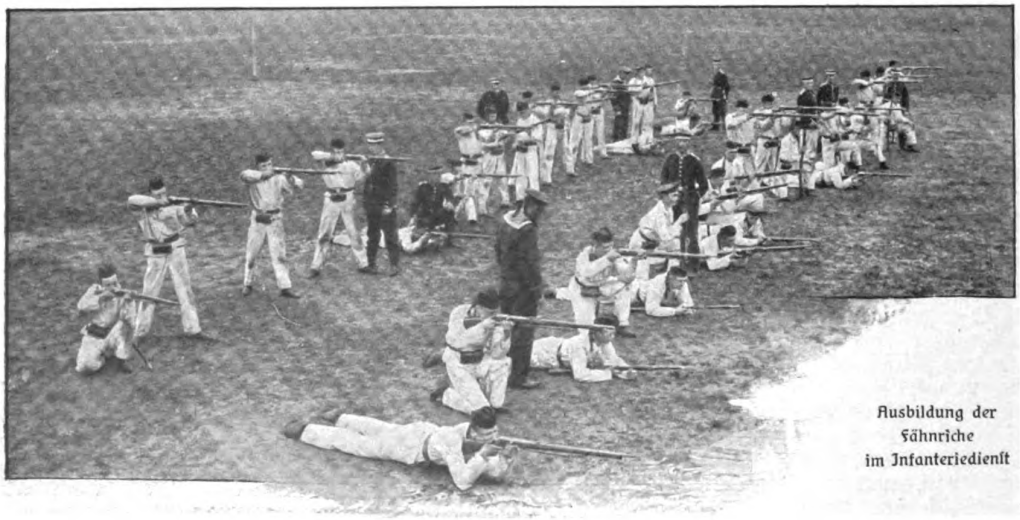
akustische Apparate, Kabellegung, Funkspruchwesen und Gott weiß was noch.

Wir kommen da auf das Gebiet der Nautik. Ja, was tut sich da alles vor unserm erstaunten Auge auf: Astronomie, Vermessung, Seezeichen, Seekarten, Befeuerung, Meeres- und Küstenkunde, Meteorologie, Segelkunde, Tag- und Nichtsignale, internationale Signale, Spezialsignale — ein Chimborasso von Theorie und praktischer Erfahrung zeigt sich wieder, ein endloser Strom von Erfindungen und Verbesserungen.

Wohl dem Manne, der nur auf diesem Gebiete mit Recht aussprechen kann: „Ich stehe auf der Höhe meiner Zeit!“ Und doch ist es äußerst wichtig für die Marine. Es ist das Verlegenheitsgebiet, das den Pfeiler des Berufes darstellende, das trotzdem gleichzeitig die meisten Abstriche vertragen soll. Es ist das Gebiet, das die neue Zeit am liebsten in den Orkus schicken möchte und ohne das sie selbst in den Orkus müßte. Unsre Schulschiffe zeigen dies: die Takelage wird kleiner, das eigentliche Seefahren nimmt ab; dann merkt man den Fehler in der Rechnung, und die Takelage wächst wieder. So wird der Kampf noch weiter gehen, und vielleicht fällt die Takelage wirklich, vielleicht zuerst am gründlichsten bei den eigentlich seefahrenden Völkern. Ob es aber dabei bleibt? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß wir ohne unterseeische Schiffahrt von Wind und Wetter niemals loskommen, und daß die unterseeische Schiffahrt noch recht weit davon entfernt ist, die überseeische abzulösen. Und auch dann hätten wir es mit dem Meere zu tun. Einstweilen liegt die Sache noch so, daß nur ein ordentlicher Seemann Wind und Wetter kennt und daß nur Wind und Wetter einen ordentlichen Seemann bilden. Ein Kommandant kann mit einem tüchtigen Maschinisten arbeiten, auch mit einem tüchtigen Artilleristen, aber ein Navigationsoffizier ersetzt ihn nicht in kritischen Lagen; sein Schiff bringt nur er allein an den Feind. Ein Kommandant, der nicht vom Scheitel bis zur Sohle Seemann ist, bleibt eine Gefahr für sein Schiff unter allen Umständen.

So sehen wir die Kompromisse der neuen mit der alten Zeit. Wir sehen sie hier auf unsern Bildern „Fähnriche in den Rahen“, „Ruderübung der Fähnriche“ und „Splissen- und Knotenlernen“. Nirgends reift der Seekadett, reift der Fähnrich rascher zum Seemann als auf den Rahen. Hier lernt er Gewandtheit, Wagemut, hier eignet er sich praktischen Blick an wie nirgendwo anders. Es ist richtig, das Segelexerzieren kann nicht mehr in dem Maße betrieben werden wie früher. Man sagt, was soll das Veraltete? Sollen die jungen Leute doch später Fahrzeuge ohne Takelage führen. Freilich! Aber warum verlangen die Dampferlinien auf Segelschiffen ausgebildete Offiziere? Nur aus Konservatismus? Vielleicht gäbe der Eintritt in jüngeren Jahren nach englischem Muster mehr Spielraum, das Alte wie das Neue zu ihrem Recht kommen zu lassen. Ich halte das Abiturium nicht für unwichtig, allein die Erziehung zum Seemann steht mir höher.

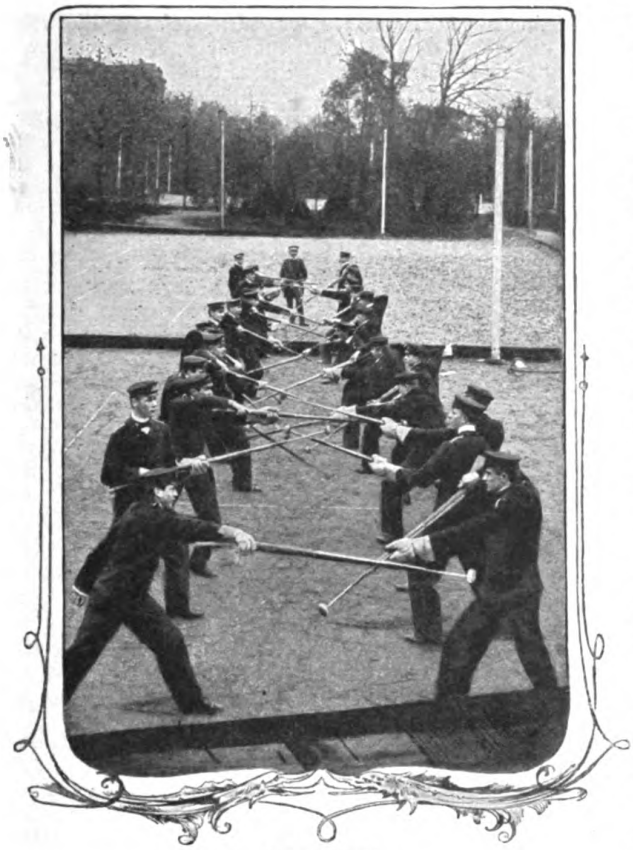
Was hat nun aber der arme Fähnrich noch sonst alles zu erledigen! Die Notwendigkeit, seine Sprachkenntnisse auf ein anständiges Niveau zu bringen, sei nur angedeutet. Uns graut allmählich vor dem Wissen. Dagegen wollen wir noch eine praktische, noch eine sehr wichtige Seite seiner Existenz hervorheben: die militärische. Der Fähnrich muß Soldat sein! Er wäre als Deutscher undenkbar, wenn er nicht Soldat wäre. „Die Ausbildung der Fähnriche im Infanteriedienst“, „die Bajonettübung“ geben dem Leser eine Probe davon. Leider fehlt uns hier die Gelegenheit, den Fähnrich noch als Kavalleristen vorzuführen. Auch als Tennis- und Golfspieler soll er Glück haben. Dem Leser zuckt es um die Mundwinkel. Aber halt — so hat es der Autor nicht gemeint! Allerdings darf der Sport den Dienst nicht schädigen. Ebenso hält der Autor Parademarsch und Kavallerieübungen nicht für das Ziel zur Ausbildung guter



Ausbildung der Fähnriche im Infanteriedienst

Blaujacken, allein als Excellenz von Stoſch ſeinerzeit die Marine lehrte, „die Knochen zuſammenzunehmen“, als er militäriſche Straffheit aus der erprobten Armee in die Marine hinüberleitete und niederſächſiſche Seemannsart mit altpreußiſchem Geiſte belebte, da hat der preußiſche Infanteriegeneral doch ein großes Werk getan. Wenn unſre jungen Mannſchaften manches leiſten, was ihnen andre an ſich ſeemänniſch und phyſiſch vielleicht überlegene Bemannungen nicht leicht nachmachen, ſo verdanken ſie es dieſer Schule.

„Die Vorſtellung der Fähnriche vor Seiner Majeſtät“ wird heutzutage auch ganz anders ausfallen, wie eine ähnliche Darbietung in meinen Kadettenjahren verlief. Damals ahnte man nur; heute weiß man. Und weil man weiß, kann man etwas. Können aber verleiht Sicherheit, und man muß ſicher, verteufelt ſicher ſein, um in Ehren vor Augen zu beſtehen, die militäriſch und ſeemänniſch bis in die Nieren zu prüfen verſtehen.



Bajonettübung

So haben wir denn unſre Seekadetten und Fähnriche zur See als Gefäße kennen gelernt, die eigentlich bis zum Ueberlaufen mit Wiſſen angefüllt werden müßten. Es wird aber auch bei uns nicht ſo heiß gegeſſen, wie gekocht wird. Und wenn es heiß wird — Gott ſei Dank, ſie können es noch vertragen! Das Geſunde, Urwüchſige, Kampffrohe, das ihrem Berufe anhaftet wie keinem andern, gleicht wieder aus, was etwa an ihnen geſündigt wird. Geſündigt nicht aus Beſchränktheit, denn die Erziehungskünſtler ſind ebenſo gut Opfer — Opfer einer vorwärts ſtürmenden, nervöſen Epoche.

Das Nervöſe muß aber wieder heraus! Der Sieg zu Lande, und noch mehr zu Waſſer, iſt dem kalten Blute beſchieden. Dem Marineerzieher müßte das Vaterland einen Rieſenlorbeerkranz beſcheren, der uns den Fähnrich zur See ohne Nerven züchtet!

Gartenſtädte

Von

Hans Oſtwald

Die Kulturtendenz der letzten Zeit war, Großſtädte zu ſchaffen — Großſtädte mit gewaltigen Mengen von Einwohnern, mit einer Unzahl von Straßen, die niemand alle miteinander kennen kann, mit zuſammengedrängten Wohnungen und mit all den Uebeln, die ſolcher Maſſenanhäufung anhaften. Die letzten Jahre haben einen Rückſchlag gebracht. Der Zentraliſierung folgt jetzt bereits die Dezentraliſierung. Die Großſtädte breiten ſich zwar immer noch aus, ihre Bevölkerungszahl ſteigt noch unaufhaltſam, aber zugleich melden ſich die Anzeichen einer neuen Zeit: ganze Viertel werden zu Geſchäftsvierteln umgebaut, wie das Berliner Konfektionsviertel am Hausvogteiplatz. Die Wohnräume verlegt man in eine andre, geſündere Gegend. Und viele Fabriken verlaſſen den teuren Boden der Großſtadt ganz. Draußen im freien Lande, in den Dörfern und kleinen Städten finden ſie Baugrund für ihre Fabrikſäle, für ihre Werkſtätten und Laboratorien, der weit billiger iſt als der Großſtadtboden und nicht ſo viel Kapital feſtlegt. Auch die Arbeitskräfte ſind da draußen meiſt billiger, denn dort braucht der Arbeiter nicht ſo hohe Miete zu zahlen, er lebt meiſt einfacher und wohlfeiler.

Das alles ſpielt im Kampf um den Weltmarkt, im Kampf um ein großes Abſatzgebiet eine wichtige Rolle. Hinzu kommt, daß die Arbeiterſchaft, die nicht in den engen, dunſtigen und nur allzu häufig in jeder Beziehung unzureichenden Großſtadt-

wohnungen ihr Leben verbringen muß, sondern draußen im Grünen wohnt und stets frische Luft genießt, weit bessere Gesundheitsverhältnisse aufweist, also auch leistungsfähiger ist. Und dann die Jugend, die Kinder! So ein Mensch, der im Frühlingsgrün und im Sommersonnenlicht groß geworden, der die Freuden des Herbstes und des Winters im freien Lande erlebt, der ist ja ein viel innigerer, festerer, gesünderer Mensch als das Kind der Großstadt. Das gibt einen ganz andern Nachwuchs für die Arbeiterschaft als in der degenerierenden Großstadt.

Aber nicht allein große Fabrikunternehmungen haben die Vorteile der Flucht aufs Land eingesehen. Auch der Beamte, der Geschäftsmann, der Mittelstand wollte sich nicht ganz und gar in Stein und Mörtel, Asphalt und Zement einsperren lassen. Er wollte Blattgrün und Erdluft, Blumenfarbigkeit und Fruchtgeruch behalten und erbaute sich die Villenorte, wie sie alle unsre Großstädte besitzen: Dresden hat Loschwitz, Blasewitz, Striesen u. s. w., Hamburg seine Alstervororte, Berlin hat Grunewald, Steglitz, Friedenau, Lichterfelde und zahlreiche andre.

Aber alle diese Städte und Orte sind nur gewissermaßen Ergänzungen der Großstadt. Sie sind nach keinem bestimmten Plan angelegt. Kein der Großstadt direkt entgegengesetztes Prinzip ist in ihnen niedergelegt, sondern nur die so hervorragend entwickelten und ausgebauten Verkehrsmittel erlaubten es, der Großstadt diese Dependenzien anzufügen. Fast alles, was in ihnen wohnt, arbeitet in der Großstadt oder hängt zum mindesten wirtschaftlich von ihr ab.

Da ist es nun eine ganz besondere Fortsetzung des ja immerhin auch in den Vororten zum Ausdruck kommenden Dezentralisierungsdranges, wenn sich Gründungen zeigen und bewähren, die in einen bewußten Gegensatz zu der heutigen Form der Großstädte treten: die Bewegung zur Gründung der Gartenstädte. Sie sollen vor allem der Landflucht steuern. Wie aber ist das Rückströmen der Bevölkerung auf das Land zu bewerkstelligen? Die Befürworter der Gartenstädte sagen: wenn das Land, das doch eine so große Anziehungskraft hat, sich entvölkert, so hat das seinen Grund darin, daß die Städte eine größere Anziehungskraft auszuüben verstanden. Die Frage kann nur gelöst werden, indem ein stärkerer Magnet, als Stadt und Land sind, geschaffen wird. Dieser stärkere Magnet ist die neue Landschaft — die Gartenstadt. Diese Stadt soll die Vorteile, die Vorzüge von Stadt und Land vereinen. Ein Diagramm von dem Engländer Howard veranschaulicht das recht deutlich.

In einem zweiten Diagramm hat Howard seine Grundideen dargestellt. Es ist zwar nicht diese geometrische Konstruktion, die das Wesen der Gartenstadt ausmacht. Doch bedarf eine Stadt, die für 30 000 Einwohner gedacht ist und diese Zahl nicht überschreiten soll, die ein gut Teil Industrie und Handwerk beherbergen, sehr weitgehende Ansprüche und die Bedürfnisse der Bewohner auf gesunde und bequeme Behausung befriedigen soll, eines vorher wohldurchdachten Planes. Und ein solcher Plan wird stets etwas Geometrisches haben, wenn er allen Erfordernissen moderner Verkehrstechnik, genügender Wasserversorgung, Kanalisation und Beleuchtung entsprechen soll. Aber dieses Geometrische, so auffallend im Grundriß, verschwindet für den Sehenden in der Wirklichkeit, wenn die Gartenflächen des Zentrums nur groß genug sind, um nicht den Blick auf die sechs großen Boulevards mit einem Male zu gestatten, wenn die Häuserzeilen der Boulevards nicht aus vier- und fünfstöckigen Häusern bestehen, sondern aus Einfamilienhäusern, die von den Anlagen ihrer eignen Gärten und den Anpflanzungen der Boulevards überragt werden. Doch, wie gesagt, Howard sieht in diesem Entwurf nicht das Wesentliche, sondern betrachtet ihn nur als eine Anregung. Der Boden soll vielmehr den Ausschlag geben, dem Terrain sollen die Entwürfe angepaßt werden.

Nach Howard hätte das Gesamtareal der idealen Gartenstadt eine Größe von 2400 Hektar. Nur ein Sechstel ist für die eigentliche Stadt bestimmt. Fünf Sechstel bleiben für allerlei Genesungs- und Erholungsheime, für Rieselgüter, Schulen, Obstplantagen u. s. w. Sechs großartige Boulevards sollen die Stadt durchschneiden und sie in sechs gleiche Teile trennen. Im Mittelpunkt soll sich ein $^5/_4$ Hektar großer prächtiger Garten befinden. Um ihn herum gruppieren sich das Rathaus, die Bibliothek, das Theater, das Museum u. s. w. Weiter der Peripherie zu liegt der Zentralpark, der 58 Hektar bedeckt. Er ist in der Nähe eines jeden Bewohners gelegen und soll dem Alter und der Jugend genügend Raum zu erfrischenden Spaziergängen und zum erheiternden Spiel gewähren. Der Zentralpark soll von einer großen, fortlaufenden, kreisförmigen Glashalle eingeschlossen werden. In diesem Gebäude finden die sämtlichen Verkaufsstellen Platz, und sie gleicht so einem Universalkaufhaus. Der nicht verwendete Raum soll als Wintergarten und zum Zufluchtsort für die Parkbesucher dienen. An die Glashalle schließen sich mehrere ringförmige Straßenzüge an. Der mittlere Straßenzug, auf dem Plan die dritte Avenue genannt, soll eine Breite von 130 Metern haben und einen zweiten Park vorstellen. In diesem Park sollen Kirchen, Schulen und ähnliche Institute erbaut werden.

Die Häusergürtel sind für Bebauungs-, d. h. für Wohnzwecke in 5500 Grundstücke aufgeteilt, deren durchschnittliche Größe 15 Quadratruten beträgt. Mit Einfamilienhäusern bebaut und die Familie zu 5 Personen berechnet, ergibt sich eine Einwohnerzahl von 30 000 Menschen. An dieser Zahl wollen die Gartenstädter streng festhalten, doch dürfte sie gerade das schwerste Problem bieten. Es wird eben doch nicht immer gleich eine neue Stadt gegründet werden, sobald die eine ihre 30 000 Einwohner hat. Ueberhaupt ist diese Begrenzung der Einwohnerzahl das, woran die Gartenstadtbewegung am meisten zu leiden haben wird. Es ist ein Unsinn, alle die Vorteile, die kulturellen und zivilisatorischen Errungenschaften, die eine Großstadt bietet, radikal aufgeben zu wollen.

Allerdings haben die Gartenstädtler auch einen Plan für eine Großstadt bereit. Mehrere kleinere Stadtwesen sollen sich um eine Zentralstadt gruppieren. Aber dieser Plan gewährleistet noch lange nicht alle Vorzüge der wirklichen Großstadt, wenn

Wirtshaus in Bourneville
Privathaus in Bourneville
Straße in Bourneville

Kleinkinderschule in Bourneville
Vorstadthäuser in Bourneville
Amerikanische Gartenstadt aus der Vogelschau

Gartenstädte

er auch viele ihrer Mängel ausschaltet. Und so wird es wohl in Zukunft auch kommen: unsre Großstädte werden gesundheitlich besser ausgebaut, sie werden vor allem Handels-, Unterrichts- und Parlamentsstädte werden. Neben ihnen aber wird sich ein neuer Stadttypus ausbilden. Gewisse Grundzüge des Howardschen Planes werden diesem Typus eigen sein. Aber der Außenring darf nicht, wie geplant, mit Fabriken, Werkstätten und Lagerplätzen besetzt sein; sondern diese notwendigen Einrichtungen müssen da errichtet werden, wo der Wind ihren Qualm, ihre Ausdünstungen nicht in die Stadt treiben kann. Die Eisenbahn, die die ganze Stadt umkreist und also von jedem Viertel aus leicht zu erreichen ist, dürfte ein ganz wesentlicher Vorzug der kreisförmigen Anlage sein. Und die Ländereien, die sich an die Eisenbahnen anschließen, die vielerlei Betriebe und Anstalten, Pachtgrundstücke und Heimstätten sind auf diese Weise nahe aneinander gerückt.

Die Gartenstadt steht nicht bloß auf dem Papier. In England sind bereits einige Experimente nach der Richtung und mit packendem Erfolg unternommen worden. Eine bekannte Kakaofirma kaufte ein Gut von 500 Morgen, bestimmte 100 Morgen für die Fabrik und 400 Morgen für Ansiedlungszwecke. Wer wollte, konnte in der schmutzigen Stadt wohnen bleiben. Wer aber draußen wohnen wollte, der kam. Alle kamen freiwillig. Und die Firma schenkte zuletzt den Boden, der etwa 5 Millionen wert war, den Ansiedlern. Und eine Seifenfirma schuf in der Nähe von dem rauchigen Liverpool ein ähnliches Anwesen, das sie auch nicht zur Abhängigmachung der Arbeiter von der Firma benutzte.

So ist denn eigentlich die Gartenstadt als Möglichkeit bewiesen. Und größere Gründungen, die in nächster Zeit verwirklicht werden sollen, werden sicher noch stärkere Beweise schaffen, überhaupt nach ästhetischer Richtung. Denn die Unebenheiten des Terrains werden möglichst beibehalten und die ringartigen Straßenzüge werden so ein äußerst reizvolles Bild schaffen.

Der englischen Gartenstadt-Gesellschaft gehören bereits fast 2000 zahlende Mitglieder an: Philologen, Politiker, Gelehrte, Künstler, ohne Unterschied der Partei und der sozialen Stellung. In Deutschland ist eine Gartenstadt-Gesellschaft erst vor kurzem mit dem Sitz in Schlachtensee-Berlin gegründet worden. Sie hat auf deutschem Boden eine viel schwierigere Arbeit zu leisten. Denn wenn auch im Deutschen Reich mancher Fabrikant seinen Arbeitern gewisse Wohnungsverhältnisse bietet, wie z. B. die Kruppschen Werke, so ist der Grund und Boden doch sein Eigentum. Das aber ist dieser gewaltige Vorteil der Gartenstadt: jeder wohnt in seinem eignen Heim, jeder auf seinem Grund und Boden, jeder hat seinen eignen Garten, pflanzt, sät und erntet in seinen eignen Beeten, und die Vermählung von Stadt und Land, die die Gartenstadt darstellen soll, wird eine neue Vermählung des Menschengeschlechts mit der Mutter Erde!

Im Harz

Einsam liegt der Tannenwald,
Um mich rings ist Schweigen,
Nur mein dumpfer Schritt erschallt
Auf den mool'gen Steigen.
Durchs Geäst die Sterne glühn,
Wie zur Sonnwendfeier,
Und der Vollmond schlingt ins Grün
Seine lichten Schleier.

Ruhig äsend im Revier
Ziehen braune Rehe;
Lauschend steht ein schlankes Tier,
Wie ich näher gehe.
Aber rasch im Nebelgrau
Ist die Schar verschwunden,
Und ein Fuchs hat seinen Bau
Flücht'gen Laufs gefunden.

Warm und linde weht die Luft
Um die hohen Wipfel,
Grüßend über Berg und Kluft
Winkt des Brockens Gipfel.
Dunkle Wolken ziehen schwer,
Und der Blitzentflammer
Wodan wirft den goldnen Speer,
Donar schwingt den Hammer.

Auf gestürztem Tannenstamm
Setz' ich still mich nieder.
Mir im Herzen wundersam
Klingen alte Lieder
Von der fernen großen Zeit,
Als noch Götter kamen
Und an Walhalls Herrlichkeit
Teil die Helden nahmen.

Sind auch sie schon längst entflohn
Nach dem finstern Norden,
Ist Allvaters hoher Thron
Auch zu Staub geworden:
Nicht verwaist liegt ihr Gebiet,
Seine Kronenträger
Leben noch im Hirtenlied
Und im Sang der Jäger.

Sommernacht im stillen Tann
Unterm heil'gen Brocken,
Immer wird dein Zauberbann
Mich aufs neue locken.
Was in deinem Schoße blüht,
Selten wird's beschieden:
Ruhe schenkst du dem Gemüt
Und der Seele Frieden.

A. Bessell

Traber beim Training

Die „Qual“ im Sport

Von

Kurt Doerry

Von den vielen Tausenden und Abertausenden, die sich heutzutage mit der Pflege eines Sports beschäftigen, sind es verhältnismäßig nur wenige, die sich ihm mit der Absicht widmen, sich körperlich zu vervollkommnen oder den Körper zu Höchstleistungen zu befähigen. Der Sport ist heute mehr oder weniger Modesache; es gehört zum guten Ton, Lawn-Tennis zu spielen, zu reiten oder Automobil zu fahren. Der Aufschwung, den manche Zweige des Sports bei uns in verhältnismäßig kurzer Zeit genommen haben, ist sicherlich nicht bloß auf den Nachahmungstrieb, den namentlich alles Ausländische erfahrungsmäßig zu wecken pflegt, sondern auch auf die Eitelkeit zurückzuführen. Sobald in gewissen Gesellschaftsklassen einzelne Personen

Jockeis bei der Morgenarbeit

Achtermannschaft auf der Uebungsfahrt

damit beginnen, glauben zahlreiche andre nicht zurückbleiben zu dürfen. Der echte, wahre Sport jedoch, dessen Begründer die alten Hellenen gewesen, der Wettkampf um ideale Güter, um den Ruhm des Sieges, um einen Lorbeerkranz, wie er einst im grauen Altertum dem Olympiasieger die Stirn umkränzte, ist in der Neuzeit erst wieder im Entstehen begriffen. Unser materielles Zeitalter hat nicht viel für ideelle Bestrebungen übrig, und allein die Ueberzeugung von der Notwendigkeit, daß unser geistig hart arbeitendes Geschlecht durch Pflege irgend einer Körperübung der drohenden physischen Degenerierung vorbeugen müsse, ist im stande, dem Sport in seinen vielerlei Gestalten immer wieder neue Anhänger zuzuführen und sie ihm zu erhalten.

Der Weg zu der körperlichen Vervollkommnung, die eine eifrige Pflege des Sports uns verspricht, ist aber nicht ohne Dornen; der alte Satz „per aspera ad astra“ findet auch hier berechtigte Anwendung.

Wer im Sport etwas leisten will, wer eine Höchstleistung, einen Rekord erzielen oder eine Meisterschaft erringen will, muß sich meist eines monatelangen Trainings und so mancher Mühseligkeit unterziehen, und man kann mit vollem Recht von einer „Qual im Sport“ sprechen.

Als der ehemals weltberühmte Rennfahrer August Lehr vor einer Reihe von Jahren nach Amerika gegangen war, um dort einige Wettkämpfe auszutragen, hatte er sich drüben auch einem Trainer von Beruf anvertraut, der den Altmeister nach allen Regeln der Kunst trainierte. Lehr kehrte später, nachdem er in Amerika erfolgreich debütiert hatte, nach Deutschland zurück, um hier noch einmal sein Glück auf der Rennbahn zu versuchen. Ich hatte damals wiederholt Gelegenheit, die Art seines Trainings kennen zu lernen, und muß gestehen, daß sie eine ziemlich anstrengende Kasteiung des Körpers darstellte. Vor allem hielt Lehr eine strenge Diät ein; seine Hauptmahlzeit, an der ich bei Gelegenheit einmal teilnahm, bestand aus gebratenem Hammelfleisch, Reis und Obst. Alkohol und Tabak waren, da sie beide die Leistungsfähigkeit des Herzens beeinträchtigen, durchaus verpönt. Noch anstrengender ist das Training unsrer modernen Rennfahrer, vor allem der Dauerfahrer, die während des Sommers fast Tag für Tag in scharfen Uebungsfahrten auf der Rennbahn an ihrer körperlichen Vervollkommnung arbeiten müssen; in Eilzugsgeschwindigkeit sausen sie hinter ihren einsitzigen Führungsmaschinen her, 60, ja 70 Kilometer in der Stunde zurücklegend, wobei sie stets Gefahr laufen, durch einen Sturz auf den harten Zement ihre gesunden Gliedmaßen zu schädigen. Allerdings kann man ja von unsern modernen Rennfahrern nicht behaupten, daß sie den Sport um ideale Güter betreiben; ihnen ist der Sport Beruf, obendrein ein recht gefährlicher.

Die „Qual im Sport“ dürfte besonders ein Augenblicksbild aus einem Dauerrennen über 6, 12 oder gar 24 Stunden illustrieren. Tief auf ihre Lenkstange niedergebeugt, umkreisen die Rennfahrer, ihren einsitzigen Führungsmotoren in schwindelndem Tempo folgend, die Bahn. Heiß brennt die Sonne hernieder, in Strömen rinnt der Schweiß am Körper herab, mit trockenem Gaumen und schmerzenden Gliedern jagen sie um die Bahn, einzig und allein von dem Gedanken beseelt: vorwärts, zum Siege! Bei einem der bei uns verpönten Sechstagerennen, die jenseits des Ozeans so beliebt sind, ist es vorgekommen, daß verschiedene Teilnehmer vor Erschöpfung vom Rade fielen und mehrere sogar eine vorübergehende geistige Störung erlitten.

Harmloseren Charakters, aber doch anstrengend sind andre körperliche Uebungen. Im Wettgehen und -Laufen z. B sind die Anforderungen an die Energie und die Ausdauer des Sportjüngers keineswegs gering. In allen Sportarten, in denen eine Kraft- oder Ausdauerprobe der Zweck des Trainings ist, handelt es sich ja hauptsächlich darum, die Energie und den Willen bis zum äußersten Grade ihrer Leistungsfähigkeit zu entwickeln und zu stärken. Distanzmärsche wie der vorjährige von Dresden nach Berlin stellen größere Anforderungen an den Geist als an den Körper. Wenn letzterer zu ermatten droht, erhält ihn der Wille aufrecht, und die letzte, unter Aufbietung der äußersten Energie dem Körper abgerungene Anstrengung ist es oft, die den Sieg sichert.

In dieser „Qual des Sports“ liegt ein gewisser

Reiz; es reizt einen starken Charakter, alle Anstrengungen des Trainings zu überwinden und aus dem schweren Kampf siegreich hervorzugehen. Es gibt Menschen, die dem Sport aus diesem Grunde mit Begeisterung huldigen Ein Beispiel hierfür ist der berühmte englische Schwimmer Montague Holbein, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, den englischen Kanal von Calais nach Dover zu durchschwimmen und so die Leistung des bekannten Kapitäns Webb, der bisher als erster und einziger über den Kanal schwamm, nachzumachen. Schon mehrmals hat Holbein seine Schwimmtour über den Kanal versucht, aber geglückt ist sie ihm noch nie. Früher ein berühmter Rennfahrer, verfügt Holbein über eine außerordentliche Energie und Zähigkeit, die er sich durch langjährige Uebung angeignete. Immer wieder und wieder versucht er es, den Kanal zu durchschwimmen, und auch in diesem Jahre ist er schon wieder in eifrigem Training. Im vorigen Jahre wäre ihm das Wagestück beinahe gelungen; nachdem er 23 Stunden ununterbrochen geschwommen, mußte Holbein, nur noch $1^1/_2$ Kilometer von der englischen Küste entfernt, seinen Versuch aufgeben. Obwohl er sich, um den Körper einigermaßen vor der Kälte des Wassers zu schützen, vollständig mit Oel eingerieben und die Augen mit einer Schutzbrille gegen das salzige, beizende Seewasser versehen hatte, war er doch nach dem dreiundzwanzigstündigen heroischen Kampf gegen die Wogen so ermattet, daß ihn seine Freunde, die ihn nebst seiner Frau auf einem Dampfer begleiteten, in ein Boot aufnehmen mußten, um einer Katastrophe vorzubeugen. Und obwohl halb erstarrt, hatte Holbein doch noch eine so lebendige Energie und einen so eisernen Willen zur Durchführung seiner Tat, daß er nur widerstrebend den wohlgemeinten Ratschlägen seiner Freunde, die ihn zum Aufgeben seiner Tour bestimmen wollten, Folge leistete

Weniger anstrengend ist der athletische Sport, wenigstens diejenigen seiner Abarten, bei denen es sich um Ausbildung einer Kunstfertigkeit, wie z. B. das Springen, handelt. Hier kommt es vor allem auf Geduld und Ausdauer an. Gerade bei diesen Uebungen heißt es unermüdlich sein, unermüdlich an der Erreichung des Zieles arbeiten. Hundertmal mißlingt ein Sprung, endlich aber glückt er, und um so größer ist dann die Befriedigung, wenn der Erfolg die Ausdauer belohnt.

Kann man hier von einer „Qual“ nur im bildlichen Sinne sprechen, so darf man es in der ganzen Bedeutung des Wortes beim Training des Jockeis tun. Beim Jockei handelt es sich, soweit das Training in Frage kommt, weniger darum, die Pferde in der Morgenarbeit zu reiten und sie so auf die Rennen zu präparieren, als um die eigne körperliche Vorbereitung des Reiters selbst. Das Trainieren bedeutet für einen Jockei im Grunde genommen weiter nichts, als daß er sich durch eine zweckentsprechende Lebensweise in einen Körperzustand versetzt, der ihn trotz des notwendigen niedrigen Gewichts zu hohen Kraftleistungen befähigt. In England, wo das Trainieren seit langem in großer Vervollkommnung betrieben wird, nennt

Der Schwimmer Holbein wird kurz vor dem Versinken aus dem Wasser gezogen

Wettgeher beim Uebungsmarsch

man es fachtechnisch „wasting“. Das bedeutet weiter nichts als „abnehmen, schwinden“; der trainierende Jockei hat also sein Augenmerk nur darauf zu richten, daß sein Körpergewicht abnimmt, denn je leichter er ist, desto besser kann er, bis zu einer gewissen Grenze wenigstens, die Chancen seines Pferdes ausnutzen.

Es gibt verschiedene Mittel, die Verminderung des Körpergewichts zu erzielen. Die meisten Jockeis unternehmen während der Trainingszeit tagtäglich längere Fußmärsche, wobei sie sich in warme Sweater einhüllen und außerdem dicke wollene Handschuhe anziehen. Nach Beendigung des Marsches nehmen sie dann ein türkisches Bad, wobei sie noch ein schweißtreibendes Mittel, z. B. ein Glas heißen Wassers mit Wacholderbranntwein, genießen. Nach dieser Pferdekur pflegen sie meist 2 bis 3 Pfund abzunehmen. Selbstverständlich dürfen sie die Wirkungen dieses Trainings nachher nicht etwa durch üppiges Leben abschwächen; in den meisten Fällen üben sie dazu noch eine strenge Diät. Viele Jockeis leben tagelang von Toast, geröstetem Brot, und Champagner. Ein andres Mittel, um eine Gewichtsabnahme zu erzielen, ist das Training „on physic“; es besteht im Gebrauch von geeigneten Arzneimitteln. Allerdings ist das ein gefährliches System, und Jokeis, die sich seiner bedienen, pflegen meist nicht lange zu leben.

Der berühmte Jockei Fred Archer, der größte Reitkünstler, den England je besessen hat, ist an dem übermäßigen Genuß solcher Mittel zu Grunde gegangen. Der englische Sportschriftsteller Custance erzählt in seinen „Recollections“: „Ich kannte Archer ziemlich genau und habe ihn selten etwas Solideres essen sehen als einen Streifen Toast, ein Biskuit oder einen Apfel. Eine Tasse Tee und ein Glas Champagner genügten, um seine Bedürfnisse an Flüssigkeiten für einen ganzen Tag zu befriedigen. Und dann nahm er leider stets Medizin. Leider, sage ich, denn jede dieser Arzneien hat die Eigentümlichkeit, daß sie auf die Dauer nur dann wirkt, wenn die Dosen allmählich vergrößert werden. Es ist eine alte und bekannte Geschichte, daß ein geachteter und namhafter Turfbesucher, der Archer einst auf einer Reise nach Irland begleitete, sich beinahe ums Leben brachte, als er eines Tages aus Scherz einen Teelöffel voll von Archers Mixtur trank. Und Archer trank von diesem Gift täglich mehrere Weingläser voll.“

Archers trauriges Ende ist in der Geschichte des Turfs bekannt. Die übermäßigen Anstrengungen in seinem Beruf hatten ihn schließlich derart mitgenommen, daß er in ein typhöses Fieber verfiel, in dessen Verlauf er sich in einem Augenblick geistiger Umnachtung durch einen Revolverschuß tötete. Ganz England trauerte um den Tod dieses volkstümlichen Jockeis.

Weniger ernste Bilder bieten uns andre Sportzweige, wie Fechten, Lawn-Tennis und Rudern, aber überall enthält das ernsthafte Training ein Moment der Qual. Besonders im Rudersport ist dies der Fall, denn hier begegnen wir dem schärfsten

Athlet bei der Kräftigung des Oberkörpers

Training unter ſämtlichen Amateurſports.

Das rennmäßige Abrudern der üblichen 2000 Meter-Strecke ſtellt ſo hohe Anforderungen an den Körper, daß dieſer, um nicht durch Ueberanſtrengung Schaden zu nehmen, auf das ſorgfältigſte vorbereitet werden muß. Sechs bis acht Wochen lang muß der „Raceman“ den Freuden des Lebens Valet ſagen; der Genuß von Bier, Wein und Nikotin iſt auf das ſtrengſte verpönt, und Tag für Tag geht es in flotter Uebungsfahrt über die Rennſtrecke.

Trotz dieſer ſorgfältigen Vorbereitung kommt es häufig vor, daß Ruderer nach einem ſcharfen Endkampf ohnmächtig im Boot zuſammenbrechen.

Bis zum Ziel hielt ſie das belebende Kommandowort des Steuermanns, der anfeuernde Zuruf der Zuſchauer aufrecht und entriß ihnen den letzten Funken ſprühender Kraft. Jetzt iſt das Ziel erreicht und der Sieg errungen, und nach dieſer letzten gewaltigen Anſtrengung entſinkt der Riemen der ermatteten Hand; erſt der jubelnde Beifall der Maſſen bringt dem wankenden Kämpfer zum Bewußtſein, daß die Mühe nicht vergebens geweſen, und ſo wird ihm für die „Qual“ des Kampfes der Lorbeer des Sieges als Lohn zuteil.

Endlich gelungen!

Verbrechen und Aberglaube

Auf der jüngſt in Dresden abgehaltenen Verſammlung der Internationalen Kriminaliſtiſchen Vereinigung, die die hervorragendſten Kriminaliſten der meiſten Länder zu ihren Mitgliedern zählt, hielt ein ausgezeichneter ruſſiſcher Juriſt, Oberlandesgerichtsrat Löwenſtimm aus Charkow, einen Vortrag über Aberglaube und Verbrechen. Das Thema dürfte manchem Zeitungsleſer, der auf die Errungenſchaften der modernen Kultur und Bildung ſtolz iſt, als ein einigermaßen unzeitgemäßes erſcheinen, und viele werden geneigt ſein, die Behauptung mit einem ungläubigen Lächeln aufzunehmen, daß heute noch zahlreiche Verbrechen durch Aberglaube mittelbar oder ſelbſt unmittelbar hervorgerufen werden. Trotzdem iſt aber dieſe Behauptung vollkommen zutreffend, und ſie wird vor allem bewieſen durch ein reiches Material, das der genannte Juriſt in einem von ihm verfaßten, den Beziehungen zwiſchen Aberglaube und Verbrechen gewidmeten Buche verarbeitet hat.

Ohne weiteres iſt es verſtändlich, daß der Aberglaube ein beſonders häufiger und beſonders einflußreicher Verbrechensfaktor in denjenigen Ländern iſt, in denen die Volksbildung noch ſehr viel zu wünſchen übrig läßt. Wo die Bevölkerung noch unter dem Banne der Meinung ſteht, daß es in der Natur Kräfte gibt, die auf das Leben der Menſchen einen unſichtbaren Einfluß ausüben, daß Glück und Unglück in ihrer Hand liegt, und der Menſch ſich in den Beſitz dieſer Kräfte ſetzen kann, da iſt der Boden für das aus Aberglaube begangene Verbrechen vorhanden. Dem niederen Stande der Volksbildung in Rußland und der Durchſetzung des Geiſteslebens der Bevölkerung mit abergläubiſchen Vorſtellungen aller Art entſpricht es, daß in dem nordiſchen Reiche nicht ſelten ſelbſt Ermordungen von Menſchen aus Aberglaube verübt werden; der Glaube an Hexen und an Zauberei iſt dort noch lange nicht ausgerottet, und die ruſſiſche Juſtiz hat jahraus jahrein mit der Aburteilung

schwerer und leichter Mißhandlungen von Personen zu tun, in denen der Aberglaube Hexen und Zauberer sieht. Zu welchen schrecklichen Ausschreitungen dieser Aberglaube zu Zeiten einer Epidemie oder Hungersnot führen kann, haben verschiedene Vorfälle bewiesen, die sich sowohl in Rußland wie auch in Indien in dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ereigneten, als beide Länder von verwüstenden Epidemien heimgesucht wurden, deren wirksamer Bekämpfung vor allem der Aberglaube ein schweres Hindernis bereitete. Im Verhältnis viel seltener als Verbrechen gegen das Leben oder die Gesundheit werden Verletzungen des Eigentums durch Aberglaube hervorgerufen, indessen ist auch heute noch der durch abergläubische Vorstellungen veranlaßte Diebstahl in den meisten Ländern nicht unbekannt, selbst nicht in den westeuropäischen Ländern, obwohl doch hier die kulturelle Entwicklung langsam aber stetig den Aberglauben zurückgedrängt hat.

Es besteht kein Zweifel, daß so manches Verbrechen, dessen Motiv ein Rätsel ist, mit dem Aberglauben in irgend einer Form in engerem oder entfernterem Zusammenhang steht. Mit Recht wird neuerdings verlangt, daß die mit der Untersuchung von Verbrechen und Bestrafung der Schuldigen beauftragten Behörden und Personen diesem Umstande mehr Beachtung beilegen sollten, als es zumeist wohl geschieht, denn noch lange sind wir nicht so weit, auch nicht in Westeuropa, mit voller Berechtigung versichern zu dürfen, daß der Aberglaube der Vergangenheit angehöre. Vielleicht könnte man mit größerem Recht sogar behaupten, daß das Herrschaftsgebiet des Aberglaubens in den letzten Jahrzehnten wieder ein größeres geworden sei und ihm nicht nur solche huldigten, die gewohnheitsmäßig zu den Ungebildeten gerechnet werden, sondern auch manche Personen, die sich sehr beleidigt fühlen würden, wollte man einen Zweifel daran hegen, daß sie mit der ganzen Bildung des zwanzigsten Jahrhunderts ausgerüstet seien. Die Verbreitung, deren sich Okkultismus, Mystizismus und nicht zuletzt Spiritismus in unsern Tagen wieder erfreut, auch in dem deutschen Volke, aus dessen Mitte doch der Große hervorging, der die Kritik zu einer selbständigen Wissenschaft ausbildete, ist wenigstens geeignet, diese Vermutung als eine nicht unwahrscheinliche erscheinen zu lassen. Natürlich kann dies aber nicht ohne Einwirkung auf die Bedeutung des Aberglaubens als Verbrechensfaktor bleiben, und die Ansicht erfahrener Kriminalisten, daß die durch Aberglaube motivierten Verbrechen eher zahlreicher als geringer geworden sind, ist daher nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen. Solange der Süditaliener steif und fest an den Jettatore, den Mann mit dem bösen Blick, glaubt, so lange ist auch der Boden dafür vorhanden, daß er eine Person ermordet, um ihr die Geltendmachung der ihr eignen übernatürlichen Kräfte zum Schaden der Nebenmenschen unmöglich zu machen, so lange gehört das Verbrechen aus Aberglaube nicht lediglich der Geschichte an; es dürfte aber wohl noch lange Zeit dauern, bis es der Volksbildung gelingt, diesen Wahn von Grund aus zu zerstören, und dieserhalb läßt sich nicht leugnen, daß die Beziehungen zwischen Aberglaube und Verbrechen nicht nur für die halbzivilisierten Staaten ein Thema bilden, dem eine aktuelle Bedeutung nicht abgesprochen werden kann, sondern auch für die zivilisierten, in denen die obligatorische Volksschule eine seit Menschenaltern bestehende Einrichtung ist.

Selbstverständlich ist es, daß das aus Aberglaube verübte Verbrechen bestraft werden muß, es sei denn — was auch vorkommt —, daß die abergläubischen Vorstellungen zu einer vollständigen Umnachtung oder Trübung des Bewußtseins führen; ebenso selbstverständlich ist aber, daß bei der Bestrafung der Richter dem Aberglauben als Strafminderungsgrund geeignet Rechnung zu tragen hat. Der unter dem Bann des Aberglaubens Handelnde steht nicht dem Verbrecher gleich, der aus Habgier, Rachsucht oder einem ähnlichen Motiv eine strafbare Handlung ausführt, die Strenge des Gesetzes kann ihn daher auch nicht in gleichem Maße treffen wie diesen.

Fragt man nun, was der Staat tun kann, um das Verbrechen aus Aberglaube zu beseitigen, so ist die hierauf zu gebende Antwort eine höchst einfache: nicht durch Polizei- und Strafmaßregeln kann er es ausrotten, sondern nur durch Beförderung der Volksbildung in intensiver wie in extensiver Beziehung. Jede Maßnahme, die auf dieses Ziel gerichtet ist, verringert und vermindert die Entstehungsmöglichkeit dieser Verbrechen, und daher ist es kein Zufall, daß zwischen dem Kulturstande eines Volkes und der Häufigkeit der Verbrechen aus Aberglaube ein direktes Verhältnis besteht; die Zahl der Verbrechen aus Aberglaube bildet auch einen Gradmesser für die Kulturstufe eines Volkes, und wahrlich nicht den am wenigsten wichtigen. Die strengsten Strafen und die schärfsten polizeilichen Ueberwachungen erweisen sich im Kampfe gegen das Verbrechen aus Aberglaube als wenig erfolgreich. Gründlichen Erfolg verspricht nur die unausgesetzte Tätigkeit zur Hebung der Bildung, zur Befreiung der Bevölkerung von den Fesseln des abergläubischen Wahnes, die sich vielfach länger erhalten haben, als man es zu Ende des vorigen Jahrhunderts annahm, da Voltaire es nicht für unangebracht hielt, mit seinem ganzen Talent seine glänzende Feder diesem Kampfe zu widmen.

Dr. jur. Ludwig Fuld

Von einer Garnisonübung am Niederrhein. Nach dem Gemälde von E. Mattschaß

Der Garnisonschreck

Humoreske

von

Teo von Torn

Schon als Leutnant von Granichstetten von seinem Freunde Joachim Schletzow den Brief mit der bewußten Mitteilung erhalten, hatte er den Kopf geschüttelt und gesagt: „Das verstehe ich nicht.“ Als er ihn dann von der Bahn abholte, war sein erstes Wort der Begrüßung: „Das verstehe ich nicht.“ Und als sie sich ein paar Stunden später im „Pilsner“ gegenübersaßen, schüttelte Günther von Granichstetten immer noch den Kopf und beantwortete den ihm mit erhobenem Glase dargebrachten Männergruß anstatt durch das übliche Prost mit einem in Tiefsinn völlig verlorenen: „Das verstehe ich nicht.“

Baron von Schletzow ließ nach dem guten Schluck einen Seufzer des Behagens hören und setzte das Glas mit der Vorsicht eines dankbaren Genußmenschen nieder. Dann tupfte er die Schaumflöckchen von der blonden Schonung auf der Oberlippe, kreuzte die Arme auf dem Tisch und schaute dem Freunde in die nachdenklich gerundeten Augen. Es nahm sich so vergnügt und listig aus, daß jeder andre gelacht hätte — aber Günther Granichstetten lachte nicht. Er lachte nie, wenn er vor großen Rätseln stand. Nicht einmal bei der ersten Rekruten-Instruktion. Schließlich fragte er zögernd und vorsichtig: „Hast du was ausgefressen, Joachim?“

„Nee.“

Enttäuschung und Zusammensinken des lauernd aufgerichteten Oberkörpers. Pause. Schließlich fand Granichstetten ganz langsam die Spur einer neuen Möglichkeit: „Oder solltest du plötzlich verrückt geworden sein, Joachim?“

„Auch nicht.“

„Dann bin ich's!“ schrie der Ratlose derart wütend und unvermittelt, daß der Pikkolo aus seinem Nachmittagsnickerchen auffuhr und mit dem Kopf gegen den Pfeiler stieß, an dem er lehnte. Er rieb sich erschrocken die schmerzende Stelle und schwänzelte heran: „B'fehl'n?“

„Vorläufig noch nichts, mein Sohn; schlaf weiter,“ winkte Schletzow ab und zitierte dem Freunde mit sanftem Pathos: „Stör nicht den Schlummer des Kindes, heilig ist seine Ruh'!“ Außerdem, mein Lieber, ist es ungeschickt, eine so betrübende Eventualität, wie du sie eben geäußert hast, gleich in alle Welt zu trompeten. Beurteilt man sich richtig, dann kommen die Leute früh genug selbst dahinter; ist man aber nur ein Hypochonder des Intellekts — und für einen solchen halte ich dich nach älteren Beobachtungen — so wird ein Irrtum schnell verbreitet, aber nicht so leicht dementiert.“

„Mach keinen Schmus, sondern rede endlich!“

„Es kommt schon. Laß mich nur noch vorausschicken, daß du die feineren Zusammenhänge der Lebenserscheinungen nie recht erkannt hast, Günther. Wenn der Barometer fällt, so schließest du allerdings mit ziemlicher Sicherheit auf eine Temperaturveränderung; wenn dich ein Hund beißt, so beurteilst du seine Gemütsstimmung sehr richtig als eine unfreundliche, und wenn jemand Schnittlauch ißt, wird es dir begreiflich erscheinen, daß er eine Zeitlang danach aus dem Munde riecht. Wenn aber ein Offizier unter Anwendung aller nur möglichen Kniffe und Pfiffe es durchsetzt, vom 2. Garderegiment zu Fuß in ein märkisches Nest versetzt zu werden, das eigentlich nur aus Courtoisie im Kursbuch verzeichnet ist —“

„So macht er entweder Harakiri oder er ist verrückt — oder aber er ist mit seinem Geld zu Ende, was ich mir jedoch bei deinem sündhaften Vermögen nicht vorstellen kann.“

„Das sind die gröberen Zusammenhänge und Möglichkeiten. Kannst du dir gar keine intimeren vorstellen?“

„Nein.“

„Te — te — te —“ Baron von Schletzow schüttelte den Kopf. Dann stärkte er sich aus seinem Glase und fragte, wie man ein begriffsstutziges Kind fragt: „Sag mal, Günther, ist dir in der letzten Zeit in deiner Garnison nichts aufgefallen? So eine gewisse Veränderung zu ihrem Vorteil?“

„Veränderung — allerdings. Der Chateau Lafitte im Kasino ist wegen der gesegneten Blaubeerernte des vergangenen Jahres um zwei Groschen die Flasche billiger geworden; Frau Hauptmann Valentin hat ein Baby bekommen, und Stadtrat Ebenhoch läßt seinen Zaun frisch anstreichen. Sie sind noch dabei."

„Und weiter ist dir nichts aufgefallen? Du hast nicht bemerkt, daß seit einigen Wochen alles viel schöner geworden ist? Daß die Sonne hier so herrlich scheint wie nirgend wo anders in der Welt — selbst wenn es regnet? Daß über jedem Winkel und über allen Gassen ein wunderbarer Hauch von Poesie liegt, der das Herz auch des traurigsten Böotiers ergreifen und aus seiner Stumpfheit aufrütteln muß?"

„Allmächtiger!" hauchte Leutnant von Granichstetten entgeistert in sich hinein. Dann nahm sein Antlitz den Ausdruck schmerzlichsten Mitempfindens an; solches vibrierte auch in dem weichen Tremolo seiner Stimme, als er sagte: „Joachim, mein lieber alter Junge, das ist ja furchtbar traurig. Deine armen Eltern! Was hat denn der Stabsarzt gesagt, als du fortgingst?"

Schletzow ließ diese Frage, wie auch die Hand, die vorsichtig nach seinem Pulse angelte, unbeachtet. Er schaute verzückt durch das offene Verandafenster auf den Markt, wo ein paar versprengte Hühner pickten; um den hölzernen, von vier verstaubten Linden flankierten Brunnen spielten Kinder; das kleinste hatte man aus dem Wagen genommen und auf ein rotkariertes Bettstück gesetzt; es krähte und zappelte einem Offiziersburschen entgegen, der ihm denn auch im Vorbeigehen den Zeigefinger unter das Kinn bohrte und du-du-du machte.

„Welch eine reizende Idylle!" schwärmte der Baron, indem er die sorgenvolle Hand des Freundes unter geschickter Ausnutzung der brennenden Zigarre endlich beseitigte. „Und drüben ist eine Konditorei, nicht wahr?"

„Eigentlich ist es nur ein Bäcker. Aber Sonnabends werden auch Kuchen gebacken — auf Vorrat; die Woche über werden sie nur frisch abgestaubt. Das Rauchzimmer ist vor der Tür, hinter dem Efeuparavant."

„Da also wird sie häufig sitzen," nickte Schletzow vor sich hin, indem er mit der strahlenden Begeisterung eines Mekkapilgers, der zum ersten Male die Kaaba erschaut, nach dem Fensterchen hinüberspähte, an dem ein Plakat sogar „Gefrorenes" anzeigte. „Du mußt nämlich wissen, sie ißt leidenschaftlich gern Kuchen! Und nicht zu knapp. Durchschnittlich zwei Mohrenköpfe und ein Baiser. Dabei macht sich das beileibe nicht gefräßig. Im Gegenteil, es ist entzückend, mit anzusehen, wie die weißen Mausezähnchen das alles so wegknabbern. Na überhaupt, man muß blind oder ein Barbar sein, um nicht alles reizend an ihr zu finden: das wundervolle, aschblonde Haar, die lustigen graublauen Augen —"

„— die beiden Grübchen oberhalb der Mundwinkel, die keck aufgesetzte Nase u. s. w. Am reizendsten aber finde ich die Unverfrorenheit, mit der du mich wegen der kleinen Majorstochter auf die Folter spannst. Da sagt man doch einfach: ich bin verliebt, und damit sind dann sämtliche Dummheiten, die ein ausgewachsener Mensch ausbrecken kann, auf die einfachste und natürlichste Weise erklärt — zum Donnerwetter nochmal!"

„Sei nicht so laut, Günther. Der Kellnerknabe ist schon wieder aufgewacht. Sage mir mit der Ruhe und Besonnenheit, die dich zuzeiten auszeichnet: weshalb ist mein Garnisonwechsel eine Dummheit? Ganz abgesehen davon, daß unser Planet mir nur in Hermine Rombecks Nähe erträglich bewohnbar erscheint — das Städtchen ist doch sehr hübsch und gemütlich; dabei hat es nahezu zwanzigtausend Einwohner, wie ich gehört habe."

„Die sind auch danach," knurrte Leutnant von Granichstetten bissig. „Das ist aber nicht das Schlimmste. Kennst du unsern Major von Rombeck?"

„Noch nicht. Er soll ein forscher Herr sein."

„Kannst du deinen Leuten aus dem Klimmzug heraus einen langsamen Bauchaufschwung nach Zählen vormachen?"

„Ich hab's noch nicht probiert."

„Kannst du" — der Frageton wurde immer dräuender — „nach einer sechsstündigen Felddienstübung im Regen mit nassen Kleidern herumlaufen, bis du durch die eigne Körperwärme wieder trocken geworden bist?"

„Das kommt auch auf einen Versuch an."

„Du mußt das können, mein Lieber. Du mußt! Wenn du das nicht kannst oder dir sonst das Leiseste zuschulden kommen läßt, was irgendwie nach Schlappheit aussieht, bist du erschossen. Der Mann hat den Schneidigkeitsfimmel in der x-ten Potenz. Und der Herren von der Garde nimmt er sich ganz besonders an. Sie sind ihm zu patent, zu glatt — deinen weißen Hemdkragen wird er dir schon abgewöhnen! Nun aber die Hauptsache: kennst du den General von Rombeck? Den Divisionär von der Zweiten?"

„Harun al Raschid! Selbstverständlich habe ich von dem schon gehört. Er erscheint überall wie der Deuwel auf Gummirädern. Aber mit dem habt ihr doch in der ersten Division nichts zu tun."

„Nichts zu tun?" heulte Granichstetten in den Fisteltönen höhnischer Belustigung auf. „Siehst du, das kommt davon, wenn man sich vorher nicht erkundigt bei einem alten Freunde. Harun al Raschid ist der Vater des Majors, der Großvater deiner Liebe, der Schreck der Garnison! Der Familiensinn dieses Menschen ist unser Verhängnis. Alle Woche mindestens einmal schwirrt er an, meist Sonnabends, wo er dann über Sonntag bleibt. An diesen Tagen ist alles, was blanke Knöpfe trägt, in Sorge und Unruhe. Der Mann sieht alles, und was er nicht sehen soll, sieht er doppelt. Er geht extra abends spazieren, um den Leuten aufzulauern, die etwa nach Zapfenstreich kommen und deren scheue Eile auf den Mangel einer Urlaubskarte schließen läßt. Natürlich straft er nicht selbst. Dazu hat er kein Recht. Aber seinem Schicksal entgeht niemand. Die Strafseuche nahm derart überhand, daß das Regiment schon aufmerksam und von hinten herum höheren Orts vorstellig geworden ist. Jetzt kommt er meist in Zivil, und der Effekt ist noch schlimmer. Man erkennt den Garnisonschreck immer erst, wenn es zu spät ist. Kein Mensch ist mehr vor ihm sicher. Jochimke,

ich sage dir, bei deinem goldenen Leichtsinn bist du in vier Wochen geliefert:

Wärst du geblieben doch auf deiner Heiden,
Dann hättst du nichts gewußt von all den Lei—eiden!"

Schletzow reichte dem Freunde die Hand über den Tisch und sagte lachend: „Deine wohlmeinende Absicht ist besser als dein Gesang, mein Teurer. Jedenfalls danke ich dir von Herzen. In zwei Punkten aber hegt deine sorgende Seele irrige Voraussetzungen: ich wäre gekommen, auch wenn ich alles gewußt hätte. Daß mir hier nicht eitel Rosen blühen würden, habe ich Hermine von Rombeck angemerkt, als ich ihr mein Vorhaben in Berlin mitteilte. Sie hat die Nachricht mit einem jubelnd glückseligen und einem nassen Auge aufgenommen und ziemlich verängstigt betont, daß Papa gegen Gardeleutnants eine gewisse, ihr vollständig unerklärliche Abneigung habe. Ich bin also nach der Richtung einigermaßen vorbereitet. Zum andern irrst du dich hinsichtlich meines Leichtsinns. Das war einmal. Ich fürchte euren Garnisonschreck nicht, weil ich gar nicht die Absicht habe, mir was zuschulden kommen zu lassen. Mir ist nicht nach Scherz und Spiel, mein Lieber, sondern wirklich ernst und feierlich zu Mut, denn in diesem kleinen Neste soll sich mein Lebensglück entscheiden."

Diese bedeutungsvolle Perspektive hinderte den Baron von Schletzow aber nicht, beim Ueberschreiten des Marktplatzes dem munteren kleinen Balg auch seinerseits den Zeigefinger unters Kinn zu bohren und du-du-du zu sagen. — —

Schon die erste Vorstellung beim Major ließ keinen Zweifel, daß die Warnungen Granichstettens und das nasse Auge der Geliebten ihre volle Berechtigung hatten. Major von Rombeck machte aus seinem Herzen nicht einmal diejenige Mördergrube, die auch ganz gemütlose Vorgesetzte einem Jüngling aus der Fremde gegenüber sonst zu beobachten pflegen. Er äußerte unumwunden sein Urteil über die „Herren von der Garde", die mit unvorschriftsmäßig hohem Uniformkragen und starken Prätensionen in die Provinz abgeschoben werden. Und der arme Schletzow sah sich nicht einmal in der Lage, darauf hinzuweisen, daß er nicht gegangen worden, sondern selbst gegangen war. Das hätte den Bataillonschef, der ohnehin ein leises Mißtrauen nach der bewußten Seite hin erkennen ließ — wenigstens schien es dem Leutnant so —, erst recht stutzig und dann wohl noch widerborstiger gemacht. Deshalb schluckte der Baron tapfer hinunter, was er 'reingewürgt bekam. Auch härtete ihn die Hoffnung ab, daß er nun endlich die Geliebte wiedersehen würde, nach der er sich in den zwei Tagen seines Hierseins die Augen vergeblich ausgeschaut.

Aber er schlug die Hacken bereits zum zweiten Male zum Abschied zusammen, und der Major machte immer noch keine Anstalten, ihn der Familie zu präsentieren. Im Gegenteil, er verabschiedete ihn mit einem sauer zusammenlaufenden Lächeln: „Adieu, Herr Leutnant; ich hoffe, Sie werden sich einleben. Was ich dazu tun kann, um Sie sehr bald mit den doch etwas veränderten Ansprüchen des Dienstes vertraut zu machen, wird geschehen. Apropos, meinen Damen kann ich Sie im Augenblick leider nicht vorstellen. Sie sind ausgegangen. Ein andermal. Uebrigens haben Sie meine Tochter ja wohl schon kennen gelernt?"

„Zu Befehl, Herr Major, ich hatte die Ehre."

„Ihr Fräulein Schwester ist eine Pensionsfreundin meiner Tochter?"

„Sehr wohl, Herr Major. Die Damen begegneten sich zuweilen in einer bekannten Familie und erneuerten ihre Freundschaft."

„Ja, ja, es ist merkwürdig, wie man sich manchmal so wiedertrifft. Ganz merkwürdig. Und nun sind Sie gar noch hierher verschlagen. Was ich übrigens noch sagen wollte — ganz recht, ich habe schon mit Ihrem Herrn Kompagniechef gesprochen. Morgen ist eine größere Familienfeier bei Herrn Hauptmann Valentin — Kindtaufe —, zu der das ganze Offizierkorps geladen ist. Sie werden an Stelle des Herrn Leutnants von Schlegel, der ein Vetter der Familie ist, Bataillons-du jour und Ronde übernehmen."

„Zu Befehl!"

„Ich will Ihnen Gelegenheit geben, gleich von vornherein Umsicht und jenen Schneid zu betätigen, den ich bei meinen Herren Offizieren ganz besonders schätze. Ich danke Ihnen, Herr Leutnant. Adieu. Auf Wiedersehen."

Baron von Schletzow dankte auch — nämlich seinem Schöpfer, daß er ihm ein so reiches Maß von Selbstbeherrschung verliehen und ihn verhindert hatte, gleich vor den Augen des Majors einen Cakewalk des Zorns und der Enttäuschung aufzuführen. Er hatte Hermine von Rombeck nicht nur nicht gesehen, sondern auch die Aussicht verloren, ihr auf dem Feste zu begegnen. Das war denn doch zu viel auf den ersten Hieb.

Aber Leutnant von Schletzow gehörte zu den glücklichen Naturen, die auf eine Enttäuschung stets eine frische Hoffnung zu setzen wissen. Er war nicht leicht klein zu kriegen. Außerdem mußte er am nächsten Tage die Ohren mächtig steif halten. Der Du jour-Dienst in einer noch wildfremden Garnison war eine harte Aufgabe. Wenn er sich nicht genau informierte und nicht sehr umsichtig vorging, dann konnte er noch viel früher in die Wurst kommen, als Freund Granichstetten ihm prophezeit hatte. — —

Es war ein dunkler, regnerischer Frühsommerabend, als Leutnant von Schletzow die Feldbinde umlegte und den nun nicht mehr mit dem Gardestern geschmückten Helm aufs Haupt drückte, um bald nach dem Zapfenstreich die ausgedehnte Ronde anzutreten.

So klein das Nest war, gab es doch eine ganze Menge zu bewachen, teils aus Notwendigkeit, teils aus lieber Gewohnheit. Ein alter Pulverturm vor der Stadt enthielt zwar schon seit Jahrzehnten kein Pulver mehr, sondern einige Heringstonnen und Bücklingskisten, die sein Pächter dort aufbewahrte, aber er hatte immer noch einen Posten. Während Schletzow mit seinen zwei Leuten dahinmarschierte, mußte er an den berühmten Wachtposten der Kaiserin Katharina denken, die neben ein am Wege blühendes Veilchen einen Gardisten gestellt hatte, damit es nicht zertreten werde. An der nämlichen Stelle wurde dann noch zweihundert Jahre geschildert, ohne daß ein Mensch wußte,

weshalb. Solche Veilchen blühen auch heute noch. — Der Offizier hatte schon einige Posten revidiert und bog in die Vorstadt ein, um die Gefängniswache — neben der Hauptwache die verantwortlichste — zu besuchen.

Auf diesem Wege wurde ihm das Herz ein wenig schwer. In der Vorstadt wohnte nämlich Hauptmann Valentin. Schletzow begegnete verschiedenen Kameraden, die erst später zum Feste zogen; darunter auch Granichstetten, der ihm tiefbewegt die Hand drückte und fragte: „Wie geht es dir, mein Herzchen? Nun merkst du erst, daß die Sonne hier so herrlich scheint wie nirgend wo anders in der Welt — selbst wenn es dunkel ist und regnet, nicht wahr? Daß über allen Gassen ein wunderbarer Hauch von Poesie liegt —"

Er vollendete nicht, denn trotz der Dunkelheit bemerkte er eine verdächtige Armbewegung des Freundes, der er sich zu entziehen wünschte. Aber er fügte in der Eile doch noch hinzu: „Und paß auf den Garnisonschreck auf! Er ist zwar mit eingeladen und sonnt sich wohl schon in der Liebe unsrer Waffengefährten, aber man kann nie wissen, wie der Kalmus piept."

Der Baron knurrte einen zweifelhaften Segenswunsch und setzte sich in Sturmschritt, teils weil ihn eine lebhaftere Gemütsbewegung dazu trieb, teils auch, weil er seine zwei Mann einholen mußte. Kurz vor dem Gefängnis erreichte er sie.

„Halt — werrr da?!"

„Ronde!"

Nachdem der Offizier sich dem Posten zu erkennen gegeben und sowohl das Herausrufen wie auch das Präsentieren abgewinkt, betrat er das dicht an der Straße belegene Wachtlokal, um sich Meldung erstatten zu lassen und das Postenbuch einzusehen. Während er damit beschäftigt war, hörte er durch die geöffneten Fenster von der Straße her, daß jemand mit dem Posten ein Gespräch anknüpfte. Ein Gespräch, das Leutnant von Schletzow mit Ohren und Augen aufhorchen machte.

„Aber so nehmen Sie doch, lieber Mann, trinken Sie nachher ein Glas Bier dafür," sagte eine knarrende Stimme.

„Das darf ich nicht."

„Und wer verbietet Ihnen das?"

„Meine Instruktion als Posten vorm Gewehr."

„So. Aber eine Zigarre dürfen Sie doch jedenfalls nehmen — hier sind zwei Zigarren!"

„Ich darf nicht."

„Es sieht doch niemand!"

„Ist egal."

„Sie sind eigentlich ein rechter Schafskopf, daß Sie sich ein paar gute Zigarren entgehen lassen. Was würden Sie übrigens als Posten vorm Gewehr tun, wenn Sie jemand wirklich einen Schafskopf schilt?"

In diesem Augenblick trat Leutnant von Schletzow mit seinem ehernsten Dienstgesicht vor die Tür und wandte sich zunächst an den Posten:

„Der Mann hat Ihnen Geld angeboten?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

„Und Zigarren?"

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

„Dann hat er sie durch das Schimpfwort Schafskopf beleidigt . . ."

Da der Posten nicht gleich antwortete, sondern seinen Blick wie verstört von dem Ronde-Offizier auf den Zivilisten richtete, hauchte ihn der Leutnant grimmig an: „Antwort, zum Donnerwetter! Beleidigt? Ja oder nein!"

„Zu Befehl, Herr Leutnant."

Schletzow trat an den hämisch lauernden alten Herrn heran und berührte seine Schulter mit der Hand. „Sie sind mein Arrestant! Wie heißen Sie?"

„Ich bin der General von Rombeck."

„Das kann jeder sagen . . . Wachthabender!"

„Herr Leutnant!"

„Dieser Herr wird sofort, unter Bedeckung von zwei Mann und einem Gefreiten als Transportführer, zur Hauptwache geschafft!" Dann wandte er sich an den Zivilisten, dessen Haltung nun doch eine gewisse Unsicherheit ausdrückte: „Ich mache Sie darauf aufmerksam, daß die Transporteure bei dem leisesten Fluchtversuch von der Waffe Gebrauch machen. Wonach sich zu richten. Antreten!"

„Aber, Herr Leutnant", stotterte der Alte, „ich bin der General von Rombeck. Man kennt mich hier allgemein."

„Wachthabender, kennen Sie den Herrn? — Posten, Sie? — Und einer von euch andern?"

Ein dreifaches, ordentlich mit Verve hervorgestoßenes „Nein!" erschallte.

„Sie sehen also, man kennt Sie nicht. Im übrigen ist es auch mehr als unwahrscheinlich, daß ein hoher Offizier einen Posten zu strafbaren Handlungen zu verleiten sucht und ihn außerdem beleidigt."

„Aber ich wollte den Mann doch nur prüfen, das ist doch klar! Uebrigens bin ich sofort zu rekognoszieren durch meine Enkelin, die Tochter Ihres Herrn Majors von Rombeck, die nur ein paar Schritte vorausgegangen ist. Wir sind auf dem Wege zu einer Festlichkeit. Da kommt sie schon zurück — Hermine!"

„Wo bleibst du denn, Großpapa?" fragte das junge Mädchen befremdet, indem sie näher trat. Gleich darauf zuckte sie zusammen, und ihr Gesichtchen überflog eine glühende Röte.

„Sage dem Herrn Leutnant, wer ich bin, mein Kind. Er will mich hier festhalten."

„Aber um Gottes willen, das ist doch Großpapa!" hauchte die Kleine entgeistert.

Leutnant von Schletzow schlug die Hacken zusammen und salutierte. Obwohl ihm das Herz bis in den Hals schlug, behielt er Ernst und Ruhe.

„Mein gnädiges Fräulein," sagte er verbindlich, „ich bedauere unendlich, auf Ihre Aussage allein diesen Herrn nicht freigeben zu können. Sie lassen sich möglicherweise nur von Ihrem guten Herzen leiten. Ich bin im Dienst und muß streng pflichtgemäß verfahren. Also vorwärts, zur Hauptwache!"

„Achim!" schrie die Kleine nun auf und hing sich zitternd an den Arm des Offiziers, „mach uns nicht unglücklich! Er ist es wirklich!"

„Es tut mir leid, meine Gnädigste," erwiderte Schletzow stockernst, aber mit etwas enrhümierter Stimme. „Ich kann es nicht glauben, daß ein Offizier, und noch dazu ein solcher in Zivil, einen Posten vorm Gewehr derart provoziert! Nur wenn ein Offizier der Garnison mir Ihre Angabe bestätigt, dürfte ich von der Festnahme absehen."

Darauf beharrte er unerschütterlich. Und während der zwanzig Minuten, die es dauerte, bis der Major, von seiner Tochter gerufen, herbeistürzte, saß der General von Rombeck, Divisionär der Zweiten, in der Wachtstube. Und die Mannschaft machte dabei ein Gesicht, als wenn ein jeder von ihr einen Taler geschenkt bekommen hätte — und zwar einen erlaubten.

Nachdem der Häftling rekognosziert war, trat Leutnant von Schletzow in strammer Haltung vor ihn hin: „Bedaure das Mißverständnis auf das lebhafteste, Excellenz. Aber Excellenz wissen selbst, daß ich nicht anders konnte!"

Der General schwulte ihn von der Seite an und brummte etwas Unverständliches in den Bart. Dann wandte er sich an seinen Sohn, dessen Gesichtszüge sich merkwürdig aufgehellt hatten, nachdem er die ganze Sachlage erfahren.

„Die Mine hat übrigens ‚Achim' und ‚du' zu ihm gesagt, und wenn ich nicht irre, hat sie ihn sogar umärmelt."

„Darüber wollen wir morgen reden," sagte der Major, indem er dicht an Schletzow herantrat; „kann nicht sagen, daß mir das übel gefallen hätte. Schneid! Bitte, besuchen Sie mich morgen noch einmal und richten Sie sich zu Tisch ein." . . .

Der Garnisonschreck ist nicht wiedergekommen, nicht einmal zur Hochzeit von Mine Rombeck mit Joachim von Schletzow.

Quer durch die Montblanc-Gruppe

Von

Maud Wundt

Welch eignes Gefühl, als wir nach langem, arbeitsreichem Jahre zum ersten Male wieder inmitten des Hochgebirges auf den Höhen des Géant-Gletschers standen! Eis ringsum und himmelstarrende Felsen, umflossen von der großen Einsamkeit, deren gewaltige Sprache das Gemüt bedrückt und erhebt, die Gedanken sammelt, sie zurück in die Vergangenheit und vorwärts in die Zukunft lenkt.

Ein beinahe märchenhafter Wechsel war in den letzten zwei Tagen an unserm Auge vorübergezogen, während der Eisenbahnfahrt durch die Schweiz, an dem brausenden Rheinfall vorbei mit seinen schäumenden Wassern, den grünen Wiesen und Wäldern, den mächtigen Bergen, idyllischen Sennhütten und belebten Städten, nach den herrlichen Gestaden des Genfer Sees mit seinen weiten, blauen Fluten, seinen Dampfschiffen, seiner stolzen Stadt mit ihren belebten Kais und Prachtbauten. Dann eine Wagenfahrt auf bevölkerter Mailcoach von St. Gervais nach Chamonix durch das enge Arve-Tal, in das der König der Alpen, der stolze Montblanc, seine eisigen Ströme so tief hinabsendet. Eindrücke auf Eindrücke stürmten hier auf uns ein und erregten die Bewunderung der Insassen unsers Wagens in den vielsprachigsten Ausdrücken. Schließlich das bunte Völkergewirre in dem belebten Chamonix, eine kurze Nachtruhe bei dem trefflichen Herrn Arnold, dessen Hotel Mer de Glace jedermann empfohlen sei, und dann adieu du schöne Welt hier unten!

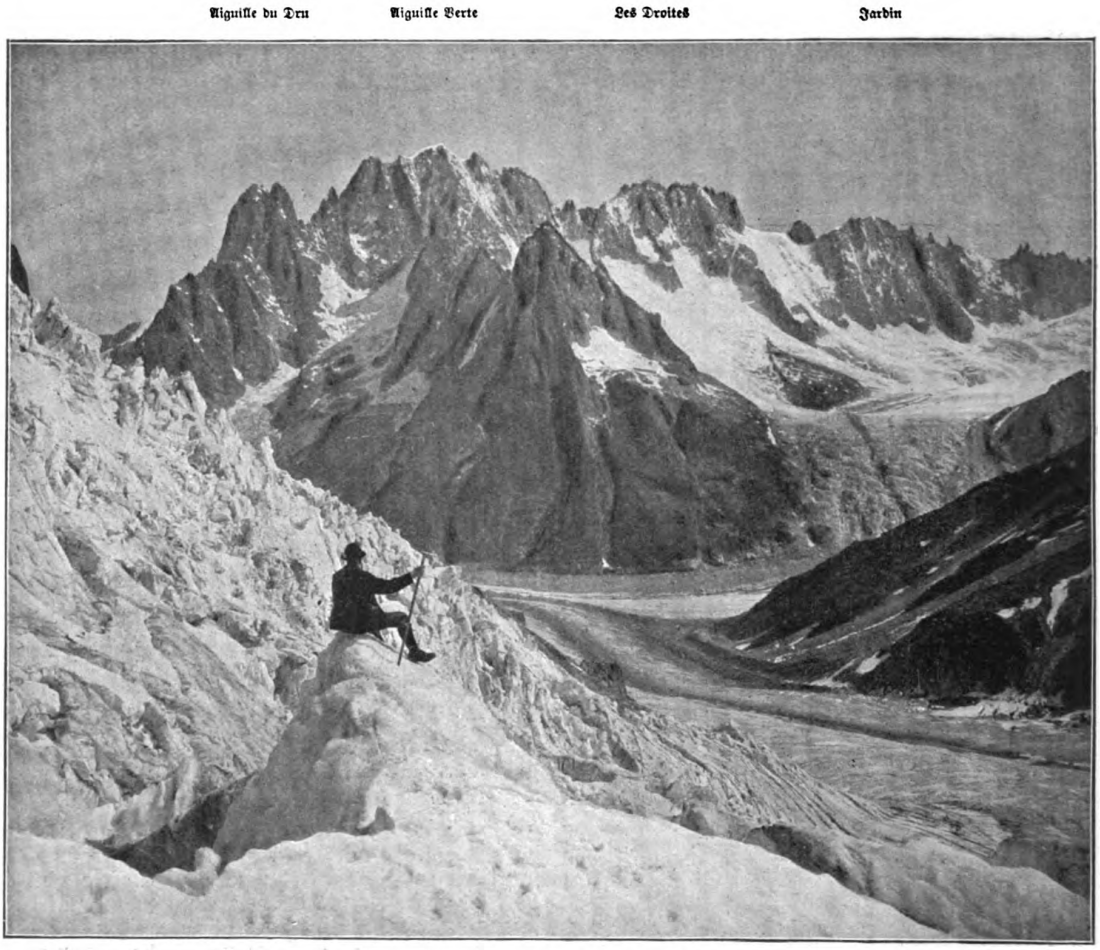
Bald waren die Wälder und Matten, die den Fuß des eisigen Riesen umgeben, hinter uns. Wir passierten Montanvert, das klassische Berghotel der Montblancgruppe, und betraten den Gletscher, der sich als ein breiter Strom zwischen den ungeheuren Felswänden hindurchzwängt. Ein langer Marsch folgte, inmitten der herrlich großartigen Umgebung, bis an den Fuß des zerklüfteten Gletschersturzes, der in mehrstündigem Kampfe mit der Eisaxt bezwungen werden mußte, und wir halten jetzt die erste, wohlverdiente Rast.

Welcher Blick dort hinaus! Zu unsrer Linken senkt sich das zu Eis erstarrte, sturmgepeitschte Gletschermeer steil hinunter zu dem ruhigen Strome, der sich als Mer de Glace noch 9 Kilometer weit bis in grüne Talregionen erstreckt. Ueber ihm erblicken wir die doppelt gezackte Aiguille du Dru, den mächtigen Rücken der Aiguille Verte, die ihre Umgebung stolz dominiert, davor die Aiguille du Moine und zur Rechten den Höhenrücken der Droites, der die Verbindung mit dem Hauptgebirgskamme bildet. Er umschließt ein breites, hochgelegenes Becken, in dem wir unmittelbar über dem Gletschersturze den „Jardin" erblicken, jenen vielbesuchten Gletschergarten, dessen zahlreiche Blumen einen so seltsamen Kontrast zu der eisigen Umgebung bilden.

Im Südosten schweift das Auge über die Höhe des Gletschersturzes hinweg zu dem Hauptgebirgskamme, aus dem sich die stolze Aiguille du Géant,

einer der interessantesten Alpengipfel, und zur Linken der Mont Mallet erheben.

Wahrlich, das alles sind Objekte genug, um den Bergsteiger zu reizen. Gehören doch die Aiguilles von Chamonix zu den schwierigsten Kletterbergen der Alpen, denen in mancher Hinsicht auch die Dolomiten nachstehen. Denn während die Kalkfelsen Südtirols sich aus grünen Matten und Fluren erheben und bis zu ihrem Fuße meist einen leichten



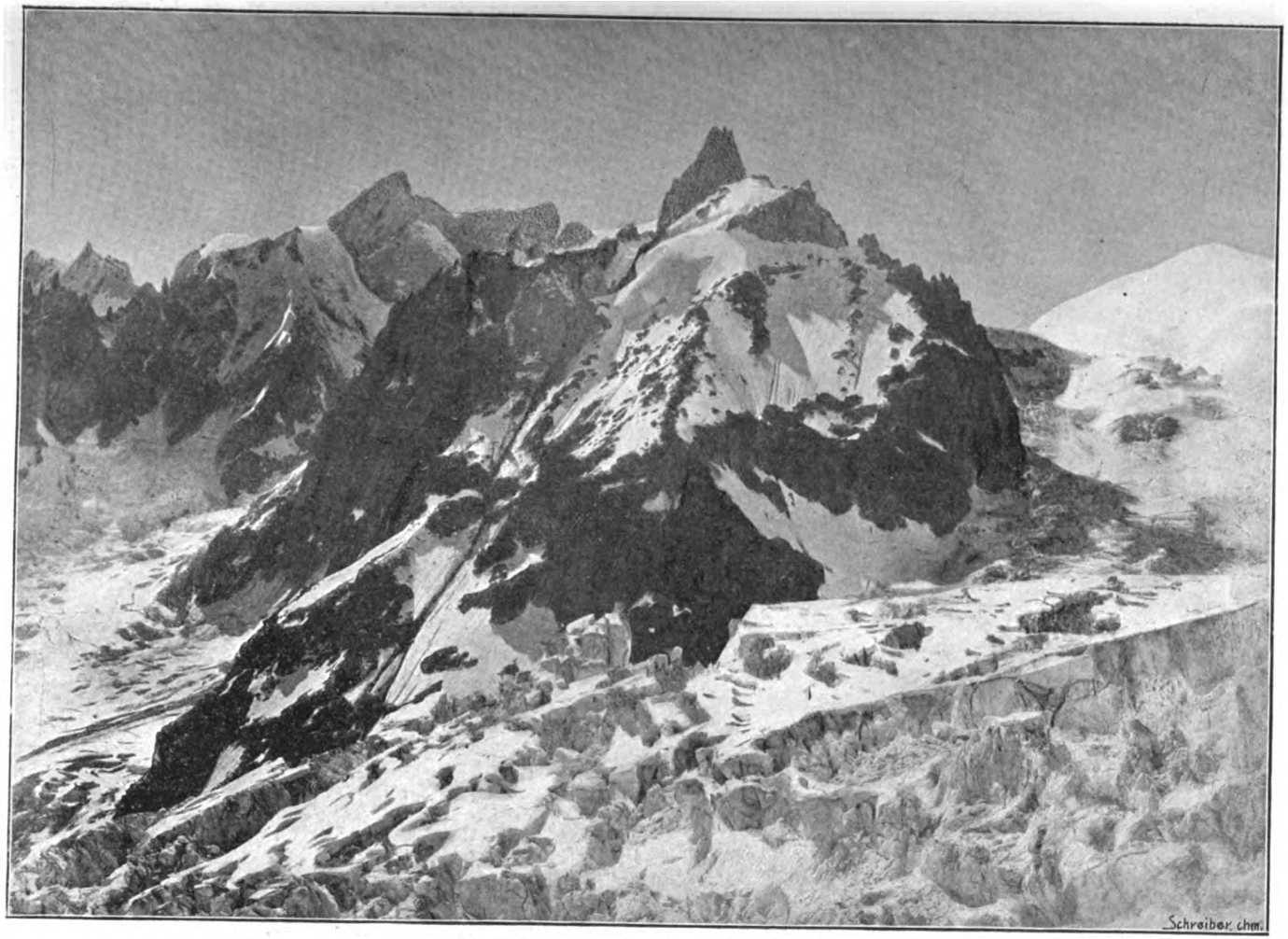
Auf der Höhe des Gletschersturzes

Zugang gewähren, so sind die Aiguilles des Montblanc, wie wir gesehen, von Gletschern umflossen und erfordern neben großen Kletterkünsten auch eine gute Eistechnik.

Aber hallo, was ist das! Dort unten ertönen Stimmen: eine zweite Partie kommt durch die Eistrümmer herauf. Sie ist vor einem breiten Schrunde angekommen, der ihren Weg quer versperrt. „Rechts, rechts!“ rufen wir hinunter, aber die Leute schütteln die Köpfe beim Anblick dieser steilen Eiswand. Sie wenden sich nach links, und wir können verfolgen, welch harte Arbeit sie haben. Aber das Glück ist ihnen hold, und nach einer anstrengenden halben Stunde stehen auch sie hier oben.

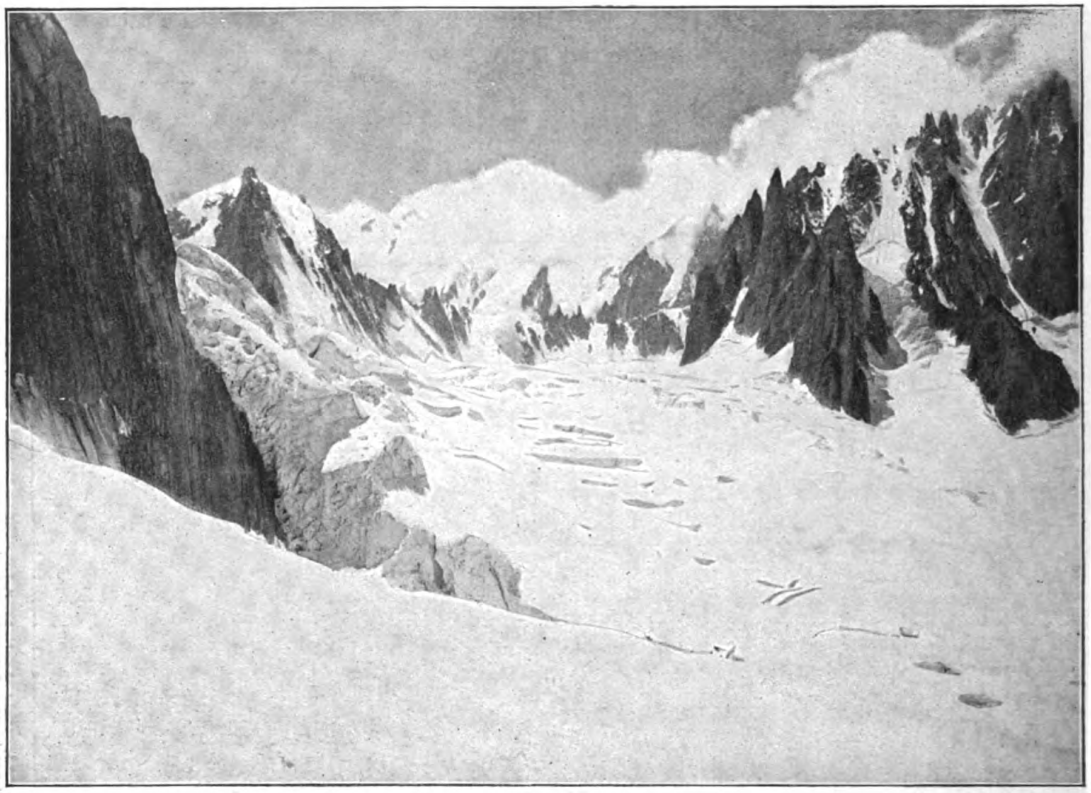
Das Glück! Beinahe nirgends braucht es der Bergsteiger so sehr, wie bei dem Durchschreiten eines solchen Gletscherssturzes. Regellos liegen die Eisblöcke, die oft den Umfang eines großen Hauses haben, übereinander, regellos durchziehen Spalten und Risse den Boden nach allen Richtungen, da und dort droht herabstürzendes Eis, und oft herrscht Unsicherheit über den einzuschlagenden Weg. Freilich ein gewisser Instinkt, der durch Uebung und genaue Kenntnis der Gletscherphänomene wesentlich unterstützt wird, hilft viel, um die Gefahren zu vermindern, die dem Ungeübten auf Schritt und Tritt drohen.

Wir haben lange genug gerastet, um unsern Weg mit neuen Kräften fortsetzen zu können. Er ist jetzt einfach, denn es handelt sich nur um eine Trainingtour: die Ueberschreitung des Col du Géant, den wir in einer Entfernung von vier Kilometern über einem ausgedehnten Firnbecken erblicken. Lange



Aiguille du Géant von der Höhe des Gletscherſturzes

Col de la Tour Ronde — Montblanc du Tacul



Blick auf den oberen Gletscher (nach Südwesten)

Zeit war dieser Paß der einzige über die Montblanc-Kette, die, gewissermaßen das Rückgrat der Alpen bildend, auf einer Entfernung von 30 Kilometern Luftlinie sich nirgends unter 3351 Meter senkt; die Höhe dieses Passes überragt die der Zugspitze, des höchsten deutschen Berges, noch um 387 Meter. Die erste beglaubigte Ueberschreitung des Passes wurde im Jahre 1786 von einem Engländer namens Hill gemacht, doch wird auch schon von früheren, nicht kontrollierbaren Uebergängen gesprochen, die dann infolge des Wachsens der Gletscher unmöglich geworden seien. Dazu gehört auch die Legende eines gewissen Ribel, eines Genfer Läufers und Depeschenträgers, der durch seine unglaubliche Geschwindigkeit Aufsehen erregte. Er soll im Jahre 1740 die Strecke von Genf nach Turin in 36 Stunden gemacht und dabei den Paß überschritten haben, wie er z. B. auch die Strecke von Genf nach Frankfurt in kürzerer Zeit als die Post zurücklegte. Seinen Namen erhielt der Paß von Saussure, der 1788 siebzehn Tage auf seiner Höhe zu physikalischen Beobachtungen verbrachte, die er auf dem Gipfel des Montblanc im Jahre zuvor nicht hatte beendigen können.

Wie schon erwähnt, führte uns unser Marsch durch ein weites Firnbecken, das, nach Südwesten sich öffnend, einen prächtigen Ausblick auf die Aiguilles des Montblanc du Tacul bot, während der hinter dem Col de la Tour Ronde befindliche Montblanc allerdings durch Wolken verdeckt war. Wie viel neue und interessante Arbeit sich hier dem Kletterer noch bietet!

Allenthalben wird in Bergsteigerkreisen darüber geklagt, daß es in den Alpen nichts Neues mehr zu tun gebe. Aber während in den Dolomiten schon die kleinsten Zacken und Gipfel ihren Namen und Bezwinger haben, starren im Montblanc-Gebiet noch Dutzende prächtiger Felsen unerstiegen in die Lüfte. Freilich auch hier ist das Bessere des Guten, oder vielmehr das Große des Kleinen Feind: die Anziehungskraft der Hauptberge der Gruppe ist eine viel zu starke, als daß die Aufmerksamkeit auf diese weniger bedeutenden Größen gelenkt würde.

Doch nun hinauf zum Passe! Der Weg, der uns genau nach Süden in einen Seitenkessel führt, wird allmählich mühsam und monoton. Schnee, nichts als Schnee, der, von der Sonne erweicht, immer steiler ansteigt. Doch solche Mühsal ist Bergsteigerlos. Wer wähnt, ohne sie die Schönheiten der Alpen kennen zu lernen, der wird stets enttäuscht sein, und der Lohn, der uns bei dem Betreten der Paßhöhe erwartete, war um so größer. Lag doch dort oben mit einem Schlage ein Bild vor uns, das an Pracht alles weit hinter sich ließ, was auch die kühnste Phantasie sich erdenken konnte. Unendlich tief zu unsern Füßen ein schmales Tal, das, zu beiden Seiten von grünen Vorbergen umgeben, sich mit seinem silberklaren Bache weit hinaus

Der Montblanc, vom Col du Géant aus gesehen

in das Land zieht, in die blaue Ferne der italienischen Tiefebene, die von den unzähligen Riesen des Hochgebirges eingerahmt ist. Dazu der stolze König dieses Gebirges, der gewaltige Montblanc mit seinem ungeheuren Südabfalle, seinen blendenden Gletschern und drohenden Felsen in nächster Nähe unmittelbar vor uns! Duftige Ferne und erhabene Größe, herrliche Farbenpracht und eisige Einsamkeit unmittelbar nebeneinander auf einem Bilde vereinigt. Man muß das gesehen haben, um es zu begreifen. Die Ueberraschung dieses Blickes ist eine der Hauptschönheiten des Passes. Sie macht es wünschenswert, ihn von Chamonix nach Courmajeur und nicht in umgekehrter Richtung zu überschreiten, wo das Auge in langem Anstiege allmählich an ihn gewöhnt wird.

So gerne nun auch der Bergsteiger die Mühsal auf sich nimmt, die sein schöner Sport notwendigerweise mit sich bringt, so wäre es doch verkehrt, wollte er der Bequemlichkeit da, wo sie sich bietet, absichtlich aus dem Wege gehen. Dies war auch unser Gedanke, als wir nach kurzer Rast auf der Paßhöhe zu der nur wenige hundert Schritte entfernten italienischen Klubhütte hinunterstiegen, die, bewirtschaftet und mit guten Betten versehen, allen nur wünschenswerten Komfort bot. Dort, nach einer gründlichen Restaurierung des Körpers, die auch Geist und Seele wieder eindrucksfähiger machte, saßen wir den ganzen Nachmittag und Abend unter dem Fenster, oder vielmehr, als richtige Bergsteiger auf ihm, in der Betrachtung des einzigen Panoramas versunken. Das Hauptinteresse nahm dabei naturgemäß der nahe gelegene Montblanc in Anspruch, von dem auch hier noch kurz die Rede sein soll.

Der Name Montblanc ist späteren Datums als der von verschiedenen seiner Nachbarberge. Die Aiguilles du Dru, du Charmoz und mehrere andre waren schon bekannt und benannt, ehe man von dem großen, weißen Berg sprach, dessen Name zum ersten Male 1742 auf der Karte eines Genfer Geographen namens Martel erschien.

Die Struktur des Berges läßt sich auf unserm Bilde, das Norden zur Rechten, Süden zur Linken zeigt, nur teilweise erkennen. Vor allem springt ein hochgelegener Grat in die Augen, der sich von der „Calotte", der schneebedeckten Kuppe des eigentlichen Gipfels, in geringem Falle nach Süden bis zu dem Montblanc de Courmajeur erstreckt und hier abrupt in die Tiefe fällt. Dieser Grat bildet einen Seitenläufer des Hauptgebirgskammes, der sich von Nordwesten zu dem Gipfel erhebt und nach Nordosten zu dem Col de la Brenva abfällt. Man kann also die Grundform des Berges mit einem Y vergleichen, von dem wir auf unserm Bilde den Grundstrich (Montblanc — Montblanc de Courmajeur) und den rechten Arm (Montblanc — Col de la Brenva) erblicken. Hieraus schon ergibt sich, daß die Form des Berges im Norden eine wesentlich andre ist als auf der für uns sichtbaren Südseite. Während er dort verhältnismäßig flach zu dem rund 4000 Meter hoch gelegenen „Grand Plateau" abfällt, das zu beiden Seiten von dem Hauptgebirgskamme eingeschlossen wird, zeigt er im Süden einen überaus großartigen Steilabsturz bis in das rund 1600 Meter hohe Val Veni hinab. Dieses letztere ist von mehreren Gletschern durchsetzt, aus denen sich das widerstandsfähige Urgebirgsgestein in phantastisch geformten Kämmen erhebt. Einen derselben, den prächtigen Pétéretkamm, sehen wir in seiner ganzen grandiosen Zerklüftung vor uns liegen. In steilem Abfalle senkt er sich von dem Montblanc de Courmajeur zu dem hochgelegenen Joche des Col de Pétéret herab, schwingt sich zu der herrlich geformten Aiguille Blanche empor, der jenseits der kurzen, phantastischen Erhebung der Dames Anglaises die Aiguille Noire vorgelagert ist.

Der zweite Kamm, der sich von dem Montblanc de Courmajeur nach Südwesten erstreckt, derjenige des Mont Brouillard, ist nur in seinem oberen Teile auf unserm Bilde sichtbar, während der untere von dem Pétéretkamm verdeckt wird. Bemerkenswert ist ein dritter, in Richtung auf unsern Standpunkt zu gelegener Grat, der jedoch nicht von dem eigentlichen Montblanc ausgeht: der Kamm des Mont de la Brenva. Er zeigt in seinem unteren Teile eine frappante Aehnlichkeit mit der Aiguille Noire und den Dames Anglaises, wie sich ja die Natur unter gleichen Verhältnissen bekanntlich oft wiederholt.

Bei der Besteigungsgeschichte des Montblanc ist zunächst die merkwürdige Tatsache zu erwähnen, daß dieser höchste Berg der Alpen auch der zuerst erstiegene ist. Nur ganz wenige Berge, wie Pilatus, Stockhorn, Titlis, sind vor 1786, in welchem Jahre der Montblanc bezwungen wurde, erklommen worden. Interessant ist auch, daß sich diese Erscheinung in den Ostalpen wiederholt hat, deren höchste Gipfel, Ortler (1804) und Großglockner (1800), ebenfalls die zuerst bestiegenen sind. Es ist eben vor allem die Größe, die den Menschen im Hochgebirge anzieht. Auch noch in andrer Beziehung zeigt sich eine Gleichheit in der Besteigungsgeschichte dieser drei Hauptgipfel der Alpen. Nicht von den Landeseingesessenen ging der Gedanke aus, sie zu bezwingen. Dazu fehlte die Unternehmungsluft vollständig. Bei allen war die Seele des Unternehmens vielmehr eine hochgestellte, beziehungsweise begüterte Persönlichkeit (Montblanc: de Saussure, Ortler: Erzherzog Johann, Großglockner: Fürstbischof Salm), die aus wissenschaftlichen Gründen zu der Besteigung aufforderte und die Kosten trug, während die Tat selbst von Landeseinwohnern ausgeführt wurde.

So hatte Saussure schon 1760 eine Belohnung für jeden ausgesetzt, der einen brauchbaren Weg auf den Gipfel des Montblanc finden würde, aber erst 1786 gelang die Besteigung einem Chamoniarden, Jacques Balmat, der die kühne Tat vollbrachte, zuerst allein bis nahe unter den Gipfel zu steigen. Dann nahm er den Dr. Pacard aus Chamonix als ersten Touristen mit sich, während Saussure erst in dem folgenden Jahre die Besteigung ausführte. Der erste wirkliche Bergsteiger in den Alpen war also ein „Alleingänger" und kann von den Modernsten für ihre Sache reklamiert werden, auf die im übrigen der Spruch Rabbi Ben Akibas „alles schon dagewesen" seine Anwendung findet.

Die Route, die, abgesehen von einigen unbedeutenden Variationen, noch heute die gebräuchlichste ist, führte naturgemäß auf der leichteren Nordseite durch das Grand Plateau zu dem Gipfel.

Sie charakterisiert sich als eine mühsame und langwierige Schneewanderung, die bei gutem Wetter und günstigen Schneeverhältnissen keinerlei besondere Schwierigkeiten bietet. Sie wird außerordentlich häufig gemacht. So sind allein in dem Journal des Führerbureaus zu Chamonix bis zum Jahre 1895 rund 1500 Besteigungen eingetragen, eine Zahl, zu der neben den inzwischen erfolgten Touren auch die von Courmajeur ausgeführten, sowie die nicht verzeichneten zu rechnen sind, so daß man mindestens 2500 Besteigungen annehmen kann. Der höchste Berg Europas ist also zweifellos auch der am meisten bestiegene.

Auf der Südseite führen sechs Routen auf den Gipfel, von denen zwei, und zwar die weitaus schwierigsten, zum Teil auf unserm Bilde sichtbar sind. Die eine endigt auf dem Col de la Brenva und führt an überaus steiler, lawinengefährlicher Eiswand, die wir in ihrem obersten Teile erkennen können, in die Höhe. Die andre geht von dem jenseits des Pétéretkammes gelegenen Fresnay-Gletscher nach dem Col de Pétéret und von hier über den luftigen Grat zu dem Montblanc de Courmajeur. Beides sind Expeditionen, die die Grenzen des Möglichen hart streifen, sie wurden aber noch durch eine Unternehmung Paul Güßfeldts übertroffen, der 1893 auf der uns zugewendeten Seite die Aiguille Blanche erstieg und von hier über den Col de Pétéret den Gipfel erreichte, was vier Tage in Anspruch nahm. Zum ersten Male wurde dabei in den Felsen der Aiguille Blanche, dann halbwegs zwischen Col de Pétéret und Montblanc de Courmajeur in einer Höhe von 4250 Metern biwakiert, während die dritte Nacht in einer Hütte in der Nähe des Col de la Brenva zugebracht wurde. Es war ein Unternehmen, das seinesgleichen in den Alpen wohl nicht mehr hat.

Die Dames Anglaises wurden im Jahre 1901 von dem Herzog der Abruzzen, dem bekannten Nordpolfahrer und begeisterten Alpinisten, bezwungen, während die Aiguille Noire de Pétéret, die auf der uns abgewendeten Seite bestiegen wird, 1877 ihren ersten Ersteiger, Lord Wentworth, fand.

Das Dorf Chamonix am Fuße des Montblanc

Die Ansiedlungen in Westpreußen und Posen

(Mit photographischen Abbildungen von F. Zeuscher in Posen nach amtlichen Aufnahmen)

Der Präsident der preußischen Ansiedlungskommission für die Provinzen Westpreußen und Posen, Dr. v. Wittenburg, ist am 1. April d. J. aus seinem Amte geschieden, das er seit Begründung dieser Behörde im Jahre 1886 mit bedeutendem Erfolge verwaltete. Ein Nachfolger ward noch

Altes Wirtshaus auf Vorwerk Pieruczycki

nicht ernannt. Eine Zeitlang hieß es, die Kommission, deren Arbeitsfeld im Laufe von 17 Jahren riesenhaft gewachsen, solle geteilt werden, doch scheint dieser Gedanke inzwischen aufgegeben zu sein. Einen Begriff von der Arbeitsleistung der Kommission gibt die Tatsache, daß z. B. im Jahre 1902 in 12 bezw. 13 Verwaltungsdezernaten und 4 bezw. 5 technischen Dezernaten mit 9 bezw. 10 Registraturen 116 504 Geschäftsnummern bearbeitet wurden. Das sehr interessante Kapitel der deutschen Ansiedlung in den Ostmarken des Reiches steht zurzeit wieder einmal auf der Tagesordnung der öffentlichen Diskussion, und so dürfte ein Artikel über diesen Gegenstand, begleitet von Bildern nach Originalaufnahmen der Kgl. Ansiedlungskommission, die uns freundlichst zur Verfügung gestellt wurden, den Lesern willkommen sein.

Deutsche Ansiedlungen in ehemaligen Teilen von Polen haben schon in früheren Jahrhunderten stattgefunden. Namentlich wanderten hier Protestanten ein, die um ihres Glaubens willen in ihrer Heimat bedrängt wurden. Die polnischen Grundbesitzer nahmen die arbeitsamen Deutschen gern auf, so daß sich aus vielen polnischen Dörfern allmählich Städte mit deutschem Recht entwickelten. Daraus erklärt sich zum Beispiel die noch heute übergroße Zahl von kleinen Städten in der Provinz Posen. Besonders bemerkenswert ist eine zu Anfang des 18. Jahrhunderts erfolgte Einwanderung von süddeutschen Ackerbauern in die Umgegend von Posen. Eine vor 20 Jahren erschienene Monographie: „Die Bamberger bei Posen" von Dr. M. Bär stellt die Geschichte dieser Einwanderung aktenmäßig dar. Danach hatten Krieg und Pest die Kämmereidörfer der Stadt Posen — darunter die heutigen Stadtteile Wilda und Jersitz — gänzlich verwüstet. Um ihre sehr gesunkenen Einkünfte zu erhöhen, beschloß die damalige „Hauptstadt von Großpolen", ihre Dörfer mit Deutschen zu besiedeln, die aber im Gegensatz zu den früheren Einwanderern katholisch sein sollten. Der öffentliche Aufruf gelangte auch in das Fürstbistum Bamberg, und von dort trafen im Jahre 1719 30 Familien mit zusammen 120 Köpfen in der Stadt Posen ein, die in den Dörfern Luban und Dembsen angesiedelt wurden. Sie brachten ihre eigenartige Landestracht mit. Die Männer trugen Röcke mit langen Schößen und viel Falten, einen Mantel mit großem Kragen und einen hohen Hut; die Frauen grellfarbige, unter dem Mieder ungeheuer breite und steife Röcke, weiße Schürzen und ein eigentümlich gebundenes buntes Kopftuch, an dessen Stelle bei festlichen Gelegenheiten ein cylindrischer Aufbau mit blitzenden Goldflittern trat. Rührend ist es in der erwähnten Schrift zu lesen, daß die Einwanderer die weite Reise von Bamberg nach dem Norden zu Fuß zurücklegten und dabei ihre Kinder auf Karren vor sich her schoben. Die Berufung von Deutschen motivierte die Stadt damit, daß diese in rationeller Landwirtschaft erprobter seien als die Polen. Im Jahre 1745 ließen sich in dem Dorfe Jersitz zwei Familien aus Schwaben nieder, die die Namen Kolbert und Hayle führten und wegen der Kriegswirren in ihrer Heimat ausgewandert waren. Die Besiedlung des Dorfes Wilda mit Deutschen fand mutmaßlich in den Jahren 1745 und 1749 statt, und 1752 und 1753 kam noch ein Zuzug von Bambergern aus den Aemtern Braunach, Lichtenfels, Hallstadt u. s. w. Die Ansiedler waren Zinsbauern, Erbpächter, die Geld- und Naturalabgaben zu leisten, auch sog. Hofdienste zu verrichten hatten. Gemäß

Neues Wirtshaus in Golenczewo

Pfarrhaus in Tarnowo (rechts die Kirche)

der süddeutschen Art bauten sie ihre Gehöfte im Viereck; das Wohnhaus steht allein. Die Ansiedler blieben unter Polen gute Deutsche bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts. Dann begann die Polonisierung durch Kirche und Schule, und heute erinnert nur noch die schon erwähnte originelle Frauentracht daran, daß diese Einwohner einst Deutsche waren.

Die neuen Ansiedlungen in Westpreußen und Posen gehen bekanntlich von der preußischen Staatsregierung aus und haben den Zweck, das deutsche Element dieser Landesteile gegenüber dem polnischen zu stärken. Die Regierung erwirbt durch die Ansiedlungskommission größere und kleinere Güter oder Bauernwirtschaften und löst die großwirtschaftlichen Betriebe allmählich in kleine Einzelbetriebe auf, die unter sehr günstigen Bedingungen an Ansiedler verpachtet werden. Nach dem Verwaltungsbericht über das Jahr 1902 hat die Ansiedlungskommission seit ihrem Bestehen, also seit 1886, 307 Güter und 117 Bauernwirtschaften im Gesamtumfange von 186500 Hektar erworben und dafür 133009516 Mark gezahlt. Die Gesamtausgaben des Ansiedlungsfonds seit 1886 belaufen sich auf 202000000 Mark, denen eine Einnahme von 43000000 Mark gegenübersteht, so daß sich eine Nettoausgabe von 159000000 Mark ergibt. Der größere Teil der erworbenen Territorien liegt in der Provinz Posen. Die Vorbesitzer waren annähernd zu gleichen Teilen Deutsche und Polen; nach einem Ueberschlag sind dabei etwa 15 Polen mehr als Deutsche. Die Ansiedlungskommission erbaut die erforderlichen öffentlichen Gebäude, aber auch Gehöfte für Ansiedler. Baut der sich ansiedelnde Pächter selbst, so geschieht dies nach einem amtlich genehmigten Plan unter behördlicher Aufsicht. Seit 1886 sind in den beiden Ansiedlungsprovinzen 22 Kirchen, 16 Bethäuser, 20 Pfarreien, 153 Schulen und 146 Gemeindegebäude mit einem Aufwande von $4^1/_2$ Millionen Mark neu geschaffen worden. Bis jetzt sind 6010 Familien, d. h. 40- bis 42000 Seelen, in Westpreußen und Posen angesiedelt worden. Sie kamen aus sämtlichen Provinzen des preußischen Staates: die meisten — 1064 — aus der Provinz Posen selbst, die wenigsten — 26 — aus Schleswig-Holstein. Andern Staaten des Deutschen Reiches gehören 809 Ansiedler an, darunter Württemberger, Badener u. s. w. Der weitaus größte Teil der Kolonisten bekennt sich zum Protestantismus; nur etwa 300 sind Katholiken.

Bei der Anlegung der neuen Niederlassungen werden natürlich die Wünsche der Ansiedler in Bezug auf die Bauart möglichst berücksichtigt. Es gibt verschiedene Stile in Bezug auf Bauernhäuser und Gehöfte. Da findet man die schon erwähnte süddeutsche Art, wonach die Gebäude getrennt stehen, aber auch Gesamthäuser, in denen Wohnung, Stallung und Scheune vereinigt sind. Die Gehöfte liegen zum Teil einzeln, teils zu Dorfstraßen geordnet — alle massiv und schmuck hergestellt, wie aus unsern Abbildungen ersichtlich ist.

Auf ein paar Ansiedlungen sei im folgenden hingewiesen. Die Kolonie Kornthal im Kreise Znin, die als Gut Ustaszewo hieß, erscheint besonders dadurch bemerkenswert, daß ihre sämtlichen 29 Stellen — eine davon ist zurzeit frei — ausschließlich mit Württembergern besetzt wurden. Die Besitzung Ustaszewo gelangte im Jahre 1886 durch Subhastation für 230000 Mark aus polnischer Hand an die Ansiedlungskommission. Die Besiedlung begann 1889 und endete 1892. Das Terrain umfaßt 405 Hektar, die Bewohner sind evangelisch, die Tagelöhner hier, wie fast im ganzen Ansiedlungsgebiet, ausgenommen. Einstweilen sehen sich die deutschen Kolonisten fast überall auf polnische Arbeiter angewiesen, weshalb die Ansiedlungskommission auf Gewinnung deutscher Arbeiterfamilien

Ansiedlungsgehöft von Württembergern in Kornthal

von außerhalb bedacht ist. Zurzeit sind im ganzen Gebiet 300 solcher Familien mit 1800 Köpfen beschäftigt. Vielfach hört man die Meinung äußern, daß die deutschen Katholiken am besten in großen eignen Parochien mit deutschen Geistlichen angesiedelt würden, um so dem Einfluß der polnischen Priester, von denen sie jetzt pastoriert werden, ganz entzogen zu sein. Die Kornthaler sind teils in der Gegend von Ludwigsburg und Brackenheim, teils im Neckartal heimisch und halten fest an den Sitten und Gewohnheiten ihrer Heimat, also auch an dem schwäbischen Idiom. Alle produzieren Apfel- und Beerenwein, ja sogar „Neckarwein" wird von einigen hervorgebracht. Diese Ansiedler beziehen die Reben aus dem Neckartal und haben regelrechte Weinplantagen längs der Chaussee angelegt. Nun verzieht vielleicht mancher Leser den Mund, als schmecke er den berühmten Spezialwein der Provinz Posen, der in der Gegend von Bomst und Unruhstadt wächst und den Namen „Lacrimae Petri" führt, dieweil man, so man ihn getrunken, hinausgeht und bitterlich weint; doch der Posener Neckarwein ist damit nicht vergleichbar. Die Traube wird, trotz der nördlicheren Gegend, völlig reif, und Kenner versichern, daß dieser Wein dem im Neckartal gewachsenen durchaus nicht nachsteht. Die Weinbauern erzielen recht gute Resultate: im Durchschnitt 600 bis 800, auch wohl 1000 Liter und haben weniger Frostschaden als im Neckartal. Am meisten spricht wohl für die Qualität dieses Weines, daß er großenteils in das Neckartal exportiert wird und von dort weiter in die Welt geht. Der „Most" von Kornthal hat sich dort schon als Kulturelement bewährt; auch die polnischen Arbeiter trinken ihn gern und zwar an Stelle des sonst von ihnen in großen Quantitäten genossenen Branntweins. In Kornthal gibt es vermögende Bauern, die bereits heiratsfähige Töchter haben, ja es heißt, daß das weibliche Element dort stärker vertreten sei als das männliche. Da bieten sich für neue junge Ansiedler angenehme Aussichten auf Bräute, deren Väter ihnen neue Ansiedlerhöfe kaufen können.

Bedeutend größer ist die im Kreise Posen-West gelegene Ansiedlung Tarnowo, die von 1897 bis 1899 errichtet wurde. Sie umfaßt 1168 Hektar, von denen 1127 Hektar einst einem Deutschen, 41 Hektar einem Polen gehörten. Gesamtankaufspreis 931 000 Mark. Der ehemalige Gutsbezirk wird mit der Landgemeinde gleichen Namens vereinigt. Die Ansiedlung hat 62 Stellen, die mit evangelischen Kolonisten aus verschiedenen Gegenden besetzt sind. Hier finden wir, wie in andern größeren Niederlassungen, schon die Zusammenschließung der Ansiedler zu einer Brennerei-, einer Molkerei- und einer Dreschmaschinengenossenschaft. Ein Bild der Brennereianlage ist hier beigegeben. Von den fiskalischen Neubauten dürfte die Kirche mit dem hohen stumpfen Turm besonderes Interesse erregen. Das daneben stehende palaisartige Gebäude ist, wie nicht ohne weiteres zu erraten, das Pfarrhaus. Seine vornehme Erscheinung erklärt sich daraus, daß es früher das Wohnhaus der Gutsherrschaft war; für den neuen Zweck wurde es umgebaut.

Tarnowo liegt etwa drei Meilen von Posen entfernt und hat zurzeit noch keinen Eisenbahnanschluß; man gelangt dahin auf einer vortrefflichen Chaussee. Auf dieser rollte denn auch unser Wägelchen an einem Frühlingstage dahin. Man konnte die Gegend bequem „studieren": weite Flächen, hie und da Wasser, auf den Feldern noch große Getreidemieten vom vorigen Jahr, das eine ergiebige Ernte brachte. Wir kamen durch mehrere Dorfschaften und hielten in der einen, etwa auf der

Ansiedlungsgehöft in Golenczewo

Mitte des Weges, an, um das Rößlein ein wenig verschnaufen zu lassen. Da ein starker Wind über die Ebene fegte, begaben wir uns in das an der Straße stehende Wirtshaus. Einen Raum wie diese Gaststube würde man in Süddeutschland wohl vergeblich suchen. Ein längliches Viereck von mäßigem Umfang. Ein paar Fenster nach der Straßenseite. An der Wand gegenüber ein Block zum Fleischhacken, daneben ein Schenktisch, dahinter eine Art Repositorium mit Flaschen, sogen. Kolonialwaren, Gläsern. Der Eintrittstür gegenüber an der kurzen Breitseite eine Mangel oder Rolle zum Glätten der frischen Wäsche. Den Fenstern entlang ein schmaler Tisch mit entsprechenden Bänken. Dieser Raum dient also den verschiedensten Zwecken und wird sogar an Sonntagen als Ballsaal verwendet. Dem letzteren Umstand hatten wir es zu danken, daß wir weder Bier noch — ein seltener Fall im Posenschen — ein Gläschen Branntwein bekamen. „Gestern Musik gewesen, alles ausgesuffa", erklärte uns die umfangreiche polnische Wirtin, die uns auch mitteilte, daß sie das vom Gutshofe gepachtete Wirtshaus demnächst verlasse,

Copyright 1903 by Braun, Clément & Co., Dornach i. E., Paris und New York

Tanzprobe

Nach dem Gemälde von E. Vasarri

UNIVERSITY

da es zu wenig einbringe. Weiter nach Tarnowo! Da tauchen schon links einzelne Gehöfte der Ansiedlung auf. Sie stehen gesondert auf freiem Felde, Gesamthäuser und Einzelbauten, durchaus stattlich, solide. Das Dorf selbst hat einen großen Marktplatz, flankiert von einem nach städtischer und einem nach dörflicher Art erbauten Gasthause. Aus dem letzteren ertönte Musik. Wir traten in einen dem oben beschriebenen durchaus ähnlichen Wirtsraum. Auf einem Tische saß ein Mann und strich die Geige. Daneben blies ein andrer die Klarinette. Nach dieser Musik, die „Stein' erweichen, Menschen rasend machen kann", tanzten in dichtem Tabaksqualm 6 oder 8 Männer, teils zu zweien, teils allein, in diesem Falle wie chinesische Pagodenmännlein die Hände nach oben gerichtet. Auf unsre Frage nach dem Grunde der Festlichkeit erhielten wir den Bescheid: „Blauer Montag der Ansiedlungsarbeiter". Wir ließen uns in der benachbarten „guten Stube", einem früheren Fleischerladen, nieder und sahen durch eine Oeffnung in der Wand dem Männertanze zu. Nach einer Weile erschien ein Mann, den charakteristischen schlappen Rundhut in der Hand, und redete uns polnisch an. Der Wirt verdolmetschte die Rede dahin, die Tänzer bäten die fremden Herrschaften um Schnaps, der auf ihre Gesundheit getrunken werden solle. Da es sich nicht empfiehlt, eine solche Bitte abzuschlagen, wurde sie durch Hergabe eines Liters „Korn" erfüllt. Polnische Hochrufe auf die „milden Geber" erklangen, und als diese nach einer Weile beim Fortgehen den Tanzsaal wieder passierten, bildeten die Arbeiter Spalier, und das zweistimmige Orchester verübte einen Tusch. Mittlerweile war es Abend geworden. Wir begaben uns nun in das andre Gasthaus und trafen dort im Herrenstübel mehrere Ansiedler, die hier nach deutscher Männerart den Abendschoppen tranken: rüstige, intelligente Leute, deren Herkunft sich aus ihrer Sprechweise erkennen ließ. Da die Gehöfte zerstreut liegen, haben einzelne Besitzer einen ziemlich weiten Weg bis zum abendlichen Sammelpunkte. Sie leben in Eintracht mit ihren Arbeitern, für die neuerdings drei Mietshäuser neu erbaut worden sind, und haben sich anscheinend auf fremder Erde recht heimisch gemacht.

Von sachkundiger Seite hatte man uns gesagt, daß auch der Besuch einer noch im Werden begriffenen Ansiedlung zu empfehlen sei und als solche das Rittergut Golenczewo im Kreise Posen-West bezeichnet, das einen Umfang von 628 Hektar hat und 1901 im Wege der Subhastation für 575000 Mark von der Ansiedlungskommission erworben wurde. Der Vorbesitzer war Pole. Die Ansiedlung ist auf 40 Gehöfte bemessen, von denen ein Teil seit dem vorigen Jahre bereits fertig gestellt ist. Die Bauten werden sämtlich vom Fiskus ausgeführt und zwar in altdeutschem Stil, und das gibt der Sache ihr originelles Gepräge. Das Gut wird bis zur Besiedlung des neuen Dorfes fiskalisch verwaltet; dann werden seine Baulichkeiten: das nicht sehr schöne Herrenhaus und ein paar Insthäuser, vom Erdboden verschwinden.

Golenczewo ist von Posen aus unter Benutzung zweier Eisenbahnlinien zu erreichen. Wir wählten die Richtung Posen-Stargard und stiegen auf der Station Rotietnice aus. Davor liegt das gleichfalls von der Ansiedlungskommission erworbene Gut Kiekrz, das einst dem neuerdings so vielgenannten Major a. D. Endell gehörte. Von Rokietnice aus muß man, falls man nicht einen Wagen zur Verfügung hat, etwa 7 Kilometer wandern. Das taten wir und hatten es, trotz des stellenweise beschwerlichen Weges, nicht zu bereuen. Das Gelände ist durchschnitten. Der Pfad leitet zu leichter Tiefe, steigt dann empor, senkt sich abermals, bis man auf der letzten Höhe die neuen Ansiedlungsbauten vor sich sieht. Der Anblick ist malerisch in des Wortes wirklicher Bedeutung: eine Reihe verschiedengestaltiger Gebäude in hellen Farben; die Wände weiß, Türen und Fensterrahmen, auch Holzsäulen bei Unterfahrten und Zäune grün, die Dächer rot oder schiefergrau. Hie und da tritt das Balkenwerk zutage, ebenfalls farbig. Den selbständigen Bauernhof umgibt eine weiße Mauer. Als das vornehmste Gebäude erscheint das Schul- und Gemeindehaus, das ein Schulzimmer für 80 Kinder, eine Lehrerwohnung und einen Gemeindesaal unter einer Art Kuppel enthält. Gegenüber, auf der andern Seite, steht das stattliche Wirtshaus. Der Eintritt erfolgt durch eine Veranda (links auf dem Bilde). Der Krugwirt, ein früherer Gutsinspektor, stammt aus Baden, ein freundlich entgegenkommender Mann mit dem noch unverfälschten Idiom seiner Heimat. Jedes Haus in Golenczewo, das übrigens eine Eisenbahnhaltestelle hat, besitzt Wasserleitung — bei Dörfern im Osten eine Seltenheit. Das Wasser wird durch einen Windmotor aus einer Tiefe von nur 10 Metern auf ein Reservoir gehoben und von dort durch Röhren in die Grundstücke geleitet; es ist von vortrefflicher Beschaffenheit und wird auch eine noch anzulegende öffentliche Bade- und Waschanstalt versorgen. Damit es an nichts fehle, erhält das künftige Dorf auch ein allgemeines Backhaus.

Erinnert der freundliche Leser sich aus seiner Jugendzeit der Spielschachteln mit Häusern unter dem Weihnachtsbaum? So schmuck und zierlich sind die Bauten von Golenczewo. Damit vergleiche man den polnischen Baustil, wie er z. B. auf dem oben abgebildeten alten Insthaus des Vorwerks Pieruczycki zum Ausdruck kommt, und man wird den großen Kulturfortschritt nicht verkennen, der von germanischer Arbeit auf ursprünglich slavischem Boden bewirkt wird.

Oskar Elsner

Ansiedlungsgehöft in Tarnowo

Eroberungen im Sonnensystem

Man ist gewohnt, unser Planetensystem als etwas seit uralten Zeiten in sich Abgeschlossenes und Vollendetes zu betrachten und den heutigen Zustand anzusehen als das endgültige Ergebnis von Vorgängen, die viele Millionen Jahre zurückdatieren und im wesentlichen auch noch Millionen Jahre hindurch andauern werden. Bezüglich der großen Planeten, zu denen unsre Erde gehört, ist dies auch richtig; doch kann nicht in Abrede gestellt werden, daß unter den kleinen Planeten, die überaus zahlreich und in vielfach durcheinander geschlungenen Bahnen um die Sonne kreisen, im Laufe sehr langer Zeiträume Zusammenstöße erfolgen mögen, durch die einzelne dieser Planeten zertrümmert werden. Indessen sind dies keine Eroberungen innerhalb des Planetensystems, d. h. es wird dadurch dem System unsrer Sonne nichts aus dem Weltraum zugeführt. Vorgänge der letzteren Art finden aber tatsächlich statt, und zwar in der Form wirklicher Gefangennahme von Kometen durch Planeten.

Der erste, der auf die Vermutung kam, daß solche Vorgänge sich in der Tat abspielen, und daß hauptsächlich der Planet Jupiter dabei tätig sei, war der große Forscher d'Alembert um die Mitte des 18. Jahrhunderts, später wurde diese Idee von dem nicht minder berühmten Mathematiker Laplace aufgegriffen und ihre Richtigkeit an einem Beispiel erwiesen. Im Jahre 1770 erschien nämlich ein Komet, der nach der Rechnung Lexells in $5^1/_2$ Jahren um die Sonne laufen mußte, dennoch aber war er weder vorher gesehen worden, noch erschien er 1776 wieder. Das Befremdliche dieses Verhaltens erklärte sich aber durch weitere Untersuchungen, aus denen sich ergab, daß der Komet im Jahre 1767 sehr nahe bei dem Planeten Jupiter vorbeigezogen sei, und daß er erst damals durch die Anziehung dieses großen Planeten in die Bahn geworfen worden war, die er 1770 beschrieb. Ohne diese Anziehung wäre der Komet, der aus dem fernen Weltraum kam, in großem Abstand um die Sonne gelaufen und hätte sich auf Nimmerwiederkehr alsbald in den Weltraum zurückbegeben. Durch die Wirkung des Jupiter aber wurde die neue Bahn des Kometen nach einigen Jahren wiederum verändert. Der letztere kam 1779 dem Jupiter abermals nahe, jetzt aber war seine Stellung zu dem Planeten eine solche, daß die umgekehrte Wirkung eintreten mußte: der Komet wurde aus der neuen Bahn heraus und in eine andre geworfen, in der er der Erde zunächst nicht mehr sichtbar werden konnte.

Ein ähnlicher und noch interessanterer Fall kam 1889 zur Kenntnis der Astronomen. Damals erschien ein Komet, der von einer Anzahl ganz kleiner Kometen begleitet war, eine Erscheinung, die man bis dahin noch niemals wahrgenommen hatte. Noch mehr wuchs aber das Erstaunen der Himmelsbeobachter, als die Berechnung ergab, daß dieser Komet im Jahre 1886 durch den Jupiter in seine gegenwärtige Bahn geworfen worden war, daß er sich vorher aber in einer weit größeren elliptischen Bahn um die Sonne bewegte und damals 27 Jahre zu einem Umlaufe bedurfte. Als man nun mit dieser Umlaufszeit weiter zurückrechnete, fand sich, daß der Komet im Jahre 1779 ebenfalls dem Jupiter sehr nahe gekommen war und sich zugleich nahe dem Ort befunden hatte, wo um dieselbe Zeit der Lexellsche Komet aus seiner Bahn geworfen worden war. Die Vermutung liegt daher nahe, daß beide Kometen identisch sind, doch bleibt die Sache noch etwas zweifelhaft. Was die Nebenkometen des Hauptgestirns anbelangt, so konnte für einen von ihnen durch Rechnung nachgewiesen werden, daß er sich im Mai 1886 von dem letzteren abgetrennt hatte, also zu der Zeit, als Jupiter seine gewaltige Einwirkung auf die Bahn des Kometen ausübte. Aber noch mehr. Um die nämliche Zeit befand sich der Hauptkomet so nahe bei dem Planeten Jupiter, daß er sich dessen Oberfläche bis auf 28000 Meilen näherte, ja mit einem oder mehreren Monden des Jupiter zusammengestoßen ist. Damals hat auch wahrscheinlich die Abtrennung der kleinen Kometen stattgefunden. Im Jahre 1896 kehrte der Hauptkomet, der Rechnung entsprechend, zurück, von seinen kleinen Begleitern aber war jede Spur verloren.

Wie in diesem Fall, so hat der mächtige Planet Jupiter in einer ganzen Reihe andrer Fälle Kometen, die sich ihm zufällig näherten, in neue, engere Bahnen geworfen und für das Sonnensystem erobert, andre Kometen wahrscheinlich in zwei oder selbst mehrere Körper aufgelöst.

Der mächtigste Planet nach Jupiter ist Saturn, und auf diesen folgend Uranus. Einer von diesen oder beide vereinigt haben vor alten Zeiten den im Jahre 1866 sichtbar gewesenen Kometen von dreiunddreißigjähriger Umlaufszeit in diese Bahn gebracht, außerdem existiert noch etwa ein halbes Dutzend andrer Kometen, die vom Saturn erobert worden sind. Die Zeiten, wann dieses geschehen ist, lassen sich nur in einzelnen Fällen genauer angeben, allein manche dieser periodischen Kometen müssen doch schon seit Jahrtausenden Mitglieder unsers Sonnensystems sein.

Da ist es nun eine merkwürdige und zunächst noch nicht zu erklärende Tatsache, daß von diesen Kometen mindestens zwei im Verlaufe von etwa 30 Jahren, während deren sie beobachtet wurden, völlig verschwunden sind. Dieses Verschwinden beruht aber nicht etwa darauf, daß diese Kometen etwa abnorme Bahnen eingeschlagen hätten, sondern ist lediglich dem Umstand zuzuschreiben, daß sie sich aufgelöst haben. Warum letzteres aber, nach vieltausendjährigem Bestand der Kometen, plötzlich in drei Jahrzehnten erfolgte, ist zurzeit unbegreiflich. Jedenfalls ist es eine überaus merkwürdige Tatsache, daß durch die Anziehung der Planeten fremde Kometen gezwungen werden, in verhältnismäßig engen Bahnen unsre Sonne zu umkreisen, und daß diese Kometen in manchen (vielleicht in allen) Fällen damit dem Untergange geweiht sind, indem sie sich, und zwar ebenfalls infolge der Anziehung der Planeten, auflösen. Aus dieser Auflösung aber resultieren die Sternschnuppen, die beim Durcheilen unsrer Atmosphäre aufleuchten, vereinzelt wohl auch als Meteormassen auf den Boden herabstürzen. R.

Tuareg, französische Spahis und Chasseurs d'Afrique

Von

Tanera

(Mit fünf Abbildungen nach Zeichnungen von Ernst Zimmer)

Der fast unmittelbar auf den Besuch des Präsidenten Loubet in Algier und Tunis gefolgte Ueberfall des Gouverneurs von Algerien, Jonnart, in der Oase Figig und das dadurch veranlaßte kriegerische Einschreiten haben die Aufmerksamkeit neuerdings auf die Besitzverhältnisse und das Vorgehen der Franzosen in der Wüste Sahara gelenkt. Figig liegt im östlichsten Teil der marokkanischen Sahara, an der Grenze der algerischen Provinz Oran. Die Unterwerfung der Oase und ihrer Bewohner ist rasch und ziemlich mühelos erfolgt; viel wichtiger für die Franzosen ist aber die Zentral-Sahara, durch die ja die vielbesprochene Saharabahn gelegt werden soll — das Land der kriegerischen Tuareg, von denen nachstehend die Rede ist.

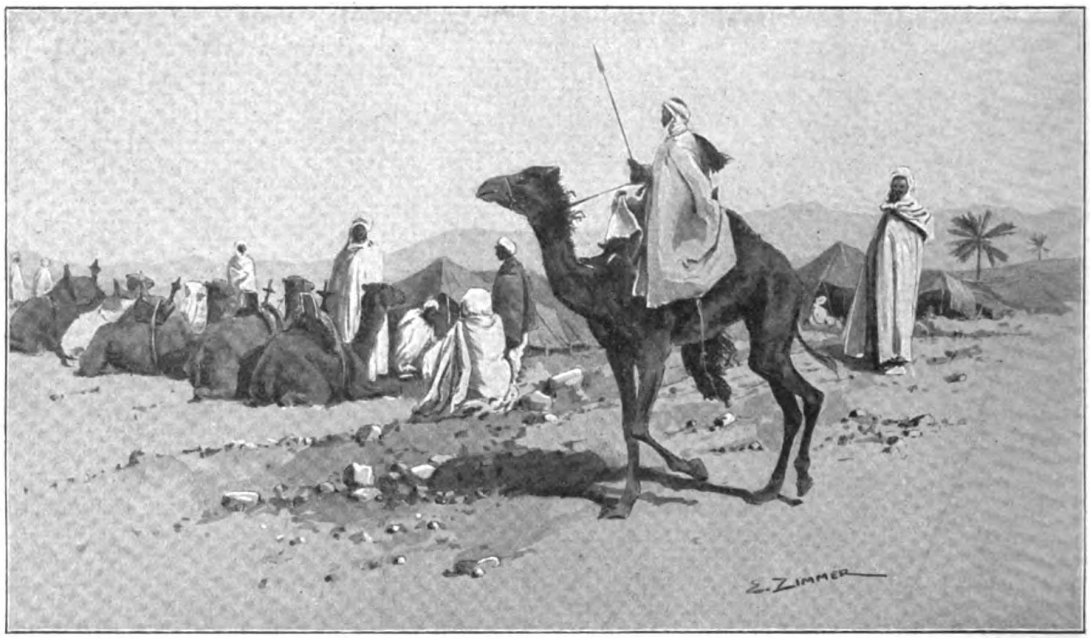
Schon in den Jahren 1852 bis 1854 waren die Franzosen aus der Oase Biskra südwärts bis Tugurt, sowie in das Wadi Luf vorgedrungen und hatten dadurch ihre Herrschaft weit in die Sahara hinein ausgedehnt. Nach langen Kämpfen (1852 bis 1858) erlagen auch die Völker der großen Oase Laghuat, und die mächtigen Stämme der Beni (Söhne) Mzab und der Uled Sidi Scheich unterwarfen sich der französischen Herrschaft. Nur der von der Pilgerfahrt nach Mekka zurückgekehrte Sultan Mohammed-ben-Abd-Allah von Wargla im Süden von Laghuat und Tugurt widersetzte sich, bis er mit Hilfe seiner eignen Landsleute, die damit den Franzosen ihre Treue beweisen wollten, geschlagen und Wargla zur französischen Stadt erklärt wurde Jetzt begannen die Unruhen erst recht. Ununterbrochen empörten sich einzelne Berber- oder Araberstämme, plünderten und raubten bei den mit den Franzosen verbündeten Stämmen und zogen sich stets schnell in die endlosen Sandstrecken der Sahara zurück, sobald eine stärkere Macht der Franzosen oder ihrer Verbündeten erschien. Dies zwang die französische Regierung, noch weiter südwärts in die Sahara vorzudringen, und General Galliffet, der tapfere Angreifer bei Illy, nördlich von Sedan, der spätere Kriegsminister, erhielt 1873 den Befehl, 462 Kilometer südöstlich von Laghuat in El Golea die französische Trikolore aufzupflanzen.

Am 30. Dezember 1873 verließ die Expedition Biskra, am 24. Januar 1874 nahm sie El Golea ein. Damit war in der Sahara ein großer Schritt vorwärts gemacht worden, um von Norden her gegen Timbuktu vorzudringen, das lang erstrebte Ziel der Franzosen, das sie auch von Süden, nämlich von Senegambien und vom Sudan aus, zu erreichen suchten. Nun aber kamen sie mit den gefährlichsten Saharabewohnern in Fühlung, den Berberstämmen der Tuareg, und zwar mit den Hogar oder Ahaggar.

Scheinbar endlos dehnt sich im Süden von El Golea die Wüste aus, jene Hunderte und Tausende

von Quadratkilometern große Fläche leichten Sandes, den der Wind zu Wolken auftreibt und oft weithin über Länder und Meere, sogar bis nach Europa trägt. Nur selten steht, wie ein Schiff im Ozean, eine Oase als dunkelgrüner Strich in dem hellgelben Sandmeer. Im allgemeinen sind diese Oasen klein. Ihr Wachstum hängt von der Masse Wassers ab, das an einzelnen Stellen von dem unter der Sandoberfläche verbreiteten Flußnetz an das Tageslicht kommt, den oben liegenden lehmhaltigen Sand entsalzt und dadurch in vorzüglichen Humus verwandelt. Die meisten Oasen des Tuat sind mit Palmenwaldungen von zwei-, drei-, bis zehn- und zwölftausend Bäumen bedeckt. So hat die größte in Tuat, nämlich Ain Salah, elf- bis zwölftausend Palmen.

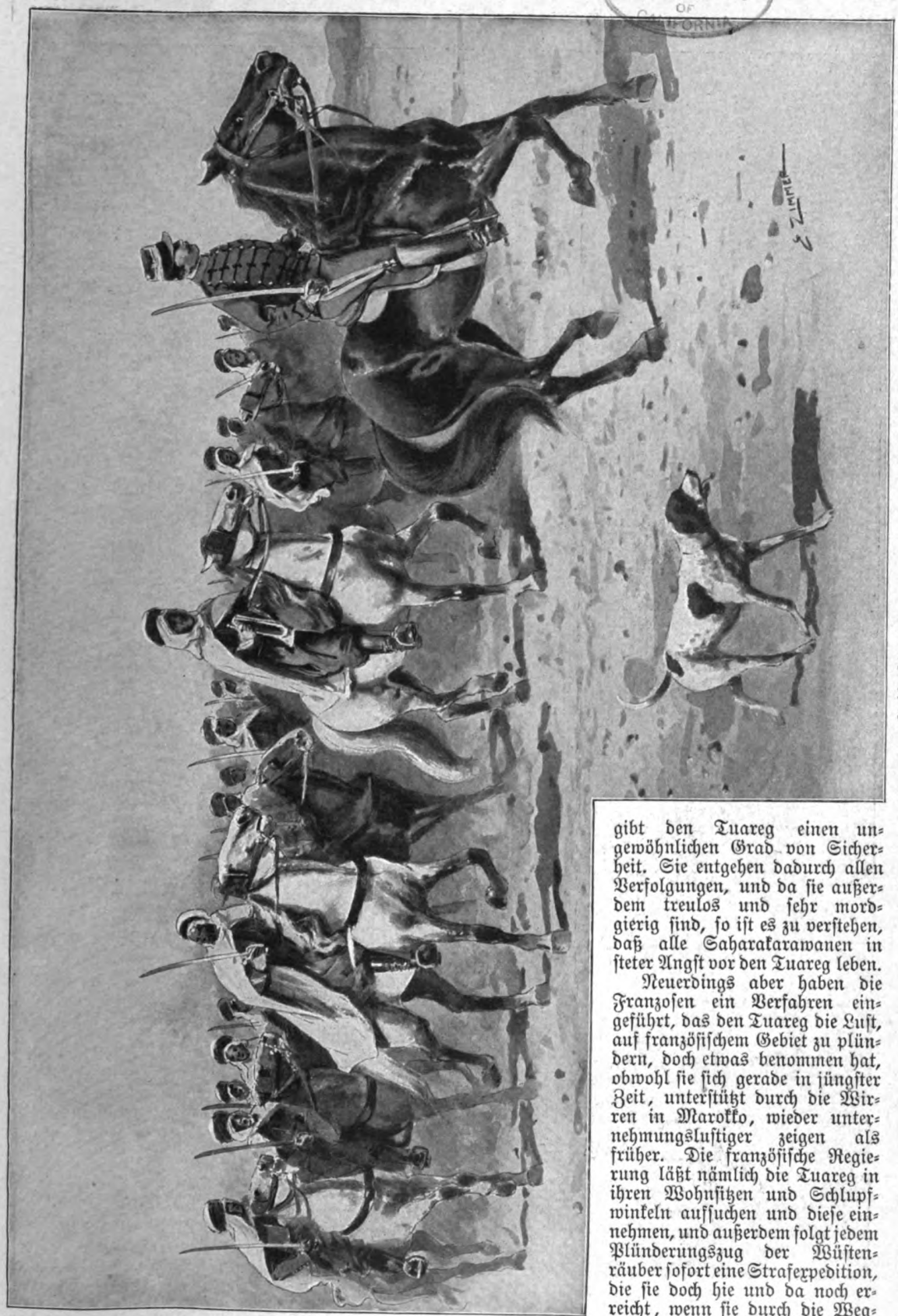
Zu neuen Schußwaffen kann er sich nicht entschließen, weil er die dazu gehörigen Patronen nicht herzustellen versteht und daher für den Munitionsersatz ganz von Europa abhängig sein würde. Die Tuareg selbst nennen sich Ismoschach. Sie haben sich nur wenig mit andern Stämmen, z. B. arabischen, oder mit Negern vermischt, besitzen ihre eigne, aus dem Altlibyschen stammende Sprache und Schrift, das Tamaschek oder Tamaschirht, und bewahrten sich trotz der fanatischen Anhänglichkeit an den Islam doch manche, wahrscheinlich von ihren gätulischen oder garamantischen Vorfahren stammende Einrichtung. So sind ihre Frauen in freierer Stellung wie bei ihren arabischen Mitbewohnern, und zwar in dem Maße, daß Frauen sogar bei dem Erbe der Herrschaft in Frage kommen. Obwohl sie in



Tuareg-Lager

In dieser Oasengruppe und in den andern südlich und östlich gelegenen Oasen wohnen nun die ureingesessenen Berberstämme der Tuareg und zwischen ihnen auch einzelne eingewanderte Arabertribus, die den Tuareg den Islam gebracht und sie zu fanatischen Mohammedanern gemacht, anderseits aber auch viele ihrer Gebräuche und Sitten angenommen haben. Auch Sudanneger, meist Nachkommen früherer Sklaven und ebenfalls sehr fanatische Moslim, finden sich unter ihnen. Die Tuareg sind große, stattliche, gut gebaute, bräunlich gefärbte Menschen mit langem Haar, die sich äußerlich durch die Tracht des Litham oder Tessilgemist von allen andern Saharabewohnern unterscheiden. Dies ist ein nur die Augen frei lassendes Gesichtstuch meist von schwarzer oder doch dunkler Farbe. Der Targi (Tuareg ist die Mehrzahl) führt noch mit Vorliebe die Lanze und nur in Ausnahmefällen die Makala, eine lange Steinschloßflinte. den Oasen seßhaft sind, wo sie Palmen, Gerste, Weizen, Baumwolle, Henna, Senna, Bischna, Opium und Tabakpflanzen, sind ihre Lieblingsbeschäftigungen doch Handel mit ihren Bruderstämmen und Raubzüge, die sie auf viele Hunderte von Kilometern ausdehnen. Nebenbei treiben sie Viehzucht und haben es zustande gebracht, eine ganz vorzügliche, in den Leistungen von keiner andern Gattung erreichte Kamelart zu ziehen, die Meharis. Als Reitkamel verhält sich dieses schlanke, hochbeinige Tier zum gewöhnlichen Karawanenkamel wie ein englisches Vollblutpferd zu einem gemeinen Ackergaul. Auf seinem Mehari legt der Targi leicht täglich 140 bis 150 Kilometer zurück, und zwar drei bis vier Tage nacheinander. Wenn sein Tier dann 30 bis 40 Stunden gerastet hat, kann es die gleiche Leistung wiederholen. Eine solche für die Sahara riesige Beweglichkeit, gegen die auch die Leistungen der besten Pferde verschwinden, gab und

LIBRARY OF THE UNIVERSITY OF CALIFORNIA



Spahis-Schwadron

gibt den Tuareg einen ungewöhnlichen Grad von Sicherheit. Sie entgehen dadurch allen Verfolgungen, und da sie außerdem treulos und sehr mordgierig sind, so ist es zu verstehen, daß alle Saharakarawanen in steter Angst vor den Tuareg leben.

Neuerdings aber haben die Franzosen ein Verfahren eingeführt, das den Tuareg die Lust, auf französischem Gebiet zu plündern, doch etwas benommen hat, obwohl sie sich gerade in jüngster Zeit, unterstützt durch die Wirren in Marokko, wieder unternehmungslustiger zeigen als früher. Die französische Regierung läßt nämlich die Tuareg in ihren Wohnsitzen und Schlupfwinkeln aufsuchen und diese einnehmen, und außerdem folgt jedem Plünderungszug der Wüstenräuber sofort eine Strafexpedition, die sie doch hie und da noch erreicht, wenn sie durch die Weg-

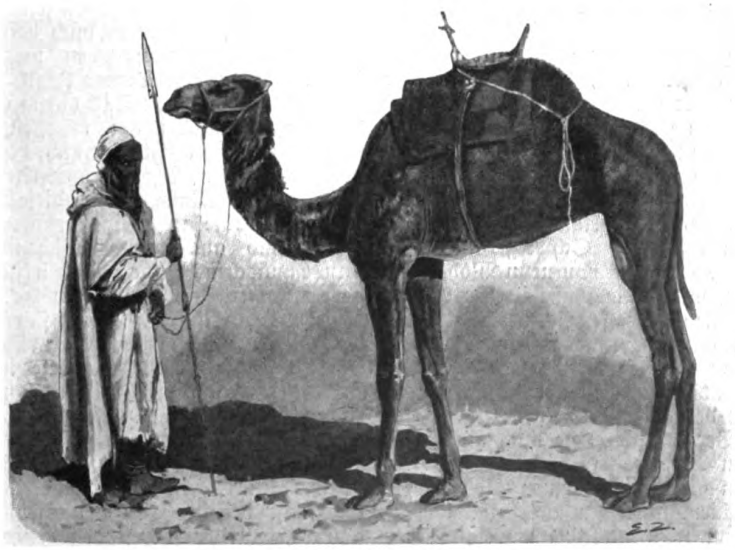
Tuareg im Gefecht

bringung ihres Raubes an schnellen Bewegungen gehindert sind.

Der schwerste Schlag ist ihnen aber durch die Wegnahme ihrer bedeutendsten Stadt, Timbuktu, zugefügt worden. Dort hatten sie 1863 nach hartem Kampf die aus Senegambien stammenden Fulbe vertrieben und in der alten, von jenen gegründeten Stadt ihre Herrschaft unter dem Scheich Ahmed el-Bakhaï aufgerichtet. Dessen Nachfolger Sidi Mohammed verteidigte zwar Timbuktu gegen die Fulbe, hielt aber die mit den Franzosen eingegangenen Verträge nicht, und nun rückten diese vom Senegal aus vor. Am 10. Januar 1894 wurde die Stadt von den Franzosen besetzt und dadurch das bisher noch feindliche Gebiet der französischen Herrschaft unterworfen. Vollständige Ruhe herrschte zwar noch immer nicht, es wurden sogar noch verschiedene französische Expeditionen niedergemetzelt. Die Hauptkraft der Tuareg aber ist doch seitdem gebrochen.

Im Norden der Sahara sind es vor allen andern Truppen Frankreichs die Spahis und die Chasseurs d'Afrique, die den Tuareg und allen andern räuberischen Stämmen, seien es Berber oder Araber, erfolgreich entgegentreten. An Spahis gibt es in Algerien drei Regimenter zu je sechs Schwadronen und in Tunis eines zu fünf Schwadronen. Es sind auserwählte eingeborene Afrikaner, meist arabischer, teilweise aber auch berberischer Abkunft, die den Soldatenstand als Lebensberuf betrachten, meist ältere erfahrene Leute, die, wenigstens äußerlich, einen ausgezeichneten Eindruck machen. Ihre Uniform besteht aus einem den Kriegsbedürfnissen angepaßten arabischen Nationalkostüm mit rotem Turban und wallendem roten Burnus. Sie reiten ausgezeichnete, in der Wüste vertraute Berberhengste, sind Mohammedaner, werden aber von französischen Offizieren kommandiert. Ihre Art zu reiten und das Sattelzeug ihrer Pferde sind arabisch, und ihre Uebungen haben in erster Linie auch den Dienst in der Wüste im Auge.

Wenn auch diese Spahis, ebenso wie die eingeborene irreguläre Reiterei der Franzosen, die sogenannten Gums, im Jahre 1870 in den Kämpfen an der Loire nur Mißerfolge zu verzeichnen hatten, weil sie auf Deutsche stießen, so sind sie im Ziban und in der Sahara doch von unleugbarem Wert. Dort kennen sie Land und Leute und wissen ihre Kampfweise der der Tuareg und Araber anzupassen, und dies ist ja ihre Aufgabe. Freilich, wenn man die französischen Offiziere fragt, ob sie lieber vor der Front eines Regiments Spahis oder vor Chasseurs d'Afrique gegen den Feind in der Sahara anreiten möchten, so gibt es wohl kaum einen, der nicht die Chasseurs vorziehen würde. Diese sind eine leichte, den Bedürfnissen des Dienstes in Afrika angepaßte Reiterei, die nur aus Franzosen besteht. Es gibt sechs Regimenter zu je fünf Schwadronen, die sämtlich in Algerien stehen. Sie tragen die sehr kleidsame Uniform der französischen Jäger zu Pferd mit einem besonderen Abzeichen. Gerade bei ihnen dienen freiwillig viele Pariser und andre Großstädter, und es herrscht im allgemeinen in ihren Reihen ein sehr guter Geist. Beritten sind sie ausgezeichnet mit Berberhengsten, die teilweise in dem vorzüglichen Gestüt von Blidah gezüchtet sind. Gerade diese zuverlässigen Truppen werden mit Vorliebe zu den Expeditionen in der Sahara herangezogen, und ihnen verdanken die Franzosen den größten Teil ihrer in den letzten Jahren sehr bedeutenden Erfolge in Zentralafrika. Sie sind die ernstesten Gegner der Tuareg, und man kann annehmen, daß sie mit der Zeit die ererbte Wildheit dieser noch an 300 000 Seelen zählenden Berberstämme ganz brechen, in der Sahara Ruhe und Frieden schaffen und die gewaltigen Gebiete für einen sicheren und ruhigen Handelsverkehr geeignet machen werden. Noch sicherer jedoch ist der Untergang der räuberischen Tuareg, sobald die Franzosen ihr großes, schon begonnenes und bis in die Oase Biskra ausgeführtes Friedenswerk vollendet haben werden: die Transsaharabahn nach Timbuktu und Senegambien.



Targi mit einem Mehari

Wie ich sitzen blieb

Novellette

von

Jenny Nis-Neumann

„Armes Kind," sagte Papa; Zorn erstickte seine Stimme, so daß sie von ihrer gewohnten, klangreichen Baritonlage in die tiefsten Baßregionen sank. „Armes Kind," hauchte Mama leise, ganz leise, wie ein von plötzlicher Heiserkeit befallenes Echo. „Armes Kind," knirschte auch Bruder Otto und krallte die Finger zusammen, als sei er entschlossen, jemand auf der Stelle zu erwürgen.

Dieser Jemand war mein Ex-Bräutigam Fritz Berger, Sohn des Herrn Kommerzienrates Robert Berger, und seiner Gemahlin, geborenen von Rudenau.

Noch keine acht Tage sind es her, da hatte mir Papa freudestrahlend die Kunde gebracht, daß ich ein ganz phänomenales Glück mache — „pyramidal", verbesserte damals Otto, und Mama schien diese Ansicht voll zu teilen, da sie abwechselnd vor Freude schluchzte und vor Rührung lachte.

Vormittags war der Herr Kommerzienrat, feierlich in Schwarz, bei Papa gewesen und hatte diskret angefragt, ob sein einziger Sohn und Erbe Fritz, falls er um meine Hand anhalten würde, jener Aufnahme sicher wäre, die zu erwarten er berechtigt sei. Papa hatte Herrn Berger junior den gebührenden Empfang zugesagt, dann fand eine längere Konferenz zwischen Papa und Mama statt, endlich wurde auch ich gerufen, und man teilte mir die überwältigende Neuigkeit mit, daß Fritz Berger und ich ein Paar würden.

Mama und Papa gratulierten mir mit berechtigtem Elternstolze, und ließen, gleich den Perlen eines kostbaren Halsbandes, unaufhörlich die mannigfaltigen Vorzüge dieser Verbindung an mir vorbeirollen: der Schwiegervater Kommerzienrat, angesehen, ungemein reich, die Schwiegermutter so elegant, vornehm, Präsidentin von neun Wohltätigkeitsvereinen, noch mit einem Fuße in der Aristokratie stehend, der sie entsprossen; Fritz Berger, ein so wohlerzogener, hübscher junger Mann, intelligent, selbst ein zukünftiger Kommerzienrat. Bei dieser Perspektive übermannte die Rührung Mama vollends, und mit der entzückten Ansprache „Frau Kommerzienrätin Berger" schloß sie mich aufs neue in die mütterlichen Arme.

Zum maßlosen Erstaunen meiner Eltern legte ich eine, wie es schien, unzeitgemäße Neugierde an den Tag: „Warum will mich denn Fritz Berger plötzlich heiraten? Er kennt mich ja kaum."

Mama war entrüstet, als ob ich einen alten teuren Freund verleugnet hätte. „Wie, Fritz" — Mama nannte ihn bereits vertraulich bei seinem Taufnamen — „sollte dich kaum kennen? Habt ihr nicht vor vier Jahren miteinander Tanzstunde gehabt?"

„Gewiß, Mama, aber er hat damals nicht dreimal mit mir getanzt, und vor einigen Wochen, auf dem Jungen Mädchen-Ball bei Rudenaus, hat er mich zu keinem einzigen Tanze engagiert."

Mama zuckte mitleidig die Achseln. „Natürlich, er wollte nicht mit dir tanzen, um dich unauffällig beobachten zu können." —

Punkt halb ein Uhr erschien Fritz Berger in einem mittelgrauen Gehrock, dessen Schnitt Ottos höchstes Entzücken erregte. Kurze Zeit darauf wurde ich in den Salon gerufen und, inklusive Fritz, von Papa und Mama feierlichst gesegnet. Fritz ließ diese Zeremonie phlegmatisch über sich ergehen, ich guckte ihn verstohlen von der Seite an: er war ebensowenig beglückt, nun mein Bräutigam zu sein, wie ich in meiner neuen Situation als Fritz Bergers Verlobte und Kommerzienrätin in spe eine Quelle besonderer Wonne erblicken konnte. Verliebt war er nicht in mich, das stand fest — wenn ich nur gewußt hätte, warum er mich heiraten wollte?

Zwei Stunden nachdem uns Fritz verlassen hatte, brachte sein Diener Jean einen monumentalen Korb, dem, von Tüll duftig verhüllt, schneeige Azaleen entstiegen; am nächsten Tage kam ein mächtiger weißer Fliederbusch, dann wieder ein Strauß bleicher Rosen und Nelken, zur steigenden Befriedigung Mamas, die diese endlose Melodie der Symphonie in Weiß geradezu in Ekstase versetzte, und auch zur sichtlichen Freude unsers Stubenmädchens Anna, die den stereotypen Befehl, dem Jean ein Glas Wein zu kredenzen, mit einer Raschheit ausführte, deren sich unsre sonstigen Wünsche und Befehle weniger rühmen konnten.

Im allgemeinen konstatierte ich, daß der Zustand als Braut, wenn er auch nicht im entferntesten jener Seligkeit glich, die Romanschriftsteller zu schildern pflegen, doch seine Annehmlichkeiten mit sich brachte. Mein Garderobeschrank wurde durch einige reizende Toiletten bereichert, und Mama, die sonst bei der Wahl meiner äußeren Hüllen ahnungsvoll der kommenden Rechnungen gedachte, ging jetzt mit einem Leichtsinn vor, der selbst mich

zu Warnungen veranlaßte. Aber Mama lächelte überlegen: „Du mußt dich in deine neue Situation hineinfinden, als Kommerzienrätin wirst du noch ganz andre Toiletten tragen." —

Ich stand eben vor dem Spiegel und probierte ein weißes Kleid, auf das es Silberflitter geregnet und das mir als Uebergangsstadium schon recht vorgeschritten deuchte, da kamen Papa, Mama und Otto in mein Zimmer geschlichen mit Armesündermienen, die beinahe etwas Komisches hatten, und teilten mir nach endlosen Vorbereitungen die zweite überraschende Kunde mit: Fritz Berger sei plötzlich nach Italien gereist und werde mich nicht zur Kommerzienrätin machen! Und wieder fragte ich neugierig: „Warum will er mich denn auf einmal nicht mehr heiraten?"

Lautlose Stille. Dann sagte Mama mit jenem verlegenen Tonfalle, mit dem sie in früheren Jahren auf meine Frage, woher die kleinen Kinder kommen, zu antworten pflegte: „Das kann man dir noch nicht sagen, warte, bis du —" Mama brach plötzlich ab, beinahe hätte sie zerstreut die stereotype Endphrase dazu gesetzt: „Warte, bis du verheiratet bist," allein die paßte heute nun gar nicht, und Mama schwieg.

Papa, Mama, Otto verschwanden nacheinander, in gleichem Maße verlegen und niedergeschmettert, aus meiner Kemenate und überließen mich meinen philosophischen Betrachtungen.

Mir erging es wie einem Individuum, das von einer beträchtlichen Höhe herabgestürzt ist. Mein erster Gedanke war ein egoistischer: ich betastete mich ringsum, die Diagnose fiel beruhigend aus; nein, weh tat mir nichts, auch nicht jene Stelle, die das für Leben und Lieben so wichtige Organ, das „Herz", beherbergt.

So konnte ich den Fall ruhig überdenken, wie wenn er mich gar nicht näher beträfe, und mein ganzes Empfinden spitzte sich zu der einen Frage zu: „Warum?"

Papa, Mama, Otto würden mir diese nicht beantworten, das stand fest, wahrscheinlich paßte des Rätsels Lösung nicht für mich. Naiv aber waren sie doch, wenn sie glaubten, daß ich, Susel Arnau, achtzehn Jahre alt und vermutlich nicht dümmer als andre, Herrn Fritz Berger gestatten würde, sich mit mir zu verloben, ohne daß ich jemals erfahren, warum er diesen Schritt getan, und acht Tage darauf den Bund zu lösen, wieder ohne mir zu melden, was ihn zu diesem diametral entgegengesetzten Schritte veranlaßt. Nein, meine Familie kannte mich wirklich nicht, trotzdem unsre sehr intimen Beziehungen nun schon über tausend Wochen bestanden.

Ich klingelte. Anna erschien, sie hatte rotgeweinte Augen, sie wußte also bereits! Anna war ein recht gutmütiges Mädchen, aber so eingebildet war ich nicht, zu glauben, daß die geflossenen Tränen meinem Mißgeschicke gegolten. Anna musterte mich verstohlen, sichtlich erstaunt, mich so gefaßt zu finden.

Sie berichtete wortreich, daß die gnädige Frau in ihrem Zimmer eingeschlossen sei, Migräne habe und schon drei Antipyrinpulver genommen, daß Herr Otto eine Vase zerschlagen habe und der gnädige Herr ausgeritten sei.

Ich ging direkt auf das Ziel los: „Jean wird keine Blumen mehr bringen."

Anna brach in krampfhaftes Schluchzen aus, — mein System bewährte sich. Ich beruhigte Anna, so gut ich konnte, und meinte voll Teilnahme: „Sie können ja den Jean auch weiter sehen, nicht wahr?"

„Gewiß, gnädiges Fräulein, allein wenn er so täglich herkam, war's doch viel netter."

Ohne mich an diese kleinen Gefühlsnuancen zu kehren, entwickelte ich meinen Schlachtplan. Ich zog meine Börse, entnahm ihr einige Goldstücke und überreichte sie Anna: „Sie müssen den Jean für morgen zu einem Rendezvous bestellen, womöglich noch im Laufe des Tages, geben sie ihm dann fünfzig Mark und fragen Sie ihn, warum Herr Fritz Berger . . ."

Ich suchte einen Moment nach den richtigen Worten, doch Anna half mir aus: „Warum der junge Herr das gnädige Fräulein hat sitzen lassen?"

Da war es heraus, es klang nicht sehr schmeichelhaft für mich, aber es war plastisch deutlich, und mutig erwiderte ich: „Ja, Jean soll Ihnen ganz im Vertrauen erzählen, warum mich der junge Herr hat sitzen lassen!"

Anna ließ die Goldstücke in ihre Tasche gleiten — ich gab ihr noch einen Bogen recht stimmungsvollen Briefpapiers und eine Freimarke.

Der nächste Tag verging viel rascher, als ich erwartet hatte. Ich muß gestehen, daß es meine Familie an zarten Aufmerksamkeiten nicht fehlen ließ, um meine herbe Lage als verlassene Ariadne erträglich zu gestalten. Bei Tische defilierten einige meiner Lieblingsspeisen, und ich tat ihnen alle Ehre an, was Mama zu dem Ausrufe veranlaßte: „Das gute Kind zwingt sich zu essen, um uns nicht zu beunruhigen."

Otto brachte mir einen Sack Bonbons, vermutlich wollte er nicht durch eine Blumenspende wehmütige Erinnerungen in mir wecken, und Papa hatte Billette zu einer Matinee unter meine Serviette gelegt. Man gab ein französisches Lustspiel, das, wie ich schaudernd bemerkte, nicht so ganz für mich paßte, aber in seinem Herzensdrange, mich zu erheitern, hatte der gute Papa vergessen, sich vorher zu erkundigen, wie viele Anbeter die Heldin im Verlaufe der drei Akte beglücken werde.

Vor dem Nachtessen machten wir noch rasch einen Besuch bei Mamas bester Freundin, die ihren Jourfix hatte, vermutlich nur, um ihr und den versammelten, darob sichtlich enttäuschten Damen zu zeigen, daß wir noch nicht völlig geknickt seien. Zum Souper gab es Wachteln, auf römische Art in Weinblättern gebraten, und Mandarineneis (für mich der Gipfelpunkt kulinarischer Genüsse), dann bat ich um die Erlaubnis, mich zurückziehen zu dürfen.

Mama küßte mich mit einem neuen Ausbruche der Rührung, nannte mich ein wackeres Kind, das seinen gebeugten Eltern nicht das Schauspiel seines Kummers bieten wolle; Otto lud mich ein, mit ihm am nächsten Tage eine Motorfahrt zu machen, und Papa studierte wieder die Theaterzettel, anscheinend fest entschlossen, etwas recht Lustiges zu finden. Die nächste Zukunft eröffnete sich mir also unter ganz freundlichen Auspizien.

Ich schlüpfte in mein Zimmer. Dort fand ich Anna, die, wie sie mir verriet, schon seit einer Stunde meinen Hut bürstete, der bei dieser Operation seine ursprüngliche Form zum größten Teile eingebüßt, allein Anna mußte etwas schaffen, um bei einem etwaigen Erscheinen Mamas ihre Anwesenheit in meinen Gemächern zu rechtfertigen.

Annas vergnügte Miene verriet, daß sie Jean gesehen habe und ohne Trennung fürs Leben von ihm geschieden sei. Gespannt fragte ich: „Haben Sie etwas erfahren?"

„Alles!" sagte Anna.

Ich konnte einen Ausbruch der Freude kaum unterdrücken: endlich, endlich sollte ich wissen, warum mich Fritz Berger hatte sitzen lassen!

Behaglich versenkte ich mich in meinen Lieblingsfauteuil, und Anna begann: „Jean läßt dem gnädigen Fräulein für das viele Geld schönstens danken, und er hat mir dringend aufgetragen, dem gnädigen Fräulein zu sagen, daß es für ihn ein harter Schlag war, als er hörte, daß er nicht mehr in dieses ehrenwerte Haus kommen dürfe. Bevor er mir aber erzählen konnte, warum der junge Herr das gnädige Fräulein sitzen gelassen, mußte er mir erst erklären, wie es gekommen, daß sich sein junger Herr mit unserm Fräulein verlobt."

Also das wußte er auch — ich war entzückt.

„Jean sagte mir, daß die ganze Geschichte eigentlich nicht für die Ohren des gnädigen Fräuleins passe, daß er sich unter andern Umständen niemals erlaubt hätte, sie dem Fräulein wissen zu lassen, da aber Fräulein dabei doch so eine Hauptrolle gespielt, würden Sie das Unkorrekte" — Anna suchte eine Weile nach diesem Worte — „seines Vorgehens entschuldigen."

Ich erklärte Anna, daß ich nach dem französischen Lustspiele ziemlich gewappnet sei, daß also Jeans Gewissen ruhig sein könne, dann lauschte ich mit atemloser Spannung der Offenbarung, die mir werden sollte.

Anna holte tief Atem und begann: „Also, der junge Herr hat seit vier Jahren eine Bekanntschaft mit einer Dame vom Ballett. Es ist eine Wienerin, sie heißt Marie Huber, wird aber nur die ‚dicke Mitzi' genannt."

Ich war sprachlos: so interessant hatte ich mir die Sache nicht vorgestellt.

„Diese Mitzi brauchte ziemlich viel Geld, der Herr Kommerzienrat sah das Verhältnis höchst ungern, und besonders die Frau Kommerzienrätin war meist außer sich, und gnädiges Fräulein können sich vorstellen, was die Frau Kommerzienrätin treibt, wenn sie außer sich ist."

„Und ob!" sagte ich, wider Willen von Annas Schwung hingerissen.

„Da der junge Herr nicht von der Mitzi lassen wollte, beschloß man, ein altes bewährtes Mittel anzuwenden; man sperrte die Geldquelle, in der Hoffnung, daß diese Maßregel beim Ballett wirken werde. Dann sagte der Herr Kommerzienrat dem jungen Herrn eines Tages — Jean hat's gehört, er putzte im Nebenzimmer die Spiegel —: ‚Fritz, du versinkst moralisch und physisch, wir wollen dich wieder erheben; heirate ein junges Mädchen aus unsern Kreisen, dann mache ich dich zum Compagnon und gebe dir außerdem eine größere Summe, damit du deine Schulden bezahlen und dein Verhältnis als Ehrenmann lösen kannst. Willst du nicht, so bekommst du die Farbe meines Geldes, solange ich lebe, nicht mehr zu sehen.' Der junge Herr wehrte sich lange, aber da er schließlich nicht mehr viel Kredit hatte und die Mitzi unglücklicherweise auch nicht da war, um ihn aufzumuntern (sie war nämlich zur Hochzeit ihrer Schwester nach Wien gefahren, die einen Tischlermeister geheiratet hat), gab der junge Herr mit Ach und Krach nach und hat sich in dieser trostlosen Stimmung mit dem gnädigen Fräulein verlobt."

Kapitel I war in Ordnung, ich wußte nun, wie es gekommen, daß Fritz mein Bräutigam geworden, ich war eine Art Gegengift gewesen, das ihm Herr und Frau Kommerzienrat verschrieben. Wenn ich jetzt noch erfuhr, warum mich Fritz verlassen, blieb mir nichts mehr zu wünschen übrig.

„Der junge Herr," fuhr Anna fort, „schrieb dann Fräulein Mitzi einen Abschiedsbrief, daß er mit Rücksicht auf den Namen Berger heiraten und eine Familie gründen müsse, und sandte ihr den von seinem Herrn Papa unterschriebenen Scheck. Vorgestern nun kam die Kammerfrau von Fräulein Mitzi, auch eine Wienerin, aber schon alt, atemlos zum jungen Herrn gelaufen, denn die Sache hatte eine böse Wendung genommen. Beim Empfang des Briefes war Fräulein Mitzi direkt von der Hochzeit weg in einen Wagen gesprungen, hatte noch mit Mühe und Not den Eilzug erreicht und war in der reinsten Verzweiflung hier angekommen. Dann hat sie von zweiundzwanzig Zündhölzchen die Köpfe abgeschabt und sie der Reihe nach geschluckt."

Ich sprang auf und faßte Annas Schultern: „Wirklich, vergiftet hat sie sich?" In meinem ganzen Leben hatte ich noch keine so wunderbar spannende Geschichte gehört — was gehört? Erlebt hatte ich sie, ich war ja bei dem Drama auch beteiligt.

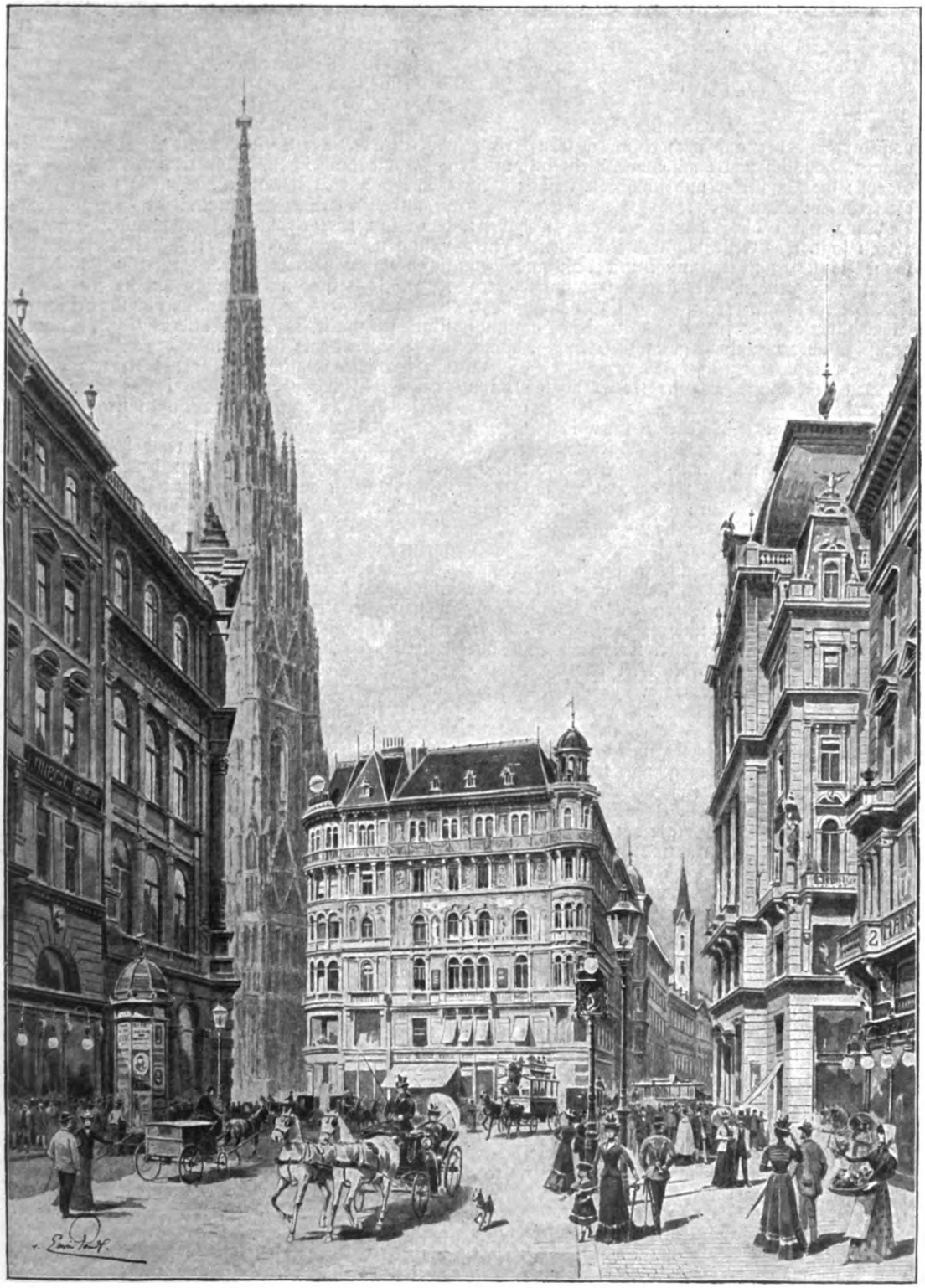
Plötzlich erfaßte mich wilde Angst: „Sie ist doch nicht gestorben?"

„Nein," antwortete Anna voll Seelenruhe, „der junge Herr brachte gleich drei Professoren mit, die Fräulein Mitzi wand sich in Krämpfen, als er kam, sie rief immer: ‚Nimm dein Geld zurück!' Die Doktoren meinten, sie rede im Fieber, denn bei Besinnung sage eine Ballerine so etwas nicht, — man gab ihr starke Gegenmittel, und so wurde es bald besser."

„Gott sei Dank," flüsterte ich, „die arme Mitzi!" Entsetzt schauderte ich zusammen: die Köpfe von zweiundzwanzig Zündhölzchen, wie mußte die den Fritz lieben! Mich hatte er doch auch verlassen, aber die Idee, Zündhölzchen zu essen, wäre mir nie gekommen. Arme, arme Mitzi!

„Und dann?" fragte ich leise.

„Dann," berichtete Anna, „schwor der junge Herr, sie niemals zu verlassen. Gestern früh ist er mit ihr nach Italien gereist und hat dem Herrn Kommerzienrat geschrieben, daß er das gnädige Fräulein nicht heiraten werde, weil er seine geliebte Mitzi nicht verlassen könne. Der Herr Kommerzienrat tobte, die Frau Kommerzienrat hatte einige Nervenanfälle, der Herr Medizinalrat war schon fünfmal dort, aber tun können sie doch nichts, denn



Der Wiener Graben gegen den Stephansplatz

Nach einer Zeichnung von Erwin Pendl (Text S. 95)

der junge Herr ist bereits als Compagnon eingetragen worden, gleich nach seiner Verlobung mit dem gnädigen Fräulein. Jetzt hat er im Geschäft die gleichen Rechte wie sein Papa, und da wird es dem Fräulein Mitzi in Zukunft auch nicht schlecht gehen."

Ich starrte lange vor mich hin, wie erdrückt von der Last der auf mich einstürmenden Erfahrungen. Plötzlich packte mich wieder ein bekanntes Gefühl: die Neugierde, und ich fragte hastig: „Ist die Fräulein Mitzi schön?"

Anna schien diese Worte erwartet zu haben: „Jean sagt, was Erziehung und Benehmen betrifft, könne sie sich natürlich nicht mit dem gnädigen Fräulein vergleichen, aber sie sei, was man ‚einen lieben Kerl' nennt. Ganz jung ist sie nicht mehr, etwas älter als der junge Herr, vielleicht achtundzwanzig, aber prachtvoll gewachsen, üppig, blond, lebhaft, voll Lebenslust."

Voll Lebenslust, und sie wollte doch für ihn sterben!

„Da gnädiges Fräulein so splendid mit Jean waren, suchte er auch gefällig zu sein, und weil er dachte, Fräulein würden neugierig sein, die Mitzi zu sehen, und bei der modernen Erziehung doch keine Gelegenheit hätten, den Ballettdamen näher zu kommen, so schickt er dem gnädigen Fräulein ein Bild der dicken Mitzi."

Anna hob den Vorhang auf und überreichte mir ein großes, viereckiges Paket, das sie dort vor indiskreten Blicken verborgen hatte. Ich zögerte, es zu erfassen, wirklich und wahrhaftig, ich zögerte, allerdings nur eine Viertelsekunde, dann fragte ich: „Wie kommt Jean zu dem Porträt?"

„Er hat es im Zimmer des jungen Herrn genommen."

„Wird man das nicht bemerken?"

Anna lächelte: „Jean hat mir die Junggesellenwohnung des Herrn Fritz gezeigt, sie ist im Hintertrakte; dort befinden sich vielleicht zweihundert Bilder von Mitzi, in allen erdenklichen Stellungen, da bemerkt man eines mehr oder weniger nicht."

Anna machte einen Knicks, ihre Mission war zu Ende. Sie nahm mein englisches Kostüm in der löblichen Absicht, es im Korridor zu bürsten, ich hielt sie zurück: „Anna, ich danke Ihnen, und ich lasse auch dem Jean herzlich danken, Sie haben beide viel für mich getan. Ich hoffe, Ihre Liebesgeschichte wird gut ausgehen, dann liefere ich das Brautkleid. Damit Sie aber, wenn Sie mit Jean wieder einmal „zufällig" zusammentreffen, ihm recht gut gefallen, behalten Sie das Kleid, das Sie eben mitnehmen."

Anna strahlte glückselig und verschwand mit meiner äußeren Hülle. Ich konnte leicht freigebig sein, mein Ex-Brautstand hatte mir zwei reizende neue Kostüme gebracht, die, aus soliden, echt englischen Geweben geschnitten, seine ephemere Dauer lange überleben werden. Dann drehte ich alle Flammen meines kleinen elektrischen Lüsters auf, löste energisch das Band und flüsterte kampfbereit: „Jetzt zu uns zweien, Fräulein Marie Huber!"

Ich stellte das Bild vor meinen Toilettespiegel und setzte mich gerade davor, dann verglich ich Punkt für Punkt: „Gerechter, unparteiischer Brutus, steh mir bei!"

Ein lachendes Gesicht sah mir entgegen: „Donnerwetter, die ist schön!" Otto rief das zuweilen, wenn wir im Tiergarten einer hübschen Frau begegneten, hier hätte er es mit seiner bewundernd-sten Intonation angebracht. Arme Susel, der Gesamteindruck war für sie, da zog ich den kürzeren.

Nun ins Detail übergehend, verglich ich mein Porträt, das der Toilettespiegel sorgenvoll wiedergab, mit dem ihren. Wieder eine Niederlage — meine Schultern sahen ganz armselig neben diesem prachtvollen weißen Nacken aus, — aber Viktoria! — das Kinn war eigentlich recht vulgär. Auch der Mund war groß, aber er ließ zwei Reihen herrlicher Zähne hervorblinken. Jetzt zur Nase! Die war dick, — über mein Gesicht huschte ein Lächeln des Triumphs —, punkto Nase war ich ihr bei weitem überlegen, mein Profil präsentiert sich fein geschnitzt, das offenbart mir täglich mein dreiteiliger Spiegel, ihr Profil war nicht klassisch: „Sie werden gut tun, Fräulein Huber, sich bei Ihrer Nase immer nur en face zu zeigen." Die Augen strahlten groß und schön, aber auch ich habe schöne Augen, ich kann sie nur noch nicht so recht benutzen. Die Stirn vermochte ich nicht zu beurteilen, wirre Löckchen fielen darüber. „Frisiert sind Sie reizend, Fräulein, morgen werde ich versuchen, ob mich diese Coiffüre kleidet, und wenn ja — so adoptiere ich sie!"

Lange starrte ich auf das Bild: „Fräulein Mitzi, Sie haben mir doch meinen Bräutigam genommen, und ich hätte das Recht, Ihnen die Augen auszukratzen, allein ich kann keinen Groll empfinden. Wirklich, ich bin Ihnen nicht böse, gar nicht böse."

Wie von einem Traum befangen löschte ich die Lichter, dann schlüpfte ich ins Bett — schlafen konnte ich nicht, beim besten Willen nicht. Mit offenen Augen lag ich da und schaute und schaute. Die Wände schienen zurückzutreten, immer weiter wurde es um mich herum, wie ein Garten breitete es sich aus. Dieser Garten hob an zu blühen, gleich Fliederduft umgab es mich, gleich kosendem Veilchenatem.

Und mein Garten war nicht tot, Vogelsang durchschwirrte ihn, Lerchentriller, Nachtigallenschlag; die Zukunft, meine Zukunft intonierte leise ein wundersames Lied. Und alles überklang ganz deutlich eine Männerstimme; sie schien mir fremd und doch so vertraut, als wäre sie mir allein bestimmt, als müßte ich sie immer wieder hören. Fritz Bergers Stimme war es nicht — die Stimme lockte: „Ich liebe dich!" und das hatte Fritz nie zu mir gesagt, aber jetzt wußte ich es ganz genau, daß ich diese Stimme wieder hören würde, vielleicht bald, vielleicht später, was tat's — ich war ja meiner Sache sicher!

Der Mondschein fiel hell auf Fräulein Mitzis Bild, neidlos gestand ich's ein, sie war schön, sehr schön sogar, viel schöner als ich.

Ich setzte mich in meinem Bette auf und warf dem Porträt eine Kußhand zu: „Liebes Fräulein Mitzi, ich danke Ihnen! Sie haben mir einen großen Dienst erwiesen, und ich werde es Ihnen nie vergessen. Ich will die Ereignisse der Ballettwelt jetzt genau verfolgen, und beim ersten Anlasse, der sich in Ihrer Künstlerlaufbahn bietet, sende ich Ihnen anonym einen Kranz, wie ihn in solchen

Dimenſionen ſelbſt die Prima-Ballerina noch niemals empfangen. Gute Nacht, Fräulein Mitzi, und ſeien Sie glücklich mit Fritz Berger, dies wünſche ich Ihnen aus tiefſtem Herzensgrunde!“ ...

Mamas Seidenſchlafrock rauſchte durch den Korridor — faſt unhörbar pochte ſie an meine Türe: „Schläfſt du, Suſel?“

„Nein, Mama.“

„Armes Kind,“ ſeufzte Mama, ſie zögerte einen Moment, dann verlor ſich das Rauſchen.

„Armes Kind,“ — was ſie nur wollen? Schon morgen werde ich ihnen den Standpunkt klar machen!

„Armes Kind“ — Herrgott, achtzehn Jahre war ich alt, und die Welt lag vor mir. Ich dehnte und ſtreckte mich, mir ſchien es, als würde ich größer, wie drückende Feſſeln fiel es nach und nach von mir. Dann hob es wieder an zu ſingen, zu klingen, innen und außen jauchzte es, ich faltete die Hände und hielt ganz ſtill, dann lachte ich vor mich hin, in drollig-ſeliger Erkenntnis: wahrhaftig, in meinem ganzen Leben war ich noch nicht ſo übermenſchlich glücklich geweſen wie ſeit geſtern — ſeit ich ſitzen geblieben war.

Der Wiener Graben gegen den Stephansplatz

(Zu dem Bilde Seite 91)

Der Platz im Mittelpunkte Wiens, deſſen großſtädtiſches Getriebe unſre Abbildung vorführt, bildet den Uebergang vom Graben zum Stefansplatz und heißt „Stock im Eiſen“. Er hat ſeinen Namen von dem uralten Wahrzeichen der Kaiſerſtadt, dem an dem monumentalen rechtsſeitigen Eckhauſe auf einem Steinſockel aufgeſtellten Baumſtrunk, der ganz mit eiſernen Nägeln beſchlagen iſt. Ein Sagenkranz hat ſich um die Entſtehung dieſes „Stockes im Eiſen“ gewunden; nach der neueſten Forſchung iſt es die Wurzel eines mächtigen Lärchenbaumes, und ſeine Nägelbekleidung rührt von einem alten Handwerksbrauche her. Während ſich zur Rechten dieſes Platzes der Eingang in die Singerſtraße zeigt, öffnet ſich links ein Blick auf den in ſeiner ganzen Höhe ſichtbaren Stefansturm. Man erblickt ſchon vom Graben aus den mächtigen gotiſchen Turm mit ſeinen hohen Spitzbogenfenſtern und zierlichen Giebeln vom Sockel bis zur Kreuzblume und dem glänzenden goldenen Kaiſeradler an der Spitze. Bis vor einigen Jahren mußte man den Stefansplatz ſelbſt betreten, um Dom und Turm betrachten zu können, wobei die große Nähe die Wirkung ſehr beeinträchtigte. Als das den Ausblick hindernde alte Gebäude niedergeriſſen wurde, um einem Neubau Platz zu machen, zeigte ſich den Wienern zum erſtenmal dieſer überraſchende Blick auf den altehrwürdigen Stefansturm, und es wurde der Wunſch rege, dieſes prächtige Stadtbild für alle Zeiten zu erhalten. Einer Anzahl lokalpatriotiſch geſinnter Männer verdankt Wien ſeine „Domfreiheit“. Den Neubau ganz zu verhindern, war leider nicht mehr möglich, und man mußte ſich darauf beſchränken, eine möglichſt große Grundfläche zu erwerben und frei zu erhalten, um den Ausblick auf den Turm zu retten. So entſtand der ſchmale Bau mit abgerundeter Ecke, der ſich an das den Mittelpunkt unſers Bildes bildende Haus „Zum goldenen Becher“ anſchließt. Im Flur des neuen Hauſes erinnern zwei Gedenktafeln an dieſe patriotiſche Tat Wiener Bürger und die Förderung, die Kaiſer Franz Joſef dem Werke angedeihen ließ. Denn erſt durch die vom Monarchen erteilte Bewilligung, daß der Stadterweiterungsfonds die durch die öffentliche Sammlung nicht gedeckten Mittel zum Ankaufe des Platzes ergänze, wurde die Freilegung des Stefansdomes ermöglicht. Es ward auch die kleinſte Spende angenommen, denn jedermann ſollte ſein Scherflein beitragen können.

Ludwig Richter

Zu seinem hundertjährigen Geburtstage, 28. September 1903

Wem riefe der Name Ludwig Richter nicht die schönsten Erinnerungen wach, Erinnerungen an die sonnige Jugendzeit, an die Zeit der ersten Märchenbücher und an die Zeit des ersten Erwachens der jugendlichen Psyche zum eignen Sinnen und Träumen? Richter war einer derjenigen deutschen Künstler, die aus der Tiefe des Gemüts heraus schafften und sich daher mit ihren Werken mehr an das Gemüt als an die Phantasie wandten. Er unterschied sich dadurch namentlich von Moritz von Schwindt, mit dem er sonst viel Gemeinsames hatte, und mit dem er namentlich den Zug teilte, daß er dem Kreise der deutschen Romantiker angehörte, aber der von diesem Kreise vertretenen Richtung nur so weit folgte, als sie mit Meidung alles Krankhaften und Uebersspannten dem Gesunden und Lebenskräftigen zustrebte. Die Welt, in der Richter sein natürliches Verständnis fand und finden mußte, war die des Kinder- und Volksgemüts. Er war einer der volkstümlichsten, zugleich aber auch einer der nationalsten Künstler, die unser Vaterland hervorgebracht hat, und leider spiegelt sich in seinen Lebensschicksalen vieles von dem, was derartigen Künstlern beschieden zu sein pflegt. Kann von seinen Erdentagen auch nicht ganz das gelten, was die Grabschrift von dem ihm fast gleichaltrigen und geistesverwandten, liebenswürdigen deutschen Tonmeister Albert Lortzing meldet, daß sein Leben „Kampf mit Not und Neid" gewesen sei, so trifft doch vieles davon zu; die Sonne des Glücks leuchtete ihm nur so weit, als er in der Bescheidenheit und der frommen Einfalt seines ruhigen, zufriedenen Gemüts einen beständigen Sonnenschein in sich trug: hätte ein Machtspruch Kaiser Wilhelms I. es nicht anders gefügt, so würde nach einem in unermüdlicher Arbeit verbrachten Leben das Ende seiner Tage nicht vor Nahrungssorgen geschützt gewesen sein.

Ludwig Richter

Ludwig, oder wie er mit seinem vollen Vornamen hieß, Ludwig Adrian Richter, war am 28. September 1803 in Dresden als Sohn des als Professor an der dortigen Akademie wirkenden Zeichners und Kupferstechers Karl August Richter geboren. Als etwas Selbstverständliches schien der väterliche Beruf auch ihm vorbeschieden zu sein, und schon früh übte er sich in einer Kunstfertigkeit, die vielfach noch in den Banden einer veralteten Tradition und, was schlimmer, des Handwerksmäßigen lag. Er half seinem Vater bei der gewerbsmäßig betriebenen Herstellung von Kalenderradierungen und ähnlichen Arbeiten, durch die der ältere Richter sich das zu erwerben genötigt war, was ihm die kärglich zubemessene Besoldung nur zum Teil gewährte. Das Beengende und Unzulängliche dieser Verhältnisse der „künstlerischen Hausindustrie" ist von Ludwig in seiner Selbstbiographie in rührender Weise und nicht ohne den Anflug des ihm eignen liebenswürdigen Humors geschildert worden. Der aufgeweckte Knabe strebte über die Beschränkung seiner ersten Umgebung hinaus und wäre am liebsten Maler geworden, und es schien, als solle sein Ideal verwirklicht werden. Zweimal wenigstens lächelte ihm das Glück; der durch seine ersten selbständigen Arbeiten auf ihn aufmerksam gewordene russische Fürst Narischkin nahm ihn als Zeichner auf einer siebenmonatlichen Reise durch Frankreich mit, und später gewährte ihm ein Gönner, der Verleger Christoph Arnold, die Mittel zu einem dreijährigen Aufenthalt in Italien (1824—1826). In Italien und namentlich in Rom, wo er sich der Gruppe der Nazarener anschloß, bildete Richter sich zu einem tüchtigen Landschafter aus, und dennoch lag die künstlerische Bedeutsamkeit, die ihm beschieden war, auf einem andern Gebiete, auf dem des Zeichners und Illustrators, auf dem er nicht nur einer der Größten und Bedeutendsten, sondern ein wirklich Großer geworden ist.

Nach seiner Rückkehr nach Deutschland erhielt Richter eine Anstellung an der Zeichenschule zu Meißen, an der er zehn Jahre lang wirkte, um alsdann als Professor der Landschaftsmalerei an die Dresdener Akademie berufen zu werden, der er bis acht Jahre vor seinem am 19. Juni 1886 erfolgten Tode angehört hat. Während seines Meißener Aufenthaltes versuchte er sich, der Not und nicht

dem eignen Triebe gehorchend, mit seinen Zeichnungen zum „Landprediger von Wakefield“ zum erstenmal als Buchillustrator, und in gleicher Eigenschaft wirkte er an den Marbachschen „Deutschen Volksbüchern“ mit. Diese Arbeiten, sowie die Vorzeichnungen zu dem Buchschmucke von Musäus' „Volksmärchen“ begründeten seinen Ruf und bewiesen sehr bald, daß das Schicksal ihn auf die rechte Bahn gelenkt hatte. Hier aufzuzählen, was Richter als Zeichner und Illustrator alles geleistet, ist kaum möglich. Es sei nur daran erinnert, daß er innerhalb eines Zeitraumes von etwa zwanzig Jahren die Vorzeichnungen zu mehr als 2000 Holzstöcken geliefert hat und daß ihm ein ganz wesentlicher Anteil an dem Herbeiführen eines neuen Blütezeitalters für den deutschen Holzschnitt gebührt. Von seinen Hauptwerken seien angeführt die Sammlungen „Erbauliches und Beschauliches“, „Das Vaterunser“, „Der Sonntag“, „Gib uns unser tägliches Brot“, „Fürs Haus“, „Neuer Strauß fürs Haus“, „Goethe-Album“, die Illustrationen zu der „Spinnstube“ und sonstigen Hornschen Schriften, zu Nieritz' „Volkskalender“, Jeremias Gotthelfs Schriften, Bechsteins Märchenbuch, Groths „Quickborn“ u. s. w. Als Meister des deutschen Holzschnitts, die hauptsächlich ihm ihre Bedeutung verdanken, seien Hugo Bürkner und dessen Schüler August Gaber genannt.

Was der Stift des unermüdlichen Künstlers geschaffen, bewegt sich fast ganz und gar auf dem Gebiete unsers einheimischen Volkslebens. Er stellt uns dieses Leben in seiner ganzen Enge und Beschränktheit dar, aber auch mit dem ganzen Zauber der Poesie, der darüber ausgebreitet liegt. Er führt uns in die Kinder- und Wohnstube des deutschen Bürgerhauses, an die Arbeitsstätte des Handwerkers, er zeigt uns das kindische Spiel, wie wir alle es einst getrieben, er zeigt uns den Ernst des Lebens und führt uns den Kampf vor, wie wir alle ihn gekämpft haben oder wie wir ihn noch kämpfen, aber er bannt auf sein Blatt auch den Sonnenschein, wie er sich verklärend auf das Alltagsleben mit seinen Mühen und Sorgen legt, er führt uns hinaus aus der engen Behausung, nicht nur in die trauliche, rebenumsponnene Vorlaube und das sonnige Gärtchen, sondern auch weit in Flur und Feld, in den Wald und auf die Höhe mit dem Ausblick auf das in duftiger Ferne sich verlierende Landschaftsbild. Neben dem Leide des Alltagslebens läßt er dessen Freude erscheinen, das Stückchen Poesie, das jedem beschieden ist, der sich mit der Ursprünglichkeit die Reinheit des Empfindens zu wahren weiß. Was uns eng und beengend erscheint, war für den Künstler die Grundlage schlichter Natürlichkeit, aus der im Leben wie in der Kunst alles Große und Herrliche erwachsen muß.

Leo Tolstoj hat einmal von einem berühmten russischen Maler erzählt, der ein von einem seiner Schüler gemaltes Bild korrigiert habe. Er habe nur hie und da den Pinsel leicht angesetzt, und trotzdem sei die Folge die gewesen, daß der Schüler ausgerufen habe: „Sie haben nur zwei bis drei Striche gemacht, und dennoch finde ich mein Bild vollständig verändert!“ Worauf der Maler entgegnet habe: „Die Kunst fängt da erst an, wo kaum wahrnehmbare Striche große Wirkungen hervorbringen.“ Ludwig Richter gehörte in hervorragender Weise zu den Meistern, die mit wenigen Strichen den Charakter und den Wert eines Kunstwerks zu bestimmen wissen. Freilich war es ihm wie nicht leicht einem andern gegeben, sich mit der ganzen Frische eines ursprünglichen Gemüts in die ihn umgebende Natur zu versenken und sich von ihr so durchdringen zu lassen, daß er fähig wurde, mit wenigen Andeutungen uns ihr ganzes Bild vor die Seele treten zu lassen. Die wenigen Andeutungen enthalten bei ihm die Grundzüge ihres Wesens, d. h. das, wodurch sie vor allem auf uns einwirkt. Als er in den fünfziger Jahren einmal in dem anmutigen Loschwitz zur Sommerfrische eingekehrt war, schrieb er in sein Tagebuch: „O Gott, wie herrlich ist hier von meinem Plätzchen auf dem Berge die ganze Gegend. So himmlisch schön, so sinnlich schön. Der blaue tiefe Himmel, die weite grüne Welt, die helle Mailandschaft mit tausend Stimmen belebt.“ Was kein Verstand der Verständigen sieht, das hatte sich hier einem im besten Sinne kindlichen Gemüte enthüllt, die unlösliche Einheit des sinnlich Schönen mit dem himmlisch Schönen.

Um das Charakterbild des Künstlers zu einem vollständigen zu machen, braucht nur noch angeführt zu werden, was der bescheidene Meister in den letzten Lebensjahren einmal von sich selbst sagte: „Kann meine Kunst nun auch nicht unter die Lilien und Rosen auf den Gipfel des Parnaß, so blühte sie doch auf demselben Pfade, an den Wegen und Hängen, an den Hecken und Wiesen, und die Wanderer freuten sich darüber, wenn sie am Wege ausruhten, die Kindlein machten sich Sträuße und Kränze davon, und der einsame Naturfreund erquickte sich an ihrer lichten Farbe und ihrem Duft, welcher wie ein Gebet zum Himmel stieg. So hat es denn Gott gefügt, und mir ist auf vorher nicht gekannten und nicht gesuchten Wegen mehr geworden, als meine kühnsten Wünsche sich geträumt haben: Soli deo gloria.“ **Ludwig Holthof**

Schulneubauten in Stuttgart

Die rege Bautätigkeit, die augenblicklich in Stuttgart herrscht, erstreckt sich auf fast alle Gebiete des Bauwesens und hat neben einer Reihe hervorragender Privatbauten auch verschiedene öffentliche Gebäude imposanten Charakters erstehen lassen. Unter diesen zeichnen sich namentlich zwei Schulgebäude aus, die mit dem Beginn des neuen Schuljahres ihrer Bestimmung übergeben wurden: das neue Haus für das Königin Katharina-Stift und das neue Eberhard Ludwigs-Gymnasium.

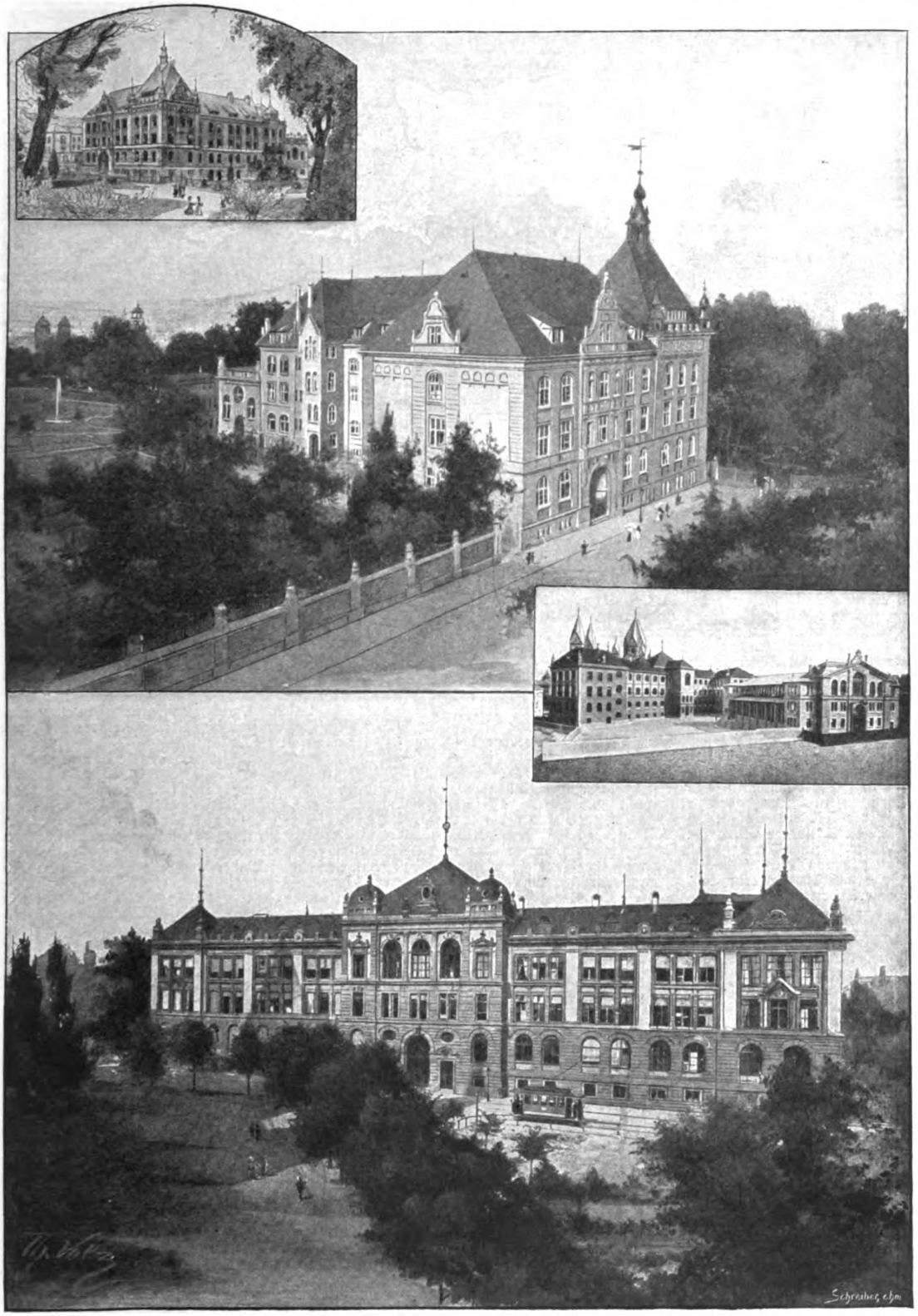
Die beiden Unterrichtsanstalten, um die es sich dabei handelt, zählen zu den hervorragendsten und angesehensten der württembergischen Residenz- und Landeshauptstadt und stehen in enger Beziehung zu der Geschichte des Schul- und Bildungswesens im Königreich Württemberg.

Das Katharina-Stift verdankt seine Gründung der Königin Katharina Paulowna und wurde im Jahre 1818 als ein mit Internat verbundenes Institut zur höheren Ausbildung von Mädchen ins Leben gerufen, das ursprünglich fast nur von Offiziers- und Beamtentöchtern sowie von Töchtern adliger Familien — vielfach auch aus dem Auslande — besucht wurde. Am 1. April 1903 gelangte es mit dem ihm in seinen Einrichtungen ähnlichen, jedoch aus weit späterer Zeit stammenden Königin Olga-Stifte in den Besitz der Stadt und nahm unter Aufhebung des Internats im wesentlichen den Charakter einer städtischen höheren Töchterschule an. Nach dem schon geraume Zeit vor dem tatsächlichen Uebergange zwischen staatlicher, kronfiskalischer und städtischer Behörde abgeschlossenen Vertrage war durch die Stadt auf gemeinsame Kosten der genannten drei Vermögensverwaltungen ein neues Schulhaus zu erstellen, das nunmehr vollendet und am 11. September seiner Bestimmung übergeben worden ist. Die Baustelle ist zwischen der Königlichen Münze und dem oberen Teile der Königlichen Anlagen an einer von der Neckarstraße nach den Anlagen führenden kurzen, neuhergestellten Verbindungsstraße so günstig wie möglich gewählt. Idyllische Ruhe umgibt das Haus, und aus der Mehrzahl der Schulzimmer eröffnet sich der Blick unmittelbar auf freundliches Wiesengrün und hochragende Baumgruppen. Das Gebäude erhebt sich dreistöckig auf hohem, der abfallenden Straße angepaßten Untergeschosse. Die beiden Hauptschauseiten sind aus dem bei Stuttgarter Bauten üblichen graugrünlichen Werkstein hergestellt, die Nebenseiten aus einem diesem in der Färbung ähnelnden Kunststein. Die Bauformen folgen in freier Behandlung dem den Uebergang aus der Spätgotik in die Frührenaissance vermittelnden Baustil, wie er vielfach in der Architektur alter deutscher Reichsstädte hervortritt. Die hohen, von einem aus Kupfer getriebenen Dachreiter überragten Ziegeldächer stimmen koloristisch mit ihrem Braunrot zu dem Werksteinton und dem Baum- und Wiesengrün der Umgebung sehr glücklich zusammen. Das von dem städtischen Bauamte nach den Plänen und unter Leitung von Stadtbaurat Mayer ausgeführte Schulgebäude enthält neben den erforderlichen Verwaltungsräumen 28 Schulzimmer für je 36 bis 42 Schülerinnen, einen Zeichensaal, einen Saal zum Unterricht in der Naturgeschichte, Chemie und Physik, je einen Saal zum Unterricht im Singen und Tanzen, sowie eine ornamental ziemlich reich ausgestattete Turnhalle, die zugleich als Festsaal verwandt werden kann. Heizungs-, Lüftungs- und Beleuchtungsanlagen sind nach den bewährtesten modernen Systemen hergestellt. Als besondere Einrichtung, die wohl noch bei keiner deutschen Schule anzutreffen sein dürfte, ist die einer großen Spielhalle hervorzuheben, eines pré au couvert, wie die Franzosen sie nennen. Sie schließt sich in gleicher Höhe dem an sie anstoßenden offenen Spielplatz und Garten an, mit dem sie durch vier große Tore verbunden ist.

Das Eberhard Ludwigs-Gymnasium ist die älteste Gelehrtenschule des Landes und wurde unter Herzog Friedrich Karl, dem Administrator und Vormund des minderjährigen Eberhard Ludwig, im Jahre 1686 zu einem sogenannten Gymnasium illustre ausgebildet. Die Anstalt hat sich bis zum heutigen Tage in ihrem alten, aus dem 17. Jahrhundert stammenden, an der dermaligen Kronprinzenstraße gelegenen Heim erhalten, das sich trotz eines um die Mitte des vorigen Jahrhunderts vorgenommenen Umbaues schon längst als für seine Zwecke nicht mehr genügend erwies. Um so praktischer, schöner und bequemer ist das mit seinem Hauptflügel und dem dreiteiligen Hauptportal sich der Holzgartenstraße zukehrende neue Gebäude. In glücklicher Weise fügte es sich, daß mit dem neuen Gymnasium die neue staatliche Turnhalle auf dem teils in staatlichem, teils in städtischem Besitz befindlichen Gelände des alten Holzgartens verbunden werden konnte, und zwar so, daß sich für beide Anstalten ein gemeinsamer geräumiger Turn- und Erholungshof herstellen ließ. Das dreistöckige Gymnasialgebäude, ein Zweiflügelbau, dessen beide Flügel zwischen Garnisonskirchenplatz und Hoppenlaufriedhof unter spitzem Winkel aneinanderstoßen, enthält wie das alte 22 Klassenzimmer für je 36 bis 40 Schüler, einen Zeichensaal, einen Lehrsaal für Physik und Chemie, einen solchen für Naturgeschichte, zwei Bibliothekräume mit Lesezimmer, ein Musikzimmer, einen Festsaal, ein chemisches Laboratorium mit Akkumulatoren- und Dunkelraum und dazu in hinreichender Anzahl Diensträume für Rektor und Lehrerpersonal. Heizungs- und Beleuchtungsanlagen sind ebenfalls nach bewährten modernen Systemen eingerichtet, erstere als Niederdruckdampfheizung mit elektrischer Lüftung, letztere teils mit elektrischem, teils mit Auerschem Gasglühlicht. Die künstlerische Durchbildung des nach Plänen und unter Leitung von Baurat Gebhardt ausgeführten Bauwerks strebt im Aeußern sowohl wie im Innern nach einer durch die Natur der Aufgabe gebotenen einfachen und ernsten Formengebung im Geiste der frei behandelten italienischen Hochrenaissance und beschränkt den bildnerischen Schmuck auf einige wenige hervorragende Punkte. K. H.

Das neue Königin Katharina-Stift: Ansicht von der Gartenseite aus

Die neue staatliche Turnhalle bei dem Eberhard Ludwigs-Gymnasium



Das neue Königin Katharina-Stift: Ansicht von der nach den Anlagen führenden Straße aus
Das neue Eberhard Ludwigs-Gymnasium, Hauptschauseite

Schulneubauten in Stuttgart

Literatur

Doktor Karl Krell, der Besitzer der von seinem Vater begründeten weitverbreiteten Zeitschrift „Deutsche Mode", fühlt sich trotz seines Reichtums und seiner in jeder Beziehung glänzenden Verhältnisse unbefriedigt und unbehaglich. Er möchte in irgend einer Sache etwas Großes leisten, irgend eine Tat begehen, etwas, das Geist, Muskeln, Nerven, den ganzen Menschen anspannt. In dieser Stimmung faßt er den Entschluß, eine Reise um die Welt zu machen, und zwar — soweit das möglich ist — auf dem Zweirade; er will von Zeit zu Zeit seinem Blatt Berichte schicken, die die Sitten und Gebräuche der verschiedenen Länder schildern. Als dies bekannt wird, sendet das Konkurrenzunternehmen „Berliner Mode" seinerseits alsbald eine Dame zu gleichem Zweck und ebenfalls auf dem Stahlroß aus, indem sie ihren Lesern verheißt, daß diese nicht nur interessantere Schilderungen liefern, sondern auch die gewaltige Reise schneller durchführen werde. Die Konkurrentin und Gegnerin des Doktors in diesem von ihm ganz und gar nicht beabsichtigten Wettkampfe ist Fräulein Lucy Oppermann, die so wacker den schweren Kampf ums Dasein für sich und ihre beiden kleinen Schwestern führt, und für die Krell schon längst ein tieferes Interesse gefaßt hat. Wie es nun zugeht, daß für diese beiden Wettfahrer auf dem Stahlroß ihre Reise zu einer Fahrt nach dem Glück wird, das erzählt uns Wilhelm Meyer-Förster in der ihm eignen fesselnden und anziehenden Weise in seinem Radfahrerroman „Die Fahrt um die Erde", der soeben in neuer illustrierter Ausgabe bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist. Mit den Sportbildern wechseln darin prächtige landschaftliche Schilderungen ab; die psychologische Entwicklung, die sich in dem Doktor und der schlanken und tatkräftigen Lucy, wie in dem zweiten Paar, Klärchen Schimmelmann und Roland Schirrmeister, vollzieht, erfüllt den Leser mit lebhaftem Interesse, und die Charakteristik nicht nur der Hauptpersonen, sondern auch aller Nebenfiguren, so vor allem des alten biederen Lüneburger Schneidermeisters Adolf Schirrmeister, zeigt den Verfasser wiederum als einen Meister der Erzählungskunst. Die hübschen Bilder, die den eleganten Band schmücken, hat Adolf Wald geliefert, der auch Meyer-Försters in gleichem Verlage erschienenen „Karl Heinrich" — bekanntlich das Urbild zu seinem Schauspiel „Alt-Heidelberg" — illustrierte. Allen Verehrern des allbeliebten Erzählers dürfte diese neue Ausgabe der „Fahrt um die Erde" willkommen sein, die ihm sicherlich auch viele neue Freunde gewinnen wird. — Wir benutzen diesen Anlaß, um unsern Lesern davon Mitteilung zu machen, daß von Meyer-Försters im gleichen Verlage erschienenen Roman „Lena S." soeben bereits das 8. Tausend ausgegeben wurde. Dieser fesselnde Roman hat, wie zu erwarten war, besonders auch in Sportkreisen lebhaften Anklang und Beifall gefunden, was auch die Aeußerungen der sportlichen Fachpresse darüber zu erkennen geben.

— Seitdem Klara Viebig das Eifel-Hochland als eine fruchtbare Romangegend entdeckt hat, sind ihr viele Nachahmer gefolgt, berufene wie unberufene. Zu den berufenen gehört unbedingt Emmi Elert, die in ihrem Buche „Auf vulkanischer Erde" ein sehr achtbares Talent für realistische Darstellung bekundet (Berlin, Fontane & Comp.). In der Darstellung heikler Dinge ist sie freilich sehr verwegen, und dazu mangelt ihr auch der poetische Schwung, der die Erzählungen der Eifel-Entdeckerin auszeichnet. Aber mit kühnem Griff packt doch die Verfasserin die Menschen und die Verhältnisse an und weiß dem bäuerlichen Kleinleben, so alltäglich es auf den ersten Blick erscheint, fesselnde Seiten abzugewinnen. Im Grunde sind es freilich die allbekannten Geschichten: Liebe und Untreue, Eifersucht und Leidenschaft, die bis zu Totschlag und Mord führen können. Dergleichen ist oft genug geschehen und geschieht immer wieder, und es kommt nur darauf an, wie ein Autor, der auf diesen „veralteten" Stoff zurückgreift, ihn einzukleiden und auszugestalten versteht. Der Verfasserin ist es nun gelungen, dem Leser für ihre Helden, so schwere Schuld sie auf sich geladen, aufrichtiges Mitgefühl zu erwecken. Der knorrige Mathis, der seinen Nebenbuhler erschlägt, ist ein weit besserer Charakter als sein Opfer, und die arme Lene, die jenem die Treue gebrochen, muß schwere Buße erleiden. So klingt der Roman ohne Versöhnung, aber doch mit dem Eindruck voller Lebenswahrheit aus.

— Seit dem Verstummen der drei großen Dichter Mickiewicz, Slovacki und Krasinski ist auch im polnischen Schrifttum der Einfluß der Poesie (Lyrik und Epik) zurückgetreten; wie bei andern Völkern gleichfalls, sind es Romane und Novellen, die die schöne Literatur Polens beherrschen. Von den älteren Autoren ganz abgesehen, ist ihre moderne Novellistik so reich an hervorragenden Talenten, daß auch das Ausland sich befleißt, von ihnen Kenntnis zu nehmen; eine Reihe der wertvollsten Erscheinungen liegt auch bereits in guten deutschen Uebersetzungen vor. Von den zeitgenössischen polnischen Autoren hat sich Heinrich Sienkiewicz zuerst durch seine historischen Romane bekannt gemacht; es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, seine im Zeitalter Neros spielende Erzählung „Quo vadis?" (von der eine Uebersetzung in besonders eigenartiger Ausstattung bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschien) habe ihm eine Weltberühmtheit erworben. Nicht minder bedeutend aber ist Sienkiewicz im psychologischen Roman, wie dies sein in Tagebuchform geschriebener Roman „Ohne Dogma" dartut, von dem eine musterhafte Uebersetzung gleichfalls bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart herausgekommen ist. Um dies hochbedeutende Werk nun auch weiteren Kreisen bequem zugänglich zu machen, ist von ihm jetzt eine neue billige Ausgabe (geh. M. 2.50, geb. M. 3.50) veranstaltet worden auf die wir unsre Leser aufmerksam machen wollen. „Ohne Dogma" zwingt den Leser von der ersten bis zur letzten Seite in seinen Bann und berührt in der Selbstschilderung der äußeren und inneren Erlebnisse des Erzählers zugleich die tiefsten philosophischen und religiösen Probleme, die die moderne Menschheit bewegen. Der Held des Romans, Leon Ploszowski, bekennt im Eingang: „Da ich nun fünfunddreißig Jahre alt geworden bin, ohne mir sagen zu können, jemals etwas für mein Heimatland getan zu haben — die Wohltat abgerechnet, daß ich nach den Universitätsjahren fast ganz im Auslande lebte —, weil ich ferner dieses Bekenntnis mit einem gewissen Gefühle der Bitterkeit ablege trotz des Humors, mit dem ich zuweilen die Tatsache auffasse, und trotz des Skeptizismus, der mein ganzes Wesen durchdringt, habe ich mich entschlossen, meine Erlebnisse aufzuzeichnen." Die Irrungen seines Herzens, die für ihn verhängnisvoll werden, und die geistigen Kämpfe, die Ploszowski durchmacht, versteht Sienkiewicz in einer Weise zu schildern, die ihn den hervorragendsten Meistern des psychologischen Romans an die Seite stellt.

— Mit der Herausgabe einer Geschichte der modernen Kunst in Einzeldarstellungen, die auf 14 Bände berechnet ist, hat vor kurzem der Verlag von E. A. Seemann in Leipzig begonnen. In den Einführungsworten des Verlegers heißt es, daß diese Geschichte „weniger Meinungen als Tatsachen, weniger Geistesblitze als klare Belehrung spenden soll", und diese Verheißung ist um so erfreulicher, als gerade die Kunstgeschichte in neuester Zeit zum Tummelplatz feuilletonistischer Schaumschlägerei gemacht worden ist, die ihre Blößen bisweilen sogar mit professoraler Würde bekleidet. Im ersten Band behandelt Karl Eugen Schmidt die französische Malerei des 19. Jahrhunderts in übersichtlicher Anordnung der führenden Meister wie der verschiedenen Künstlergruppen unter Wahrung des geschichtlichen Zusammenhangs. Seine treffenden Charakteristiken, die durchweg von besonnenem Urteil zeugen, werden durch 138 Abbildungen unterstützt, in denen nicht bloß die bekannten Markſteine der französischen Malerei von 1800 bis 1900, sondern auch manche weniger bekannte oder in Vergessenheit geratene Werke vorgeführt werden, deren Bedeutung erst die retrospektive Uebersicht auf der Weltausstellung von 1900 in das richtige Licht gerückt hat. Der zweite und dritte Band ist der österreichischen Kunst von 1800 bis 1900 gewidmet, die in Ludwig Hevesi einen Geschichtsschreiber von umfassender Sachkenntnis gefunden hat. Eine warme Begeisterung spricht aus diesem ungemein anregend geschriebenen Buche, von dem man sagen kann, daß sein Verfasser Vergangenes und Gegenwärtiges mit gleicher Liebe umfaßt und daß er sich, wenn er auch als Tageskritiker mit beiden Füßen im Lager der Modernen steht, ein offenes Herz für die guten Alten bewahrt hat. 250 Abbildungen gewähren einen schönen Ueberblick über den reichen Schatz, den die Oesterreicher unserm Kunstbesitz zugeführt haben.

— Das Wachsen und Werden Münchens während der letzten fünfzig Jahre, die es von der nur schlichten bayrischen Residenz zur herrlichen Kunst- und Großstadt erhoben, liegt dem Roman „Drei Frauen" von Emma Merk zu Grunde (Dresden, Karl Reißner). An dem Beispiel zweier bürgerlicher Familien wird der merkwürdige Wandel vor Augen

gerückt, und zwar sind die drei Frauen Mutter, Tochter und Enkelin. Während wir die erstere, eine echte Vertreterin des vormärzlichen München, noch ganz befangen sehen im Banne einer engherzigen und kurzsichtigen Weltanschauung, erfreut sich ihre Tochter schon eines weiteren Blickes, und mit Hilfe des Mannes, den einst die irregeleitete Mutter sich entfremdet hatte, gelingt es ihr, sich allen verbohrten Familientraditionen zum Trotz die Freiheit zu erringen. Wohl währt ihr erstes Liebesglück nur kurze Zeit — ihr Gatte fällt auf Frankreichs blutgetränktem Boden —, aber in der Erziehung ihres frisch heranblühenden Töchterchens findet sie Trost, und später erblüht ihr, die in der Jugend so wenig Liebe genossen, noch ein neues, stilles Glück. In kindlicher Eifersucht widersetzt sich dem zunächst ihre Tochter, eine begabte Künstlerin, bis auch sie die bezwingende Gewalt der Liebe spürt und nun selbst die Vereinigung der beiden „Alten" herbeiführt. Das eigne Glück erkämpft sich die Enkelin nicht ohne Schmerzen, manche herbe Enttäuschung wird ihr zuteil, aber sie ist ein tapferes Mädchen von klarem Blick und festem Willen, und schließlich gelingt es ihr sogar, den Groll der alten, verbitterten Großmutter zu überwinden. Als Schutzgeist wacht über Tochter und Enkelin jener Frau, die er einst zu lieben geglaubt, der wackere Onkel Friedel, ein Mann, der mit klugem Blick den Geist der neuen Zeit begriffen hat und mit jugendlicher Begeisterung für ihn eintritt. So haben wir hier drei Romane in einem vor uns, ja eigentlich sind es deren sogar vier, aber an der richtigen Verbindung läßt es die Verfasserin trotz des etwas sprunghaften Ganges der Ereignisse nicht fehlen. Mit lebhafter Teilnahme folgt man der Familiengeschichte und hat besonderes Behagen an den Schilderungen aus dem alten München, dem die übrige Welt noch als ein kaum verhülltes Barbarentum erschien.

— Ueber Rembrandts künstlerischen Entwicklungsgang auf Grund seiner im Berliner Museum vorhandenen Bilder verbreitet sich Wilhelm Bode in der kürzlich erschienenen 18. Lieferung der prächtigen Publikation über die Gemäldegalerien der königlichen Museen in Berlin, die von der Generalverwaltung der königlichen Museen herausgegeben wird (Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung). Wie oft wir auch diesen feinsten und gründlichsten Kenner Rembrandtschen Geistes über die Kunst seines Lieblingsmeisters reden gehört haben, so will es uns doch scheinen, als hätte er niemals wärmer und hinreißender geschrieben als in dieser prägnanten Charakteristik, die zur Würdigung des Berliner Besitzes an Werken Rembrandts hinüberleitet. Auf diese stattliche Reihe mit besonderem Stolze zu blicken, hat Bode gerechte Ursache, da fast die Hälfte davon durch seine unablässige Wachsamkeit den Museen zugeführt worden ist. Vier Abbildungen nach Bildern Rembrandts (Der Geldwechsler, Simson bedroht seinen Schwiegervater, der Greis mit einem Stock in der Hand und Joseph, mit dem Engel ringend) schmücken den Text, und unter den acht Einzelblättern, die der Lieferung beigegeben sind, befindet sich eine Radierung von köstlich intimem Reiz nach Rembrandts „Frau des Tobias mit der Ziege", die Karl Köpping mit gewohnter Meisterschaft ausgeführt hat. Ein hervorragendes Meisterwerk der Radiernadel ist auch William Ungers Radierung nach einer holländischen Wohnstube von Pieter de Hooch. Eine dritte Radierung von Wilhelm Rohr gibt Zurbarans Gemälde „Thomas von Aquino beim hl. Bonaventura" wieder. In drei von der Reichsdruckerei vortrefflich ausgeführten Heliogravüren sind das arkadische Konzert von Luca Signorelli, die Anbetung der Könige von Hans von Kulmbach und die Bildnisgruppe des Kölner Bankiers Jabach mit seiner Familie von Charles Lebrun reproduziert worden.

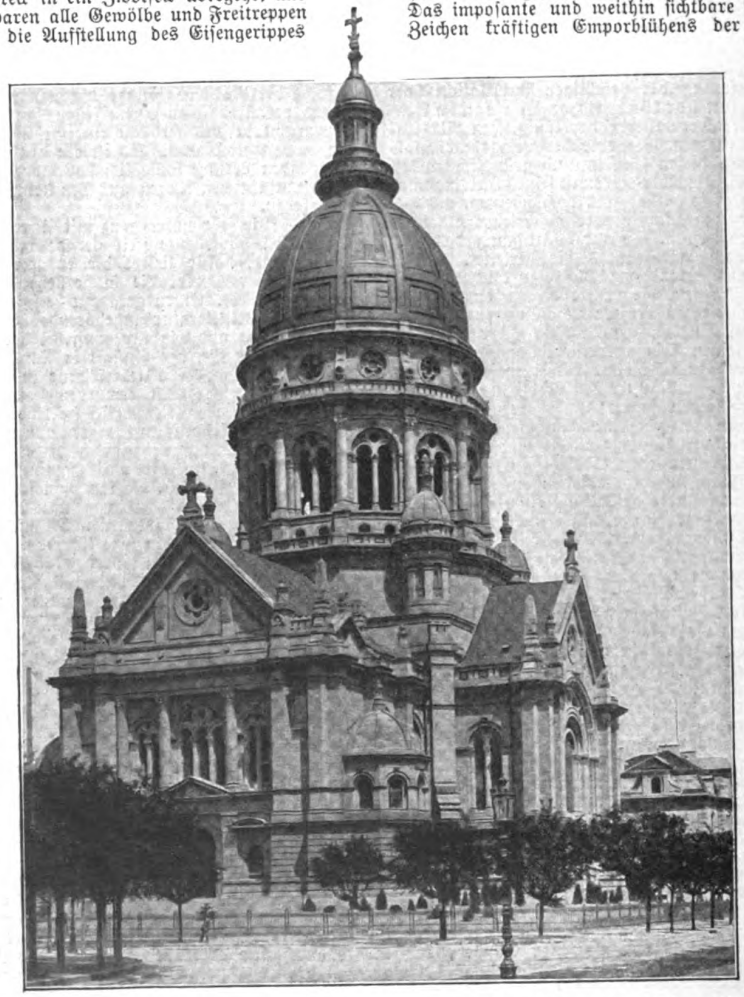
— Während der venezolanische Konflikt entbrannt war, brachen auch in Mittelamerika Wirren aus, um angeblich eine zentralamerikanische Union ins Leben zu rufen. Im politischen Sinne versteht man unter Zentralamerika die Gebiete zwischen Mexiko im Norden und Nordwesten und Panama im Südosten: die fünf Republiken Guatemala, Honduras, Salvador, Nicaragua und Costarica, mit Einschluß von Britisch-Honduras und der Mosquitoreservation. Während eines Zeitraumes von beinahe zwölf Jahren hat Dr. Karl Sapper, früher Privatdozent für Erd- und Völkerkunde an der Universität Leipzig, jetzt Professor an der Tübinger Hochschule, diese an Naturschätzen so reichen Länder bereist und erforscht. Er hat seine Erlebnisse und Beobachtungen in einem bei Fr. Vieweg & Sohn in Braunschweig erschienenen Werke niedergelegt, das den Titel führt: „Mittelamerikanische Reisen und Studien aus den Jahren 1888 bis 1900", mit einem Titelbilde, 60 Abbildungen und 4 Karten. Da Professor Sapper, der inzwischen abermals in Zentralamerika geweilt hat, um die dortigen Eruptionsgebiete zu bereisen, ungemein anziehend zu schildern versteht, so verdient sein Buch nicht nur den Fachgelehrten, sowie den sich für Mittelamerika interessierenden Kaufleuten und Industriellen, sondern auch allen Freunden der Länder- und Völkerkunde überhaupt warm empfohlen zu werden. Im ersten Teil entwirft er ein Bild des mittelamerikanischen Pflanzerlebens und schildert seine eigentlichen Reiseerlebnisse; der zweite enthält zunächst ein allgemeines Naturgemälde des südlichen Mittelamerika und eine Darstellung seiner Produktion, während die folgenden Kapitel den jetzt wohl durch den von der Union beschlossenen Ausbau des Panamakanals aussichtslos gewordenen mittelamerikanischen Kanal, Mittelamerikas Handel und den deutschen Anteil daran, sowie die Münzverhältnisse, den Kaffeebau und die Kautschuk- und Indigokultur behandeln.

— Im neuesten Teil der „Allgemeinen Naturkunde", die das Bibliographische Institut in Leipzig herausgibt, behandelt Dr. M. Wilhelm Meyer, der frühere Leiter der Urania in Berlin, die „Naturkräfte". Der Verfasser hat es verstanden, eine erstaunliche Fülle von Wissen in diesem stattlichen Bande, der mit 474 Abbildungen im Text und 29 Tafeln in Holzschnitt, Aetzung und Farbendruck versehen ist, dem Leser in geschmackvoller Form zu bieten. Es ist ihm gelungen, die gesamten physikalischen und chemischen Erscheinungen in einem „Weltbild" zu entrollen, aus dem dem Leser der genetische Zusammenhang der ganzen Materie logisch und überzeugend vor Augen geführt wird. In geistvoller Weise weiß er das Interesse des Lesers selbst bei der Behandlung der schwerer in geläufige Formen zu drängenden Stoffe rege zu halten und durch spekulative Ausblicke, die aber die Grenzen der Realität nicht überschreiten, die Phantasie des Lesers anzuregen. Nach einer dem Charakter des Stoffes entsprechenden Einzelbehandlung der getrennten physikalischen und chemischen Gebiete faßt er im letzten Teil des Werkes, der Stufenfolge der Naturvorgänge, die gesponnenen Fäden zusammen und verwirkt sie zu einem festen Bande, das die ganze Welt vom Atom bis zu den unermeßlich weiten Gestirnen des Himmels umspannt. Es ist ein großer Genuß, nach der anregenden Lektüre schließlich das ganze Weltgebäude als Universum vor den Augen aus den kleinsten Partikelchen erstehen zu sehen.

— Wie sehr unsre ganz mit Unrecht vielfach als einseitig materiell hingestellte Zeit gerade religiöse Stoffe liebt und bevorzugt, dafür liefert die enorme Verbreitung zahlreicher dichterischer Werke, die solche behandeln, einen unwiderleglichen Beweis. Einen geradezu beispiellosen Erfolg hat zumal ein der Weltliteratur angehörendes Werk gehabt, um dessen Einführung und Einbürgerung bei der deutschen Lesewelt sich die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart durch die Herausgabe einer tadellosen Uebersetzung in verschiedenen Ausgaben ein großes Verdienst erworben hat. Wir meinen den berühmten, in der Zeit Christi spielenden Roman „Ben Hur" des nordamerikanischen Staatsmannes und Generals Lewis Wallace, mit Genehmigung des Verfassers frei nach dem Englischen bearbeitet von B. Hammer. Der Autor hat sieben Jahre lang alle Zeit, die ihm von seinen sonstigen Geschäften übrig blieb, diesem hervorragenden Werke gewidmet, das den Leser durch die Lebendigkeit und Anschaulichkeit seiner Schilderungen so lebhaft in jene längstvergangene Zeit und in die morgenländische Umwelt versetzt, daß er sich der Gegenwart förmlich entrückt fühlt und mit steigender Spannung den farbenreichen Szenen folgt. Wallace schrieb das Buch, bevor er den Schauplatz der darin erzählten Ereignisse besucht hatte, und wie gewissenhaft und genau die Vorstudien gewesen waren, die er gemacht hatte, erhellt wohl zur Genüge daraus, daß er bei seinem späteren Besuche in Palästina keinen Anlaß fand, auch nur eine Zeile zu ändern. Hunderttausende hat diese Erzählung, die mit der Geburt des Erlösers in Bethlehem einsetzt und einige Jahre nach dem Drama auf Golgatha ihren Abschluß findet, bereits entzückt und erbaut; um aber den Kreis ihrer Leser noch mehr zu erweitern, hat die Verlags-Anstalt soeben eine neue wohlfeile Volksausgabe davon herausgegeben, die in einem eleganten Geschenkband 3 Mark, in einem einfachen Band 2 Mark und geheftet nur 1,75 Mark kostet. Es darf als ein verdienstvolles Unternehmen bezeichnet werden, derartige gediegene und durch ihre Lektüre erhebend wirkende Werke um billigen Preis jedermann zugänglich zu machen, und jedenfalls wird „Ben Hur" (von dem übrigens im gleichen Verlage auch eine prächtig illustrierte Ausgabe zum Preise von 12,50 Mark herausgekommen ist) dadurch viele Tausende neuer Leser und Bewunderer gewinnen.

Die neue evangelische Christuskirche in Mainz

Kürzlich ist in Mainz ein zweites evangelisches Gotteshaus, die neue Christuskirche, feierlich eingeweiht worden. Sie erhebt sich auf einem 3602 Quadratmeter großen Gelände der Kaiserstraße und ist nach den Plänen des am 11. März 1897 verstorbenen Mainzer Stadtbaumeisters, Baurat Kreyssig, unter Leitung des Architekten Franz Frederiksson aus Malmö ausgeführt worden. Am 25. September 1898 erfolgte die Grundsteinlegung, 1901 waren die mit Kreuzen bekrönten Giebel errichtet und der mächtige Turm bis zu der Höhe gebracht, wo das Viereck in ein Zwölfeck übergeht, und im Frühjahr 1902 waren alle Gewölbe und Freitreppen fertig, so daß man die Aufstellung des Eisengerippes der Kuppel und der eisernen Träger für die Laternen in Angriff nehmen konnte. Die hochragende Kirche, die ein Vorgarten ziert, liegt nach allen Seiten frei; sie zeigt den Stil der italienischen Hochrenaissance, als Material diente elsässischer Sandstein. Die turmartig aufgebaute Kuppel erreicht eine Höhe von 80,15 Metern. Die Kirche faßt im ganzen 1700 Personen und zählt somit zu den größten in Deutschland. Die von einem Privatmann gestiftete Orgel, die 30000 Mark gekostet hat, befindet sich über dem Haupteingang. An bildhauerischem Schmuck zeigt die innere Fläche der Hauptkuppel in vier Reliefs: die Speisung Hungernder, die Bekleidung Nackter, die Krankenpflege und die Tröstung Gefangener. Die den Raum farbenfreudig belebenden Glasmalereien stellen dar: das Verlöbnis Maria und Josephs, die Himmelfahrt Christi, die Bergpredigt, die Taufe Jesu im Jordan, die Via dolorosa, Isaias, Paulus, Luther, Calvin u. a. m. Vereine und Privatpersonen stifteten die Abendmahlsgefäße, das silberne Taufgerät, die Altar-Prachtbibel, silberne Leuchter, Bronzekandelaber u. s. w. Die Glocken, die in 39 Metern Höhe über dem Straßenniveau hängen, besitzen ein Gesamtgewicht von 9800 Kilogramm. Eine offene Säulenhalle führt von der Kirche zu den Anbauten mit den Wohnungen der Geistlichen, Sitzungs- und Konfirmandensälen, Dienerwohnung u. s. w. Die Gesamtkosten des mächtigen Baues beliefen sich auf etwa 1300000 Mark, der von der Stadt Mainz geschenkte Platz hat einen ungefähren Schätzungswert von 560000 Mark. Das imposante und weithin sichtbare Gotteshaus ist ein Zeichen kräftigen Emporblühens der gegenwärtig etwa 30000 Mitglieder umfassenden protestantischen Gemeinde von Mainz.



Die neue evangelische Christuskirche in Mainz. Erbaut nach Plänen von Baurat Kreyssig

Das Prinzregenten-Denkmal in Würzburg

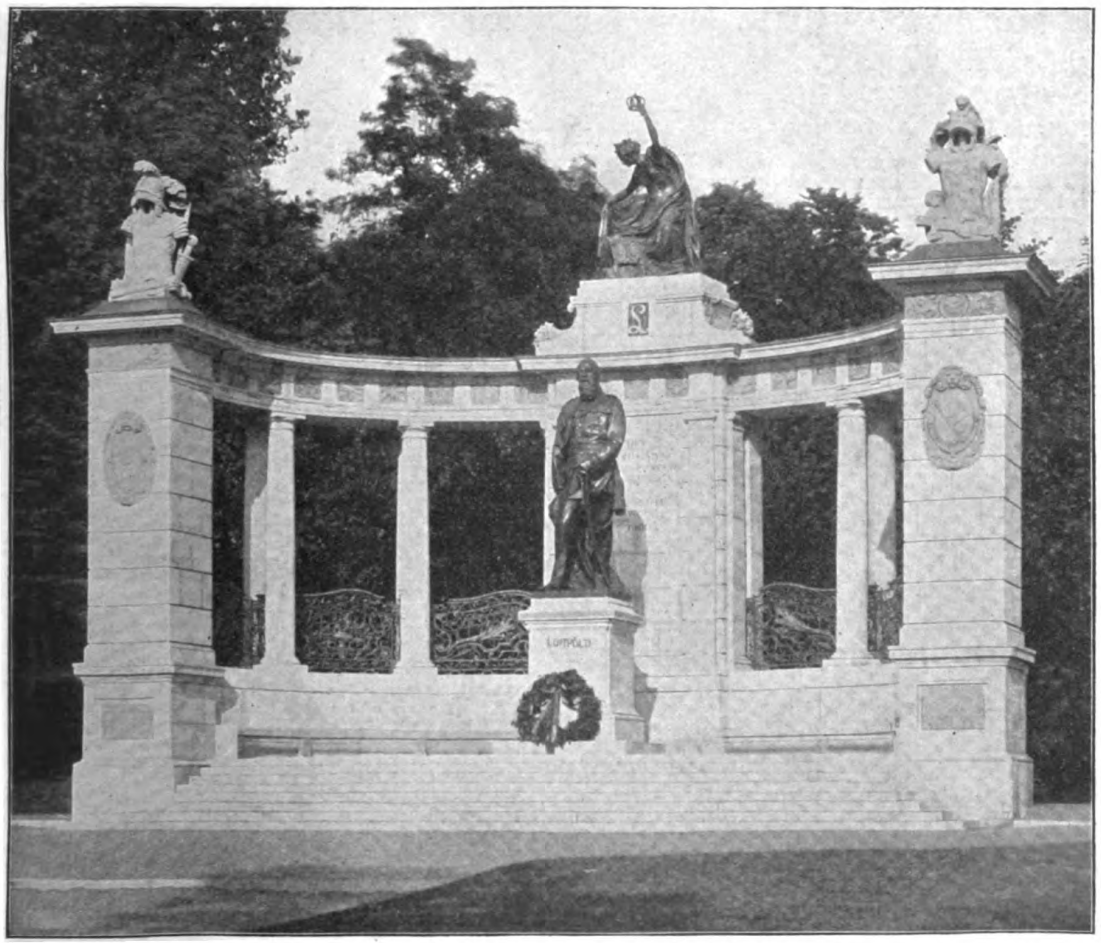
Würzburg, die unterfränkische Kreishauptstadt, hat zu dauerndem Gedächtnis an die am 12. März 1821 daselbst erfolgte Geburt des Prinzregenten Luitpold von Bayern diesem ein eigenartiges Denkmal errichtet. Umgeben von einem einen Halbkreis bildenden Säulenbau, steht auf einem Steinsockel die in Bronze gegossene Figur des Fürsten, der in großer Generalsuniform, seitlich rechts den Hermelinmantel erfassend, mit der Linken den Säbel haltend, erscheint. „Luitpold, Prinzregent von Bayern" lautet die Inschrift. Eine zweite, auf dem Mittelpfeiler des Säulenbaues gleichfalls in vergoldeten Buchstaben eingemeißelte Inschrift besagt: „Dem edelsten Sohne der Stadt

Würzburg zum 80. Geburtstage in Liebe und Treue gewidmet 1901." Darüber erhebt sich auf einem Postamente, von zwei Füllhörnern und einem goldenen „L" geschmückt, die 2,72 Meter hohe eherne Gestalt der Würzburgia. In halb knieender Stellung schlägt sie um das zu ihren Füßen in der Wiege ruhende Königskind Luitpold den schirmenden Mantel, mit der rechten Hand ihm die künftige Herrscherkrone zeigend. In gleicher Höhe mit diesem Bildwerk erheben sich auf dem Kupferdache des Baues zwei Gruppen großer steinerner Kriegstrophäen. Ueber den beiden abschließenden, das bayrische und das Würzburger Wappen tragenden Eckpfeilern sind jene angebracht. Ein Fries, in seinen Feldern links die in Stein gearbeiteten Embleme von Elektrizität, Eisenbahn, Licht, Handel, Meteorologie, Wissenschaft, Handwerk, Kunst und Musik, rechts diejenigen von Schiffahrt, Obstbau, Landwirtschaft, Gartenkunst, Kriegswissenschaft, Goldschmiedekunst, Fischerei, Jagd und Industrie tragend, bekrönt die Säulenreihe. Der mittlere Pfeiler weist, von Palme und Lorbeer umschlossen, das Emblem des Weinbaues, der Spezialität Würzburgs, auf. Das Prinzregenten-Denkmal, inmitten der gärtnerischen Anlagen des Glacis am Bahnhofsplatze stehend, ist die Schöpfung des königl. Akademiedirektors Reichsrats Ferdinand von Miller in München, die Architektur hierzu das Werk des Konservators am königl. Nationalmuseum Angermair. **S. F.**

Albert Erdmann v. Levetzow †

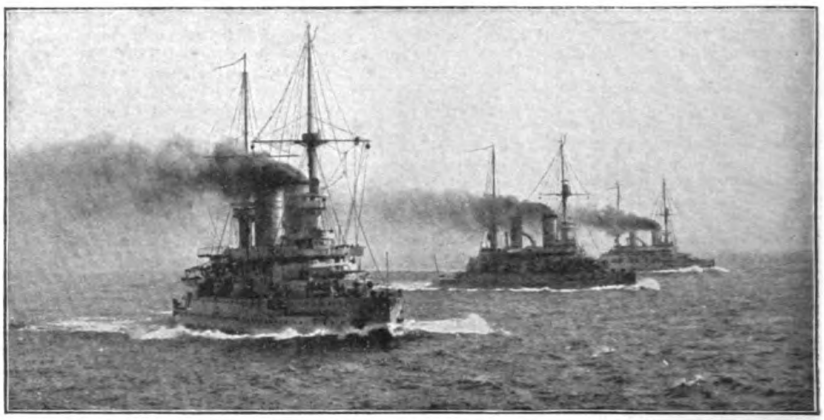
Auf seinem Gute Gossow bei Königsberg in der Neumark verschied in der Nacht zum 12. August der frühere Reichstagspräsident, Wirkl. Geheimrat von Levetzow. Albert Erdmann v. Levetzow war am 12. September 1828 geboren, studierte Jura und Cameralia in Berlin, Heidelberg und Halle, trat 1849 in den preußischen Justizdienst, wurde 1855 Assessor und 1857 als Hilfsarbeiter ins Kultusministerium berufen. Im Jahre 1860 trat er aus dem Staatsdienst aus, um sein väterliches Gut Gossow zu übernehmen. Den Feldzug des Jahres 1866 machte er als Führer einer Landwehrschwadron mit. Im Jahr darauf wurde er Landrat des Kreises Königsberg in der Neumark; er war dann von 1876 bis 1896 Landesdirektor der Provinz Brandenburg und wurde 1892 zum Wirkl. Geheimrat ernannt. Mitglied des Reichstags war er von 1867 bis 1871, von 1877 bis 1884 und dann wieder ununterbrochen von 1887 bis 1903, und zwar für den Wahlkreis Königsberg i. N., erster Präsident des Reichstags von 1881 bis 1884 und von 1888 bis 1895. Das Amt des Präsidenten hat er stets mit Unparteilichkeit, Geschäftskenntnis und entgegenkommender Liebenswürdigkeit geführt; drohenden Verstimmungen wußte

Phot G. Schoppmeyer, Cüstrin
Albert Erdmann von Levetzow †



Das Prinzregenten-Denkmal in Würzburg. Von Ferdinand von Miller

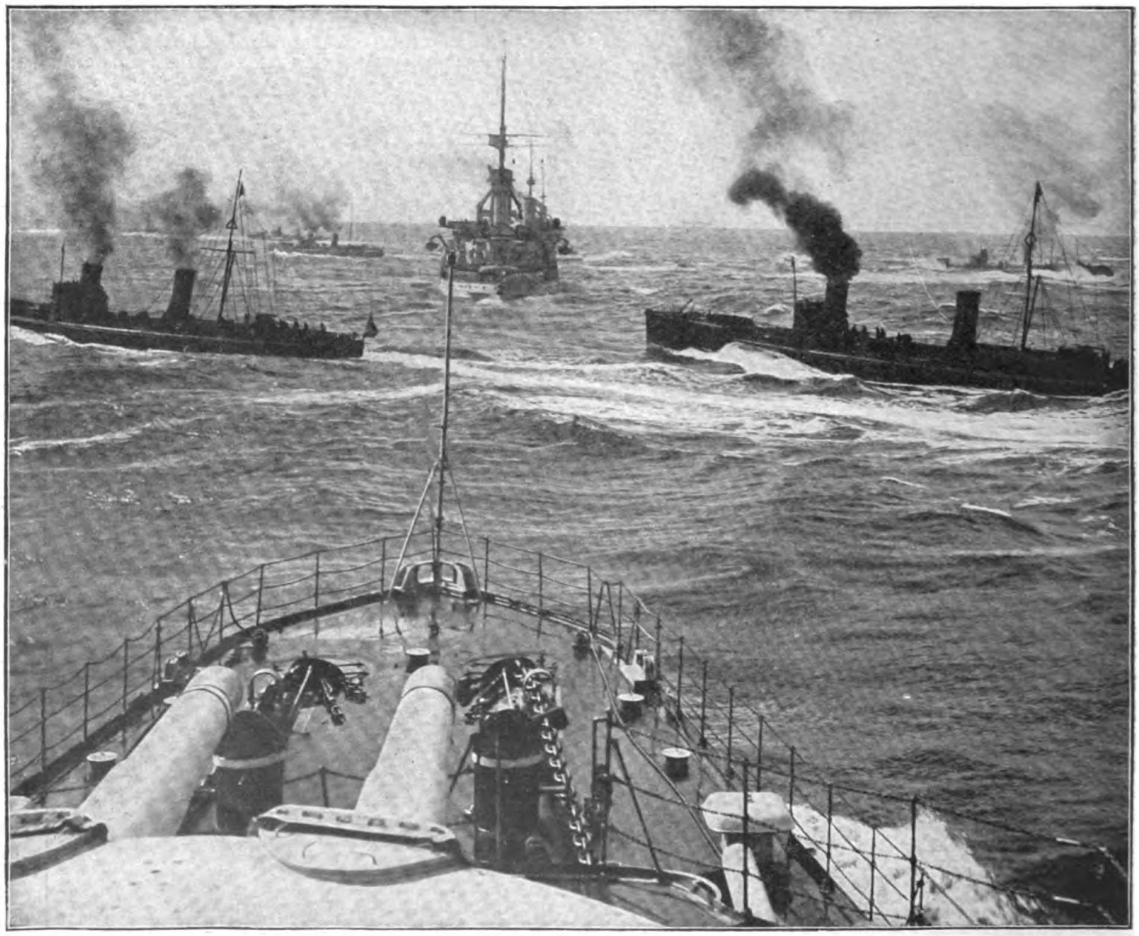
er oft durch ein glücklich gewähltes Scherzwort zu begegnen. Das Präsidium Levetzow fand am 23. März 1895 ein jähes Ende: nachdem die Reichstagsmehrheit den Vorschlag seines Präsidenten, den Fürsten Bismarck zu seinem achtzigsten Geburtstag zu beglückwünschen, abgelehnt hatte, erklärte Levetzow, daß er das Präsidium niederlege; auch der zweite Vizepräsident, der nationalliberale Dr. Bürklin, legte sein Amt nieder. v. Levetzow gehörte dem Reichstag bis zum Schluß der letzten Legislaturperiode an; zunehmende Kränklichkeit verhinderte ihn jedoch immer mehr am Auftreten in der Oeffentlichkeit. Für den neuen Reichstag hat er nicht wieder kandidiert. Seit dem Februar 1890 war er Mitglied des preußischen Herrenhauses auf Lebenszeit; außerdem war er Mitglied des preußischen Staatsrats (seit 1884), des brandenburgischen Provinziallandtags und des heimischen Kreistages.



Die Linienschiffe des 1. Geschwaders in Gefechtsformation

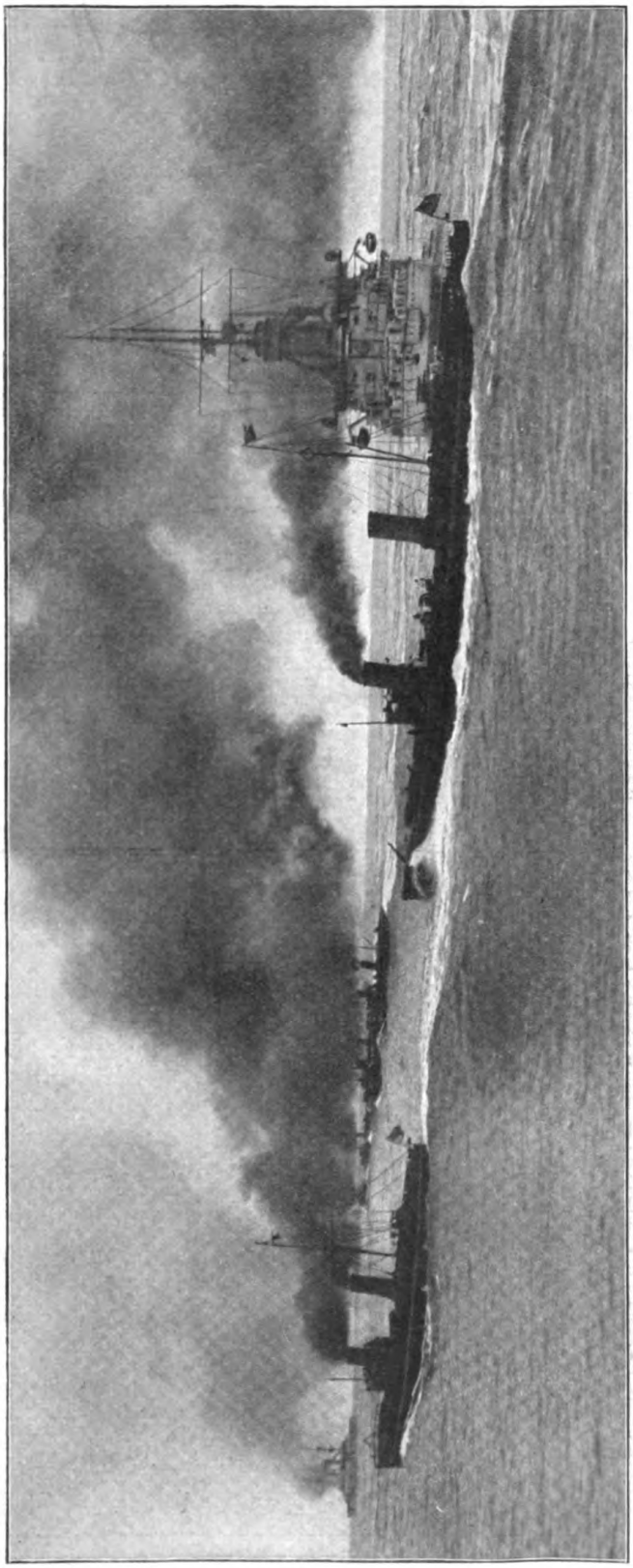
Herbstmanöver der deutschen Kriegsflotte

Bei den alljährlichen großen Herbstmanövern der deutschen Kriegsflotte soll unter Zugrundelegung der verschiedensten Verhältnisse ihre Schlagfertigkeit erprobt und ihre militärische Kraft gemessen werden. Die Linienschiffe „Wittelsbach", „Zähringen", „Wettin", „Kaiser Friedrich III.", „Kaiser Wilhelm II.", „Kaiser Wilhelm der Große", „Kaiser Karl der Große" und „Kaiser Barbarossa" repräsentieren die Hauptkraft der heimischen Seewehr. Das erste Bild zeigt die Linienschiffe in Gefechtsformation. In doppelter Staffellinie



Durchbruch der Torpedobootdivision durch das 1. Geschwader vor Helgoland

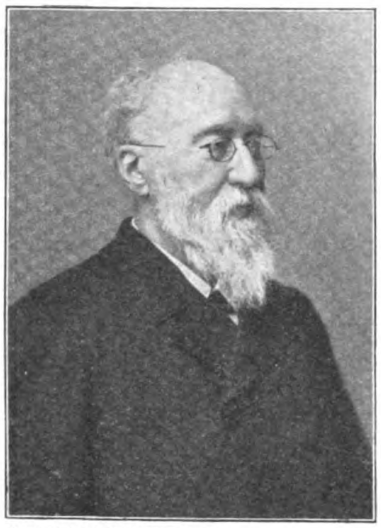
dampfen die gleichartigen Panzer, die als Unterscheidungsmerkmal nur Ringe verschiedener Zahl um beide Schlote tragen, voraus. Die im Vortopp hochgezogenen kleinen schwarzen Bälle zeigen an, daß die Schiffe mit „ganzer Fahrt“ dampfen. Auf dem äußersten rechten Flügel, im Bilde also links, fährt das Flaggschiff des Geschwaderchefs, „Kaiser Friedrich III.“ Von hier aus werden die Uebungen geleitet. Flaggensignale übermitteln den Schiffskommandanten die Befehle des Admirals Durch sie werden die Fahrgeschwindigkeit, der Abstand der Schiffe und die Formationsart bestimmt. Es bedarf der größten Obacht und Geistesgegenwart, sowie der vollständigen Herrschaft über die gewaltigen Maschinenanlagen der mächtigen Panzer von 13000 Tonnen Wasserverdrängung, um die Schiffe zu leiten, um bereit zu sein, in jeder Minute einen andern Kurs einzuschlagen, um sicher ein- und auszuschwenken und ohne jeden Zeitverlust jede Fahrtveränderung sofort auszuführen. Während des gefechtsmäßigen Marsches halten die Torpedoboote sich im Schutze der Linienschiffe, also an der dem Feinde abgewendeten Seite. Das zweite Bild zeigt einen Durchbruch der Torpedoboote. Das Geschwader hat seine Marschformation verändert. Die Schiffe dampfen jetzt in Kiellinie, d. h. in langer Kette hintereinander. Jetzt ist den Torpedobooten die Aufgabe gestellt worden, durch die Kiellinie auf die andre Seite zu gelangen. Das Manöver ist außerordentlich schwierig, zumal bei bewegter See. Mit Unerschrockenheit und Wagemut allein ist es nicht getan, denn die Schiffe sind in steter Bewegung, und ein Zusammenstoß würde den Torpedobooten den sicheren Untergang bringen. Da heißt es schon, in einem Augenblicke mit kaltem Blute die Fahrgeschwindigkeit der Linienschiffe und der eignen Boote zu bemessen, den Punkt des Durchbruchs in Gedanken festzulegen und dann mit forcierter Fahrt, gegen Wind und Wellen anstürmend, die Durchfahrt zu wagen. Auf den kleinen schwarzen S und G (Schichau- und Germania)-Booten, die in dem einen Augenblick von den Wogen gehoben werden und in dem andern von Wellen und schäumendem Gischt fast begraben scheinen, da werden im schweren Dienst tüchtige, kühne und ihrer Verantwortung bewußte Schiffskommandanten und Flottenführer erzogen. Wer die Gewalt über sein Boot verliert, ist für den Flottendienst nicht geeignet. Es gilt das Aeußerste zu leisten, und wehe, wenn inmitten des Durchbruchs die Maschine aussetzt oder das Ruder unklar wird! — Der Durchbruch ist gelungen, das Manöver beendet, die Torpedoboote haben sich zu vereinigen. Nicht etwa, daß sie jetzt Halt machen und langsam einander näher kommen. Nein; die Fahrt ist zwar verringert worden, aber mächtig gegen die See ankämpfend, stampfen die Fahrzeuge in den aufgeregten Wellen. Die starken Bugwellen und das schaumgekrönte Kielwasser zeigen auf dem dritten Bilde das Arbeiten der Maschinen. Es gilt aufzupassen, daß die Boote nicht kollidieren, der Schaden wäre nicht minder groß; die im Turme der Boote stehenden Kommandanten wissen die Kräfte und Manövrierfähigkeiten ihrer Fahrzeuge richtig einzuschätzen, und in kurzer Zeit ist die Flottille versammelt, um sich dem Geschwader wieder anzuschließen. L.



Sammeln der Torpedoboote nach gelungenem Durchbruch

Professor Hans Gude †

Ein Alter von fast 80 Jahren hat der am 17 August in Berlin verstorbene Professor Hans Gude erreicht, mit dem ein Altmeister der Landschaftsmalerei dahingeschieden ist. Er war am 13. März 1825 zu Christiania geboren, wo er auch seine erste Ausbildung auf der dortigen Kunst- und Gelehrtenschule



Phot. Reichard & Lindner, Berlin

Professor Hans Gude †

erhielt. 1841 trat er in die Schule Schirmers in Düsseldorf, wo Andreas Achenbach bald großen Einfluß auf ihn gewann. War Norwegen durch den älteren Preller und Andreas Achenbach auch schon früher der deutschen Kunst erschlossen worden, so war doch Gude einer der ersten skandinavischen Maler, die die Schönheit ihres Landes mit heimatlichen Augen sahen und verkündeten. Nachdem er vorübergehend seine Heimat wieder aufgesucht, nahm er dort, um den Unruhen des Jahres 1848 aus dem Wege zu gehen, längeren Aufenthalt, aus welcher Zeit auch seine Vorliebe, das Meer in Verbindung mit dem Strande zu malen, datiert. Im Jahre 1850 kehrte er nach Düsseldorf zurück, folgte im Jahre 1854, als Schirmer nach Karlsruhe übersiedelte, diesem im Lehramt und erscheint zum zweiten Male als Nachfolger Schirmers nach dessen Tod in Karlsruhe, wo er an der Kunstschule mit großen Erfolgen tätig war, ohne daß seine eigne Produktion dadurch ins Stocken geriet. Im Herbst 1880 trat Gude an die Spitze eines Meisterateliers für Landschaftsmalerei an der Berliner Akademie. Der Höhepunkt seines Wirkens fiel in die siebziger Jahre; die bedeutendsten Galerien erwarben damals seine Werke, und ihm wurden alle Auszeichnungen zuteil, die einem Künstler zufallen können. Sein gediegenes Können zeigte sich sowohl im gewissenhaften Zeichnen als auch im feingestimmten Kolorit und in der sich stets gleichbleibenden Ehrlichkeit der Auffassung. Der greise Meister war in seinem Atelier in der Königin Augusta-Straße noch immer tätig, bis ihn kürzlich ein Schlaganfall traf.

Die neue Stadthalle in Heidelberg

Die in jeder Beziehung glänzend verlaufene Hundertjahrfeier der Erneuerung der Universität Heidelberg wurde am Nachmittag des 5. August durch die in Anwesenheit des Großherzogs und der Großherzogin von Baden sowie des erbgroßherzoglichen Paares vollzogene Einweihung der neuen Stadthalle eingeleitet. Der im Stil der deutschen Renaissance gehaltene monumentale Prachtbau erhebt sich als ein rechtes Wahrzeichen Heidelbergs in anmutigster Lage am Neckarstaden auf derselben Stelle, wo beim Fest des fünfhundertjährigen Jubiläums der Universitätsgründung im Jahre 1886 eine provisorische Halle die Feiernden vereinte. Schon damals war von dem bürgerlichen Jubiläumsausschuß jenes Festes der Gedanke erwogen worden, ob es nicht möglich sei, eine bleibende Festhalle zu errichten; allein erst nach Ueberwindung zahlreicher und großer Schwierigkeiten konnte endlich im Jahre 1901 mit dem Bau der neuen Stadthalle begonnen werden. Der an seinen vier Fronten mit figürlichen Bildhauerarbeiten (Masken, Porträts, Büsten u. s. w.) reich geschmückte Bau ist nach den Plänen der Heidelberger Architekten Henkenhaf und Ebert in dem kurzen Zeitraum von nicht ganz zwei Jahren fertiggestellt worden. Er überdeckt eine Fläche von 2610 Quadratmetern; die Gesamtkosten, einschließlich der inneren Einrichtung, des Inventars, einer großen Konzertorgel u. s. w., betrugen 1025000 Mark. Als Baumaterial wurde dunkelroter Mainsandstein in Verbindung mit hell gestreiftem Buntsand-

Die neue Stadthalle in Heidelberg. Nach den Plänen von Henkenhaf und Ebert

Das Denkmal Kaiser Maximilians I. in Cormons bei Görz
Von Edmund Hofmann von Aspernburg

gibt der ganzen Front eine stolze Krönung. Die Säle und Räume im Innern sind praktisch eingeteilt und verschwenderisch mit künstlerischem Schmuck ausgestattet. An den 15 Meter hohen Hauptsaal, der 3000 Personen faßt, schließen sich noch 10 Nebensäle, darunter ein mit großer Pracht ausgestatteter Kammermusik- und Vortragssaal und ein vornehm gehaltener Ballsaal, an, die alle mit dem Hauptsaal zu einem Festraum größter Art vereinigt werden können. Die einzelnen Räume sind mit Büsten, darunter einer von A. Donndorf-Stuttgart geschaffenen Kolossalbüste des Großherzogs Friedrich von Baden in weißem Marmor, und Bildern verschiedener Meister geschmückt. Der Bau ist mit feinem Verständnis der landschaftlichen Umgebung und dem Schlosse angepaßt; er wirkt gediegen und vornehm und bildet einen hervorragenden Schmuck Alt-Heidelbergs.

Die neue Pauluskirche in Halle a. S.

Zu den aus vergangenen Jahrhunderten stammenden Gotteshäusern der Universitäts- und Salinenstadt Halle a. S., unter denen die viertürmige gotische Marienkirche, die Ulrichskirche, die Moritzkirche und der Dom hervorragen, hat sich jetzt ein neues gesellt: die Pauluskirche, deren feierliche Einweihung am 6. September in Anwesenheit der Kaiserin Auguste Viktoria vollzogen wurde. Der mächtige Bau, ein herrliches Denkmal moderner Kirchenbaukunst, erhebt sich auf dem Hasenberge und grüßt freundlich von der Höhe herab zu der fast ausschließlich evangelischen Stadt, deren Entwicklung zur Großstadt seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts begonnen und inzwischen erfreuliche Fortschritte gemacht hat. Die neue Kirche ist nach Entwürfen des Regierungsbaurats Matz-Halle ausgeführt worden; ihre Baukosten beliefen sich in runder Summe auf 325000 Mark.

stein gewählt. Da die Halle nach allen Seiten freisteht, so ergab sich für die Architekten die schwierige und kostspielige Aufgabe einer vierfachen Fassadengestaltung, die in glücklichster Weise von ihnen gelöst worden ist. Am imposantesten wirkt die Nordfassade auf der Neckarseite; zwei Seitenflügel und zwei Treppenhäuser sind hier und der mächtig erdachte und vortrefflich durchgeführte Mittelbau. Auf sechs schlanken Steinsäulen ruht ein herrlicher Altan, links und rechts führen breite Treppen ins Erdgeschoß zum großen Saal. Ein architektonisch interessanter Giebel

Das Denkmal Kaiser Maximilians I. in Cormons

In dem unfern der italienischen Grenze gelegenen Landstädtchen Cormons der österreichischen Bezirkshauptmannschaft Gradisca (gefürstete Grafschaft Görz und Gradisca) wurde ein Denkmal des Kaisers Maximilian I. feierlich enthüllt. Görz gehört nebst der ehemaligen Reichsgrafschaft Gradisca als Kronland zu dem zisleithanischen Teile der österreichisch-ungarischen Monarchie und bildet mit der Markgrafschaft Istrien und der Stadt Triest und deren Gebiet das sogen. österreichisch-illyrische Küstenland. Als der letzte Sproß des besonders im 13. Jahrhundert reichen und mächtigen Lurngauer Grafengeschlechts, das seit 1202 die ganze Grafschaft Görz zu eigen hatte, Graf Leonhard, im Jahre 1500 kinderlos starb, nahm Kaiser Maximilian I. (1493—1519) infolge von Erbvertrag das Land in Besitz. Anläßlich der Jubelfeier der vierhundertjährigen Reichszugehörigkeit der Grafschaft Görz im Jahre 1900 war auf Anregung des seither verstorbenen Bürgermeisters von Cormons, Michael Freiherrn von Locatelli, der Beschluß gefaßt worden, dem ersten Landesfürsten aus dem Hause Habsburg, Kaiser Maximilian I., ein Denkmal in der Stadt Cormons zu errichten, die bereits drei Jahre vor der übrigen Grafschaft unter das habsburgische Zepter gekommen war. Der Gedanke fand in dem Sohn und Nachfolger des verstorbenen Bürgermeisters, Georg Freiherrn

Die neue Pauluskirche in Halle a. S. Nach den Plänen von Baurat Matz

von Locatelli, eifrige Weiterförderung, die erforderlichen Mittel wurden durch freiwillige Beiträge aus dem ganzen Kronlande zusammengebracht, und so konnte nun an dem oben erwähnten Tage das eherne Standbild des vielbesungenen „letzten Ritters“ mit festlichem Gepränge und im Beisein einer vieltausendköpfigen Menge enthüllt werden. Auf der Piazza Tumano von Cormons erhebt sich das 2,65 Meter hohe, auf einem marmornen Sockel von 2,83 Metern Höhe stehende Standbild, das durchaus wohlgelungene Werk des Wiener Bildhauers Edmund Hofmann Edler von Aspernburg, das in der Alfred Kruppschen (ehemals kaiserlichen) Kunstgießerei zu Wien gegossen worden ist. Kaiser Max ist in dem Alter dargestellt, in dem er zur Zeit der Besitzergreifung sich befand; für die Durchbildung des Antlitzes und der Gestalt hat der Künstler ein gleichzeitiges Bild von Albrecht Dürer in der Albertina benutzt, das für das ähnlichste Porträt des Kaisers gilt. Die in behaglicher Ungezwungenheit dargestellte Gestalt Maximilians bringt seinen biederen Sinn und die von den Zeitgenossen gerühmte Leutseligkeit wie nicht minder seine romantische und ritterliche Veranlagung trefflich zum Ausdruck.

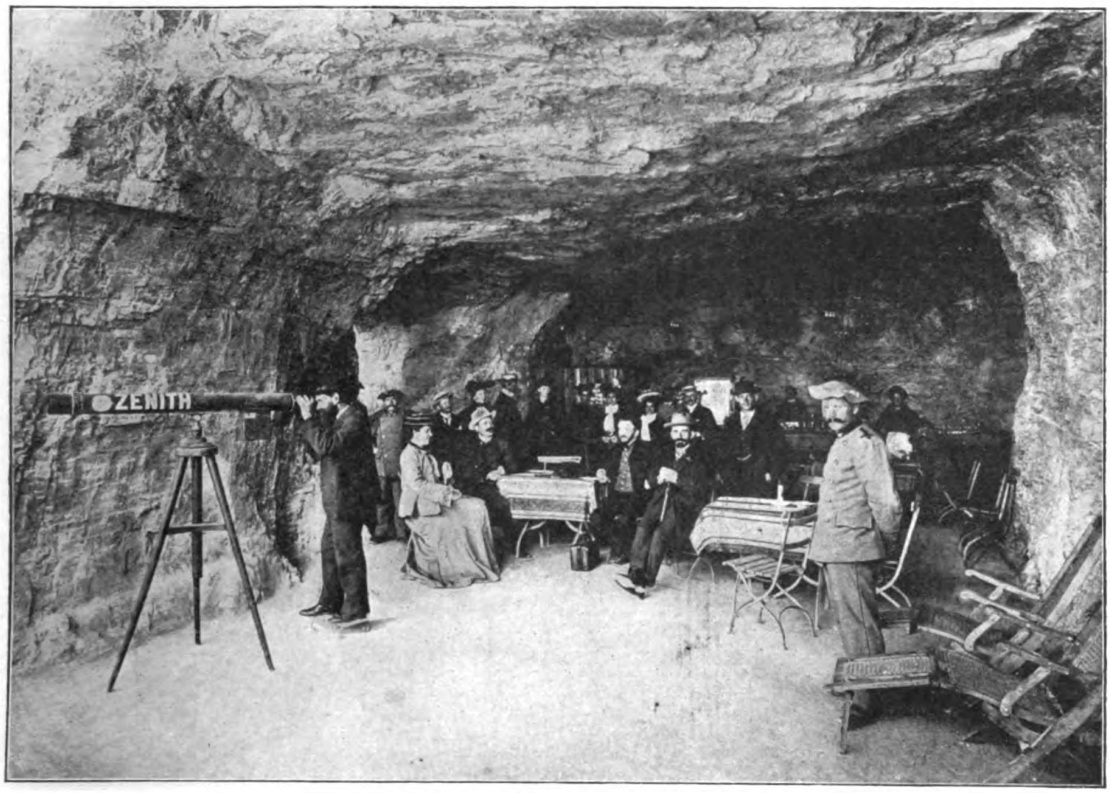
Oberst Adolf Schiel †, Kommandeur der deutschen Freiwilligen im Burenkrieg

Oberst Adolf Schiel †

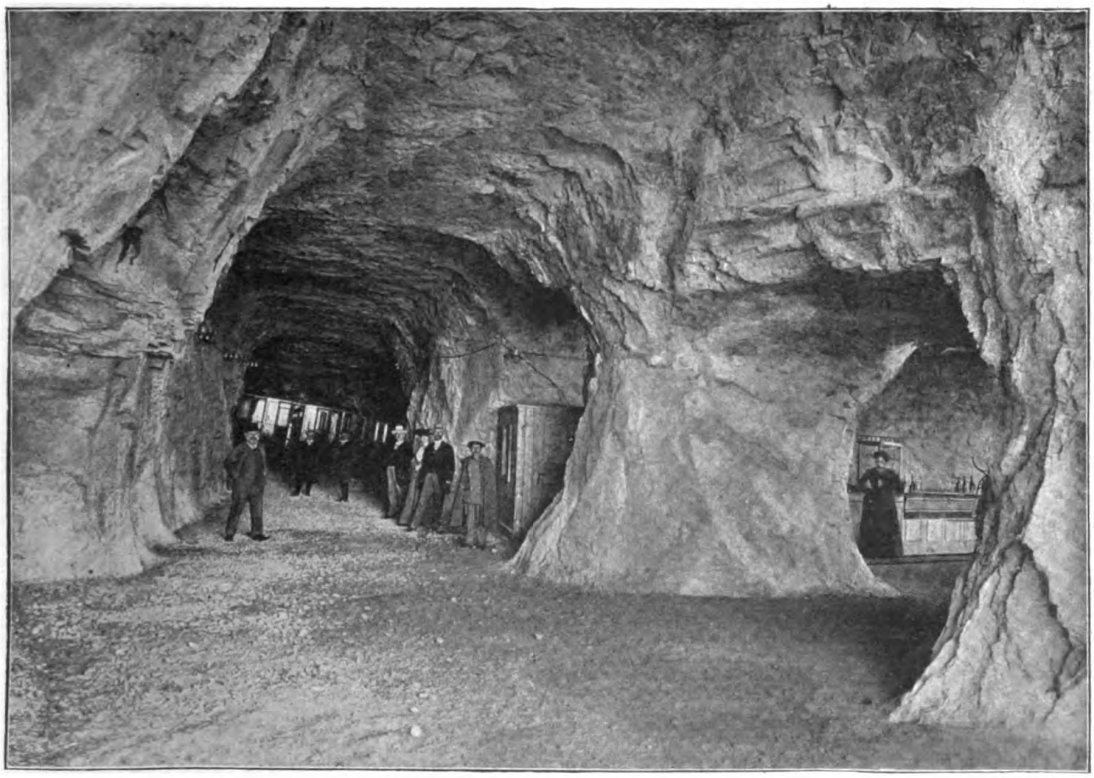
In Reichenhall starb am 8. August der ehemalige Burenoberst und Führer der deutschen Freiwilligen im Transvaalheere Adolf Schiel, dessen Name durch die südafrikanischen Kriegsereignisse in ganz Deutschland populär geworden ist. Schiel war am 19. Dezember 1858 in Frankfurt a. M. geboren und hat somit nur ein Alter von 44 Jahren erreicht, sein Leben ist aber überreich an Abenteuern und Strapazen gewesen. Er hatte kaum die Zwanzig überschritten, da quittierte er den preußischen Dienst als Husarenleutnant und wanderte nach Südafrika aus, wo er nach mancherlei Abenteuern schließlich eine hervorragende Stellung errang. Erst Knecht bei einem deutschen Kolonisten, dann herumziehender Händler, wurde er später bei dem Zulukönig Dinizulu erster Induna, d. h. Ratgeber und Minister. Die Regierung von Pretoria wurde auf den mit Land und Leuten so vertrauten Mann aufmerksam und ernannte ihn zum Eingeborenenkommissar in Nordtransvaal, wo Schiel sich dann einen eignen Herd gründete, die Farm Roßbach erbaute, sich in den Kämpfen zwischen den Buren und den Basutos hervortat und zum Adjutanten Piet Jouberts avancierte. Dann wurde er nach Pretoria gerufen und zum Chef aller Gefängnisse Transvaals und zum Artilleriekapitän ernannt, auch zu seiner artilleristischen Ausbildung von Staats wegen nach Preußen geschickt. Nach dem Jamesonschen Einfall entwarf Schiel den Plan zum Fort Johannesburg, dessen Bau er persönlich geleitet hat. Als dann der unheilvolle Krieg mit England ausbrach, wurde Schiel an die Spitze des

Phot. Art. Reproduction Co., London

Motor-Hansom von 12 Pferdekräften in den Straßen Londons



Das Felsenrestaurant der Station Eigerwand



Station Eigerwand (2867 Meter)

deutschen Freikorps gestellt. Gleich in dem ersten größeren Gefecht bei Elandslaagte an der Grenze von Natal hatte er mit seinen tapferen Leuten den Hauptangriff des Feindes auszuhalten. Er wurde an den Beinen schwer verwundet und geriet in Gefangenschaft. Die Rückkehr nach Südafrika wurde ihm von den Engländern nach Beendigung des Krieges nicht gestattet. Die unfreiwillige Muße auf St. Helena benutzte er zur Niederschrift seiner Memoiren, die unter dem Titel „23 Jahre Sturm und Sonnenschein in Südafrika" erschienen sind. Durch den Friedensschluß von Vereeniging aus seiner zweijährigen Gefangenschaft auf St. Helena befreit, kehrte Oberst Schiel im vorigen Sommer in seine alte Heimat zurück und hielt in vielen Städten Deutschlands Vorträge über seine Erlebnisse in Südafrika und in der englischen Gefangenschaft. Seine erschütterte Gesundheit zwang ihn jedoch bald, sich Ruhe zu gönnen. Mit Beginn dieses Sommers weilte er in Reichenhall. Schiel mußte sich dort Ende Juli in ein Krankenhaus aufnehmen lassen, und jetzt ist er von seinen mit Heldenmut ertragenen Leiden durch den Tod erlöst worden.

Restaurant Eigerwand an der Jungfraubahn

Vor kurzem ist ein neues Teilstück der Jungfraubahn dem Verkehr übergeben worden. Die neue Station Eigerwand liegt mit 2867 Metern Gesamthöhe dort schon 800 Meter über dem Ausgangspunkt der Bahn auf der Scheidegg. Die Anlage der Station, die ganz aus dem Felsen gesprengt werden mußte, ist an sich schon sehr interessant, erhält ihre Bedeutung aber erst durch die prächtige Fernsicht, die sie eröffnet. Nicht nur das malerische Grindelwaldtal, sondern das ganze Mittelgebirge, der Jura und der Schwarzwald liegen zu Füßen des Beschauers. Ein aus dem Felsen gesprengtes Restaurant sorgt hier auch für die materiellen Bedürfnisse der Besucher. Während man sich hier des Errungenen freut, arbeiten im finsteren Stollen weiter oben Dutzende fleißiger Hände, den Schienenweg durch das Eigermassiv empor zu treiben zur Gletscherwelt. Die Station Eismeer auf der Südseite des Eiger eröffnet das gewaltige Firnenmeer dem Besuche der weniger Berggewandten. In etwa zwei Jahren hofft man auch diese Etappe dem Verkehr übergeben zu können.

Für müssige Stunden

Kreis-Zickzackrätsel

Welchen Text ergeben die Buchstaben der obigen Figur, mit Hilfe der Zickzacklinie richtig verbunden? H. V.

Silbenrätsel

1. 2.

Läßt du den Anfangslaut verschwinden,
Wird sich ein Frauenname finden,
In hohen Kreisen gern gesehn,
Und aus ihm kann ein See entstehn.

2. 3.

Hingegen hier muß sich die Spitze
Ein a erobern erst zum Sitze,
Damit nun wieder sich enthüllt
Ein reizvoll süßes Mädchenbild,
Mit dem durch unsre Seele ziehn
Beliebte Opernmelodien.

1. 2. 3.

Die Aendrungen laß jetzt beiseit,
So ist die Lösung bald bereit,
Die eine ferne Stätte nennt,
Die wen'ge sehn und jeder kennt,
Und trauervoll in seinem Innern
Ihr wahrt ein schmerzenreich Erinnern. M. Sch.

Citatenrätsel

Den ganzen Tag stieg ich bergauf und -nieder
Und nahm mir kaum einmal die Zeit zu ruhn;
Nun streck' ich auf das Lager meine Glieder,
— — — — — — — — — —. V.

Füllrätsel

Ein Fluß durch sumpfiges Tiefland fließt
Und breit in die Nordsee sich ergießt.
Dort, wo er mündet, durch Menschenhand
Ein fester, trefflicher Hafen entstand.

In Wäldern, auf Bergen traf einst an
Man öfters wohl einen frommen Mann,
Der dort in Ruhe und Einsamkeit
Beschaulicher Andacht sich geweiht.

Wenn ein solcher Mann, doch ohne Fuß,
Sich stürzt' in jenen nördlichen Fluß —
Dann nennt das neuentstandene Wort
Ein trauriges Klagelied sofort. F. M.-S.

Anagramm

Mein Wort verrät den Fuß zugleich,
An dem es schön gelegen,
Und warme Quellen spenden reich
Ihm Gold, den Kranken Segen.

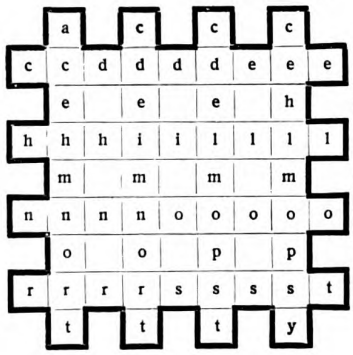
Vernichtest du den Doppelkern,
Gestaltend neu die Zeichen,
So liegt die Zeit dir wohl noch fern,
Den Titel zu erreichen.

Gar oft geschieht's im Leben nie,
Doch die, so ihn getragen,
Besitzt ein jeder, kennt er sie
Auch nur vom Hörensagen. M. Sch.

Worträtsel

Ein Maß, gebraucht im Deutschen Reiche,
Ein Mann, bekannt durch schlaue Streiche,
Ein großer See in der Neuen Welt:
Wer die drei Worte zusammenstellt —
Dem nennt das neu entstandene Wort
Eine furchtbar wirkende Waffe sofort. F. M.-S.

Gitterrätsel



Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen nennen: 1. ein Fremdwort für Obstkenner; 2. Fremdwort für Vielweiberei; 3. einen Indianerstamm in Alaska (Nordamerika); 4. ein Längenmaß.

Die senkrechten Reihen bezeichnen: 1. Fremdwort für Starrkrampf; 2. einen Bildhauer der alten Griechen; 3. einen Indianerstamm; 4. ein Längenmaß.

F. B.

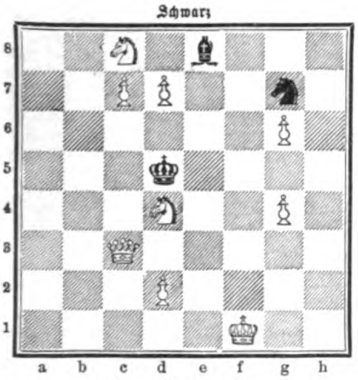
Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe I

Von **Dr. F. Binder** in Weimar
(Neu)

Schwarz



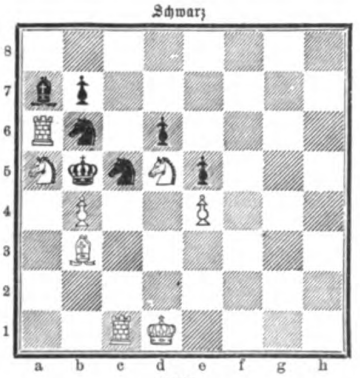
Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe II

Von **Isidor Gross** in Karlstadt
(Neu)

Schwarz



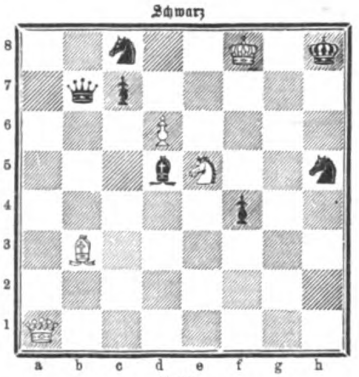
Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Aufgabe III

Von **R. E. Shook** in Kreuzburg (Oberschlesien)
(Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt

Partie Nr. I

Turnierpartie, gespielt zu Monte Carlo am 13. März 1903.
Damenbauer gegen Königsbauer

Weiß: Dr. S. Tarrasch-Nürnberg - Schwarz: J. Mieses-Leipzig

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**d7—d5** [1])	16. c3—c4	Sf6—h5 [6])
2. e4×d5	Dd8×d5	17. g2—g3	g5×f4 ?
3. Sb1—c3	Dd5—a5	18. Dc1—d1 ! [7])	Sh5—g7
4. d2—d4	Sg8—f6	19. c4—c5 !	Ld6—e7
5. Lf1—d3	Lc8—g4	20. Ld2×f4	Dc7—d7
6. Sg1—e2	e7—e6	21. e2—e3 [8])	h7—h5 [9])
7. Lc1—f4	Sf6—d5	22. Lf4—e5	Ke8—f8
8. Lf4—d2	Sd5×c3	23. Ld3—g6	f7—f5
9. b2×c3 [2])	Sb8—d7	24. Lg6×h5	Le7—g5
10. 0—0	c7—c6	25. Lh5—f3	Th8—h6
11. Dd1—b1	Lg4×e2 [3])	26. Kg1—g2	Kf8—f7
12. Ld3×e2	Da5—c7 [4])	27. h2—h4	Lg5—e3 ?
13. f2—f4	Lf8—d6	28. Dd1—e2 !	f5—f4
14. Le2—d3	g7—g5 [5])	29. De2×e3 [10])	Sg7—f5
15. Db1—c1	Sd7—f6	30. De3×f4	Ta8—g8
		31. Df4×h6 [11])	Aufgegeben.

[1]) Dies verschafft dem Nachziehenden von vornherein ein schwieriges Spiel und ist einem starken Gegner gegenüber nicht anzuraten.

[2]) Der Doppelbauer verstärkt das Zentrum und ist deshalb kein Nachteil für Weiß.

[3]) Auch dieser Abtausch ist nicht sehr zu empfehlen. Allerdings steht bei Da5—c7 10. Se2—g3 der Lg4 nicht gut.

[4]) Nicht b7—b5 wegen 13. a2—a4 b5×a4 14. Db1—b7 Ta8—b8 15. Db7×c6 a4—a3 (oder Tb8—b6 16. Dc6×a4 !) 16. Tf1—b1 Tb8×b1+ 17. Ta1×b1 a3—a2 18. Tb1—a1 2c.

[5]) Ein verlockender Angriff, der sich aber bald als ungesund erweist. Schwarz sollte nach dem Königsflügel rochieren und alsdann mit b7—b6 auf den Damenflügel vorzugehen suchen. Die Spiele wären dann wohl ausgeglichen geblieben.

[6]) Hier oder spätestens im nächsten Zuge mußte Schwarz sich mit b7—b6 gegen die Verdrängung seines Läufers sichern.

[7]) Mit diesem Zuge nimmt Weiß den Gegenangriff auf und kommt nun Schlag auf Schlag in Vorteil.

[8]) Nicht etwa sofort 21. Lf4—e5 wegen f7—f6 22. Le5×f6 Le7×f6 23. Tf1×f6 Dd7×d4+ 24. Tf6—f2 (jetzt droht 25. Ld3—g6+ !) Dd4×e5 mit günstigem Spiel für Schwarz.

[9]) Schwarz hat keine befriedigende Fortsetzung mehr.

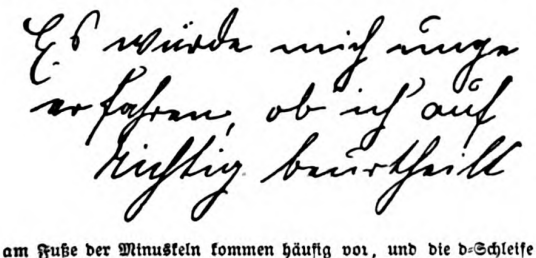
[10]) Entscheidend ! Nimmt Schwarz die Dame, so geschieht 30. Lf3×c6+ und Weiß bleibt mit einer Figur im Vorteil.

[11]) Dagegen ist nichts mehr zu machen. Auf Sf3×h6 folgt wiederum einfach 32. Lf3×e6+.

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Frau F. E. Die etwas schwere Schrift, in Verbindung mit der gegen das Ende stets sinkenden Linienrichtung (in der abgedruckten Schriftprobe nicht recht sichtbar), läßt darauf schließen, daß Sie die Neigung haben, alles ernst zu nehmen. Leichtlebigkeit und besondere Gewandtheit liegen nicht in Ihrer Art. Kurven



am Fuße der Minuskeln kommen häufig vor, und die d-Schleife ist geschickt mit dem nachstehenden Buchstaben verbunden. Die Lage der Buchstaben ist etwas wechselnd, im ganzen aber wenig liegend, und somit ergibt die Kombination von dem Gesagten: zwar Vorhandensein von Gemüt und weichem Empfinden, auch Anpassungsfähigkeit, aber langsames Sich-Erwärmen und Anschließen. Die unteren Schleifen der Langbuchstaben sind oft nach rechts abgebogen, siehe: ich, richtig. Federspaltende Züge und hie und da kleine Eigensinnshäkchen am Endstrich eines Wortes („erfahren") deuten dennoch auf Energie und Eigensinn, jedoch sind beide nicht gar ernst zu nehmen (viele Kurven, abwärts gehende Linienrichtung), und man kann Einfluß auf Sie gewinnen, wenn man Sie richtig zu nehmen weiß. Die Größe und Lage der Buchstaben, sowohl im Innern eines Wortes als auch diejenige der ganzen Wörter, ist ungleich: ein Beweis von Erregbarkeit, wechselnder Stimmung und Laune; Kampf zwischen Kopf und Herz. Sie empfinden stärker und tiefer, als Sie es manchmal Wort haben wollen (i-Punkte und u-Zeichen sind ziemlich genau gesetzt). Oft unterbrechen Sie sich mitten im Wort, um die i-Punkte anzubringen. Sie sind also im ganzen ordentlich, genau und pünktlich, manchmal wollen Sie auch nachträglich sich nachbessern (siehe erneuter Ansatz zur Schleife in f und h „erfahren" und „ich").

A. Kühne in Hamburg. Der Schreiber ist intelligent und gebildet, hat Phantasie und einen beweglichen Geist, einen mehr lebhaften als energischen Willen. Er ist nicht konzentrationsfähig. Weiß man ihn von der richtigen Seite zu nehmen, so kann man leicht Einfluß auf ihn gewinnen; denn er hat ein weiches Gemüt und ein hingebendes Herz und gibt sich gern zwanglos seinen Gefühlen hin. Er ist impulsiv, wägt zu wenig ab und eilt gern mit seinen Gedanken der Gegenwart voraus. Rasch erwärmt und begeistert er sich. Auch Nebensächliches läßt er nicht unbeachtet. Er ist feinfühlend, aber ein wenig geneigt, an der Oberfläche zu bleiben.

Hela R—eva in Kroatien. Die Gewohnheit, sich ohne viel Worte bestehenden Verhältnissen auch da anzupassen, wo es Ihnen nicht angenehm ist, fehlt, ebenso Beweglichkeit und Raschheit des Geistes. Sie tun sich meist Zwang an und erscheinen deshalb kühler, als Sie in Wirklichkeit sind. Sie nehmen alles schwer; mit spielender Leichtigkeit über Schwierigkeiten hinwegzukommen, ist Ihnen nicht gegeben.

L. Meyer, Ragaz (Schweiz)

Briefmappe

Frau Ida G. in Leipzig. Das leidige Weichwerden der Salzgurken rührt gewöhnlich davon her, daß Pilze das Innere zersetzen. Da die Gurken aber hart erheblich besser schmecken, so beugt man jenem Uebelstande dadurch vor, indem man auf je 5 Kilo (10 Pfund) oder 5 Liter ein Päckchen Salizyl à 10 Pfennig hinzufügt. Man kann reines Salzwasser verwenden (50 Gramm auf 1 Liter) oder auch den vierten Teil Essig hinzugeben. Unter keinen Umständen koche man den Essig oder das Wasser mit dem Salizyl, sondern gebe es stets nach dem Kochen hinzu, sonst verliert es seine Kraft. Zur Benutzung empfiehlt sich Dr. Oetkers Salizyl, das in den Geschäften zu finden ist, die Dr. Oetkers Backpulver führen. Nur echt mit dem Namen Dr. Oetker, Bielefeld.

Otto H. in Darmstadt. Die „Treptow-Sternwarte" bei Berlin hat eine hübsche Ansichtspostkarte herausgegeben, die den Lauf des neuen Kometen 1903 c sehr gut veranschaulicht. Sie gibt in schwarzem Druck auf blauem Grund sowohl die Bahn des Kometen wie die Stellung der von ihm durchkreuzten Sternbilder und der Sonnenbahn wieder. Mit Hilfe dieser Karte, die von Direktor Archenhold für die illustrierte Halbmonatsschrift „Das Weltall" entworfen und gezeichnet ist, kann jedermann den jetzt bequem mit unbewaffnetem Auge wahrnehmbaren Kometen bis zu seinem Verschwinden in den Sonnenstrahlen verfolgen, was um so interessanter ist, da gerade dieser Komet sich außerordentlich schnell vorwärts bewegt.

Johann G. in St. Wolfgang. Nicht ganz für uns geeignet; verbindlichen Dank.

Albertine v. H., Schloß L. bei W. Wir empfehlen Ihnen das bei G. Hener & Kirmse, Berlin W.-Halensee, erschienene neue Goethe-Bildnis, das sich vorzüglich als Wandschmuck eignet. Das schöne Kunstblatt ist eine vorzüglich ausgeführte Kupferätzung nach dem Meisterwerk von Professor E. Hellmer-Wien, das den Kopf des großen Dichters in wunderbar lebensvoller Auffassung gibt. Die Heliogravüre kostet in Folio ℳ 3.—, größere Ausgabe ohne Schrift auf Büttenpapier ℳ 10.—.

Fr. G. in Hannover. Sie meinen offenbar den Herzog von Clarence, den angeblich sein grausamer Bruder, Richard III., in einem Faß Malvasier ertränken ließ. Auch in Shakespeares „König Richard III." (Akt I, Scene IV) wird darauf angespielt; trotzdem klingt die Geschichte ziemlich unglaublich. Um sie wahrscheinlicher zu machen, hat man zu der Erklärung gegriffen, der Herzog sei im Tower ermordet und dann in einem Faß, worin früher Malvasier gewesen, in die Themse geworfen worden. Fest steht jedoch nur, daß er heimlich im Tower umgebracht wurde und daß er bei Lebzeiten den Malvasier sehr geliebt hat. Daraus ist wohl jene Anekdote entstanden.

Frau Anna B. in Augsburg. Anläßlich des Ablebens des Papstes Leo XIII. hat die bekannte Stuttgarter Metallwarenfabrik von Wilh. Meyer & Frz. Wilhelm eine vortreffliche ausgeführte Sterbemedaille hergestellt. Die Prägung der Vorderseite zeigt das von einem Palmzweig umgebene Bildnis des Papstes mit Inschrift, die Kehrseite das päpstliche Wappen mit Insignien, sowie das Geburts- und Sterbedatum.

H. v. O. in L. bei M. Die älteste bisher festgestellte deutsche Siegelumschrift ist auf einer Urkunde des Babenberger Herzogs Leopold VI., damals Herzog von Steiermark, vom Jahre 1197 zu finden. Dem Beispiel des Landesfürsten folgten bald zahlreiche österreichische und steirische Grafen und Dienstmannen. Nach 1250 führte auch das Reichshofgericht deutsche Siegel.

Arthur W. in Wien. Wir müssen mit bestem Dank ablehnen, da wir überreichlich versehen sind.

A. G. in Kalk bei Köln. Wir machen Sie darauf aufmerksam, daß die Elektrizitäts-A.-G. vorm. W. Lahmeyer & Co. Frankfurt a. M. neuerdings ein System zur Regelung von Drehstrommotoren ausgearbeitet hat, das sich auch für die Anwendung bei Ventilatoren eignet und ohne komplizierte Schaltung mit ebensolcher Bequemlichkeit und Oekonomie eine Geschwindigkeitsverminderung der Drehstrommotoren gestattet, wie man sie bei Gleichstrommotoren gewöhnt ist.

Ph. K. in Mannheim. Die 1901 eröffnete Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. versendet ihr Vorlesungsverzeichnis für das Wintersemester 1903/04, das am 21. Oktober d. J. mit der Feier des Rektoratswechsels beginnt. Es gliedert sich nach folgenden Rubriken: Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaften und Konsularpraxis, Versicherungswissenschaft und Statistik, Handelswissenschaften (kaufmännisches Rechnen, Buchführung, Korrespondenz, Handelsgeographie u. s. w.), Geschichte, Literatur und Kunstgeschichte, neuere Sprachen und Technik und andre Hilfswissenschaften.

C. L. in L. Mit Interesse gelesen, doch entbehren die Gedichte noch zu sehr der Eigenart, als daß wir sie bringen könnten.

J. K. P. in St. Petersburg. Daß dies ironisch gemeint ist, klingt doch wohl unverkennbar durch; im andern Fall würden die betreffenden Beiträge ja auch nicht an dieser Stelle erscheinen.

Franz M. in Graz in Steiermark. Wir teilen vollständig Ihre Anschauungen; herzlichen Gruß!

Otto Ph. in Dresden. Die feierliche Einweihung des neuen, im Renaissancestil gehaltenen Schulgebäudes der Ingenieurschule Zwickau hat am 7. Juli stattgefunden. Die Anstalt hat sich in den sechs Jahren ihres Bestehens unter der Leitung der Direktoren Kirchhoff und Hummel bereits einen hohen Ruf im In- und Auslande erworben, so daß es nicht wundernehmen darf, wenn sie durch den jetzt errichteten Prachtbau auch nach außen ihre Leistungsfähigkeit dokumentiert, die sie im Innern längst bewährte. Ihre Lage inmitten des sächsischen Industriebezirks gewährt ihr vor andern gleichartigen Anstalten den Vorzug, in engster Fühlung mit den technischen Unternehmungen stets auf dem Wege des Fortschritts die neuesten Errungenschaften der Technik theoretisch und praktisch zu verwerten und ihre Schüler so zu entlassen, daß sie, mit dem Neuesten vertraut, mit dem Gefühle der Sicherheit ihrem Berufe entgegengehen.

Eine besorgte Mutter. Ihre Frage kann nur ein tüchtiger Fachmann nach persönlicher Untersuchung zuverlässig beantworten; suchen Sie also unter allen Umständen das Kind einem solchen vorzustellen.

Neuere Erscheinungen

der

Deutschen Verlags-Anstalt,

Stuttgart.

Leonid Andrejew, Im Nebel und andere Novellen. Aus dem Russischen übersetzt von Elisawetinskaja und Yorik Georg. Geheftet M. 2.— Elegant gebunden M. 3.—

J. M. Eça de Queiroz, Stadt und Gebirg. Roman aus dem Portugiesischen übersetzt von Luise Ey. 2. Auflage. Geheftet M. 2.— Elegant geb. M. 3.—

Antonio Fogazzaro, Die Kleinwelt unsrer Väter. Roman. Aus d. Italienischen übersetzt von M. Gagliardi. 2. Auflage. Geheftet M. 3.50 Elegant geb. M. 4.50

Anna Hartenstein, Die Freundin. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 2.— Elegant geb. M. 3.—

Ferd. von Hornstein, Novellen. 2. Auflage. Geheftet M. 3.— Elegant geb. M. 4.—

J. R. zur Megede, Trianon und andre Novellen. 4. Auflage. Geheftet M. 4.— Elegant geb. M. 5.—

W. Meyer-Förster, Lena S. Roman. 8. Tausend. Geheftet M. 3.— Elegant geb. M. 4.—

W. Meyer-Förster, Die Fahrt um die Erde. Neue illustr. Ausgabe. 8. Tausend. Geheftet M. 2.— Elegant geb. M. 3.—

Gregor Samarow, Die Saxoborussen. Roman. Illustr. Ausgabe. 6. Auflage. Geheftet M. 4.50 Elegant geb. M. 5.50

August Sperl, Herzkrank. Eine heitere Badegeschichte. Mit Illustrationen von O. Meyer-Wegner. 4. Auflage. Geheftet M. 3.— Elegant geb. M. 4.—

Emile Zola, Wahrheit. Roman. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. 2 Bände. 6. Auflage. Geheftet M. 6.— Elegant geb. M. 8.—

Durch die Buchhandlungen zu beziehen.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2,40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Wissen ist Macht.

„Wissen ist Macht, aber Wissen kann man sich ohne ein gutes Gedächtnis nicht aneignen. Wie viele Menschen giebt es, die zur einen oder anderen Zeit ihres Lebens, beinahe alles um ein gutes Gedächtnis zu ihrer Hilfeleistung geben würden! Welch' eitles Bedauern und endlose Klagen müssen wir nicht täglich hören; und sollen die sich gerechter Weise immer gegen ein angeborenes schlechtes Gedächtnis richten? Nur selten tadelt der unglückselige Mensch sich selbst, wenn er sieht, wie andere, weniger begabte Menschen als er, ihn in dem Rennen um die hohen Posten auf der Welt weit überflügeln, nur weil sie das besitzen, was er nicht hat, — ein gutes Gedächtnis. Gedächtnis, ein gutes, verlässiges Gedächtnis ist die Grundbedingung zum Erfolg in diesen concurrenzvollen Zeiten. Und doch, wie kläglich wird diese Fähigkeit vernachlässigt. Dieser unglückliche Zustand ist zweifelsohne die Folge einer fast allgemein verbreiteten Ansicht, dass das Gedächtnis eine Gabe der Natur sei, eine bestimmte Quantität, welche sich auch durch persönliche Anstrengung nicht vermehren lässt. Und doch ist gerade das Gegenteil der Fall; ebenso gut könnte jemand, dem ein musikalisches Gehör angeboren ist, erklären, dass er keinerlei Schulung bedürfe, um ein hervorragender Musiker zu werden. In der That gibt es keine Verrichtung des Gehirns, welche sich leichter schulen und entwickeln lässt als das Gedächtnis, wenn die richtige Methode angewandt wird. Das Gedächtnis und seine Entwicklung hat die Aufmerksamkeit einiger der grössten Psychologen der Welt auf sich gezogen. Aber wie so oft war es der einfachsten und natürlichsten Methode, der **Poehlmann**schen Gedächtnislehre, vorbehalten, die besten Resultate zu erzielen. Die Lehre ist auf der ganzen Welt bekannt...“ Auszug aus W. T. Stead's 4 Spalten langer Abhandlung über Poehlmann's Gedächtnislehre in der **„Review of Reviews“, London,** 10. III. 02. Prospekt über Poehlmann's Gedächtnislehre mit zahlreichen Zeugnissen und Recensionen gratis von

L. Poehlmann, Mozartstr. 9, **München,** C, 105.

Technikum Altenburg (S.-A.)

Höhere und mittlere technische Lehranstalt für **Maschinenbau** und **Elektrotechnik.**

Lehrwerkstätte.

Programm kostenfrei durch die Direktion.

Regierungs-Kommissar.

Major K. in Kassel. Der Name Bajonett kommt von der Stadt Bayonne in Frankreich her, wie auch Littré angibt, weil es dort um die Mitte des 17. Jahrhunderts erfunden wurde. Es war zuerst ein 30 Zentimeter langes zweischneidiges Messer, das mittels eines hölzernen Stiels in den Lauf gesteckt wurde. Später ersetzte man diesen Stiel durch eine den Lauf umspannende Tülle und machte die Klinge drei- oder vierkantig.

W. G. in K. Als Geschenk für eine Braut oder ein junges Ehepaar empfiehlt sich das Buch „Hochzeitsglocken" von P. Siegers (Leipzig, Ernst Sonnenhol, geb. ℳ 8,—) Aus der Bibel und den Werken älterer wie neuerer Dichter hat der Autor Betrachtungen, Gedichte und Sentenzen gesammelt, die sich auf die Brautzeit und den jungen Ehestand beziehen. Für die Tagebuchaufzeichnungen ist breiter Raum gelassen.

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt

Sommer- u. Winterkuren.

510 m **BAD** ü. d. M.

Rudolfshöhe

bei Alpirsbach (Schwarzwald).

Streng wissenschaftlich geleitete Kuranstalt I. Ranges. *Modern eingerichtet mit allen neuzeitlichen Heilfaktoren.* Zentralheiz. u. elektr. Beleucht. Prosp. grat. u. frco. durch die **Direktion.**

Musikinstrumente

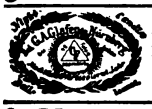
für Orchester, Schule u. Haus

Neu erschienene Preisliste frei.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

Geschäftsh.: St. Petersburg, Moskau, London.

Sehr billige **Unterhaltungslektüre.** Verzeichnis unsrer wohlfeilen Roman-Ausgaben durch jede Buchhandlung oder direkt von der Deutschen Verlags-Anstalt, Stuttgart.



Glasey-Nachtlichte, bewährt seit 1808, geruchlos, nicht feuergefährlich. **Beste Beleuchtung** f. Schlaf-, Krank.- u. Kind.-Zimmer. 12 höchste Ausz.

Stotterer!

erh. schnell u. sicher e. vollk. natürl. Sprache in der Anstalt von **Prof. Rud. Denhardt,** Eisenach i. Th. Einz. Anst. Deutschl. i. herrl. Lage, die mehrf. staatl. ausgez., wiederholt d. S. M. Kais. Wilhelm II. Prosp. grat. Honor. n. Heil.

Ball-Seiden

reizende Neuheiten in weiß, schwarz und farbig in allen Preislagen. Versandt in jedem Maß porto- und zollfrei. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie, Zürich G 38

Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Bleyle's Knaben-Anzüge

sind die gesundeste und bequemste Kleidung der Gegenwart.

Nur aus bestem, reinwollenen Kammgarn angefertigt, vereinigen sie in sich alle Eigenschaften, die an einen tadellosen Knabenanzug gestellt werden können; sie sind praktisch, unübertroffen dauerhaft, kleiden vornehm, haben flotten Sitz und bieten für jede Jahreszeit bei jeder Witterung die angenehmste und vorteilhafteste Kleidung. Zu haben für 2—16 Jahre. Ausführliche illustrierte Preislisten gratis und franko.

Aug. Friedr. Sauer, Stuttgart P. 47.

Einziges Spezialgeschäft für Bleyle's poröse Oberkleidung.

„Wie sollen wir schlafen?"

Broschüre für Nervöse, Schlaflose u. Gesunde, die normal schlafen wollen versend. grat. u. franko **R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik**

BERLIN, Markgrafenstr. 20. **MÜNCHEN,** Blumenstr. 40.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

ODONTA

unübertroffenes MUNDWASSER F. WOLFF & SOHN KARLSRUHE

ZU HABEN IN BESSEREN PARFÜMERIE-DROGEN- & FRISEUR-GESCHÄFTEN

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Von dem Sammelwerk **Die Erde in Einzeldarstellungen** erscheint gegenwärtig die II. Abteilung:

Die Tiere der Erde.

Eine volkstümliche Uebersicht über die Naturgeschichte der Tiere.

Ueber 1000 Abbildungen und 25 farbige Tafeln **nach dem Leben.**

Von **Prof. Dr. W. Marshall.**

In 50 Lieferungen zu 60 Pfg.

Alle 8 bis 14 Tage eine Lieferung.

Im Gegensatz zu anderen Werken ähnlichen Inhalts, mit meist nach Zeichnungen hergestellten Phantasiebildern, bieten die „Tiere der Erde" nur photographische Aufnahmen nach **lebenden Tieren.**

Ein illustrierter Prospekt ist kostenfrei, die erste reichillustrierte Lieferung zur Ansicht durch jede Buchhandlung zu erhalten.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Weinlese in Meran

Nach einem Aquarell von Ernst Henseler

Weinlese in Meran

Eine Schilderei aus Tirol

von

Rudolf Greinz

Mit sieben Abbildungen von Ernst Seufeler

Der wolkenlos blaue Himmel klarer Herbsttage leuchtet über dem Burggrafenamt, jenem herrlichen Fleck Erde, dessen Perle Meran bildet. Eine Perle in der Fassung steiler Berghöhen, träumerischer Wälder, glitzernder Wasserläufe, alter Burgen, saftig grüner Wiesen, fruchtbarer Aecker und weit ausgedehnter Rebengelände. Einer der vorgeschobensten Posten des tirolischen Südens. Ein Talasyl für südliche Vegetation und laue Luft. Blüht es ja meistens schon in und um Meran, während die Berge noch bis tief herab mit Schnee bedeckt in eisiger Erstarrung verharren.

Aber nicht mit dem unvergleichlich schönen Meraner Frühling haben wir uns zu beschäftigen, sondern mit dem ebenso schönen Meraner Herbst. Viele geben der späten Jahreszeit, dem allmählichen Einschlummern der Natur, sogar den Vorzug vor ihrem Erwachen.

Man merkt diesen langsamen Uebergang in den Winterschlaf im Süden eigentlich gar nicht so recht. Das melancholische Element des Herbstes kommt lange nicht so zur Geltung wie im Norden mit seinen dichten Nebeln, dem tage- und wochenlang unverändert bleiernen Himmelsgewölbe, den rauhen Herbststürmen. Unter dem sonnenhellen Azur des südlichen Herbsthimmels gleitet man in den Winter hinüber, ohne daß es einem ordentlich zum Bewußtsein kommt. Man braucht sogar mitunter noch zu Weihnachten, wenn die Sonne frühlingswarm herniederscheint und der Staub auf den Straßen liegt, eine gewisse Illusion, sich in das winterliche Milieu des Christfestes hineinzudenken.

Und nun gar in Meran. Die Kunst hat hier mit der Natur einen geradezu raffinierten Bund geschlossen, um uns vom Herbst unbemerkt in den Winter hinüberzutäuschen. In den Anlagen des Weltkurortes sind Tausende von immergrünen Gewächsen angepflanzt, die uns das fallende Laub, die immer kahler werdenden Aeste der Laubbäume fast vergessen lassen. Neben reichen Nadelholzgruppen auf Weg und Steg die Hecken des Evonymus, der um Türme und Mauern rankende Efeu.

Wenn der Blick weiter hinausschweift, dann allerdings erkennt er den Spätherbst gleich an den kahlen Weinbergen. Wo früher das üppigste Rebengrün, da breiten sich jetzt die nackten, grauen, vielfach verwitterten Holzrippen der Gelände aus, das Knochengerüst des herrlichen Traubensaftes. So weit vorgerückt sind wir jedoch nicht. Unsre Schilderei soll mitten hineinführen in den Meraner Herbst, in all die leuchtende Pracht der Weinberge, in den schweren Fruchtsegen, der unter dem schattigen Grün lauscht. Da tritt auch manches echte Volkstum zutage. Es wird überhaupt wenige Orte geben, die einen so internationalen Charakter tragen wie Meran, und die trotzdem durch und durch von der alten ursprünglichen Art des Volkes durchsetzt sind, die ringsum neben dem Kurleben pulsiert und für die große Welt der Promenaden eine trauliche Einfriedung bildet.

Der Meraner Weinbau führt seinen Ursprung ebenso auf welschen Import zurück wie ganz Südtirol. Das erhellt nicht nur aus der ganzen Praxis der Lese und des Kelterns, sondern hauptsächlich aus der nahezu ausnahmlos auf romanischen Stamm zurückgehenden volkstümlichen Terminologie des Weinbaues, auf die wir später noch zu sprechen kommen.

Der maßgebende welsche Einfluß in der Bereitung des Weines beginnt wie für Südtirol so auch für die Meraner Gegend um das Jahr 1630. Bis dahin hatte man noch vielfach an der deutschen Bereitungsart, dem sogenannten Höpfwein, festgehalten. Man sonderte nämlich den reinen Most sofort nach der Presse von den Hefen ab und bewahrte ihn zur Verjährung in Fässern auf. Um das Jahr 1630 trat der gelehrte Tridentiner Arzt Hippolit Guarinoni in einem eignen Werk gegen die Sitte des Höpfweines auf, die er als direkt gesundheitswidrig darstellte. Er empfahl als einzig zuträglich die welsche Bereitung des sogenannten Tresternweines.

Bei dieser Zubereitung werden die zerstoßenen Trauben in Fässern gesammelt und drei bis vier Wochen stehen gelassen. Nach dieser Frist sondern sich die in die Tiefe sinkenden Hefen von dem darüber schwimmenden klaren Wein. Gegen Weihnachten zieht man sodann den geklärten Wein von den Trestern (Hefen) in andre Fässer ab.

Je nach ihrer Anpflanzung unterscheidet man Leitenweine und Bodenweine, die ersteren von den Weingärten auf Abhängen und Anhöhen, die letzteren von den Rebenpflanzungen in der Talebene stammend. Die Leitenweine gehen unbedingt betreffs ihrer Chronik in ältere Zeit zurück, während man in der Ebene von Meran erst später Wein zu bauen begann.

Interessant ist die oben erwähnte, in das deutsche Volkstum übernommene Weinbauterminologie der welschen Nachbarn, von der einige Proben hier Platz finden mögen. Der Name „Trestern“ z. B. geht unzweifelhaft auf „terrestria“ zurück. Die zerstoßenen Trauben heißen Prasglet (brocato). Die Setzlinge, durch die die Fortpflanzung der Reben geschieht, führen den Namen Raßlen (razzuoli = wachsende Sprossen). Die Weinpresse lautet im Volksmund „Torggel“ (torcolare). Puntain (pontane) nennt man das Gerüst, an dem die Trauben auf-

Weinlese

gerankt werden, Stellain (stelone) die Latten an dem Gerüst, Manailen (managlia) das dünne Reisig neben den jungen Reben u. s. w.

Die um Meran angepflanzten Reben sind vornehmlich rote Fernatschtrauben, weiße Lagreintrauben, rote Ferseilen, rote Heinische, weiße Höninger und andre Arten.

Mit dem Beginn der Traubenreife tritt der Weinhüter oder Saltner in Amt und Würden, der in der Meraner Gegend noch ganz sein altes Aussehen bewahrt hat. Wer einen solchen Wilden noch nie gesehen hat, der mag wohl einen leisen Schrecken bekommen, wenn er ihm auf „verbotenem Wege" plötzlich und unvermutet aus einer schattigen Laube oder um eine Ecke entgegentritt. Da heißt es dann eben den Geldbeutel öffnen, um den Wilden wieder zahm zu machen.

Die Tracht der Saltner ist wahrhaft wenig Vertrauen erweckend. Ein schneidiger Trutzhut mit Spielhahnfedern und niederbaumelnden Fuchsschwänzen. Brust- und Gürtelgehänge von Eberzähnen, eine grimmige Hellebarde oder sonst ein wehrhafter Spieß. Dazu trägt einer und der andre noch eine vorsintflutliche Reiterpistole im Gürtel, die namentlich bei Nacht zu Alarmschüssen verwendet wird, durch die sich der Saltner bei Einbruchsgefahr in den Weingärten mit den benachbarten Weinhütern verständigt.

Der größte Teil der Wege um Meran ist während der Traubenzeit „verboten". Dieses Interdikt findet seinen sichtbaren Ausdruck durch die „Saltnerpratzen". Wir pilgern harmlos durch Felder und Wiesen und wollen gerade auf einen Seitenweg einbiegen, da starrt uns dräuend das grimmige Wahrzeichen entgegen: an einer Stange ein längliches Brett mit fünf Einschnitten, die primitiv genug die fünf Finger einer Hand darstellen sollen. Darunter ein Bündel dürres Reisig.

Mit ein wenig Kleingeld brauchen wir diesem energischen Wink: „Hinaus da, unberufener Fremdling!" just nicht Folge zu leisten. Man kann auf diesen „verbotenen" Wegen nach Herzenslust herumsteigen. Der Fremde wird von jedem Saltner in seinem Gebiet sogar gern attrapiert; denn da setzt es meistens einen nobeln Tabakkreuzer ab. Es kommt nicht teuer, sich von der Saltnergewalt loszukaufen. Ein Sechserl, heutiges Zwanzighellerstück, wird schon ein freundliches Lächeln auf die trutzigen Züge des Saltners und ein herzliches „Vergelt's Gott!" auf seine Lippen zaubern. Bei einer weiteren Wanderung kann man in den verschiedenen Hüterbezirken auf diese Weise

Mittagessen im Wingart (Weingarten)

allerdings summa summarum auch ein „Güldele“ anbauen.

Die Saltner werden von den Weinbauern gewöhnlich aus dem Kontingent der jüngeren, vollkommen unbescholtenen Knechte gewählt. Sie erhalten einen bescheidenen Taglohn nebst Kost und unterstehen betreffs ihrer Wachsamkeit und Verläßlichkeit einer strengen Kontrolle seitens ihrer Dienstgeber. In den Weinbergen zerstreut finden sich kleine Saltnerhüttchen, in die sich die Weinhüter bei heißem Wetter, an regnerischen Tagen oder bei Nacht zurückziehen.

Gegen eine Gattung von Traubendieben sind allerdings auch die Saltner so ziemlich ohnmächtig, gegen die Vögel, die genäschigen Amseln, Spatzen und sonstigen gefiederten Einbrecher. Da muß auf andre Art und Weise vorgesorgt werden. Wenn wir unsre Blicke die Hänge der Rebgelände hinaufschweifen lassen, sehen wir da und dort in den Sonnenstrahlen zwischen dem Grün grelle weiße Lichter aufblitzen. Es sind kleine spiegelblanke Blechstücke, die in den Weinlauben hängen und den Zweck haben, durch ihren Glanz die Vögel abzuschrecken.

Die eigentliche Weinlese beginnt in Meran gegen den 20. September und dauert bis Mitte Oktober. Das Hangen und Bangen von Monaten hat nun ein Ende gefunden. Das Schicksal der Ernte ist entschieden. Schon im Frühjahr, wenn die Reben die ersten Sprossen ansetzen, gibt es bäuerliche Propheten, die danach die Güte der Lese voraussagen. Viel Sorge und viel Mühe folgt den ganzen Frühling und Sommer hindurch. Das Aufbinden der Reben, das Düngen, das Schwefeln der Weingärten, die stete Angst wegen des Wetters. Wohl von wenigen wird der Himmel mit so kritischen Blicken gemustert wie von dem Weinbauern.'

Nun ziehen sie alle hinaus in den „Weingart“: Knechte und Dirnen, Bauer und Bäuerin. Selbst das alte „Vaterle“, das im Austragstüberl lebt, nimmt noch einmal das krumme, sichelförmige Messer zur Hand, um ein paar Trauben zu schneiden. Es gilt noch ganz gewaltig im Schweiße des Angesichts zu arbeiten; denn die Sonne brennt zur Lesezeit oft empfindlich vom Himmel hernieder, drängt sich durch das dichte Weinlaub und schafft selbst im traulichen Dämmer des Weinberges schwülen Dunst.

Die Trauben werden in Butten gesammelt, die ein Teil der Knechte und Dirnen auf dem Rücken trägt, während die andern das Schneiden besorgen. Ist die Butte voll, dann wandert ihr Inhalt in einen riesigen Bottich, der auf einem Leiterwagen thronend

Auf verbotenem Wege

auf irgend einem fahrbaren Weg innerhalb der Weinberggebiete harrt. Es heißt fleißig „schanzen“ und arbeiten, keine Viertelstunde müßig sein und das schöne Wetter ausnutzen. Denn einfallender Regen, der die reifen Trauben noch am Stock trifft, kann den Wert der ganzen Ernte in Frage stellen.

Da gibt es dann keine Zeit, zum Essen nach dem oft beträchtlich entfernten Bauernhof heimzukehren. Die Dirne bringt das Essen in den Weinberg. An einem Arm trägt sie einen großen Henkelkorb. An der andern Hand baumelt ein zierliches „Panzele“ (Fäßchen) mit „Leps“, einer Art leichten Nachweins, dem vin piccolo der Italiener, der ein vorzügliches Mittel ist, den Durst zu löschen, und gleichzeitig eine fette, schwere Mahlzeit leichter verdaulich macht.

Tische und Stühle sind natürlich im Weinberg nicht vorhanden. Irgend ein Gestell, das dem „Wimmer“ (Weinleser) zur Erreichung der hoch droben in den Lauben baumelnden süßen Früchte dient, muß als Tisch herhalten. Die Schüssel wird darauf plaziert, und alles löffelt in Eintracht aus dem nämlichen Gefäß, ab und zu die Kost durch einen kräftigen Schluck aus dem Spundloch des Fäßchens würzend. Der Luxus von Gläsern wird natürlich auch als überflüssig betrachtet.

Jos und Moidi (Josef und Maria)

Wenn Magen und Kehle ihr Deputat erhalten haben, dann geht es wieder an ein fröhliches Wimmen. Rede und Gegenrede fliegen hin und wider. Es wird gescherzt und gelacht, ab und zu wohl auch eins gesungen, obwohl im deutschen Südtirol die Sangesfreudigkeit lange nicht so groß ist wie in Nordtirol und namentlich im Zillertal und Unterinntal.

Das beschauliche Stilleben, das der Burggräfler vielfach führt, seine mehr ruhige, in sich gekehrte Art erklären es auch, daß eigentlich mit der Weinlese keine besonderen Feste oder hervorstechenden Gebräuche verbunden sind. Ein fideles „Tanzl“ schließt sich gewöhnlich an die glücklich eingebrachte Ernte. Die Bäuerin kocht prächtige Schmalznudeln. Die Burschen führen mit dem Saltner, der nun eine entthronte Macht ist, diesen und jenen Hokuspokus auf.

Auf dem Heimweg vom Weinberg, in der traulichen Abenddämmerung, mögen sich auch so manche Herzen zueinander finden. Der Jos und das Moidi sind schon seit vorigem Jahr bei demselben Bauern bedienstet. Sie haben sich immer gern gesehen. Und nun kommt die Geschichte zum Klappen.

Beim „Nuien“ (neuen Wein)

Ein kräftiger Schmatz hat die beiden vereint. Im Vorwärtsschreiten entwerfen sie Zukunftspläne von einem kleinen Gütel mit einem „Weingart", wo sie miteinander glücklich und zufrieden leben könnten. Der Abendwind rauscht in dem Laub der Reben und weht daraus ein paar gelbe Blätter auf den Weg ...

Unter den „Lauben" in Meran, dem ältesten Teil der ehemaligen tirolischen Hauptstadt, kann man ihnen auf Schritt und Tritt begegnen, den mächtigen Bottichen mit den „Prasglet". Die zerstoßenen Trauben werden mit Eimern wieder in Butten geschöpft, unter deren Last kräftige Männer ihren Weg nach den zahlreichen Kellern der Wirte und Weinhändler in der Laubengasse nehmen. Die Bottiche, die Kleider und Hemdärmel der Träger — alles trägt eine einförmige, rötlich-violette Färbung von dem niederrinnenden oder verspritzten Rebensaft, die Couleur der beginnenden Herrschaft des Bacchus.

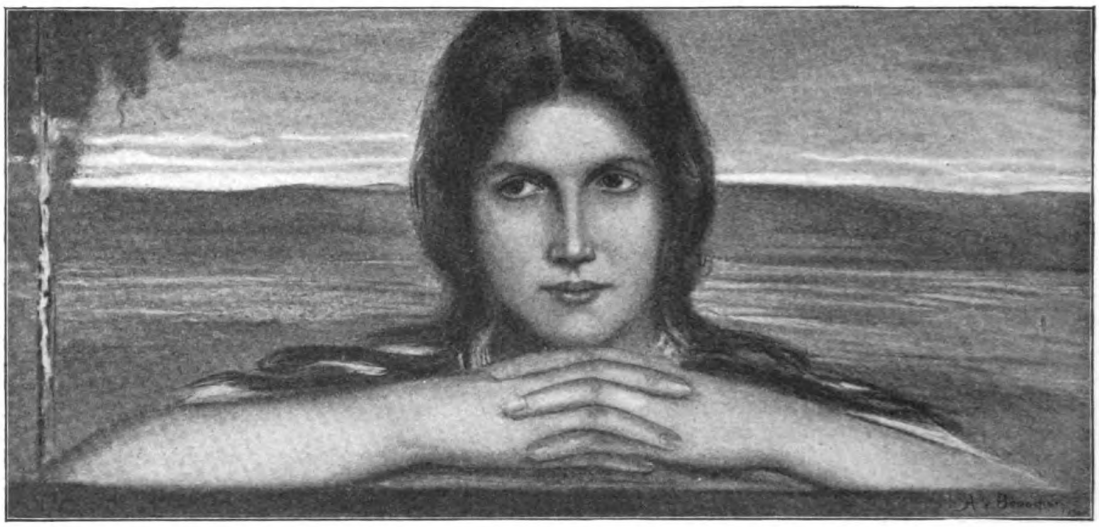
Bald schenken die „Buschen" in Meran schon den „Nuien", wie der neue Wein oder Heurige im Volksmund kurzweg heißt. Es gibt so traulich versteckte kleine Weinschenken in der Meraner Laubengasse und deren nächster Umgebung, daß der vornehme Kurgast, der sich nur auf den Promenaden zu bewegen pflegt, davon gar keine Ahnung hat. Aber der echte Weinbeißer kennt diese verschwiegenen Asyle, wo man einen guten Tropfen schenkt. Neben diesen kühlen Stübchen, wo man sich in einer gemütlichen Fensterecke dem beschaulichen Suff ergeben kann, entfaltet sich das mit dem „Nuien" untrennbar zusammenhängende heitere Leben, hauptsächlich auch in den prächtigen Meraner Weingärten, die oft unmittelbar an die Weinberge anschließen, ja ihre gastlichen Tische teilweise schon unter den Weinlauben stehen haben, so daß dem Besucher oft noch reife Trauben von oben winkend in den schon gekelterten neuen Wein herabgrüßen und sich im vollen Glase spiegeln.

Viele Bauern der Meraner Gegend haben für eine gewisse Spanne Zeit, oft auch für das ganze Jahr die alte Gerechtsame, ihren eignen Wein ausschenken zu dürfen. Da wallfahrten dann Einheimische und Fremde hinaus nach den freundlichen Höfen mit ihren behaglichen Stuben. Das „Törggelen" beginnt, ein mit dem Ausschank des neuen Weines verbundener uralter Volksbrauch. Als „Zuabiß" zu dem Rebennaß werden nämlich ganze Schüsseln voll gebratener Kastanien („Köschten") aufgetragen. Die herrlichen Haine von Edelkastanien in der Gegend von Meran, hauptsächlich gegen das Schloß Lebenberg hin, liefern dazu die süßen, mehligen Früchte.

Weil ich schon früher einmal etymologisch wurde, kann ich mir gegen Schluß meiner Schilderei eine kleine boshafte Etymologie nicht ersparen. Man sagt, daß vom „Törggelen" schon so mancher zwar im Oberstübchen erleuchtet, aber auf unsicheren Beinen heimgekommen ist. Sollte der Tiroler Dialektausdruck „torkeln", der einen schwankenden Gang kennzeichnet, nun gar mit dem „Törggelen" zusammenhängen? Das wäre ein reizender etymologischer Weg von dem alten lateinischen torquere (drehen, pressen) über torcolare zur Torggel (Weinpresse). Von da durch das Törggelen zum Torkeln. Der Ring ist übrigens ganz geschlossen. Der torkelnde Heimweg hat gewöhnlich die Tortur eines solennen Katzenjammers zur Folge; und Tortur hängt bekanntlich etymologisch innigst mit torquere zusammen. Nix für unguat!

Weniger bedenklich ist jedenfalls der noch alkoholfreie Genuß des Rebensaftes. Mit der Weinlese beginnt in Meran auch die Traubenkur, die neben der klimatischen und der Terrainkur hier besonders beliebt ist. Viele von den Leidenden, die nach diesem Paradiese Südtirols geschickt werden, erhoffen Genesung von dem Genuß dieser weißen oder dunkelblauen Trauben mit den großen, schwellenden und wunderbar süßen Beeren. Die beliebtesten Sorten sind die am Küchelberge, an den Abhängen (Leiten) von Gratsch und Algund und auf den Anhöhen von St. Valentin und Reuberg. Reife Trauben sind schon in der zweiten Hälfte des August zu haben. Der Zeitraum der Weinlese soll sich jedoch am besten zur Kur eignen; zu dieser Zeit vermögen die Verkäufer in der unfern des Kurhauses an der Gisela-Promenade gelegenen Obsthalle kaum alle ihre Kunden zu befriedigen. Die Meraner Trauben sind zum Essen gesuchter als die Trauben des südlicheren Etschlandes, da sie einen höheren Gehalt von reinigenden Säften besitzen.

Und nun nehmen wir Abschied von dem schönen Meran, seinen Weingärten und Saltnern. Möge der Most in den Fässern gären und sich zu einem recht süffigen „Reatel" oder „Weißweindl" gestalten!



Nach dem Gemälde von A. v. Broecker

Notturno

Nun such' ich, müd', ein sterbender Streiter,
Dein Reich des Friedens, Königin Nacht.
Fern tost der Kampf des Lebens weiter;
Noch hör' ich im Wind das Rauschen der Schlacht.

Ich aber lege zu deinen Füßen
Die Waffen nieder, die ich trug.
Es ist genug des Herben und Süßen,
Genug der Wunden, die ich schlug.

Vor deinen Augen, den rätselvollen,
Zergeht des Tages Trug und Schein;
In deinem Schoß laß mich verschollen,
Wie ein fallender Stern erloschen sein!

Oft hat dein Auge mich jäh getroffen
Im Taumel der Freude, bei Wein und Gesang;
Dann wußte ich: eitel ist all mein Hoffen
Und unentrinnbar der Untergang . . .

Still gleitet der Mond durch die Wolkenzüge,
Am Strande rauschen die Birken sacht. —
Nun führst du mich aus Lärm und Lüge
In deinen Frieden, heilige Nacht.

Maidy Koch

Der Schatten

Erzählung

von

Ernst Zahn

(Schluß)

Violantas Verhältnis zum Adelrich ist im Grunde ein seltsames. Sie sind nicht wie Liebesleute; Violanta hat keinen Gedanken daran, daß sie das sind. Sagte ihr einer, sie müßte den Adelrich lieb haben, so zum Fressen, wie das Jungvolk in dem Stand sonst liebt, sie würde ihm ins Gesicht lachen. Der Adelrich ist steif und unbeholfen und häßlich; es fällt ihr nicht ein, ihm auch nur die Arme um den Hals zu legen. Ihn umgekehrt scheint Scheu zu fassen, wenn er zärtlich werden möchte. Manchmal, wenn sie noch beisammensitzen und ernste Reden führen von dem, was die Zukunft bringen soll, streicht er ihr mit einer zittrigen Handbewegung schmeichelnd über den Arm oder die Hand, aber es ist ein Anfassen, wie man ein zerbrechliches Gefäß betastet, und er wird feuerrot dabei und sucht seine Verlegenheit hinter eifrigem Sprechen zu verbergen. Gut ist er wie selten einer, und seine Mutter hilft ihm in seinem Gutsein der Violanta gegenüber. Diese schmäht eines Tages mit einem herben Wort sich selbst und klagt, daß sie nichts in die Ehe mitzubringen hat. Da erklärt ihr Adelrich, wie wenig zum neuen Hausstand anzuschaffen sei, und die Rennerin tritt hinzu und kramt aus allerlei Kasten und Truhen eine Menge Dinge hervor: „Das brauche ich nicht mehr! Und das kannst haben!“ Und nachher sitzen sie beisammen und haben eine kurze fröhliche Stunde, während sie die Dinge durchberaten, die sie am nächsten Markttag noch ins Haus kaufen wollen. Als sie mit der Beratung zu Ende sind, meint der Adelrich: „Einmal sehen mußt doch, wie wir wohnen werden,“ und heißt die Violanta mit ihm nach den Schlafkammern steigen. Ueber eine weißgesandete Treppe steigen sie in das obere Stockwerk des Baues, vor dessen Größe dem Mädchen etwas wie Ehrfurcht ins Herz fährt. Die Türen, die hier auf den hölzernen Flur gehen, sind alle unbemalt, alt, alle sauber wie alles im Rennerhaus. Adelrich öffnet eine von ihnen. Dahinter liegt eine niedere mächtige Stube. Zwei steife alte Bettstellen stehen darin, mit buntblumigen Bezügen. Buntblumig sind die kurzen Vorhänge an den Fenstern, und eine Zierborte von gleichem Stoff zieht sich um den Sockel eines grünen Kachelofens, der an der einen Wand steht. „Da schlafen wir,“ sagt Adelrich.

Sie stehen auf der Schwelle, keines tritt hinein, als hielte Scheu sie beide zurück. Mit vorgebeugten Leibern spähen sie hinein.

„Das ist aber schön,“ sagt Violanta mit engem Atem. Sie stehen ganz nahe beieinander, und da faßt es den Adelrich zum erstenmal, daß er den Arm eng um das Mädchen legt. „Gefällt es dir?“ sagt er. Dann küßt er sie auf die Stirn; beide werden blutrot dabei, aber die Violanta lehnt sich an ihn und erträgt es, daß er den Arm nicht löst, während sie von der Stubenschwelle weg und einer andern Tür zugehen. Auch diese öffnet Adelrich, langsamer, wie mit einer heimlichen Andacht. „Da wohnt die Mutter,“ erklärt er. Violanta sieht in eine Stube, die nur um weniges kleiner ist als die von vorhin. Auch sie enthält zwei Betten, aber über dem einen hängt ein hinter Glas gesteckter Grabkranz; in dem Bett hat der Ratsherr Renner gelegen. An den Fenstern, mit Ausnahme eines einzigen, sind die Läden geschlossen, so herrscht ein dämmeriges Licht in der Stube; das eine jedoch wirft seine Helle breit an eine Wand, an der ein Bild hängt, eine Photographie, in schmucken Rahmen gefaßt: der Marianus Renner als Offizier! Die Violanta hat sich langsam in der Stube umgesehen; als ihre Augen über das Bild gleiten, kann sie es nicht hindern, daß sie zusammenzuckt. Der Adelrich, der den Arm noch immer um sie gelegt hält, muß es merken, wie es ihr einen Ruck gibt. Aber er wähnt, daß sie sich von dem Bild abwende, um ihn nicht wissen zu lassen, was sie gesehen. „Da hängt er — ja — ja — da,“ sagt er still, „die Mutter will ihn nicht wegtun, er ist ihr halt immer noch der liebste.“

Violanta ist wieder ganz ruhig, sie steht geradeauf. „Wenn das Bild anzusehen ihr weh tut,“ sagt sie mit fast harter Stimme, „so nimm du es weg; es ist manchmal gut, wenn man nachhilft, wo eines nicht selber herzhaft zugreifen darf.“

Der Adelrich weiß nicht recht, was er darauf antworten soll. „Ja, ja," murmelt er, „das könnte ich ja — so — könnte ich." Damit wenden sie sich auch schon aus der Stube und andern Kammern zu. Als Violanta eine Viertelstunde später, von Adelrich geleitet, unten aus der Wohnstube tritt, um heimzugehen, ist ihr zum erstenmal, als fiele in das wölbige Stiegenhaus, über das sie immer so froh und mit heimlichem Stolze steigt, ein Schatten.

VII

Nun ist es geschehen. Die Nagerin hat eine andre Magd, eine rechte, die die Violanta selber noch in ihre Pflichten eingeführt hat, wie es die Nagerin gern haben will. Die Violanta ist die Frau des Renner-Adelrich. Die von Oberalpen sind schon gewohnt daran; denn nun ist die Hochzeit schon ein paar gute Wochen vorbei. Eine einfache Hochzeit ist es gewesen. Frühmorgens zur Kirche, ein einfaches Mahl daheim in der großen Stube, mit wenigen Gästen und vielem Gesindevolk, und nachher eine Reise ins Talland, eine ganze drei Tage dauernde Reise bis zu einem Geschäftsfreund des Adelrich, der zu Zürich wohnt. Seitdem ist die Violanta heimisch geworden. Die ersten zwei Tage war sie still, sah da zu und dort zu, ließ die Rennerin gewähren und horchte, was diese ihr zu sagen hatte, dann war es, wie wenn plötzlich zwei kraftvolle Hände sich neu an den Wirbel eines Treibrads legen. Die Rennerin und der Adelrich sehen einander jetzt nach Wochen drei-, viermal des Tages mit staunendem Lächeln an: wie die junge Frau eingreift! Die Aermel aufgestülpt, in schlichtem Gewand, wie sie es immer getragen hat, geht die Violanta im Hause umher. In der Küche ist sie, im Keller, in den Stuben. Wenn es zu tun gibt, steigt sie dem Adelrich nach in die Alphütten; auf dem Land geht sie den Knechten mit Gabel und Sense voran; wenn es not tut, nimmt sie die Brente auf den Rücken und holt selber die Milch aus den Ställen, die kein andrer just zu holen Zeit hat. „Lasset mich machen, Mutter, gönnt Euch mehr Ruhe," das sind die Worte, die die Rennerin tagtäglich zu hören bekommt, und die Alte weiß selbst nicht, wie eine Last nach der andern ihr von den Schultern und der Jungen auf den Rücken gleitet. Dabei leuchtet der Violanta Gesicht, selbst eine leise Röte ist in ihren alabasterfarbenen Wangen um diese Zeit; wenn sie den Blicken ihres Mannes und denen seiner Mutter begegnet, lacht sie und wiegt sich im Gehen, und ihre ganze Gestalt schwillt von überschüssiger Kraft; ohne daß sie es sagt, ist ihr von den Lippen zu lesen: viel mehr noch möchte ich schaffen, viel mehr noch kann ich! Die von Oberalpen haben gelernt, den Hut zu ziehen vor des Adelrich Renners Weib, nicht nur weil sie arbeitet wie zwei, sondern weil sie zu regieren weiß, als wäre sie ihrer Lebtag einem großen Haushalt vorgestanden. Und so gehen die Wochen und die Monate, und kein sichtbarer Schatten ist im Rennerhaus. Auch Violanta sieht keinen. Oder doch! Manchmal huscht etwas durch ihren hellen Tag, so flüchtig, daß sie nachher kaum weiß, es sei dagewesen. Was brauchen sie des Marianus Namen zu nennen! So selten seiner gedacht wird, manchmal erinnert doch ein Wort an ihn. Dann kann die Violanta nicht hindern, daß ihr der Herzschlag stockt und nachher um so stürmischer geht. Aber sie ficht die Erregung nieder, und es gelingt ihr so rasch, daß, wenn es vorbei ist, keine Erinnerung daran sie lange stört.

Eines Tages kommt sie über den Adelrich, wie er in ihrer Schlafstube oben an einem kleinen Tische sitzt und Geld zählt. Es ist sonderbar, daß er das Geschäft da oben abtut, sein Schreibtisch steht sonst unten in einer an die Wohnstube grenzenden Kammer. Sie sieht auch, wie sein Gesicht bei ihrem Eintritt sich rötet; es ist ihm leicht anzumerken, daß er ein Geschäft tut, bei dem er allein sein will. Violanta geht einmal hin, einmal her. „Ist es dir lieber, daß ich gehe?" sagt sie dann.

„Nein, nein," unterbricht er sich hastig mitten im Zählen einer Silberrolle. Nach einer Weile fängt er an, das Geld fest zu verpacken, siegelt und kritzelt mit ungelenker Hand eine Adresse auf das Paket. Violanta hat indessen angehoben, die Stube aufzuräumen, sieht nicht nach ihm hin und erschrickt daher fast, als er plötzlich hinter ihr steht und ein: „Da, sieh" sagt. Sie wirft einen Blick auf das Geldpaket, das er ihr hinstreckt. Es ist an ein Bankhaus gerichtet; sie liest die Adresse.

„Die schicken es an drei verschiedene Orte," sagt der Adelrich. Sein Gesicht trägt einen seltsamen Ausdruck, halb von Zorn, halb von Kummer. „Verpacken muß ich es immer heimlich, damit es die Mutter nicht sieht."

„Es geht den Marianus an?" fragt Violanta.

Der Adelrich dreht das Paket in der Hand. Es scheint ihn etwas zu würgen. „Ein Drittel ist für ein Mädchen im Bernbiet drüben, dem er das Kind erhalten muß," sagt er; „ein Drittel geht noch an den Geldverleiher, der ihn einmal in den Fingern gehabt hat; das letzte Drittel schicken sie ihm hinüber nach Amerika."

Ein Unbehagen faßt Violanta, sie weiß nicht, wohin sie blicken soll. Sie beißt die Lippen zusammen und steht steif und doch unruhig da. Adelrich fährt fort in Absätzen, zwischen denen zittrige Atemzüge liegen, zu sprechen: „Gerade eine Arbeit ist es, bis das alle Jahre aus dem Land heraus ist. Nachher erst kann man an

sich denken und Gott danken, wenn für einen selber auch noch etwas übrig bleibt."

Er wendet sich mit seinem Paket gegen die Tür, kommt aber noch einmal zurück, als Violanta schon wieder nach dem Lappen gegriffen hat, mit dem sie just fegt.

„Das ist noch nicht das Schlimmste," sagt er, und seine hageren Züge zucken wie in einer mühsam zurückgehaltenen Angst, „aber weißt, Frau, an was ich immer denken muß?"

„An was?" fragt Violanta. Sie ist jetzt weiß wie das Sterben, aber sie hat sich gefaßt, steht kerzengerade da und sieht ihm fest ins Gesicht.

„Wenn er einmal heimkäme," fährt er leise fort, „und wollte sein Geld haben. Es steckt alles im Land. Wie sollte es einer herausbringen! Das Land gilt nichts in den schlechten Zeiten. Und er ist keiner, mit dem man verständig reden kann. Mit ihm zusammen wirtschaften, das ginge auch nicht. Weiß Gott, was da werden müßte! Der Vater ist ein braver Mann, ein Ehrenmann gewesen; aber da, Gott verzeih mir's, hat er schlecht gesorgt. Ich wollte der Mutter nicht verraten, was an uns kommen könnte, wenn der Marianus will. Aber dir, Frau, du bist eine, der ich alles sagen kann."

Er ist ganz nahe an Violanta herangetreten, faßt ihre Hand und drückt sie, immer wieder schließt er die knochigen Finger fest um die ihren. Dann lachen seine braunen Augen sie an: „Bah," tröstet er sich selber, „man muß nicht immer ans Schlimmste denken!"

Violanta steht noch immer unbeweglich. „Du hast selber gesagt, daß er sich wohl hüten wird, heimzukommen," sagt sie mit lauter, fester Stimme. Sie weiß nicht, daß sie das sagen muß, weil sie selber es zu hören verlangt. Adelrich nimmt den Trost auf. „Hast recht," sagt er und wendet sich zum Gehen, „und jetzt will ich's forttragen, das Geld! Aus dem Haus, aus dem Sinn!" Damit schiebt er sich hinaus.

„Jetzt ist er einmal noch drüben in Amerika," ruft Violanta ihm mit einem erzwungenen Lachen nach. „Denk doch, nach Amerika schickst ihm Geld, und das ist weit."

Als sie nachher allein in der Stube ist, hält sie in der Arbeit plötzlich inne und sieht starr vor sich hin ins Leere. Es liegt ihr eine Last auf der Seele, vor dem Atem sitzt ihr's; mühsam und mit einem unterdrückten Aechzen schüttelt sie die Beklemmung ab und tut, was ihr zu tun bleibt.

Diesmal weicht der Schatten nicht so bald wie sonst. Ein paar Tage lang läuft Violanta herum, tut ihre Pflicht, stark und eifrig wie je, trägt aber ein heimliches Zagen in sich, daß einer von dem Marianus reden möchte. Dann aber, wiederum nach Tagen, kommt etwas in ihr Leben, das jede Sorge verjagt. Dem Adelrich, dem Mann, hat sie in derselben Stube, in der sie von dem Bösen, von dem Marianus, gesprochen haben, das Gute zu sagen, das, daß er ein kleines Korbbett neben die zwei Bettstellen setzen soll. Adelrich wird glührot vor Freude und macht vor Freude ein dummes Gesicht und zittert und sieht sie immer an wie ein Wunder; dann läuft er ihr davon und sucht die Mutter und erzählt der unter Lachen, was er Neues weiß, lacht vorher, lacht nachher, und hat doch ganz nasse Augen dabei.

Nun ist erst recht das Glück im Hause. Die Violanta ist wie losgelöst von aller Alltagsmüh. Sie geht so leicht hin und her als wie ein tanzendes Mädchen, und geht doch gesegneten Leibes. Sie singt und lacht und arbeitet für vier; und die Monate vergehen darob. Noch am Tag vor der Nacht, in der dem Adelrich sein Mägdlein, das Fini, zur Welt kommt, ist die Violanta bei der Arbeit wie jede andre im Haus. Zum Verwundern rasch ist sie auch wieder auf den Beinen nachher. „Das ist halt eine, die noch gesund ist," sagt die Rennerin von ihrer Schwiegertochter zu ein paar Weibern, die den Säugling anstaunen kommen.

„Das ist halt eine," kommt das Echo auch aus dem Mund des Adelrich; seine und seiner Mutter Blicke sind wieder hinter der Violanta her dabei; die helle Lust an ihr leuchtet darin.

Im Korbbett oben liegt das Fini, ein kleines, rundes, gesundes Ding mit zwei großen Augen. Die Augen, als sie im Laufe der Wochen bestimmtere Farbe annehmen, sind weder die kohlschwarzen der Mutter, noch die dunkelbraunen des Vaters, sondern sind so hell und klar wie ein Bergwasser und sehen aus dunkeln Brauen und Wimpern. Die sorgenlose Zeit fließt weiter. Es ist, als schaute alltäglich durch all die vielen Fenster im Haus die Sonne, schaute herein, auch wenn draußen der Himmel voller Regenwolken hängt oder die ganze Welt von Schneestieben wirr ist. Das Fini lernt stehen und gehen und reden. Als es zwei Jahre alt ist, muß es das Korbbett oben einem andern kleinen Gast abtreten, dem Adel. Als man erst weiß, was aus dem werden will, liegt ein überall runder, brauner Krauskopf in dem sauberen Bett, mit ein paar Augen groß und braun und klug. Sein Vater, der Adelrich Renner, geht, was er früher nie getan hat, alle Sonntage nach dem Gottesdienst zu einem Schoppen ins Kreuzgasthaus, nur damit er sich dort sagen lassen kann, was er für ein Glück daheim hat; es tut wunderbar wohl, das von allen Seiten zu hören und zu wissen, daß es noch wahrer als wahr ist. Daneben geht die Arbeit ihren steten Gang, der Adelrich lernt selbst das böse Geld, das alle Jahre einmal fort muß, mit ruhiger Fröhlichkeit verpacken. „Gerne gönn' ich's ihm," sagt er zu Violanta, die stumm und flüchtig dazu nickt und sich anderm zuwendet.

Der Marianus gibt kein Lebenszeichen von sich; die Bank, die sein Geld besorgt, weiß, daß er lebt und wo er ist. Adelrich und sein Weib vergessen ihn das Jahr hindurch hundertmal über der Zufriedenheit, die an ihnen ist. Nur die Rennerin seufzt manchmal schwer, ganz selten entfährt ihr auch ein Wort, wie: „Es ist ein Kreuz, ein eigen Kind in der weiten Welt zu haben und so wenig von ihm zu wissen wie jeder Wildfremde."

Der Adelrich blickt heiterer mit jedem neuen Jahr, und es sieht aus, als halte er sich aufrechter als früher und fühle sich sicherer. „Es fängt an zu tagen," sagt er zu seinem jungen Weibe; damit meint er, daß er schon zweimal kleine Summen zur Sparbank hat schicken können. Violanta streicht über die Häupter ihrer zwei Kinder, hält den Kopf hoch und hat strahlende Augen. Sie ist die Gesundheit selber, und wenn sie so die Hände auf den zwei Kinderköpfen liegen hat, ist eine unbeschreibliche Sicherheit, Ruhe und Kraft an ihr. An den zwei Kindern darf sie sich wohl freuen. Dem Fini, dem Mädchen, legt die Mutter das braune Haar in schlichten Zöpfen um den Kopf, und aus dem sauberen Gesichtlein schauen die bergbachklaren Augen. Der kleine Adel ist mit seinem dunkeln Kraushaar, dem tiefen Blick und der starken hohen Stirn einer zum Malen.

So ist alles gut und schön und recht im Hause. Und nun geht es wieder gegen den Herbst. Das Geld für den Marianus ist fort; der Sommer ist schön und ertragreich gewesen. Des Adelrichs zufriedenes Lachen tönt alle Tage wie ein Glockenzeichen zur Freude durchs Haus. Nun steht der Handel noch vor der Tür, der immer ein schönes Geld ins Haus bringt: das Vieh, das zum Schlachten ausgeschieden wird, soll an den Mann gebracht werden. Eines Tages kommt der Händler aus dem Tal herauf nach Oberalpen gestiegen, mit dem schon der Ratsherr Geschäfte gemacht und mit dem auch Adelrich regen Verkehr hat. Er ist ein breitschultriger, lauter Mensch mit einem roten, gedunsenen Gesicht, Händen wie Hämmern, aber ein ehrlicher Polterer. Adelrich steigt mit ihm nach den Gaden, die an der Ostlehne ob Oberalpen liegen, zuletzt hat er mit ihm in dem großen Stall zu tun, der an das Rennerhaus selber angebaut ist. Der Handel kommt zu einem guten Ende, und wie es so Sitte ist, nimmt Adelrich den Mann mit sich in die Wohnstube hinauf, wo die Violanta ihm Essen und Trinken vorsetzt. Der Händler ist ein Schwätzer, das Haus ist von seinem Reden und Lachen laut; das Fini und der kleine Adel, die in den Röcken der Mutter hängen, gaffen den Mann mit großen, ängstlichen Augen an. Die Sitte will, daß die Rennerin, die Violanta und der Adelrich ihm Gesellschaft leisten; sie sitzen mit ihm rund um das obere Ende eines der langen Tische, hören ihm zu und tun ihm beim Trinken ein paarmal Bescheid. Allerlei Neuigkeiten tischt er auf; er weiß bei jedem Bauern talauf und -ab Bescheid und schwatzt wie ein wandelndes Wochenblatt. Er hat eben eine lange Geschichte zum besten gegeben; nun holt er Atem, tut einen tüchtigen Zug von dem schweren Welschwein und steckt einen Bissen in den Mund. Noch kauend und schluckend, stößt er plötzlich ein: „Ja so, beim Eid, das hätte ich fast vergessen," heraus. Dann erzählt er: „Euren Bruder habe ich auch gesehen drüben im Bernbiet neulich, Renner."

Adelrich schneidet die Rinde an einem Käsestück, das er in Händen hält, weg; er hält die Ellbogen breit auf den Tisch gestemmt; als der andre endet, fährt das Messer am Käse ab und hart am Finger vorbei ins Leere. „Meinen Bruder?" sagt er unwirsch. „Mein Bruder ist in Amerika, da werdet Ihr wohl einen andern für ihn angesehen haben."

„Für ihn angesehen?" lacht der Händler schallend auf. „Mit ihm gesprochen habe ich."

„So, so," sagt der Adelrich. Er steht auf, um den andern der Mutter zulieb zum Schweigen zu bringen. Aber die Rennerin beugt sich über den Tisch: „Den Marianus habt Ihr gesehen?" Sie spricht nicht hastig, aber es ist ihr anzumerken, wie ein Verlangen in ihr schreit und sie sich halten muß, um gleichgültig zu scheinen.

Violanta hat sich über die Kinder geneigt, die noch immer sich an sie drängen. Tief hinab beugt sie sich zu des Adel Gesichtlein, flüstert mit dem und tut, als schenkte sie dem Gespräch keine Aufmerksamkeit mehr. Keiner weiß, daß ihr Stirn und Wangen glühen; ihr Gesicht ist so bleich wie sonst.

Adelrich ruft von einem Schranke herüber, wo er sich zu schaffen gemacht, dem Gast ein Wort zu, das er sich mühsam ausgesonnen und das diesen aus seiner Unterhaltung mit der Bäuerin reißt. Er bringt es fertig, daß der Geschwätzige auf andre Dinge zu sprechen kommt. Dann findet er einen Vorwand, ihn, der den Teller von sich geschoben, aus der Stube zu bringen. Die Rennerin geht ihnen nach, als sie zusammen die Stube verlassen. Die Violanta hat sich erhoben, hoch und gefaßt wie sonst, sie hat die Kinder dem Fremden die Hand geben heißen und selber zwischen ihnen gestanden, ruhig jenem Ade sagend. Nun fällt die Tür ins Schloß. Sie aber steht noch immer zwischen den zwei Kindern, deren Hände sie hält. In ihrem Gesicht ist kein Blut mehr, ihr Busen steigt und fällt in stoßweisem Atmen, ihre Augen starren mit einem wilden Blick ins Leere.

„Mutter, komm," drängt der Adel weinerlich, nach ungeduldiger Kinder Art. Sie hört es nicht.

„Mutter," sagt das Fini und blickt ängstlich zu ihr auf. Der Ton des Kindes ist wie das Zirpen eines furchtsamen Vogels; es trifft die

Violanta. Wie ein Ruck geht es durch ihren Leib. „Ja," sagt sie und schiebt die Kinder von sich, heißt sie spielen und hebt an, den Tisch abzuräumen.

„Was hast auch gehabt, Mutter?" fragt das Fini, die ein kluges, weichherziges Ding ist; ihre Augen streifen noch immer alle Augenblicke forschend und ängstlich der Mutter Gesicht.

„Warum?" fragt Violanta mit einem mühsamen Lächeln.

„So — so — Augen hast gemacht, Mutter!"

Da lacht sie lauter, klappert mit den Gläsern, bricht ein Stück Käs in zwei Krumen und „da, da" reicht es den Kindern. „Was werde ich andre Augen machen als sonst!" sagt sie.

VIII

Eine Wolke steht im westlichen Himmel von Oberalpen, eine Wolke in eitel blitzendem, scheinendem Blau. Ihre Ränder sind scharf wie der Bug eines weißgestrichenen Schiffes, wo er ins klare Wasser taucht. Das Weiß ist so blendend, daß es zu brennen scheint; gegen ihre Mitte verdunkelt sich die Wolke, ihr Innerstes ist schwarz wie schwerer Qualm. Da und dort schaut ein Oberalpener den Himmel an: „Heute könnte es ein Wetter geben," meint er. Auf dem freien Platz vor dem Kreuzwirtshaus stehen zwei, davon murrt einer dem andern wie unter einem Unbehagen zu: „Da oben am Himmel hängt's wie Hagel."

„Hagel im Herbst," lacht der andre, aber auch er windet sich bei den Worten, als trüge er in der Schwüle schweißfeuchtgewordenes Gewand.

Am Abend zerflattert die Wolke in Fetzen, die flüchtig mit dem Westwind über die östlichen Berge fahren, aber im Norden kracht es; über den Schöllenen ist der Himmel nachtschwarz, der Widerschein im Tal tobender Wetterschlachten zuckt daran. „Da unten geht es bös zu," sagen die von Oberalpen.

Die Violanta hat aus dem Fenster einer Bodenkammer, wo sie am Morgen Wäsche aufgehängt hat, die Wolke blitzen sehen; seltsam nah ist sie dagestanden, als sollten im nächsten Augenblick ihre Feuerspieße hervorzucken und durchs Fenster niederfahren. Die Violanta hat die Wolke wie eine Erscheinung angestarrt. Wie auf sie geworfen mit aller Macht ist der Vergleich seither in ihren Gedanken, daß auch in ihrem Leben eine Wolke steht. Aber als die am Himmel ohne Schaden zu tun zerflattert ist, steht die ihrige noch da, nur dunkler und schwerer geworden, wie alles dunkler und schwerer wird, wenn es dem Abend zugeht.

Der Adelrich kommt von der niederen Alpe, wo das Vieh jetzt weidet, heim an dem Abend. Ein paar Tage, seit der Viehhändler dagewesen, ist er brummig gewesen, schlecht aufgelegt. Heute bringt er seine ganze frohe Laune mit, scherzt und tollt mit den Kindern schon auf der Treppe und trägt eine laute Fröhlichkeit in die stille Stube hinein, wo die Rennerin über einem Nähzeug sitzt. Er legt Hut und Rock ab, die Kinder fahren ihm um die Beine; er neckt sie; sie schreien, einige Augenblicke herrscht ein tolles Treiben in der Stube. Endlich wirft der Bauer sich außer Atem in einen Stuhl am Tische, der schon die einfachen Bestecke für die Abendmahlzeit trägt. „Wo ist die Mutter?" fragt er die Kinder. „Holt die Mutter!" jagt er sie gleich darauf mit Lachen hinaus. Dann wendet er sich der Rennerin zu; der hat sich die schwarze Haube, die sie trägt, auf dem spärlichen Haar verschoben.

„Eure Haube will Euch fort, Mutter," sagt er, noch immer scherzend. Die Alte hat einen sinnenden Blick; schon geraume Zeit hat ihre Nadel geruht. Gedankenlos schiebt sie die Haube zurecht. Dann ist es einen Augenblick still in der Stube; Adelrich schenkt sich ein Glas Wein ein aus der Flasche, die auf dem Tische steht. „Durst habe ich," sagt er gleichsam entschuldigend; er ist kein Weintrinker sonst. Da sieht die Mutter ihn aus ihren trüben Augen an. „Du, Adi," sagt sie, „nachfragen sollte man dem Marianus doch einmal."

Der Adelrich ist mit einem Schlage ernst, er wendet sich seitwärts, legt dann einen Arm auf den Tisch und läßt den Kopf nachdenklich vornüberhängen. „Nachfragen, Mutter?" sagt er.

„Es könnte ja doch sein," fährt die Rennerin stockend fort, „ich meine halt — wenn einer viel studiert, fällt ihm manches ein, — er könnte sich ja gebessert haben, in — in Amerika drüben, und traut sich jetzt nicht heim."

Adelrich hat ein Wort auf der Zunge: Der Marianus hat viel Zeit gehabt, sich zu bessern, er hat es nie getan! Aber er bringt es nicht über sich, von dem Bruder schlecht zu reden. „Ja, ja," gibt er zu, „nachfragen kann man ihm einmal." Seine Antwort klingt vielleicht nicht ganz so bereitwillig, wie die Rennerin erwartet. Aber sie kann nicht weiter sprechen; das Trampeln schwerer Schuhe tönt unten im Hausflur. Eine Magd tritt mit einer Schüssel dampfender Suppe ein und stellt sie auf den Tisch; dann kommen, eins ums andre, die Knechte und Mägde hereingestampft. Jedes sagt einen kurzen Gruß, geht an den Tisch, rückt geräuschvoll einen Stuhl und läßt sich nieder. So bilden sich die Reihen zu beiden Seiten des Tisches, der Adelrich wendet sich um, und die Rennerin setzt sich ihm gegenüber. Seit er verheiratet ist, hat er den Platz zu Häupten des Tisches inne, noch aber sitzt er heute dort, wo sonst Violanta neben den Kindern ihren Sitz hat. Nun sagt er mit plötzlichem Einfall: „Heute muß einmal die Frau den Präsidenten machen." Seine gute Laune will zurück-

kommen, halb aber sind seine Worte ernst gemeint; denn er tut sich nie genug damit, sein Weib auf alle Art hoch zu halten. In dem Augenblick tritt die Violanta ein, sie geht in schlichtem, dunklem Kleid wie immer; wer genau hinsähe, möchte sie bleicher finden denn sonst, und um ihren Mund ist ein Zug herber, fast verbissener Festigkeit.

„Guten Abend," sagt sie, als sie, die Kinder an der Hand, sich dem Tische nähert.

„Guten Abend," antwortet ihr der Gruß des Gesindes. Es ist keine einzige leise oder zögernde Stimme dabei, vielmehr ist es, als springe ein Gruß dem andern rasch und begierig voraus; Violanta kann alle Tage merken, wie sie im Hause die Erste geworden ist. Sie tritt an Adelrich heran, dem sie mit einem „Guten Abend, du," die Hand auf die Schulter legt. „Nun," sagt sie dann, während die Kinder auf ihre Stühle klettern, erwartend, daß der Bauer ihr den Platz überlasse. Der nimmt ihr die Arme mit beiden festen Fäusten und drückt sie auf den Stuhl am oberen Tischende. „Präsidentin sollst jetzt einmal sein," sagt er mit Lachen. Sie sperrt sich ein wenig; ein leises Glimmen kommt in ihre Wangen, aber ihre Augen blitzen froh; dann setzt sie sich mit einem „Nun denn", zurecht, lacht den fröhlichen Gesichtern zu, die von unten her sich nach ihr wenden, legt dann die Hände zusammen und spricht das Tischgebet laut, mit klingender Stimme. Alsdann beginnt die Mahlzeit. Der kleine Adel und das Fini kichern und können sich nicht erholen vor Staunen, daß die Mutter so erhöht ist. Der Bauer aber meint ganz ernsthaft: „Immer solltest da oben sitzen, Frau."

„Die erste in der Arbeit, die erste am Tisch," spricht die Rennerin darein; sie ist keine, die Worte macht. Auch diese Rede klingt ruhig, fast nüchtern, aber Violanta kann kein besseres Zeugnis haben für das, was sie gilt und geworden ist. Sie sitzt frei und lächelnd da; fast will ihr wieder leicht werden, wie in den ersten frohen Zeiten. „Euch selber rühmt Ihr, Mutter," sagt sie, „bei Euch bin ich in die Schule gegangen."

So liegt über dem Beginn der Mahlzeit für alle eine wundersame Behaglichkeit und Zufriedenheit. Die Löffel klappern, es wird nicht mehr gesprochen.

Da geht drüben die Tür auf. Die fleißigen Esser haben keine Schritte auf Treppe und Flur gehört. Mit einem Schlage stockt bei dem jähen Türaufgehen das Geräusch der Löffel. Ein Lachen kommt von der Tür her, ein eigentümlich widerlicher, klangloser Ton, fast wie das gehässige, heisere Kläffen eines Hundes.

„Du?" sagt die Rennerin. Die alte Frau ist weiß wie ein Linnen; sie ist aufgestanden, aber sie tut keinen Schritt näher zu dem, dem sie im ersten Augenblick hat entgegenfahren wollen.

Adelrich dreht sich um. Noch einmal tönt das seltsame Lachen, dann kommt der, der eingetreten ist, herüber an den Tisch. Er ist derselbe, der er immer gewesen ist, ein großer Mensch mit rassigen Gliedern. Die Hose, die er trägt, reicht kaum an die Schuhe, weil die schwellenden Muskeln der Waden und Oberschenkel sie nicht frei fallen lassen. Die Hose ist scheckig, verlottert. Verlottert ist der Rock, auf den Schultern und über den Rücken hinab ist der ehemals dunkle hell gebrannt von der Sonne, verfärbt vom Regen. Ein schmutziger und zerrissener Hemdkragen schaut daraus hervor; der sehnige Hals und das Kinn sind noch immer schwarz von Bartstoppeln, aber der Schnurrbart ist gewachsen, ist stark und kohlschwarz. Die hellen Augen glimmen aus tiefen Höhlen, aus einem Gesicht, dessen Wetterfarbe nicht zu bleichen ist, aus dem nur das böse Leben Stücke gemeißelt hat, so daß überall die Knochen herausstehen, grob, knorrig.

„Da bin ich," sagt der Marianus. Mit dem einen Bein langt er rückwärts nach einem hinter ihm stehenden Stuhl und zieht ihn, mit dem Fuß einhakend, heran. Zwischen Adelrich und dem Platz der Violanta läßt er sich am Tische nieder, ohne Fragen, klotzig, als wäre er alle Tage zum Essen gekommen.

„Ich habe Hunger," sagt er, „gibt es noch etwas für mich?"

Die Violanta ist aufgestanden. Sie nimmt die leere Schüssel vom Tisch, geht in die Küche hinaus und bringt sie zurück mit Suppe für den Marianus. Fest setzt sie sie vor ihn hin auf den Tisch. Sie ist seltsam anzusehen, die Violanta. Ihre Kraft ist so groß, daß kein Nerv an ihr zittert, nun das an sie kommt, was wie eine Schlange langsam züngelnd an sie herangekrochen ist und dessen Giftbiß jeden Augenblick ihr ins Leben gehen kann. Nur ihre Nasenflügel öffnen sich weit, wie bei einem erschreckten Pferde. Als sie mit der schweren Schüssel über dem Kopf des Marianus steht, zuckt es ihr in den Armen. Sie fühlt es in sich, daß sie sich nicht vor ihm fürchtet; einen Augenblick zuckt es in ihr auf, die Schüssel niederzustoßen auf seinen Schädel, gleich einem zertrümmernden Hammer, darum kracht es ganz, als sie sie statt dessen vor ihn auf den Tisch setzt. Marianus blickt auf und lacht wieder, dann macht er sich hungrig über die Suppe; die Violanta setzt sich auf ihren Platz neben ihn, weil sie das muß; während des Essens dreht er sich manchmal ihr zu, dann kichert er jedesmal in den Teller hinein, und jedesmal bäumt sich in der Violanta etwas auf, als müßte sie auffahren und ihn anschreien: „Aus meinem Hause, Teufel, du!" Das Gesinde hat es mit den Käs- und Brotbissen eilig, die den Rest ihrer Mahlzeit bilden. Jedes weiß,

Unterbrochenes Jagdrennen. Nach einer Zeichnung von W. Dewar

daß die oben am Tische allein bleiben müssen; so stampft eines nach dem andern willig hinaus. Die Rennerin richtet indessen manchmal eine Frage an den Marianus. „Woher kommst? Bist weit gegangen?“ und dergleichen. Wenn sie spricht, läßt er das häßliche Kichern, er sieht sie auch nicht an, verdrossen, mürrisch steht er ihr Rede; es sieht aus, als habe er Scheu vor ihr.

Als die Knechte und Mägde hinaus sind, erhebt sich auch die Violanta. Sie ruft die Kinder, die verschüchtert den fremden Menschen anstarren. „Wünscht der Großmutter gute Nacht,“ sagt sie; da trippeln die zwei Kleinen zu dem verkümmerten Weibe hinüber, das sich über sie neigt und sie an sich drückt.

„Sie weint,“ sagt das kleine Fini, als es sich von ihr abwendet, „warum weint sie?“ Niemand gibt Bescheid; die Rennerin hat freilich das Wasser in den trüben Augen stehen. Dann will das Mädchen dem Marianus, vor dem sich der kleine Adel fürchtet, die Rechte hinstrecken, aber Violanta fährt mit ihrer starken Hand dazwischen, faßt das Kind und zieht es mit dem andern hinaus.

„Nacht, Dadi!“ ruft unter der Tür der Adel und streckt dem Vater die Hand hin.

„Der Vater kommt zu euch,“ sagt Violanta laut; der Adelrich ist vernarrt in die Kinder, es ist kein Tag, daß er nicht vor dem Einschlafen an ihr Bett tritt.

Die Kleinen folgen willig der Mutter, die mit ihnen nach der großen Schlafstube hinaufsteigt. Sie plaudern und lachen; die Mutter gibt spärlichen Bescheid. Während sie die Kinder entkleidet, hört sie die Rennerin schweren Schrittes heraufkommen; die geht an der Tür vorüber, langsam, müde, nebenan tritt sie in ihre Schlafkammer. Der Violanta hämmern die Schläfen, ihre Gedanken jagen einander! Unten in der Stube sitzen die Brüder beieinander, was werden sie reden? Was wird der erzählen, der — der Lump? Sie weiß gar nicht, wie sie die Kinder zu Bett bringt, die jetzt in einer gemeinsamen großen Bettstatt, darinnen sie fast ertrinken, an der einen Wand liegen. Sie fährt auf, als die braunen, schönen Augen des Adel und die hellen der Fini an ihrem Gesichte hängen; aufs Beten warten die zwei. Da kniet sie nieder, faltet die Hände, und der Bub und das Mädchen legen die ungeschickten kleinen Finger zusammen. Die kleine Fini spricht das Gebet, schlicht:

„Vater unser, der du bist in den Himmeln!“

Violanta beißt die Zähne zusammen, es ist ihr, als müßte sie schreien. Mit den Blicken verschlingt sie die zwei Kindergesichter in den rotgeblumten Kissen. Das Herz klopft ihr zum Zerspringen. Ihr gehören die da, ihr! Herrgott! Und nehmen werden sie sie wollen!

Da kommen Schritte die Treppe herauf, schwere. Der Adelrich muß es sein. Wird er — was will er —, wird er es wissen, das, was der — der Lump erzählen kann?

„Gut Nacht,“ sagt Violanta, beugt sich nieder und küßt die Kinder kurz, wild. Dann richtet sie sich auf, dreht sich der Tür zu; ihre Fäuste ballen sich. Es soll einer kommen! Wie eine Löwin bäumt sie sich auf vom Bett. Ihr gehören die zwei, ihr!

Dann geht die Tür, und der Adelrich kommt herein, ruhig, ein wenig bleich, ein wenig bekümmert, aber mit einem Ausdruck von Liebe im Gesicht, wie immer, wenn er um die Zeit zu Frau und Kindern eintritt. Die Violanta läßt die Arme sinken, es löst sich etwas in ihr; sie sieht ihn an, den Adelrich; arglos ist er wie immer. Scheinbar ruhig langt sie nach Kinderkleidern, die noch herumliegen, und fängt an, aufzuräumen. Adelrich tritt ans Bett und beugt sich zu den Kindern nieder; er spaßt mit ihnen, der Adel kichert, das Fini stößt einen kleinen Schrei aus.

„St,“ macht die Mutter.

Da sagt der Adelrich ein lautes „Schlaft jetzt!“ und tritt vom Bett weg. Er tritt hinter die Violanta.

„Er ist fort,“ flüstert er.

„Fort?“ fragt sie, sich jäh nach ihm umwendend. Unwillkürlich geht sie neben ihm bis zum Fenster, an das er tritt.

„Das ganze Geld, das der Händler dagelassen hat, hat's gekostet,“ sagt er darauf. Beide sehen zum Fenster hinaus, sehen aber nicht, was draußen ist. Der Himmel ist noch hell, von einem letzten blassen Widerschein der versunkenen Sonne übergossen. Aber in der Gasse unten dunkelt es schon. Ihre beiden Gesichter sind beschattet; so kann keines recht gewahren, wie düster das andre blickt.

„Sein Erbe hat er heraus verlangt,“ flüstert Adelrich wieder, „ich habe es immer gedacht und gesagt, es wird dazu kommen. Für diesmal ist er zufrieden gestellt, aber schwer Geld hat's gekostet.“

Die Violanta schweigt. Einen Augenblick stehen sie Schulter an Schulter, in Gedanken versunken hinausblickend.

„Das ganze Geld muß ich wieder holen auf der Bank,“ sagt dann Adelrich. Dabei streift seine Hand unwillkürlich bei einer Bewegung, die er macht, die der Violanta; die Berührung jagt ein seltsames Empfinden durch beide. Die Hände verschlingen sich, die Finger pressen sich zusammen, ganz aufrecht stehen sie nebeneinander, der hagere eckige Bauer und das stattliche Weib, sprechen nicht, starren nur voll Sinnens hinaus an den fernen Himmel hin, wo es dunkler und dunkler wird. Dabei wird der Druck ihrer Hände

fast schmerzhaft, so fest umklammern sie sich, und sie brauchen nichts zu sagen; sie verstehen sich sonst: wir zwei halten zusammen!

„Der Mutter muß ich es jetzt sagen," unterbricht Adelrich ein langes Schweigen. Ihre Finger lösen sich, und er geht, so sacht es sich auf schwerem Schuhwerk geht, aus der Stube.

„Mutter," hört ihn Violanta in der Nebenstube rufen. „Kommt herunter, Mutter." Dann geht eine Tür, und sie kann hören, wie die beiden über die Treppe hinuntersteigen. Es ist ganz still um sie jetzt, der leise Atem der zwei Kinder, die schon eingeschlafen sind, klingt in die Stube, die immer dunkler wird, sonst rührt sich nichts. Das Dämmerlicht und das leise Atmen kann schläfrig machen; Müdigkeit, freilich nicht Schlaf, fällt auch der Violanta in die Glieder. Sie läßt sich am Fenster in einen Stuhl nieder. Dann verfällt sie in Sinnen. Es ist kein ruhiges Ueberdenken, die Gedanken jagen und hasten. Sie, in der seit manchem Jahr alles klar und groß und ruhig gewesen ist, hat eine Unrast in sich, die selbst in den starken Körper ein Zittern bringt. Er wird wiederkommen, der Marianus! Der Adelrich hat es selber durchblicken lassen in seinen Worten. „Jetzt wankt alles das, was du dir aufgebaut hast, Violanta! Du hättest es nicht wagen sollen, hereinzukommen in das Haus! Stark hast du gemeint, bist du, und wirst Herr werden über alles, was aus der alten Zeit wieder kommen könnte. Hast in dir selber den Wurm vergessen, der an deiner Kraft frißt, daß du jetzt zitterst! Das Gewissen hast vergessen, Violanta!"

Sie starrt aus dem Fenster. Im Talboden ist es Nacht, Schatten steigen auf; aus der Tiefe scheinen sie zu kommen, dorther, wo die Schöllenenschlucht ist und es talzu geht. So steigt der Schatten in deinem Leben auf, Violanta! Aus dem Pfuhl der Intschihütte bist auf den Berg der Gutheit gestiegen, und jetzt langt's herauf mit Armen, die sich näher und näher recken, und will dich wieder in den Pfuhl zurückziehen.

Nein, bei Gott nicht! Das junge Weib fährt mit einem Ruck aus ihrer zusammengesunkenen Stellung auf, ihre Finger krallen sich zusammen, auch über die Stirn geht ein blitzähnliches, wildes Zucken. Das weiß sie: zurück geht sie nicht! Also sich wehren, sich wehren!

Wenn sie es dem Adelrich sagte! Der Gedanke ist ihr manchmal gekommen. Aber — zu spät ist es zum Beichten! Damals hätte sie es sagen sollen, als er sie zum Weibe verlangt hat. Und hat es nicht können.

Aufrecht und brav ist er, der Adelrich! Nicht mehr ansehen könnte er sie! Eine, die sich beschmutzt hat! Freilich, genommen hat er sie, trotzdem er gewußt hat, woher sie kam. Aber: „Nicht, wo du her bist, was du bist, frag' ich," hat er einmal gesagt. „Und du bist eine, vor der ich fröhlich den Hut ziehen darf!" Und jetzt soll sie ihm sagen, daß sie das nicht ist? Kein Gedanke daran! Es geht nicht mehr um ihr Glück allein, um die Kinder geht's, um ihn, ums ganze Haus! Schweigen muß sie darum! Wehren muß sie sich, wehren bis aufs Blut, daß nichts auskommt!

Wieder beißt sie die Zähne zusammen, wieder bäumt sie sich wie zum Kampfe auf. Da geht die Tür abermals sacht und sorglich zurück. Adelrich streckt den Kopf herein. „Wo bleibst auch?" fragt er halblaut, um die Kinder nicht zu stören.

„Ich habe nachdenken müssen," sagt die Violanta und steht auf. Er tritt völlig ein; kaum unterscheidet sie in der Dunkelheit seine linkische, hagere Gestalt; aber sie fühlt sich sicher, weil es dunkel ist.

„Komm jetzt," sagt er, an sie herantretend. Er schiebt sie mit liebevollem Stoß der Tür zu. Aber ehe sie diese erreicht, tritt er neben sie. Er legt den Arm um ihre Hüften, fast unbewußt lehnt sie sich an ihn. So treten sie auf die Schwelle.

„Du —" sagt da Violanta plötzlich atemlos und hält ihn zurück. Es ist ihr wie angeworfen: Jetzt mußt du es ihm sagen! Aber dann würgt es sie; die Kehle ist ihr verschnürt, der Herzschlag geht ihr so wild, daß sie zu ersticken meint.

„Was ist?" fragt Adelrich ahnungslos.

Da faßt sie sich und geht weiter, so daß er folgen muß.

„Eingefallen ist es mir," flüstert sie im Hinuntersteigen. „Er wird wiederkommen, der Marianus."

Er kommt nicht auf den Gedanken, daß sie etwas andres auf der Zunge gehabt haben könnte. „Er wird wiederkommen, sicher," sagt auch er. Sie seufzen beide tief aus dem Innersten herauf. Dann treten sie unten in die Stube.

IX

Ein Schatten ist im Leben der Violanta, bald so groß, daß keine Sonne daneben mehr Raum hat. Die blitzt nur manchmal darein, wenn sie die Kinder anschaut, wenn sie in die Gesichter der Rennerin und des Adelrich blickt, aus denen ihr die Liebe entgegenleuchtet, oder wenn sie das Wesen der Knechte und Mägde beachtet, die vor ihr wie vor etwas Höherem sich ducken. Vielleicht ist es der gewaltige Aufwand an Kraft, dessen sie bedarf, um äußerlich ruhig zu scheinen, der sie noch über das hinaushebt, was sie früher war; eine stille Größe ist an ihr. Aber die Rennerin stößt den Adelrich an: „Was ist mit deiner Frau? Die überschafft sich, die übersorgt sich für uns alle. Siehst, wie sie hohle

Augen hat, und weiß ist sie wie die frischgeweißte Wand im Hausgang!"

„Ja, ja," nickt der Adelrich und geht zur Violanta: „Langsam, langsam, Frau, du mußt nicht zu viel wollen, jetzt hast wieder eine Magd weniger und alles nimmst auf dich!"

„Laß mich, laß mich," antwortet sie mit sonderbar gepreßter Stimme, reckt die Arme und richtet sich selber auf: „Schaffen muß ich, sonst kann ich nicht leben!"

Damit läßt sie ihn stehen. Er aber sieht ihr nach; sein Blick ist heiß. ‚Wenn ich dich nicht hätte,' fährt es ihm durch den Sinn, ‚was du für eine bist, du!' So demütig und fest hängt er an ihr.

Heute ist ein Brief gekommen vom Marianus. Er sei das Herumstreichen satt! Geld will er haben, oder heim will er kommen! Den Winter über läuft er nicht auf den Straßen herum!

Der Brief macht nach dem Mittagbrot die Runde vom Adelrich zur Rennerin, von der zur Violanta. Die Rennerin stöhnt. „Laß ihn kommen," sagt sie zum Sohne, der den Kopf auf der Brust hat und auf den Boden starrt, wie einer, der keinen Rat mehr weiß. Violanta steht auf, rasch, der Boden ächzt, so fest geht sie über die Dielen. Aus einem Wandschrank nimmt sie eine Schachtel, in der Geld klingelt. „Da," sagt sie, „das ist erspart vom Haushalt, schick ihm das."

„Für wie lange wird's gehen," sagt der Adelrich und wiegt den Kopf hin und her, wie das seine Art ist, wenn er Bedenken hat.

„Wenn es nur ein paar Wochen sind!" tönt die Stimme der Violanta wieder, diesmal laut und hart, so daß die Rennerin fast vorwurfsvoll aufblickt. Adelrich aber nimmt das Geld, zählt es, bedenkt sich nicht mehr, steht auf und trägt es zur Post. So ist wieder eine Frist erkauft. Violanta weiß wie alle, daß es nur eine Frist ist.

Ihre Unruhe will sie krank machen. Wenn eine Tür geht, fährt sie zusammen: er könnte kommen! Wenn ein Brief kommt, steht ihr das Herz still: von ihm kann er sein! Die Qual würgt sie. Einmal, ein einziges Mal kommt sie eine Schwachheit an, eine grenzenlose Sehnsucht, einem zu beichten. Die Nagerin fällt ihr ein, die fromme, die wackere. An demselben Abend läuft sie zu ihr hinüber. Aber schon die Luft in der Gasse bläst ihr die Müdigkeit aus den Gliedern. Auf der Treppe besinnt sie sich, ob sie nicht lieber umkehre; fast mechanisch steigt sie bis zur Tür, hinter der sie die Nagerin sitzen weiß, ist dabei so tief in zwiespältige Gedanken versunken, daß sie die Klinke ohne anzuklopfen aufdrückt und plötzlich vor dem schmächtigen, in seinen Lehnstuhl am Fenster geduckten Weibe steht. Sie erschrickt. „Jesus, jetzt bin ich Euch da so hereingelaufen," stammelt sie.

„Sag doch nichts," beschwichtigt die andre eifrig, „es ist ja so recht, daß du wieder einmal kommst. Setz dich doch!" Ihr kleines Gesicht ist von einer stillen Freude durchleuchtet. ‚Auch sie mag dich leiden,' muß sich die Violanta unwillkürlich sagen. Der Einladung, zu sitzen, gibt sie nicht Folge. Unruhig, als suche sie schon wieder nach einer Gelegenheit, fortzukommen, blickt sie nach der Tür zurück. „Ich — ich muß gleich wieder gehen," sagt sie. „Ich habe Euch nur grüßen wollen."

„Wie geht's?" plaudert die Nagerin, „aber nicht fragen muß man dich! Wer so mitten im Glück sitzt wie du! Zwei Staatskinder hast."

„Ja," sagt die Violanta; in ihrem Blick leuchtet es auf wie ein aufflackerndes und zusammensinkendes Licht.

„Und der Adelrich geht herum, als hätte er die Welt geerbt, seit er dich hat," scherzt die Nagerin weiter. Violanta lächelt mühsam. „Wie geht es Euch, Frau, und was machen sie zu Anderhalden?" fragt sie dann, damit sie etwas sagt. Sie hört nur halb hin, was die Alte antwortet; ohne recht zu wissen, was sie tut, spielt sie am Tisch, an dem sie steht, mit allerlei Blumen und Kräuterwerk, von dem die ganze Platte bedeckt ist.

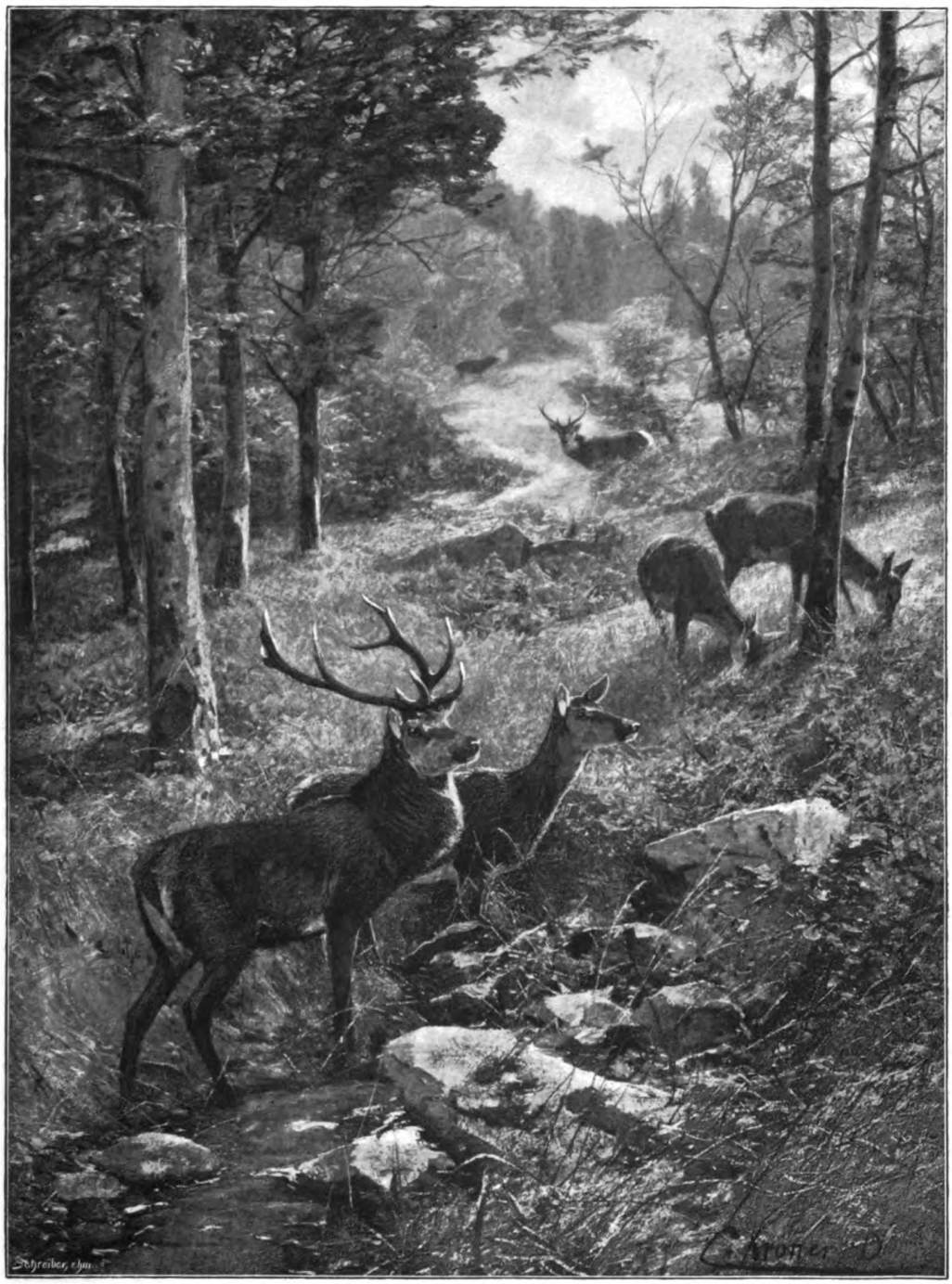
„Gelt, da sieht's schön aus," sagt da die Nagerin, auf die Pflanzen deutend, „die hat mir der Lori-Sepp gebracht, der Bergführer; er bringt mir noch immer, wenn ich so brauche." Sie steht auf, humpelt an den Tisch dabei und fängt an, in den Kräutern zu stöbern. Die Violanta weiß von früher, daß es der Nagerin Steckenpferd ist, allerlei heilsame Pflanzen zu trocknen, zu Tee, zu Salben, zu Pflastern, die sie selber bereitet und mit denen sie das ganze Dorf doktert.

„Schöne Sachen hat er mir gebracht diesmal," spricht die Alte eifrig weiter, „keiner weiß so gut Bescheid wie der Lori-Sepp. Kennst das noch?" unterbricht sie sich selber und zieht unter dem Grünzeug einen weißen Wurzelknollen hervor. Aus dem Knollen sind grüne Blätter gewachsen und eine einzige tiefblaue, fleischige Blume.

Die Violanta betrachtet sie; ihr Blick wird plötzlich scharf; eine seltsame Spannung tritt in ihr Gesicht, als sei ihr ein Gedanke gekommen. „Ja, ja," sagt sie, „giftig."

„Wer sollte das glauben," plaudert die Alte, in den Anblick der Pflanze versunken. „Oben so schönen Blust und unten den Tod."

„Wieviel Tropfen sagt Ihr, daß es braucht?" fragt die Violanta plötzlich, sie stemmt zwei Finger der starken Hand auf den Tisch und neigt sich ein wenig vor, ist ganz ruhig dabei und ganz weiß; in den Augen ist etwas, als müßte sie mit dem Blick der Nagerin die Antwort von den Lippen saugen.



Herbſtmorgen

Nach dem Gemälde von Chr. Kröner

„Ein Tropfen," erklärt die Alte in schulmeisterlichem Ton, „ein Tropfen heilt Magenschmerzen; es dürfen schon schlimme sein, bis das nicht mehr hilft. Wer sechs Tropfen nimmt statt einem, hat die letzten Schmerzen gehabt."

„Ja, ja," fährt Violanta scheinbar ganz gleichgültig weiter, „und am Gurschen oben wachsen sie."

Das letzte ist keine Frage mehr; die Nagerin nickt dazu; da nimmt die andre die Hand vom Tisch und streicht langsam damit über Stirn und Haar; es ist wie ein ungesagtes „So" der Zufriedenheit. Ein paar gleichgültige Worte gehen darauf zwischen ihnen hin und her; dann blickt die Violanta aus dem Fenster, und als erinnere sie etwas daran, daß sie heim müsse, sagt sie ein jähes und hastiges: „Jesus, jetzt ist es aber hoch Zeit, daß ich gehe," reicht der Nagerin die Hand und schreitet der Türe zu. Die Alte humpelt ihr nach. Ihre Hand tätschelt den Arm der andern; es liegt eine seltsame Zärtlichkeit in der Bewegung; wiederum muß die Violanta fühlen, wie auch diese Frau sonderbar an ihr hängt. Als sie über die Schwelle tritt, zieht etwas ihr wie mit Gewalt den Blick zurück in die Stube. „Ade," sagt sie zur Nagerin und wehrt ab: „Bleibt doch," als diese ihr noch immer folgt; ihre Blicke gehen indessen über die Alte hinweg und streifen noch einmal den weißen Wurzelknollen, aus dem die blaue Blume wächst.

Als sie nachher allein über die Treppe hinabsteigt, wird ihr Schritt langsam; sie selber ist ganz ruhig. Warum sie zur Nagerin gekommen ist, hat sie vergessen. Sechs Tropfen, sinnt sie, das muß man wissen, sechs Tropfen! Die Entdeckung beschäftigt sie so völlig, daß selbst das, was sie beim Nachhausekommen erwartet, sie nicht aus ihrer Ruhe bringt.

Der Adelrich tritt aus der Haustür, als sie eben in diese einbiegen will. Er geht vornübergebeugt; es ist ihm anzusehen, daß er eine Last trägt. Mit den braunen Augen blickt er sein Weib unsicher an; es wird ihm alleweil schwer, wenn er ihr etwas in den Weg wälzen muß, was nicht glatt ist. „Er ist oben," sagt er.

„Der Marianus?"

„Jetzt will er da bleiben!"

„So soll er," sagt sie in verbissenem Ton. Dann gehen sie aneinander vorüber.

Als Violanta die Treppe hinaufsteigt, tritt der Marianus just aus der Wohnstube. Er tut völlig daheim wie das letzte Mal, hat sich auch nicht verändert seitdem, wenn er nicht noch verkommener aussieht; etwas wie Hunger scheint ihm aus den frechen Augen.

„Da bin ich wieder," sagt er zur Violanta, streckt ihr die Hand hin, vertraulich, aber ohne jenes hämische und höhnische Wesen, das er ihr das erste Mal gezeigt hat. Fast scheint es, als liege ihm daran, Freundschaft im Haus zu machen. Violanta nimmt seine Hand, fest, wie sie jede zum Gruß drückt. Der soll nicht glauben, daß sie ihn fürchtet! Als sie nachher allein ist, kommt doch wie eine heiße Welle das Angstgefühl über sie, das ihr das Leben vergällt: du bist wie an seine Kette gehängt, tanzen kann er dich machen, wenn er will!

Der Marianus bezieht eine Kammer auf dem Boden der Knechte und Mägde. Damit beginnt das Zusammenhausen. Keines fängt es mit Freuden an, so kann keine Freude daraus kommen. Der Adelrich macht einen Versuch, einen Frieden zustande zu bringen. „Jeden Abend wollen wir uns besprechen, welche Arbeit jedem am folgenden Tag zufallen soll," sagt er zum Bruder, der halb verdrossen, halb gleichgültig beistimmt. Aber als es an ein Arbeitseinteilen geht, paßt dem Marianus das nicht und jenes nicht; dem Adelrich geht die Geduld aus; er beginnt, die Arbeit wieder allein zu tun, so bleibt der andre überzählig beiseite stehen, kann zugreifen, wo er will. Aber es liegt ihm nicht viel am Zugreifen. Er schlendert herum, spät steht er auf; beim Essen ist er meist, bei der Arbeit selten; manchmal weiß den ganzen Tag keins im Haus, wo er sich herumtreibt.

Es ist schwül im Rennethaus. Die Rennerin geht mit verbissenen Lippen herum; ihr weicht der Marianus aus; es ist, als ob er die Qual nicht sehen könnte, die in ihren Zügen offen liegt. Der Violanta steht er dafür alle Augenblicke im Wege. Er hat ein neues Wesen ihr gegenüber. Sie fühlt, daß seine Augen ihr nachgehen; sie haken sich an ihrem Leibe fest, heimlich, mit einem wüsten Hunger; wo er sie allein trifft, stößt er sie im Vorübergehen an, vertraulich und frech. Die Violanta weiß, daß sie mit ihm ins klare kommen muß; sie wartet nur eine Gelegenheit ab.

Als er acht Tage im Hause ist, hängt sie auf dem großen Estrich des Hauses Wäsche auf; der Adelrich ist nicht daheim, die Rennerin sitzt in der Wohnstube und spinnt. Der Marianus muß sie, die Violanta, haben hinaufsteigen sehen. Kaum daß sie die ersten Wäschestücke über das Seil schlägt, kommt er mit schleichenden Schritten über die Treppe heraufgestiegen. Sie hat ihn kommen hören; einen Augenblick lang schlägt ihr das Herz wild, dann nimmt sie sich zusammen. ‚Jetzt', fährt es ihr durch den Kopf. Sie wühlt mit den nackten starken Armen in den nassen Wäschestücken, wartend, daß er hereinkomme. Der Estrich ist lang, vom Balkengefüge des Daches überragt, durch schmale Fenster im Ziegeldach fällt das trübe Licht des Herbstnebeltages herein; eines ist offen, dort weht eine eiskalte Luft hernieder, und wie Rauch schlagen ganze Nebelfetzen herein, losgerissen aus den Schwaden, die über das Dach hin streichen.

„Schaffst?" sagt der Marianus mit halblauter Stimme, als er, die Hände in den Hosentaschen, herantritt. Er trägt nur Hemd und Hose und ist barfuß. Stallduft bringt er mit; er mag in den Ställen gearbeitet haben. Am Halse steht ihm das Hemd offen, seine Hemdärmel sind zurückgekrempelt, am Arm spielen die harten Muskeln; die Augen in den tiefen, schwarzüberbrauten Höhlen glänzen seltsam.

Die Violanta hat ein Wäschestück in der Hand; sie steht aufrecht da und ist größer als er. „Was willst?" fragt sie. ‚Mach's kurz,' sagt ihr Blick.

Er tritt ganz nahe an sie heran und will ihr die Hand auf den Arm legen. Da wirft sie das Wäschestück in den Korb zurück, ihre Fäuste ballen sich, und sie tut einen Schritt rückwärts. Ihre Augen flackern, und die Nüstern blähen sich. „Du," sagt sie drohend und doch leise, „sagen will ich dir es jetzt einmal, rühr mich nicht immer an, nicht herumzerren lass' ich mich von dir, verstanden!"

„Hoho," sagt der Marianus laut und höhnisch.

Violanta ist plötzlich unheimlich ruhig. „Es muß jetzt einmal ausgemacht werden, zwischen uns beiden," sagt sie.

„Was?" fragt er. „Da ist nicht viel auszumachen."

„Es ist jetzt einmal so, daß ich deines Bruders Frau bin! Wir haben zwei Kinder! Was einmal gewesen ist — zwischen dir und mir — das — du wirst an die Kinder denken und an — an den Adelrich —, sie dürfen nichts wissen!" Als sie das sagt, ist ihr Gesicht so blutleer, daß einer glauben könnte, sie müßte im gleichen Augenblick ohnmächtig auf die Dielen schlagen: aber sie hält sich. Jedes Wort würgt sie hervor, reißt es sich gleichsam selbst heraus, und Fetzen ihres Lebens gehen mit.

Marianus zieht den einen Mundwinkel nach unten und zuckt die Schultern. „Das kann ich jetzt halten, wie ich will," sagt er.

Die Violanta überläuft es kalt; einen Augenblick schweigt sie, dann hebt sie wieder an, ruhig, verbissen: „Das kannst, ja, das ist schon wahr; aber in dem Augenblick, wo du redest, Bub, gibt's ein Unglück!"

Ihr Ton ist furchtbar in seinem verhaltenen Grimm. Marianus blickt unwillkürlich auf und in ihr totenhaftes Gesicht. Er versucht auch jetzt zu lachen, aber es gelingt ihm nicht ganz. Da tritt er dichter an sie. „Du," sagt er und stößt sie an, „wir können es ja wieder halten wie früher."

Sie reißt die Augen weit auf; sie glaubt nicht recht an seine ganze Erbärmlichkeit.

„Sei doch zahm, Schatz, wie früher," flüstert er zutraulich.

Sie schüttelt sich vor Ekel. „Laß mich," sagt sie mit heiserer Stimme. „Wach bin ich geworden von damals, hörst, ganz wach! Ich weiß, was ich gewesen bin, aber wach bin ich geworden davon, und — und — aus meinem Leben will ich den Fleck hinaustun, und — und" — allmählich ist ihre Stimme lauter, ihre Art heißer, stürmischer geworden. „Du," stößt sie noch heraus, „du, das sag' ich dir noch einmal, wenn du redest, gibt's ein Unglück!" Dann läßt sie ihre Wäsche stehen und geht von ihm, einen Bogen macht sie um ihn herum, als fürchte sie, sich in seiner Nähe zu beschmutzen, und verschwindet auf der Treppe.

„Potz Donner," murmelt er hinter ihr her, halb erstaunt, halb zornig, aber in seinen Augen glüht die heimliche Gier, während er ihre hohe Gestalt in der Estrichtür verschwinden sieht.

Nach diesem Zusammentreffen ist es wie vorher, gewonnen hat die Violanta nicht viel. Der Marianus redet nicht, aber die Furcht, daß er rede, sitzt ihr nach wie vor wie ein Schwert im Herzen.

Der Herbst will sich in den Winter verlieren. Noch in den letzten Tagen, ehe die Schneehüllen den kahlen Bergen über die schweren Glieder fallen, weiß Violanta eine Ausrede zu finden, um allein am Gurschen oben zu tun zu haben. Sie kommt bald zurück; keines weiß, daß sie im Kleid verborgen weiße Wurzelknollen trägt. Einige Tage später steht in einem Schaft ihrer Schlafkammer, an verborgener Stelle, wo niemand sucht, ein Fläschchen mit farblosen Tropfen. Seit es dort steht, hat die Violanta manchmal ein sonderbares Ruhegefühl. Es ist ihr zumut wie einem, der, von Feinden ringsum belagert, eine geheime Tür in die Falle lehnt: so, hier ist ein Ausweg, wenn alles fehlt! Und doch hat sie keine Pläne. Vor allem liegt ihr der Gedanke unendlich fern, sich selber zur Flucht aus dem Leben zu helfen. Sie ist viel zu stark dazu! Irgend wie nur hat sie das seltsame Gefühl, daß von jenem Fläschchen ihr ein Schicksal kommen soll.

Der Winter naht indessen; die Bergbrust trägt den Eispanzer; auf den Wegen knirscht der Schnee; aus dem Hochtal geht die letzte Wärme, nur die Schwüle im Rennerhaus weicht nicht. Zwei Mägde haben nacheinander das Haus verlassen: kein ehrbares Mädchen will mit dem Marianus unter einem Dache bleiben. Adelrich, der um des lieben Friedens willen sonst, wenn's not tut, sich selber kasteit, fährt auf, schlägt auf den Tisch und schreit den Bruder an: „Geh, geh, so weit die Welt ist, dich kannst zu Grund richten, aber uns sollst nicht auch noch mitziehen! Geh, oder bei Gott, ich — ich schlag' dich hinaus!"

„Versuch's," murrt der andre, an ihm hinauflauernd; er fürchtet sich nicht. „Gib mir mein Geld," sagt er dann, „so geh' ich schon!"

„Gib mir mein Geld." An den Worten zersplittert dem Adelrich seine Macht, zerschellt alles,

was die im Rennerhaus über den Marianus vermögen. Der treibt indessen sein Wesen weiter. Wie soll er die Wintertage totschlagen, wenn er schon im Sommer zu viel Muße gefunden hat! Jetzt hockt er in den Schenken. Wenn er heim kommt, schwanken ihm Füße und Verstand. Schulden macht er, die der Adelrich bezahlt, weil — weil der andre Recht auf Geld hat. Die Rennerin nimmt sich zusammen, schafft sich eine Gelegenheit, mit dem Marianus allein zu sein, bettelt, daß er sich bessere, bettelt, beschwört, zürnt; nur flennen kann sie nicht; ihre Augen sind ausgeweint. Marianus duckt sich wieder in ihrer Nähe wie ein zähnefletschender Köter. Er läßt den Regen ihrer Worte über sich hin gehen und schüttelt sich nachher; zu Herzen ist ihm keines groß gegangen. Er vermag sich selber nicht mehr aus dem Sumpf zu reißen, in den er geraten ist. Nach dem Gespräch mit der Mutter ist er ein noch schlimmerer Wirtshaushocker. Und wenn er betrunken ist, läuft er hinter der Violanta her wie der Jäger hinter dem Wild; sie hat Mühe, ihn sich vom Leibe zu halten, hat noch größere Mühe, zu verhüten, daß der Adelrich und seine Mutter ahnen, wie weit jener sich vergißt.

Eines Sonntagabends, als die Kinder schon schlafen, auch die Rennerin eben mit müden Schritten nach ihrer Kammer gestiegen ist, kommt der Marianus aus dem Wirtshaus heim und in die Stube gegangen, wo Adelrich und Violanta, die gemeinsame Sorge besprechend, beieinander sitzen. Er ist seiner Füße und seiner Stimme nicht mehr ganz mächtig; aber er kann aus ihren Gesichtern lesen, daß sie gerade über ihn gesprochen. Ein tückisches Licht springt in seine Augen. Die Violanta steht auf. „Ja," sagt sie, als wäre sie längst im Begriffe gewesen zu gehen, „es ist Zeit, sich zu legen. Komm, Adel."

„Hm," hustet der Marianus mit offenem Hohn.

Der Adelrich reckt sich zu seiner hageren Höhe; er sieht den Bruder nicht an. Als läge ihm daran, aus seiner Nähe fortzukommen, damit er den in ihm kochenden Grimm beschwichtige, nähert er sich der Tür.

„Hm," hustet Marianus. Er zwinkert mit den Augen, als die Violanta ihn fest ansieht. „Soll ich es ihm erzählen?" lallt er dann plötzlich und schlägt ein Lachen auf. Violanta ist starr wie ein Block, und ihre Augen glimmen. Eine mächtige Kraft schwellt ihr die Glieder, ein unbändiger Zorn stürmt in ihr auf. Sie umkrampft die Lehne eines Stuhls und weiß, wenn der Marianus noch ein Wort sagt, wird sie den schweren Sessel zum Schlag erheben. Sie dürstet danach, den Erbärmlichen zu erschlagen. Der Adelrich hat sich nicht umgewendet; er achtet der Worte des andern nicht. Zur Tür geht er. „Komm," sagt er zur Violanta und geht ihr voran, hinaus. Da wendet sich auch die Frau und folgt ihm, zögernd, noch immer gewärtig, daß das Unheil komme, das seit Wochen und Wochen droht.

„Hm," hustet der Marianus hinter ihr her.

X

Am folgenden Morgen, als der Adelrich sich früh von seinem Bett erhebt und sich ankleidet, sagt er nach einer Weile schwülen Schweigens, wie es jetzt oft zwischen die drei im Rennerhaus fällt, deren Herzen doch aneinander hängen: „Du, Frau!"

Die Violanta wendet sich ihm zu. „Ja?" fragt sie.

Er seufzt, sieht sie an, unbeholfen und scheu. Endlich sagt er, der sonst so wenig grübelt und immer seinen geraden Weg geht: „Ueber die Geschichte vom Kain habe ich heute nacht nachdenken müssen, und — und es kann dazu kommen, es kann Zeiten geben, daß einer den Kain verstehen, daß einer selber den Bruder erschlagen könnte!"

Die Worte fallen zerhackt, langsam von seinem Munde. Er sieht ganz gelb aus im Gesicht dabei.

„Nein, du," sagt die Violanta schaudernd, „solches mußt nicht denken."

„Er brauchte nur dir oder den Kindern etwas antun zu wollen," zuckt er aus neuem Brüten auf. Dann kleidet er sich fertig an und geht hinaus; ein zitternder Seufzer ringt sich von ihm, so schwer hat er noch nie sein Tagwerk angefangen.

Weil sie wissen muß, was der Marianus tun wird, geht Violanta dem Adelrich nach. Aber der Marianus weiß nichts mehr von den im Rausch herausgestoßenen Worten oder tut, als wüßte er nichts mehr. So hat sie abermals Frist. Aber gewarnt ist sie. Von da an ist sie wie der Tiger im Ansprung: wenn der Marianus redet, gibt es ein Unglück!

Der Winter vergeht. Die Schneehüllen lösen sich von den Berggliedern. In der Sonne und unter dem tiefblauen Himmel liegen die riesigen Leiber bloß und ihre Häupter im Greisenscheitel des ewigen Schnees ragen und strahlen.

Statt zu reden, geht der Marianus hinter der Violanta her, eifriger denn zuvor; die Mägde im Haus und die Mädchen im Dorf läßt er laufen; nur für sie hat er noch Augen. Sie aber weiß, daß es nicht lange mehr dauern kann, so werden dem Adelrich auch ohne Reden die Augen aufgehen. Sie zermartert sich den Kopf nach einem Ausweg und findet nur einen: Der Marianus muß aus dem Leben derer, die im Rennerhaus wohnen, hinaus! Vorher kommt ihr der Gedanke, daß sie gehen könnte, und die Tropfen in ihrem Fläschchen fallen ihr ein. Aber was nützt es, wenn sie geht! Der andre bleibt doch zurück, der Schatten im Haus, vor dem alle

Sonne gewichen ist! Und der Gedanke kommt wieder und wird zur Ueberzeugung: der Marianus muß fort!

Als dieser Gedanke die Seele des jungen Weibes gefangen nimmt, spannen sich die Sehnen ihres Leibes wie unter einer letzten, großen Anstrengung. Adelrich meint einmal scherzend zu ihr, daß sie noch gewachsen sei; er kann nicht wissen, woher die starre Aufrechtheit ihres schönen Körpers rührt. Noch im Scherzen aber überfällt ihn die Sorge neu, die seit langem auf ihm ist, die, daß sein Weib ihm krank werden will. Das Gesicht der Violanta ist hager geworden, ein Zug, der wie ein Schmerzverbeißen ist, liegt um ihren Mund, ihre schwarzen Augen haben einen fieberigen Glanz. „Was hast auch?" fragt Adelrich; „immer schmaler wirst, immer elender."

Die Violanta sieht ihn an. Ihre Zähne schlagen aufeinander wie in plötzlichem Frost. „Ich weiß nicht," sagt sie, „es ist so etwas in den Nerven, wofür man nicht viel helfen kann, es ist auch nichts Gefährliches. Wenn ich einmal ins Tal komme, will ich zu einem Doktor gehen."

„Ja, ja," sagt der Adelrich. Dann spricht er davon, daß sie die nächste Woche miteinander ins Tal zum Doktor fahren wollen, ist voller Besorgtheit und doch wieder voller Zuversicht, daß der Doktor helfen wird. Die Violanta drückt ihm die Hand und sagt „Ja" zu allem.

An diesem Abend bei Tisch reden sie von den nahen Alpfahrten. „Nach der Hütte am Gurschen muß ich sehen, nächster Tage will ich hinauf," sagt Adelrich. Dann scheint ihm einzufallen, daß die Violanta im vergangenen Jahre oft nach den Hütten gestiegen ist; ein plötzlicher Plan springt ihm auf. „Oder willst du gehen?" fragt er sein Weib. „Bist schon lange nicht mehr aus dem Hause gewesen. Es möchte dir gut tun, so eine Bergfahrt. Bis am Abend längstens bist wieder zurück."

„Ach — geh du," sagt Violanta. Dann fällt ihr ein, daß der Adelrich gerade jetzt zu Hause nötig ist, wo ein Knecht fehlt, und als sie sich den Gang nach dem Gurschen ausmalt, kommt ihr selbst eine Art Verlangen nach dem Berg, nach der Stille und Reinheit und Ruhe, die dort sind; sie meint zu fühlen, daß es ihr wohltun wird, einen Tag lang aus der schwülen Luft des Hauses hinauszugehen. Sie besinnt sich. „Am Ende hätte ich doch Freude zu gehen," sagt sie dann.

Darauf reden sie eine Weile hin und her; der Marianus hockt daneben und staunt scheinbar ins Leere zwischen sie hinein. Der kleine Adel, als er hört, daß die Mutter fort will, fängt zu weinen an, schlägt die Aermlein um sie und gräbt den braunen Lockenkopf in ihren Schoß; er ist ihr wie angeschmiedet, der Bub, aber er gibt sich zufrieden und lacht aus tränennassen großen Guckern, als der Vater ihm verspricht, daß er ihn auf dem Wagen mitnimmt, wenn er Gras einholt. Zuletzt wird es bestimmt, daß die Violanta nach der Gurschenhütte geht.

Sie ist nicht früh bereit an dem Tage, an dem sie den Gang tun will. Immer noch liegt ihr irgend eine Arbeit im Weg, ehe sie fortkommt; sie ist einmal so, daß sie alles schön glatt haben will, wenn sie aus dem Hause geht. „Es kann keiner wissen, ob er wieder kommt," pflegt sie zu sagen. Zuletzt steht sie in ihrem schlichten braunen Kleid, das weiße Kopftuch in den Nacken zurückgestrichen, einen Stock in Händen und den Hüttenschlüssel in der Tasche, wegfertig da. Die Sonne steht hoch; es wird ein heißer Weg werden. Der Himmel ist blau, einzelne weiße Wolken quellen hinter den Bergen auf wie Rauchsäulen, mit Gewalt aus mächtigem Schlot gestoßen und im Blau plötzlich zur Unbeweglichkeit erstarrt.

„So, ade," sagt die Violanta zur Rennerin oben in der Stube.

„Komm gut wieder heim," grüßt die Alte, „und ja du," fügt sie hinzu, „nimm dich in acht am ‚wilden Stutz' oben; es ist kein Spaß, bei Gott, der Weg dort." Violanta blickt mit einem flüchtigen Lächeln zurück. „Es ist ein Weg wie ein andrer."

Auch der Adelrich lächelt, indem er ihr die Hand zum Gruß hinstreckt. Er sieht mit einer Art andächtigen Stolzes ihre noch immer starke, stattliche Gestalt an: ‚Um dich ist mir nicht angst,' fährt es ihm durch den Kopf.

„Ade," sagt Violanta.

„Ade," grüßt er zurück. Ihre Hände verschlingen sich mit dem starken, treuen Druck, den ihre Liebe verlangt. Dann geht sie hinaus. Unten auf der Schwelle der Haustür hockt der kleine Adel in der Sonne, mit nackten braunen Füßen und Beinen, nur Höslein an und ein Hemd. Sein Gesicht ist rund und gesund, seine großen, verträumten Braunaugen sehen sinnend auf die Straße hinaus. Auf seinem welligen braunen Haare liegt die Sonne. Er steht auf, als die Mutter hinter ihn tritt. „Ich mitkommen," sagt er und nestelt die dicke kleine Hand in ihre Linke. Dann kommt das Fini hinter dem Hause hervorgesprungen.

„Mutter — Mutt—utter, gehst jetzt?"

Das Kind ist barfuß wie der Bub. Die gelösten Zöpfe fliegen, die schönen klaren Augen strahlen.

„Kommt! Bis hinters Dorf könnt ihr mit," sagt Violanta. Den Adel an der Hand, das Fini am Rocke, schreitet sie durchs Dorf. „Tag!" geht da und dort ihr Gruß über die Gasse; wer an den Hütten steht und wer ihr begegnet, grüßt froh und eilig und schaut ihr nach, wenn sie vorüber ist: sie ist ein so prächtiges Weib, und wer die Kinder ansieht, dem wird das Herz froh.

Hinterm Dorf heißt die Violanta die Kinder heimgehen. Zum Fini neigt sie sich nieder. „Trag ihm gut Sorg', dem Bub, durchs Dorf," mahnt sie und streichelt ihr den glatten Scheitel. Den Adel hebt sie auf, daß er jauchzt vor Lachen, küßt ihn fest und stellt ihn nieder. „So — geht jetzt!"

Das Fini nimmt den Buben bei der Hand. Dann trotten sie davon. Die Violanta bleibt stehen und sieht ihnen nach, wie sie in die Dorfgasse einbiegen. Wie in einem dunkeln Höhlengang verschwinden die zwei kleinen Menschen zwischen den zwei Hüttenreihen; die Violanta hat ein Gefühl, als verschwänden sie ihr dort für immer. Es drängt sie, ihnen nachzulaufen, aber sie reißt sich los und geht mit großen, festen Schritten durch die Matten dem Hang zu, an dem hinan der Weg nach der Gurschenalp führt. Der Weg hat eine Bedeutung in ihrem Leben, den Adelrich hat sie da zuerst getroffen, versprochen hat sie sich mit ihm dort; es ist ihr, als müßte er ihr auch heute begegnen. Sie hat ein Heimweh nach ihm im Herzen, es tut ihr leid, ihn heute zu Hause zu wissen, zu wissen, daß er nicht vom Berge herab und ihr entgegen kommen kann. Es ist ihr nach und nach so ins Herz hinein gewachsen, daß sie den Adelrich gern hat, still, fest. So mit hundert Fasern, daß es kein Losreißen geben kann, ist sie mit ihm verwachsen.

Als sie über die Mattenebene hinaus ist, wird ihr Schritt steter, emsiger. Die Luft ist heiß, die Sonne brennt ihr auf den Rücken, und sie muß das Kopftuch über den Scheitel legen, aber sie atmet doch frei und leicht, die Stille tut ihr wohl; zuweilen, wenn sie die nackten Arme hebt, streift ihr ein Luftzug die Haut, so daß die Muskeln sich kräftiger spannen. Jetzt stehen die Gurschenalptannen über ihr. Ihr Fuß tritt auf dürre Nadeln, ein wunderbarer Harzduft weht auf sie nieder. Die Lärchen stehen zwischen den dunkeln Tannen im ersten Grün, sie leuchten wie grüne, ruhige, lange Flammen aus der Nacht der übrigen Stämme. Violanta meint sich nicht getäuscht zu haben: der Tag in der Gottesfreiheit, wo der Marianus nicht ist, der seinen Schatten alle Stund' in ihren Weg wirft, muß ihr wohl tun; stärker wird sie am Abend zurückgehen.

Nun ist der Wald bald umschritten, schon leuchtet die Schneespitze des Gurschen über seine breite grüne Brust herab, und dahinter gleißt und blendet und flirrt das fleckenlos silberige Weiß des St. Annagletschers. Violanta tritt auf Alpgras, der Weg führt über den Wald hin nach der Rückseite des Berges, er windet sich aus der Sonne fort an die schattige steile Seite. Als die letzten Spitzen der Waldstämme ihr zu Füßen stehen, tönt ihr ein „He du!" im Rücken.

Eine Stimme in der Bergstille! Die Violanta ist unwillkürlich zusammengezuckt. „Ich komme auch mit, wenn's erlaubt ist," tönt es wieder, keuchend, denn der es sagt, kommt gerade über den steilen Alpgrund aus dem Walde heraufgestiegen. „Tag," sagt der Marianus, als er auf den schmalen Weg tritt. Er ist in Hose und Weste, hat schwere Schuhe an den Füßen, auf dem schwarzen Haar den runden Filzhut. Den Rock hat er an einem Beil über die Schulter gehängt.

Die Violanta steht wie angewurzelt mitten am Wege und sieht ihn mit großen, erschreckten Augen an; ihre Knie zittern. Dann packt sie der Zorn. „Wohin mit?" fragt sie. „Da oben wirst wohl kein Holz mehr schlagen wollen."

„Das" — er schüttelt lässig das Beil — „habe ich nur so mitgenommen, falls mich einer sieht! Ich will dir keine Ungelegenheiten machen, daß die Leute reden könnten, wir seien allein in der Hütte gewesen, wir zwei."

Einen Augenblick lang kämpft die Violanta, die Gedanken stürmen in ihrem Gehirn.

„Es hat mich kein Mensch gesehen," fährt der Marianus flüsternd fort, „kein Mensch in ganz Oberalpen weiß, wo aus ich heute bin."

Die Violanta starrt ihn noch immer an, und noch immer arbeitet es hinter ihrer glatten Stirn. Der Marianus scheint zu glauben, daß sie darauf sinne, ihm zu entfliehen. Sein Gesicht ist plötzlich von einer Flamme Blutes überloht. Etwas wie Wut bebt in seiner Stimme. „Weißt, jetzt — entweder — oder, entweder lässest mich mitkommen, oder heute abend erzähle ich etwas daheim."

Ihr Blick weicht nicht von seinem Gesicht, es scheint ein eigentümliches Licht darin, so daß er nicht weiß, ob sie ihn sieht oder ins Leere starrt. Ihre Lippen werden schmal; unmerklich härtet sich jede Linie ihres Gesichtes, aber er achtet dessen nicht. Plötzlich sagt sie: „So komm!" Es klingt kaum verständlich; vielleicht läßt die innerliche Erregung die Worte nicht gedeihen. Aeußerlich ist sie ganz ruhig, dreht sich um und hebt an, wieder bergan zu steigen. Marianus lacht. „So," sagt er, breites Wohlbehagen im Ton, „man muß nur ungestört reden können miteinander."

Eine Weile schreiten sie hintereinander her; er kann nicht Ruhe geben, jetzt packt er ihren Arm, jetzt, wenn der Weg ihm Raum läßt, legt er den seinen um ihre Hüfte, einmal überfällt er sie jäh und preßt den Mund auf ihre Wange. Sie steht nicht still; schweigend, mit verbissenen Lippen steigt sie weiter, kein Muskel zuckt in ihrem bleichen Gesicht, an der Nasenwurzel sitzt eine kleine Falte. Weil sie sich nicht wehrt, glaubt er sie willfährig, meint er, daß sie einsieht, wie sie in seinen Händen ist. Das Blut stürmt in ihm; er vermag nicht klar zu denken.

Jetzt weht eine Kühle sie beide an, der Weg

hat sie um den Berg herumgeführt, immer steiler fällt die Halde zu ihrer Linken ab, zwischen dem Gurschen und dem Nachbarberg ist hier ein tiefes, enges Tal gerissen. In seiner Tiefe ist weder Weg noch Steg, nur ein Wildbach braust im steinigen Bett, kommt aus einer Schlucht hervorgebrochen und stürzt versteckt, wie in Fesseln tobend, in andre Engen hinein, der Bündner Bergseite zu.

„Jetzt sind wir bald oben, Schatz!" sagt der Marianus, seine Stimme bebt, er lugt der Violanta von hinten über die Achsel, sein heißer Atem streift wieder ihre Wange.

Der Weg wird schmal. Zu ihrer Linken ist keine Halde mehr, nur starrer, wie eine Turmmauer abfallender Fels; plötzlich wird unten eine weiße, zischende Linie sichtbar, der Wildbach. die Violanta geht weiter, über die Stelle hinaus, es ist kaum zu sehen, daß ihr Blick in die Tiefe gegangen ist. Auf einmal sagt sie ein Wort. „Jetzt!" Es ist kurz, heftig, ein Laut wie ein Schuß, der jäh sich entlädt. Sie dreht sich um, ihr Stock fällt wegaus, und beide frei gewordenen Hände schlägt sie dem Marianus, der ihr auf der Ferse ist, vor die Brust. Ein Stoß beider Fäuste! „Jetzt," sagt sie noch einmal, diesmal keucht ihre Stimme, weil sie alle Kraft zu dem zusammennimmt, was sie tut. Der Marianus will etwas sagen, will rufen, aber er hat nicht Zeit, er taumelt schon, stürzt; stumm, die Züge verzerrt, fährt er dem Stock der Violanta nach in die Tiefe.

Violanta geht weiter, sie schluckt, der Atem kommt ihr unsicher, in kurzen Stößen erst zurück, aber sie hält nicht an, sicher und fast ruhig steigt sie weiter. Dann tut sich wieder grüner Alpgrund vor ihr auf, Sonnenlicht quillt ihr entgegen, der Blick kann ausfliegen ins Himmelsblau, in den heiter strahlenden Tag; sie ist auf der Höhe. Dort liegt auch die Hütte, die Gurschenhütte: graubraune Bretter, rohes Mauerwerk der Unterbau, Fenster und Türe verrammelt. Ein paar Schritte davor bleibt die Violanta stehen, hoch, fest und geradeauf, hat das helle Sonnenlicht auf Kopf und Schulter liegen, und die Höhenluft, die am nahen Schnee sich gekühlt hat, weht ihr das Haar von der Stirn zurück. Sie sieht mit klaren Blicken um sich, und mit just so klaren Blicken sieht sie in ihr eignes Leben hinein und rechnet.

Jetzt! — Was wie ein Blitz ihr in die Seele geschlagen hat, daß sie es hat tun müssen, was geschehen ist, — gleichviel was das war! Ist es ein Herrgottsgeheiß gewesen oder ein wildes, jähes Verlangen ihrer eignen sündigen Seele, gleichviel — es ist geschehen! Was da unten im Bach unterm „wilden Stutz" liegt, von dem weiß kein Mensch, das sucht kein Mensch, das findet keiner! Die Wildwasser zermalmen und zermahlen; was sie forttragen, kennt keiner. Und jetzt könnte sie auch da hinab ... Nein, das kann sie nicht, eben nicht. Mit ihr muß alles seinen richtigen Gang nehmen, seinen natürlichen Gang. Dazu braucht es Kraft, Kraft, Herrgott, Kraft. Die will sie haben! Die Violanta Zureich — vor sich selber ist sie nicht mehr das Weib des Renner-Adelrich, nicht mehr die Mutter ihrer zwei Kinder, des Adelbub und des Fini — nicht mehr ihre Mutter, — die Violanta Zureich ist sie, die aus dem Sumpf gekommen ist und hat zurück sollen in den Sumpf, aber nicht hat wollen — nicht hat wollen!

Sie geht ruhig nach der Hütte, öffnet, schlägt die Laden auf, tut alle Arbeit, die nötig ist, um die Hütte wohnlich zu machen für die Zeit, da der Senn und die Knechte heraufkommen wollen. Stundenlang hat sie zu tun. Dann nimmt sie aus der Tasche das Mittagbrot, das sie mitgenommen hat; essen kann sie das nicht, aber verschwinden muß es; sie trägt es aus der Hütte gegen den Schnee hinauf und streut die Stücke ins Alpgras: die Geier und Füchse mögen sich letzen! Dann geht sie zurück, langsam schließt sie die Hütte ab, schaut sich da um und dort um und macht sich auf den Heimweg. Noch einmal zögert sie vor dem Abstieg, als müßte sie für sich noch einmal hersagen, was sie sich eingelernt hat. Es ist ganz klar. Krank hat sie all die Tage schon ausgesehen! Manch eines stirbt plötzlich hinweg, weiß niemand, was ihm gefehlt hat! Bah — und sie lächelt — wer wollte es zu Oberalpen herausfinden, wenn sie, die Violanta, plötzlich stirbt. Die alte Babeseppe, die Hebamme, die das ganze Talvolk doktert? Am Herzen hat es ihr gefehlt, wird sie sagen; von allen Leuten sagt sie, daß es ihnen am Herzen fehle!

Violanta beginnt den Abstieg. Und als sie geht, gehen ihr die Gedanken voraus. Sie läuft ihnen nach, unbewußt, froh; denn die Gedanken sind auch froh. Sie läuft wie blind vorüber am „wilden Stutz", als ob dort nichts geschehen wäre, den frohen Gedanken nach, die schon im Rennerhaus sind: da ist der Adelrich, der große, eckige, seelengute Mensch, dem das Leben so sauer geworden ist. Wie wird er zaghaft staunen, wenn der Schatten nicht mehr ins Haus kommt, erst es nicht glauben, daß er fortbleibt, und dann immer mehr aufleben, wenn er doch nicht wiederkommt! Und die Rennerin? Die wird wieder die Angst überfallen, die Angst um das Unglückskind, das der Mutter immer das liebste ist, und die Angst wird stiller werden, wenn die Zeit geht. Gestorben muß er sein, wird die Rennerin eines Tages von dem Marianus sagen. Und das Leid um den gestorbenen Leib wird nicht mehr so groß sein, wie das um die verdorbene Seele gewesen ist! Ruhig wird sie werden, die Rennerin, ruhig und froh, und

aufleben in dem, was ihr nachkommt im Hause, in den zwei Kindern. Und diese, der Adel und das Fini! Die werden wachsen und gedeihen! Eine Großmutter haben sie, die um sie sorgt, und einen Vater, wie man so leicht keinen zweiten findet. Denen kann es nicht fehlen! — Und sie, die Violanta? In ein paar Jahren wird keines mehr wissen, daß sie dagewesen ist, hinter ihr wird sich das Leben der andern glätten wie der See hinter einem Schiff, das ihn durchschnitten. Gut wird alles sein, mein Gott, ganz recht und gut!

Sie steigt unablässig bergab, nicht eilig, ganz verloren in Gedanken. Als sie an die Gurschenwaldtannen kommt, setzt sie sich einen Augenblick auf einen Stein. Sie hat das Kopftuch wieder im Nacken, ihr schwarzes Haar glänzt, ein sanfter Strahl der westwärts wandernden Sonne leuchtet herüber, es geht dem Abend zu. Die Violanta legt die Hände in den Schoß. Plötzlich fällt ihr Blick auf diese zwei starken Hände. Sie zuckt zusammen! Es klebt kein Blut daran. Nein, nein, aber eigentümliche Schatten liegen doch darüber, die wie Blut sind. Halt! Mit den Händen darf sie keinen mehr anrühren, den Adelrich nicht, wenn er ihr die Hand zum Gruße bietet, die — Kinder nicht. Die Kinder bringt sie sonst immer zu Bett, heute muß sie warten, hier muß sie warten, bis es zu spät ist, bis die Großmutter sie schlafen gelegt hat.

An den Waldtannen bleibt Violanta sitzen bis an die Nacht. Die Hütten von Oberalpen verschwimmen zu verworrenen Schatten, Schatten sind die Berge ringsum; schreckhaft große Schatten stehen die dunkeln Stämme ihr zur Seite.

Jetzt schlafen die Kindlein!

Die Violanta schaudert und steht auf. Es ist kalt geworden, auch ihr ist so kalt, daß sie, wie in Fröſten zitternd, unsicheren Ganges hinabsteigt in die Matten. Eine lange Gestalt kommt ihr des Wegs entgegen.

„Bist es?" ruft der Adelrich von weitem. „Wo bist auch gewesen so lange?" Da rüttelt sie sich auf, immer mit dem Frostgefühl im Innern, und geht ihm mit festem Schritt entgegen. Als sie zusammentreffen, hält sie nicht an. Sie übersieht seine Hand — er mag meinen, daß es in der Dunkelheit geschehen — und drängt vorwärts. „Komm heim," sagt sie, und die Zähne schlagen ihr hörbar zusammen, „es ist mir nicht so recht."

Da geht er schweigend, ängstlich von der Seite nach ihr schauend, neben ihr.

„Komm nur," ermuntert sie, sieht ihn aber nicht an, blickt nur geradeaus. Ihr Schritt ist eilig. „Ich lege mich gleich, wenn wir heimkommen," sagt sie.

„Ja, ja," stimmt er ihr bei. „Hast es auch schon so gehabt, gelt?" sagt er nun und fährt zu fragen fort, ob ihr nicht dann und wann schon so zumute gewesen sei, sagt das, um sich selber zu beruhigen.

„Ja, ja," gibt die Violanta zurück; dazwischen hinein tut sie ein paar hastige, kurze Fragen. „Sind die Kinder gesund? Ist die Mutter noch auf? Ist — ist der Marianus daheim?"

Sie fiebert, denkt der Adelrich. Hastiger schreiten sie weiter.

Der Himmel ist wolkig, aber die Luft still, manchmal zwischen schwarzen Wolkenbergen steht in einem Tälchen blauen Himmels ein schöner weißer Stern.

Als Adelrich und Violanta an die Tür des Rennerhauses kommen, zittert die Frau so heftig, daß sie sich am Türpfosten halten muß. „Sag — sag der Mutter, daß ich mich gleich lege," flüstert sie, und steigt schneller die Treppe hinauf; an der Wohnstube will sie vorübergehen, als die Rennerin schon in der Tür steht. Die Violanta lächelt sie an: ein gräßlich verzerrtes Lächeln, wie unter fürchterlichen Schmerzen erzwungen. „Grüß Gott! Ich bin spät, gelt?" spricht sie eilig. „Ich bin halt — es ist mir nicht so recht. Ich gehe jetzt nur gerade hinauf, mich legen." So redend, weiß sie an beiden, am Mann und an der Mutter, vorüberzukommen, nickt ihnen zu: „Ade! Morgen bin ich wieder zuweg," und steigt die Treppe hinauf.

„Die Babeseppe will ich rufen," sagt der Adelrich.

„Keine Rede," ruft die Violanta noch mit fester Stimme von oben. „Geh in die Stube! Morgen früh bin ich zuweg."

Adelrich und die Mutter lassen sich beruhigen. „Jetzt warte ich nicht länger, morgen fahr' ich mit ihr zum Doktor," sagt aber der Adelrich, als sie beide in die Stube treten.

Die Violanta ist in schweigender Hast in die Kammer gegangen, herein durch die Tür, geradewegs ohne Umschauen, zum Schrank, wo im Winkel ein Fläschchen steht. Sie zögert und zuckt nicht, mit ganz sicherer Hand greift sie hinein. Sie nimmt das Fläschchen, setzt es an die Lippen, trinkt. Alles hat sie vorher bedacht; sie weiß klar, was zu tun bleibt. Hinüber geht sie jetzt an den Tisch, wo die Waschgeschirre stehen; dort wäscht sie die kleine Flasche, stellt sie leer in den Schrank zurück, auf ein Brett, wo offen allerlei Arzneizeug steht, mitten hinein zwischen andre Flaschen und Salben. So, jetzt soll einer raten, was darin gewesen! Nun wendet sie sich. Bis jetzt hat alles Eile gehabt, nun hat sie Zeit!

Ihr Blick fällt auf die Kinder. Sie schlafen. Da liegt das Fini, friedlich, da der Adel, die dicken Patschhändchen unter dem runden, schönen Kopf. Die Violanta tut einen Schritt gegen sie; ihr Oberleib neigt sich vor, eine wilde Gier

kommt sie an, sich über die zwei schlummernden Menschlein zu werfen. Schreien will sie: mein seid ihr, mein! Und doch drängt sie etwas von ihnen zurück, wie ein Eisengitter, an das sie die Brüste preßt und das ihr den Zuweg wehrt; sie ächzt!

Da mahnt sie ein fürchterlicher Schmerz an das, was kommen will. Sie beißt die Zähne zusammen, verkrampft die Hände, dann taumelt sie nach ihrem Bett und legt sich in den Kleidern darauf.

Der Adelrich kommt nach einer Weile über die Treppe heraufgegangen. Sie kennt seine Schritte. Er müht sich, den Tritt der schweren Schuhe zu dämpfen. Sacht öffnet er die Tür: „Schläfst du schon, Frau?"

Sie hebt sich ein wenig im Bette auf, ihre Züge sind ruhig, eine seltsame Klarheit liegt auf ihrer Stirn, auf die das rote Licht einer Kerze leuchtet, die sie angezündet hat. Sie hat Schmerzen, grimmige, rasende, aber so groß ist ihre Kraft und ihr Wille so mächtig, daß sie mit keinem Zucken verrät, was ihr ist.

„Ist dir jetzt besser?" fragt der Adelrich, hereintretend.

„Es kommt schon besser," sagt Violanta. Er steht ganz nahe bei ihr, hemdärmelig, lang und hager, mit seinem erschreckten, gutmütigen Gesicht. „Morgen fahren wir zum Doktor," sagt er. Die Violanta nickt. Und da faßt es sie plötzlich, etwas, was sie noch nicht bedacht hat: Wenn sie jetzt stirbt, so denkt alles gut von ihr, das ganze Dorf wird gut von ihr reden, die Nagerin, die Mutter, der Adelrich, rühmen werden sie, nichts als rühmen! Und hintergangen hat sie doch alle! Die Sünde, das, was zwischen dem Marianus und ihr gewesen vor Jahren, das muß sie beichten! Damit keiner sie rühme! „Adel," fährt sie auf, „du, — hör."

Er neigt sich herab. „Was ist? Kann ich dir etwas tun?"

Sie stemmt beide Fäuste auf den Bettrand und neigt sich näher zu ihm: „Du!"

Ein Sturm von Schmerzen schüttelt sie.

„In der Intschihütte —"

Sie röchelt.

„Ich, und —"

Ein Name will auf ihre Lippen kommen, aber er ist nicht mehr verständlich, jäh schlägt der Oberleib hintenüber, zweimal bäumt sich der Leib im Krampfe auf. „Jesus, Jesus," stöhnt der Adelrich und hält sie. „Frau, Frau!" stammelt der Unbeholfene, vorwurfsvoll, in bitterer Angst. Da durchläuft ein Zittern ihre Gestalt; nun liegt sie ganz still.

„Jesus Maria — jetzt — jetzt —" stottert der Adelrich und läuft aus der Stube in den Flur. „Mutter!" schreit er hinab.

In ihren Betten erwachen die Kinder.

*

In der Rennerin ihrer Kammer liegt die Violanta aufgebahrt, auf einem hohen, mit Blumen und künstlichem Kranzwerk bedeckten Bett. Eine Menge Kerzen umstehen die tote Frau; es ist eine fürnehme Leiche. Ganz Oberalpen drängt sich an diesem Tage in die Stube. Jeder will die noch sehen, die so plötzlich verstorben ist. „Jesus, wie schön," stammeln ein paar halbgewachsene Mädchen, die in das wachsbleiche Gesicht der Toten starren.

„Die Kraft selber, hab' ich gemeint, ist sie," flüstert ein Weib in einer Ecke.

In einer andern redet die Babeseppe, die Hebamme, eine dicke, behäbige, gemütliche Frau: „Am Herzen hat es ihr gefehlt, ich habe es gleich gesehen! Da ist es eben plötzlich mit einem zu Ende."

Das Flüstern hört den ganzen Tag nicht auf: „Was das für eine gewesen ist! Was für eine Arbeitsame, eine Aufrechte! Herrgott, eine solche kommt gar nicht mehr!"

Gegen Mittag geht auch die Kunde um, daß der Marianus nicht im Hause sei, nach dem schon der eine und andre gespäht hat. „Schon gestern ist er fort gewesen," heißt es dann. „Am Ende ist er wieder auswärts," vermutet einer. Groß fragt ihm keiner nach.

Am Abend steht der Adelrich allein am Bette seines Weibes, ganz zermalmt von Kummer, der lange Mensch, zitternd, die Züge von verhaltenem Weinen zuckend. „Was das für eine gewesen ist!"

Sie kann es nicht hindern, daß sie sie rühmen, die Violanta!

Sie rühmen sie lange, lange: so eine geht keine mehr durch die Gassen von Oberalpen! Aber es kommt so, wie sie gewußt hat. Es wird stille und sonnig im Rennerhaus. Die Kinder wachsen auf; die wissen, wie man eine Gestorbene vergißt, und helfen den andern es lernen. Und der Marianus ist fort! Die von Oberalpen wundern sich, wo er sich herumtreibt; der Adelrich forscht nach und bekommt keine Nachricht, die Rennerin seufzt manchmal und denkt an den Verschollenen. Und heimlich atmen sie alle auf, daß er immer nicht kommt, immer nicht. Und jetzt rühmen sie wieder die Violanta. Die Rennerin sieht die Kinder an. „Immermehr gleicht das Fini der Mutter," sagt sie.

„Es soll nur werden wie die," sagt der Adelrich und blickt einen Augenblick trübe ins Leere. Es ist noch immer Staunen und Andacht in ihm, wenn er seines Weibes gedenkt.

Und er weiß nicht einmal, *wie* groß sie gewesen ist!

Tennis

Von

Alfred Ehrmann

(Mit Abbildungen von Eduard Curuel)

Langsam aber sicher hat sich das von England zu uns herüber gekommene Lawn-Tennis-Spiel das Feld bei uns erobert. Es ist noch nicht gar zu lange her, daß ernsthafte Menschen das Lawn-Tennis oder Tennis kurzweg nur als

Ein Rücklendball

eine Modespielerei betrachteten und verurteilten, die, weil sie vom Auslande kam, von den „auslandbewundernden" Deutschen mit Enthusiasmus aufgenommen wurde, und vielleicht nach kurzer Zeit, wie jede Mode, sang- und klanglos wieder zu andern abgetanen Moden ins Grab der Vergessenheit sinkt.

Man konnte es nicht begreifen, daß das „Hin- und Herschleudern der Bälle" irgendwelchen Reiz haben könne, und fürsorgliche Väter und sorgliche Mütter wehrten ihren Kindern ernstlich die Teilnahme an dieser „unnützen Zeitverschwendung" und fanden, daß die beim Tennis verlorene Zeit viel nützlicher anzuwenden sei.

Das ist heute anders geworden. Das Tennis ist heute dem Tennisspieler selbst allerdings in erster Linie noch das Spiel, oder besser gesagt der heißgeliebte Sport, dem er sich mit Leib und Seele ergibt, und daß es eine so ungeahnte Ausbreitung erlangt hat, sich einer stets wachsenden Beliebtheit erfreut, ist gewiß der beste Beweis dafür, daß das Tennis an sich als Spiel doch seine großen Reize haben muß.

So ist es auch. Es gibt wohl kaum ein Spiel — oder behalten wir einmal den Ausdruck Sport bei — einen Sport, der so viele Feinheiten hat, so viele Variationen bietet, mit so viel „Finessen" ausgestattet wird wie gerade das Tennis. Aber mehr als das. Tennisspieler müssen eine ganze Menge von Eigenschaften besitzen oder sich aneignen, die den guten Spieler bedingen, und die — das eben ist es, was dem Tennis seine außerordentliche, weit über ein Spiel hinausgehende Bedeutung verschafft — nicht nur für das Spiel, sondern für das ganze Leben des Spielers von Bedeutung sind. Das ist auch von einsichtigen Fachmännern, Pädagogen, Aerzten und Volkswirtschaftlern längst erkannt. Soweit sie nicht auf völlig einseitigem, veraltetem Standpunkt stehen, sondern die harmonische Ausbildung aller Kräfte, auch der des Körpers, als das Ideal der Menschenbildung betrachten, sind sie sämtlich begeisterte Fürsprecher des Tennis geworden.

Und das ist begreiflich. Unser deutsches Volk ist das Volk der Gelehrten, unser Land das Land der besten Schulbildung, der stärksten geistigen Arbeitsleistung. Es darf nicht verkannt werden,

Im höchsten Eifer

daß hierin auch eine hohe Gefahr für den gesundheitlichen Status der geistig arbeitenden Bevölkerungsklasse liegt. Und vor etwa zwanzig Jahren war die einseitig geistige Ausbildung bereits zu einer wirklichen Volksgefahr geworden. Unsre jungen Gymnasiasten, die zukünftigen Beamten, Aerzte, Lehrer unsers Volkes waren schmal aufgeschossene, engbrüstige, bebrillte junge Menschen, die über ihren Büchern vergaßen, daß sie auch einen Körper hatten, und daß es kaum ein wahreres Wort gibt, als daß nur im gesunden Körper ein gesunder Geist wohnen könne. Und unsre Töchter, die zukünftigen Mütter kommender Generationen, die, angefesselt an Schulbank und Handarbeitsunterricht, ihre schönsten Jahre verfaßen, waren bleichsüchtige, schwächliche Geschöpfe, zu jeder körperlichen Anstrengung unfähig, vor allem aber unfähig dazu, ihren Gatten fröhliche, tapfere Gefährtinnen, ihren Kindern gesunde Mütter zu sein.

Das ist keine Uebertreibung. Statistische Nachweise haben den erschreckend hohen Prozentsatz militäruntauglicher Jünglinge, bleichsüchtiger Mädchen zu jener Zeit festgestellt.

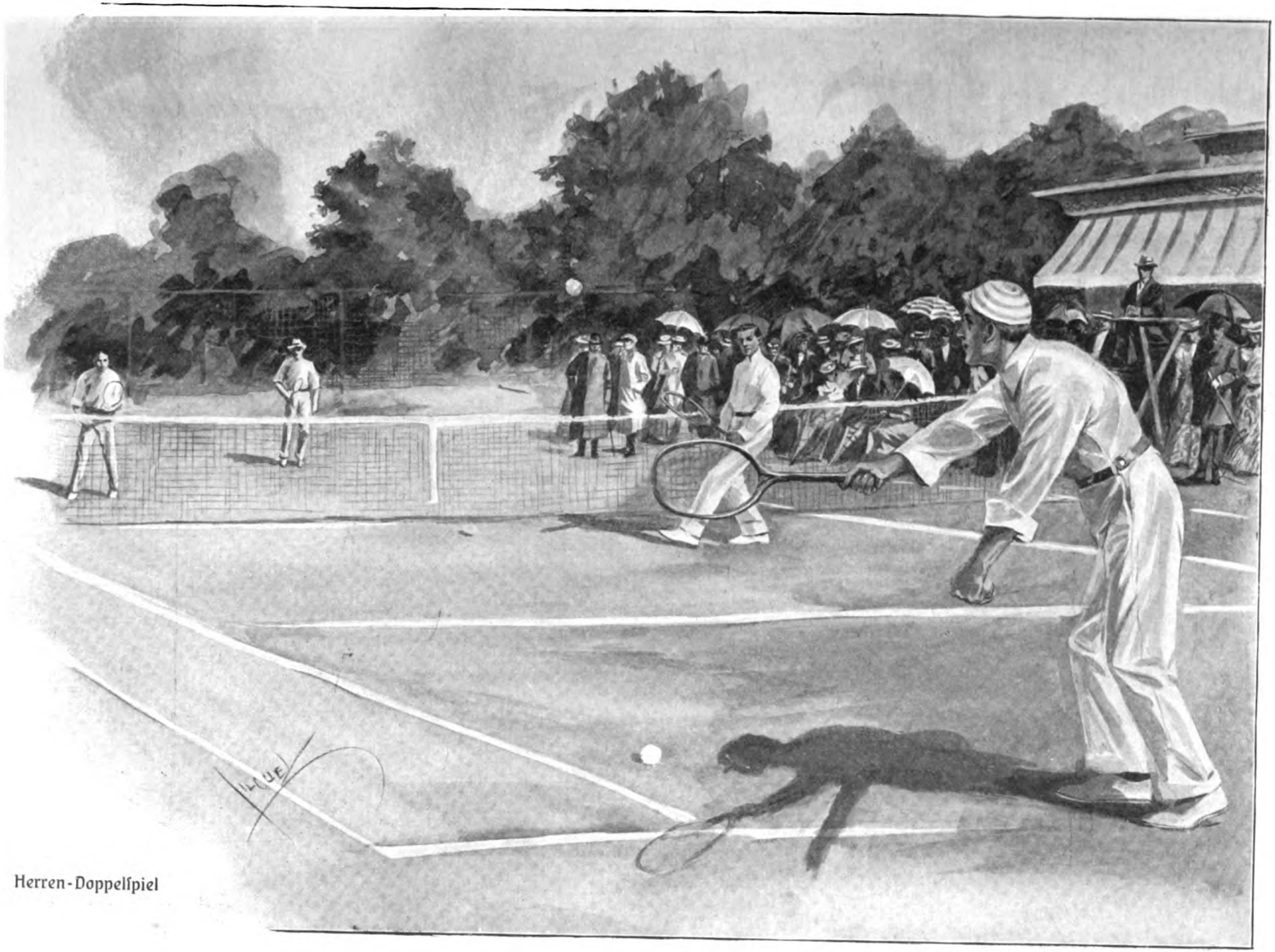
Dann kam als Erlöser und Befreier der Sport. Sport jeder Art. Ruder- und Radsport zunächst, dann das Tennis. Was Ruder- und Radsport für unser Volk gewesen sind und noch heute sind, steht auf einem andern Blatt, und es ist gewißlich ein Ruhmesblatt des Sports. Das Tennis ist insofern der ideale Sport für die Jugend der besseren Stände, als es zugleich eine völlige Reform sowohl in den Vergnügungen als auch in dem Zuschnitt der Geselligkeit unsrer Jugend herbeigeführt hat, die für jeden tiefer Blickenden und unbefangen Urteilenden mit innigster Freude begrüßt werden kann. Zunächst ist es für unsre jungen Männer heutzutage kein Ruhm mehr, ein eifriger Wirtshausbesucher, auch nicht mehr ein Gigerl oder ein besonders eifriger „Courmacher" zu sein. Es ist nicht mehr „chic", in schlaffer Haltung durchs Leben zu schleichen, den müden, blasierten Genüßling zu markieren. Heute suchen unsre jungen Männer wieder ihr Ideal darin, ihren Körper in eifrigem Sport zu trainieren, mit straffen Sehnen und starken Muskeln stundenlang den Anstrengungen des Spiels standzuhalten, das bei dem einigermaßen guten Spieler hohe Anforderungen an Kraft und Geschicklichkeit stellt. Und unsre jungen Mädchen, die sonst viele Meter Häkelspitzen oder feine, augenverderbende Stickereien fertigten und deren Mütter es als das höchste Ideal betrachteten, wenn die Töchter schon zur Aussteuer ganze Kasten voll unnützen und für wenige Mark zu kaufenden Krimskrams fertiggestellt hatten, fahren jetzt womöglich hoch zu Rad, den Schläger an der Seite, zum Tennisplatz und holen sich klare Augen, rote Wangen, gesunden Appetit, Kraft und Frische beim Tennis.

Das Tennis hat auch die früheren Geselligkeitsformen völlig umgewandelt. Während sich unsre jungen Männer und Mädchen früher nur im Zwange konventioneller Geselligkeit, unter der Obhut einer Mütter- und Tantenschar in heißen Ballsälen in hyperelegenter Toilette im Tanze drehten, jedes freiere Wort, jede laute Fröhlichkeit verpönt war, und auch die sommerlichen Vergnügungen stets unter dem Zwange der besonderen „Vergnügensveranstaltung" alle Unbefangenheit verloren, vereinigt das Tennisspiel die junge Welt in geradezu idealer Freiheit. Das Moment des „Flirts" tritt dabei sehr zurück gegen die Betätigung des sportlichen Könnens, und die Unbefangenheit im Verkehr der beiden Geschlechter wird dadurch eine bedeutend größere. Ja, man kann sagen, daß bei uns in Deutschland überhaupt erst der Sport diese Unbefangenheit hervorgebracht hat, eine ganz andre Art des Verkehrs der jungen Menschen untereinander, eine Art, die freilich bei gar mancher Mutter der guten alten Schule, die eine stete Beaufsichtigung ihrer Tochter als unerläßlich zur Aufrechterhaltung des guten Tons und geselligen Anstandes betrachtet, bedenkliches Kopfschütteln hervorruft oder doch -gerufen hat. Es wird und muß indessen das Ideal der Erziehung unsrer Töchter werden — wie es eigentlich selbstverständlich ist —, daß sie auch ohne mütterliche Ueberwachung im unbefangenen fröhlichen Zusammensein mit jungen Männern Maß und Sitte bewahren.

Ein solches Zusammensein, frei von dem Zwange der gesellschaftlichen Schablone, fördert übrigens ganz anders das Kennenlernen auch von der rein menschlichen Seite aus, und Tennisspieler, die einen Sommer lang zusammen gespielt haben, kennen ihre Eigenschaften, Fehler und Schwächen ganz anders als junge Leute, die eine Saison zusammen durchtanzt haben. Das ist jedenfalls auch im Hinblick auf eine etwaige Heirat ganz besonders wünschenswert und wird die Zahl der modernen „unbefriedigten" Ehen gewißlich vermindern helfen. Für unsre Töchter speziell kommt noch ein weiteres, außerordentlich wichtiges gesundheitliches Moment hinzu, es ist dies die zum Tennis unbedingt notwendige Kleidung oder vielmehr das Fehlen jenes Bekleidungsstückes, das von den Aerzten ebenso bekämpft, wie gerade von unsern jungen Mädchen bevorzugt wird, oder vielmehr wurde — des Korsetts.

Eine Tennisspielerin im Korsett ist unmöglich, jedenfalls wird sie niemals etwas leisten können. Und so hat denn das Tennis erreicht, was alle Predigten der Aerzte, was dickleibige Bücher voll abschreckender Beispiele über die gesundheits- und lebensschädlichen Wirkungen des „Marterpanzers" nicht erreichen konnten — unsre Jugend hat das Korsett abgelegt, und die furchtbare „schlanke Taille", die früher das Ideal unsrer Töchter war, ist wenigstens teilweise verschwunden und hat der „Sportfigur" Platz gemacht, der allerdings schlanken, aber ganz anders schlanken Erscheinung der sporttreibenden Dame, die mit völlig natürlicher Taillenlinie nur durch die allgemeine geschmeidige Biegsamkeit zeigt, daß der Sport ihren Körper völlig „trainiert" hat.

Allein diese Errungenschaft wäre es schon wert, daß jede denkende Mutter auf das Erziehungsprogramm ihrer Tochter den Tennissport in die erste Reihe setzte. Und wenn selbst die für das Tennis verwendeten Stunden irgend einem der ebenso beliebten wie nutzlosen „Kurse" entzogen würden, die zur Bildung unsrer Töchter als so überaus notwendig erklärt werden, und die doch im Grunde immer Stückwerk bleiben und zur wirklichen Geistesbildung kaum etwas beitragen, gewöhnlich aber nicht viel mehr sind als ein mit



Herren-Doppelspiel

Luftball

wissenschaftlicher Etikette versehenes Totschlagen der Zeit, — es wäre dennoch ein großer Gewinn! Denn es kann gar nicht genug betont und den Eltern immer wieder ans Herz gelegt werden, daß in unsrer Zeit der Nerven, der Decadence, jedes Mehr an körperlicher Gesundheit und Kraft ein unendlicher Gewinn für ihr Kind ist.

Das mögen auch die Väter bedenken, die in völlig verkehrtem Eifer mit Argusaugen darüber wachen, daß ihre Söhne nur ja dem Lernen, dem Studium, der Vorbereitung zum Beruf keine Stunde, keine Minute entziehen, die jeden Sport als Zeitvergeudung und Müßiggang betrachten. Sehr oft hört man von Vätern mit Ueberzeugung den Ausspruch, daß es vor allem in unsrer Zeit, die an die geistige Ausbildung der Söhne die höchsten Anforderungen stelle, darauf ankomme, daß die jungen Leute nur ja „keine Zeit verlieren". Wenn man das hört, so möchte man glauben, der Zweck und das höchste Ziel des Lebens bestehe darin, auf der Stufenleiter des erwählten Berufes möglichst hoch zu klimmen, wenn irgend möglich mit Zurücklassung und Ueberflügelung aller andern.

Und ist das wirklich der Zweck, das erstrebenswerteste Ziel des Lebens? Man sollte es fast glauben, wenn man die Scharen junger Leute sieht, für die der Ausdruck „Streber" so bezeichnend ist, und die es in allen Berufsklassen gibt. Ist es wirklich das höchste Ideal, in einseitigen Berufsinteressen aufzugehen, den Sinn für alles andre, was doch eigentlich erst das Leben schmückt, schön und lebenswert macht, zu verlieren, einem Ziel zuzustreben, das nicht in der Erreichung einer bestimmten Lebensstellung besteht, und dies Ziel unter günstigen Bedingungen auch wirklich zu erreichen, aber zu erreichen als ein stumpfer, abgearbeiteter Mensch, der sich kaum noch des Erreichten zu freuen vermag, mit gebrochener Gesundheit, unfähig zum Genuß dessen, was ihm seine Lebensarbeit errungen hat?

Ist nicht vielmehr maßvoller Lebensgenuß bei fester Gesundheit und schöner Harmonie aller Geistes- und Körperkräfte das Ideal, das jeder Vater für seinen Sohn als das erstrebenswerteste betrachten sollte?

Und muß es nicht der innigste Wunsch jedes Vaters sein, so viel an ihm liegt, seinem Sohne die Wege zu diesem Ziel zu ebnen? Einer der ersten Wege dazu ist die Gesundheit und Kraft des Körpers, der sich dann schon von selber gegen das Uebergewicht des Geistes wehrt. Und durch den Sport wird dies erreicht. Sache der Erziehung muß es sein, das Uebergewicht des Sports zu vermeiden, zu verhindern, daß der Sohn ein Sportfex werde, die Tochter eine Sportmaid, deren Interessen ganz im Sport aufgehen. Auch hier muß, wie in allen Dingen dieser Welt, die goldene Mittelstraße eingehalten werden. Wie sehr auch in unserm Kaiserhause bei der Erziehung unsrer Kaisersöhne, die gewiß ein Maß des Lernens bewältigen müssen, das nur von wenigen Söhnen unsrer gebildeten Mittelklasse übertroffen wird, der Sport gepflegt wird, ist bekannt. Der Kronprinz wie auch die übrigen Prinzen sind eifrige Tennisspieler, und ihr Beispiel wirkt naturgemäß sehr kräftig weiter. Es gibt wohl auch kaum einen Sport, der die allgemeine Durcharbeitung des ganzen Körpers, die ja das Ideal des Sports ist, so gleichmäßig bewirkt, wie das Tennis. In Sprung und Lauf, in Schlag und Rückschlag treten alle Muskeln in Aktion, ohne doch übermäßig angestrengt zu werden. Daß zugleich das Tennis eine ganze Menge besonderer Spieleigenschaften entwickelt, die dann zur Bildung von Charaktereigenschaften das ihrige beitragen, wurde schon erwähnt. Beobachtungsgabe

Ein „scharfer" Ball

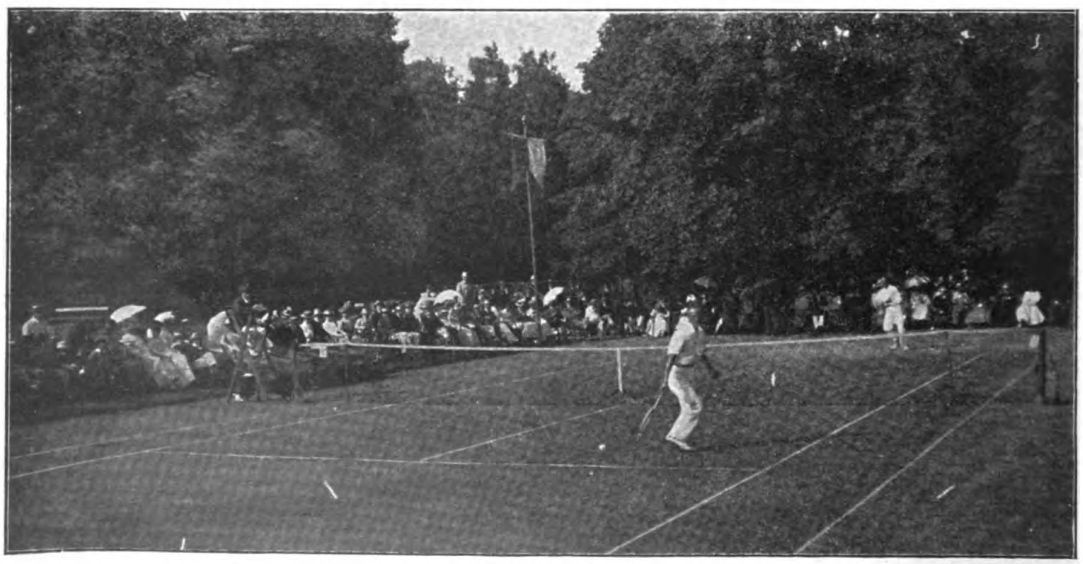
Der Unparteiische in Tätigkeit

und Kombinationstalent, schnelle Entschlossenheit, der rasches Handeln folgt, Fügsamkeit in feste bestehende Regeln, Unterwerfung des Eigenwillens unter den des Spielerverbandes, das alles sind notwendige Erfordernisse für die Tennisspieler, deren beständige Uebung im Spiel schließlich auch die Bildung der allgemeinen Charaktereigentümlichkeiten beeinflußt.

Es erübrigt sich wohl, über das rein Technische des Tennis viel zu sagen. Der Laie sieht ja nur das aufgespannte Netz auf dem Tennisplatz, über das hinweg sich zwei, drei oder vier Spieler „die Bälle zuschleudern". Der Kenner freilich folgt mit Entzücken und Begeisterung den verschiedenen Phasen des Spiels, er beobachtet genau, wie „scharf" die Bälle „gegeben" werden, er weiß schon, wenn der Ball geschlagen wird, wie er zurückkommt, er sieht Fehler und Feinheiten, von denen der Laie selbstverständlich keine Ahnung hat. Und geht nun gar ein Tennisturnier in Szene — weltberühmt und auch dem Laien bekannt sind ja die Turniere im reizenden Bad Homburg, wo die besten Spieler und Spielerinnen der internationalen Gesellschaft ihre Kräfte messen —, dann ist im Zuschauerkreis die Aufregung kaum minder groß als bei den Spielern. Aber auch für den „krassen Laien" bietet ein solches Tennisturnier ein überaus fesselndes Bild. Im Spielhofe selbst die Spieler, der Unparteiische auf seinem hohen Beobachtungsstuhl, Damen und Herren im bequemen Sportanzug. Die blitzschnellen Bewegungen, die Kraft und Elastizität vereinigen, sind für jeden Zuschauer immer wieder reizvoll. Die sachverständigen Zuschauer, die den Spielplatz umsäumen, folgen aber mit fieberhaftem Interesse jedem einzelnen „Ball", und Beifallsgemurmel oder enttäuschtes „Ach" und „O" begleiten alle Phasen des Spiels, vom einfachen „Trieb" bis zum kompliziertesten „Drall". Unsre Bilder zeigen sehr hübsch einige dieser „Bälle". Die Sieger im Tennisturnier aber können der allgemeinen Bewunderung ebenso gewiß sein wie die Sieger von Marathon klassischen Angedenkens, wenn auch im kleineren Kreise und nicht ganz so stürmisch.

Es wäre indes in hohem Grade wünschenswert, daß ein dem ganzen deutschen Volke eigner Fehler, der sich gerade beim Tennis manchmal unliebsam bemerkbar macht, mit allen Mitteln bekämpft werde: die Sucht, den Ausländer zu kopieren, wie es bei den spieltechnischen Ausdrücken des Tennis noch immer üblich ist. Freilich ist das Tennis aus England zu uns gekommen. Dort aber heißt es Lawn-Tennis, Rasenballspiel, während bei uns ja von vornherein diese Bezeichnung nur höchst selten richtig ist, da es fast stets auf hartem Grunde gespielt wird, schon deshalb, weil unser Klima keinen solchen Rasen hervorbringt, wie er zum Lawn-Tennis nötig ist. Wenn aber schon das Tennis ein englisches Spiel ist, warum denn auch gleich englische Spielausdrücke?

Es ist wirklich hoch an der Zeit, daß wir uns von dem Ausländerkultus frei machen, und daß deutsche Spieler auf deutschen Spielplätzen auch deutsche Ausdrücke gebrauchen. Nichts wirkt lächerlicher, als wenn beim Tennis mit Absicht englische Brocken gebraucht werden, noch dazu recht oft in sehr mangelhaftem Englisch. Gerade dem so sehr ausgeprägten englischen Nationalstolz auch der Tennisspieler gegenüber sollte der deutsche Spieler eine Ehre darein setzen, sich seiner Muttersprache zu bedienen, die ebenso präzise Bezeichnungen hat wie die englische. Oder ist vielleicht „Vorteil" nicht noch kürzer und präziser als „advantage", „Flankenschlag" nicht deutlicher als „drive down the side line" und „Flugball" so klar wie „volley'd ball"? Auch bei den Tennisturnieren, die ja sehr oft einen Kampf zwischen Engländern und Deutschen zeitigen, müßten die deutschen Spieler fest an ihren deutschen Ausdrücken halten, genau so, wie die Engländer an den ihrigen festhalten und den Deutschen in ihrem eignen Lande keinerlei Konzessionen machen. Also darum: im deutschen Tennisspiel auf deutschem Boden auch das deutsche Wort!



Lawn-Tennisplatz in Homburg v. d. H.

Der Hummel-Trompeter

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Wie der Wolf zum Hund, wie der Auerstier zum zahmen Ochsen, so steht in der schlichten Betrachtung die Hummel zur Biene. Dem Laien sind die beiden ja die einzigen Vertreter des Bienengeschlechts. Aber die echte Biene ist das Haustier, sie gehört zu „uns“; schon in ihrer Gestalt hat sie etwas Veredeltes, in ihrem Wesen einen vergeistigten Zug. Die Hummel daneben ist der zottige Bär mit aufdringlich groben Manieren, der Wildling von jenseits des Gartenzauns, des Kulturrains. Von der Biene sind die geheimen Wunder nicht auszuahnen; von der Hummel glaubt man durchweg nicht mehr, als ihre wenig liebenswürdige Person besagt, man nimmt sie hin wie die Fliege, — ohne Geschichte.

Und doch hat auch sie ihren genugsam verwickelten Roman. Nur daß es in der Tat der Lebensroman des freien Wildtiers ist, das nie in den Bann des großen Erdenzauberers Mensch getreten ist.

Aber als solch unabhängiges Naturkind hat diese Hummel dem Wissenden das tiefste Geheimnis jener Biene eigentlich gerade aufbewahrt. Sie ist heute noch in vielem Sinne die Urform der Biene, das, was die Biene vor Jahrmillionen vielleicht gewesen ist, die Ahnfrau, die, seltsam hereinragend, heute noch der hochgestiegenen Enkelin begegnet — begegnet auf dem Blütenfelde, das zum Teil ihrer beider Werk ist. Denn durch ihre emsige Arbeit des Ab- und Zufliegens von Blume zu Blume haben beide durch Uebertragung des Blütenstaubes feine Dienste bei den Pflanzen geleistet, sie haben eine Auslese der Blumenarten dabei geübt, sie haben die Pflanzen selber zu Einstellungen, Umwandlungen, Anpassungen gezwungen. Dabei aber sind sie beide schließlich weit getrennte Bahnen ihrer eignen Entwicklung gegangen: die Biene ist zu schwindelnder Höhe gestiegen, bis selbst der weise Erdensohn, der Mensch, aufmerksam auf sie geworden ist und sie seiner Schutzfreundschaft gewürdigt hat; die Hummel aber ist in der alten Tradition geblieben bis heute — der Tradition, die doch einst schon selber einen ganz gewaltigen Gipfel wieder über das tiefer stehende Insekt hinaus bedeutete.

Schon auf der Stufe der Hummel war der große Schritt geschehen vom einsamen Bienentier zur Staatsbildung. Wenn der Wintersturm über Feld und Wald fegt und Schnee wirft, dann schlummern die Hummeln tief verborgen im Winterschlaf, jede ganz einsam jetzt ohne Staat. Einsam auch beginnen sie im erwachenden Frühling ihr Lebenswerk. Einsam baut das Hummelweibchen seine ersten Kinderzellen, in denen das Ei zu süßer Honigkost gebettet liegt. Aber allmählich dann, wenn aus diesen ersten Zellen die jungen Hummeln auskriechen, während die Mutter noch an den späteren schafft, dann entsteht in raschem Wachstum das Urbild dessen, was wir bei unsern Bienen den „Staat“ zu nennen pflegen. Indem eine große Masse der jungen Hummelfräulein sich sogleich und fast ausschließlich der Pflege ihrer noch jüngeren Nestgenossen zuwendet, entsteht jener eigenartige Stamm von Staatsbürgerinnen, die wir bei den Bienen Arbeiterinnen nennen. Und im Laufe des Sommers erwächst durch das vielköpfige Gewimmel dieses ganzen sonderbaren Haushalts wirklich etwas auch hier schon wie ein Volk, ein Staat. Nur: der Herbst macht alledem doch wieder ein Ende, und in den Winter gehen schließlich nur wieder eine Anzahl einsamer Weibchen, ein Elite-Rest an Stärke und Jugendgesundheit aus dem großen Haushalt, der sonst als verbraucht von der Sommerkampagne dahinsank.

Viel Wunderbares im einzelnen ist zu erzählen auch aus diesen ewig neu mit dem neuen Jahr aufblühenden Sommerstaaten der wilden Hummeln. Wie ein jäh entfesselter Strom brechen in diesen geselligen Sommergenerationen alle möglichen sozialen Gefühle vor, dem sinnigen Beobachter zu lehrreichster Analogie mit andern gesellschaftlichen Trieben und Lieben auf diesem weiten Erdplaneten bis ins brennende Leben unsers Menschentages hinauf. Freilich, auch erschwert wird die rechte Schätzung gar leicht durch das Verführerische solcher Analogien am falschen Fleck. Von solcher Verkehrtdeutung, die aber nachher nur zur Aufdeckung eines eigentlich noch viel amüsanteren wirklichen Sachverhalts geführt hat, ist ein wunderbares Exempel die Geschichte vom Hummel-Trompeter.

Es war im Jahre 1685, als ein Insektenbeflissener, Goedard, zum erstenmal von einer rätselhaften Gewohnheit im Hummelstaate berichtete. Andre prüften später nach, und als erstes allgemeines Tatsachenbild stellte sich ungefähr folgendes fest.

Das Hummelnest, ein im Vergleich zu den schönen echten Bienenwaben noch ziemlich wüster Zell- oder Kokonklumpen, steckt als Ganzes in einem Erdloch. Auf das Dach dieses Nestes da unten nun steigt in frühester Morgenstunde regelmäßig ungefähr zwischen halb vier und vier eine recht dicke Hummel vom Stande jener Pflegeweibchen oder Arbeiterinnen. Alsbald beginnt sie dort aufs heftigste mit ihren Flügeln zu schlagen und einförmig zu summen. Und dieses „Konzert“ mit nachhaltiger Leibesübung dauert eine halbe bis zu einer ganzen Stunde. Da die Beobachter zunächst auf das andauernde Summen aufmerksam wurden, so nannte

man die laute Frühaufsteherin den „Trompeter". In der Tat ist, wenn sie ihren Lärm beginnt, wenigstens in der Regel der ganze übrige Stock noch still und untätig. Es ist, als schnarre in einem noch völlig ungestörten Schlafsaale plötzlich von der Decke her eine Weckuhr los. Einmal in diese Ecke der Betrachtung gedrängt, versuchte man jetzt auch eine erste Erklärung.

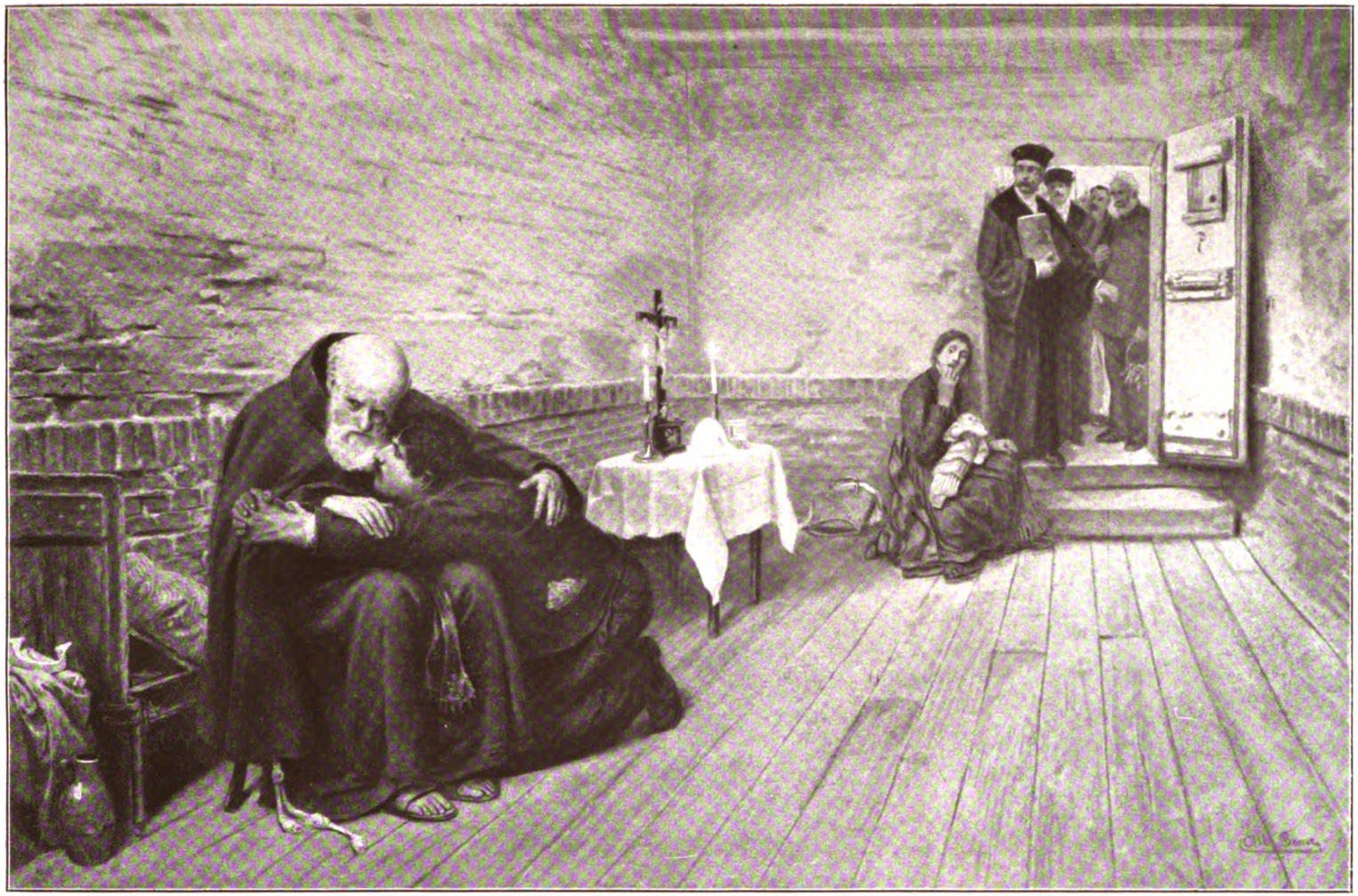
Kein Zweifel, wir befinden uns bei genossenschaftlich lebenden Tieren mit starken Sozialempfindungen. Jedesmal, wenn dieser Hummelstaat im Laufe seines Sommers sich ordentlich konstituiert hat, treten unter seinen Teilhabern auch ganz regelrechte Arbeitsteilungen ein. Die alte Mutter-Hummel übernimmt diesen Ressort, die pflegenden Hilfsweibchen jenen, sehr ähnlich schon, wie es bei Königin und Arbeiterinnen im Bienenvolk ist. Unter allen Einzelhummeln gelten gegenseitige Hilfeleistungen. Wenn aus der im Kokon versponnenen Puppe die fertige Jung-Hummel auskriechen soll, so legen sich freie Hummeln oben auf den Kokon und nagen von oben her mit, um dem „Küken" das innere Zernagen der „Eischale" zu erleichtern. Bei solchem Sachstand steht also wahrlich nichts im Wege, sich auch den sonderbaren Trompeter als eine Staatsbürgerin zu denken, die in der allgemeinen Arbeitsteilung mit einem A m t betraut sei, einer Leistung zum Nutzen des ganzen Volkes. Fragt sich bloß, was für ein Amt es sein soll. Der Trompeter lärmt bis zu einer Stunde lang früh morgens über dem noch regungslosen Nest. Bis zum Schluß seines Frühkonzertes ist der ganze Stock munter. Sollte er also nicht einfach der wirkliche W e c k e r sein? Der Hornbläser, der zum Tagewerk ruft? Die fest angestellte wirkliche Weckuhr des Stammes? Der Hahn, um auch ein zoologisches Bild beizubringen, der zur richtigen Stunde kräht?

Eine Theorie gilt, solange sie nicht durch eine bessere ersetzt ist, vorausgesetzt, daß ihr nicht zu plausible Allgemeingründe widersprechen. So auch diese. Wenn man das im Grunde wunderbarste bei diesen Sozialtieren einmal zugibt: nämlich Arbeitsteilung überhaupt, so läßt sich eine Gewaltgrenze des „Unmöglichen" nicht festsetzen. Möglich war schließlich auch das allerkühnste. Daß ein Tier in Arbeitsteilung ein paar hundert andre weckt, ist wirklich nicht viel wunderbarer als etwa die sichere Tatsache aus dem Bienenstaat, daß in einem verhungernden Volke die Königin zuletzt stirbt, weil die Arbeiterinnen bis zuletzt für sie eintreten und ihr das letzte Brot geben.

Es mußte aber nach gewissen gelegentlichen Beobachtungen doch ein Zweifel kommen, ob in diesem Trompeterfalle nicht wirklich ein irriger Deutungsweg eingeschlagen sei. So wurde einmal festgestellt, daß die Hummelkolonie schon völlig munter war, noch ehe der „Wecker" sein Werk begonnen hatte, und daß trotzdem dann das angebliche Weckwerk einsetzte und seine Zeit durchhielt, als sei nichts verändert. Hatte der Trompeter sich verschlafen und wollte es durch die zweite Unschicklichkeit sühnen, daß er in den hellen Arbeitstag doch noch hineinblies? Ausgeschlossen war ja auch das noch nicht ganz, denn es ist nicht zu leugnen, daß solche fest eingepaukten Instinkte bei den Tieren meist wie eine Maschine losarbeiten und vorkommenden Falles auch einmal ins ganz Sinnlose hineinarbeiten können. Es gibt einsam lebende Bienenarten, die ihr Nest in leeren Schneckenhäusern anlegen. Das Schneckenhaus wird dann jedesmal mit großer Sorgfalt in eine kleine Sandhöhle befördert und der Eingang dieser Höhle ebenso sorgsam wieder durch Zuschütten unkenntlich gemacht. Ein Beobachter nahm nun einer solchen Biene im Moment, da sie ihr Schneckenhaus in das Höhlenloch rollen wollte, ihre kostbare Last fort und erwartete, was sie tun würde. Automatisch aber rollte die Kette ihres Instinkts bis zu Ende ab trotz der Sinnlosigkeit weiterer Leistung: sie schloß die Höhle, als sei das Schneckenhaus wirklich darin! Vergessen wir nicht, daß auch wir Menschen noch in gar manchem Falle der Herrschaft solchen automatischen Handelns verfallen; jahrelang wachen wir noch zu bestimmter Stunde morgens aus dem Schlaf auf, auch wenn längst jeder Zweck solchen frühen Aufstehens (etwa eine bestimmte Schulstunde) in Fortfall gekommen ist; jahrelang greift unsre Hand noch in die linke Westentasche nach der Uhr, auch wenn uns längst irgend ein Bewußtseinsschluß veranlaßt hat, sie fürder in der rechten zu tragen.

Hier ist es nun das Verdienst eines trefflichen Insektenforschers aus neuester Zeit, des Herrn von Buttel-Reepen, eine tatsächliche neue, und wie mir scheint, doch wesentlich bessere Erklärung für besagten Hummel-Trompeter aufgestellt zu haben. Er hat sich gefragt, ob nicht der wesentlichere Punkt der mysteriösen Handlung das Flügelschwirren anstatt des Musizierens sei? Wenn wir uns aber weiter fragen, was für einen Zweck solches stundenlange energische Flügelschwirren am Nest haben könnte, so geben uns da unsre vielgewandten Hausbienen alsbald einen sehr guten Anhalt.

Bei diesen Honigbienen besteht vielfältig ein ausgesprochenes Bedürfnis nach Ventilieren, nach Lüften im Bau. Man muß sich ja den Bienenstock als eine regelrechte große Fabrik vorstellen, mit allen Sorten Wohlfahrtseinrichtungen und raffinierten technischen Vorkehrungen einer solchen. Das Ventilieren, das zuerst von dem alten Bienenklassiker François Huber geschildert worden ist, hat nun verschiedene praktische Zwecke in dieser Fabrik. Es dämpft die Hitze, es scheucht einen Todfeind des gesunden Bienenvolks: etwaigen entstandenen üblen Geruch. Endlich aber dient es auch im unmittelbaren Fabrikbetrieb zur Kondensierung des Nektars, indem durch den Luftzug eine tüchtige Menge Feuchtigkeit in kurzer Zeit verflüchtigt und fortgewirbelt wird. Was tun nun die Bienen, um in ihrem dicht verschlossenen Bienenhause „Wind zu machen"? Sie bewegen emsig fächelnd ihre Flügel, einen kräftigen Luftstrom in der Tat so künstlich erzeugend. Tut es not, so stellen sie sich reihenweise am Flugloch auf und werfen eine der andern die Luft zu. „Entfernt man," erzählt von Buttel-Reepen, „eine Biene aus der Reihe der Fächler, so merken die Bienen bald, daß der Zwischenraum zu groß geworden ist und die Luftwelle nicht richtig aufgefangen werden kann. Unverzüglich schließen sie sich dann wieder in der richtigen Distanz aneinander." Wie nicht anders zu erwarten, geht es aber bei dieser Ventilations-



Letzte Stunde

Nach dem Gemälde von Albert Bau

gymnastik nicht ohne ein eigenartiges Summen ab, das eben die Flügelbewegung selbst hervorbringt.

Diese sicher gefestigte Tatsachenreihe war für unsern neuen Deuter jetzt die Anschlußstelle auch für seine Theorie des Hummel-Trompeters. Der Trompeter, schloß er, ist ebenfalls nichts andres als eine staatlich angestellte Ventilier-Hummel. Vergessen wir wieder nicht, daß das Hummelnest sich in einem kellerhaft feuchten Erdloche befindet. Ueber Nacht ergibt sich geradezu als Notwendigkeit, daß in dem Neste eine dicke und schlechte Luft entsteht. Einmal dringt die Erdfeuchtigkeit stärker ein. Dann verdunstet Honig und gibt Niederschläge. Auch die Hummeln selber, die nicht so kleine Reinlichkeitsfanatiker sind wie die Honigbienen, tragen ihr Teil bei. Dafür fehlt aber ihre emsige, unwillkürlich die Luft bewegende Tätigkeit des beständigen Ein- und Ausfliegens wie am Tage. Wir würden menschlich sagen: es tut am frühen Morgen gar gewaltig da einer not, der zunächst einmal die Fenster öffnet. Nun denn, meint von Buttel-Reepen, diese Lüftungshummel ist eben unser Trompeter. Wenn sich das erste Leben im Stock zu regen beginnt, so besteigt er — ein ausgesucht starkes Exemplar — das Dach und fächelt und fächelt wohl eine Stunde lang die Nachtluft aus, er erzeugt einen „Ventilationsstrom". Daß er dazu summt, ist lediglich eine Begleiterscheinung wie das Geräusch unsrer menschlichen Ventilationsapparate. Daß die Hummelkolonie aber während seiner Arbeit allmählich auch sonst ihr Tageswerk beginnt, ergibt sich ebenso selbstverständlich, ohne daß eine absolute Abhängigkeit wie beim „Wecken" gefordert würde. Vortrefflich stimmt auch zu dieser Theorie, daß oberirdisch lebende Hummelkolonien, die es ja gleichfalls gibt, keinen Ventilator besitzen: sie werden eben von der frischen Luft selber genügend durchpumpt. Und es stimmt ebenso ausgesucht gerade zu ihr, daß in bewußtem Dach des Nestes auch noch besondere „Ventilationslöcher", regelrechte Luftkanäle, schon beim Bau genau vorgesehen und durchgebohrt sind, in deren unmittelbarer Nähe der Ventilationstrompeter seinen Sitz nimmt.

Mag diese höchst realistisch-praktische Rolle auch, wie Herr von Buttel meint, nicht so „poetisch" sein wie ein „Minaretrufer" — für meinen Geschmack ist sie mindestens ebenso anziehend und sinnig im großen Rahmen dieser Sozialinstinkte der Insekten und durchaus wert, unsre Bewunderung zu steigern vor der Prachtleistung der Natur, die in diesem Mikrokosmos des Liliputanerlebens überhaupt steckt.

Im Goldnen Hahn

Waldeinwärts klingt das Jägerhorn,
Rot färbt der Herbst die Wälder,
In schweren Garben liegt das Korn,
In Stoppeln stehn die Felder.
Der Alteweiber-Sommer fliegt
In Lüften nah und ferne,
Und um die jungen Weiber schmiegt
Er sich besonders gerne.

Wohl wandert sich's durch dick und dünn
Mit Lust bei solchem Wetter,
Leis rascheln unterm Fuße hin
Die bronzefarbnen Blätter.
Die Traube am Spaliere hängt,
Und wird sie nicht gegessen,
So wird sie uns ins Glas geschenkt
Dereinst aus Kelterpressen.

Die Fuhrleut' und die Bauernschaft
Sind schon im „Goldnen Hahne",
Es rinnt der weiß' und rote Saft
Aus unerschöpftem Krane.
Hochwürden selbst einmal vergißt
Heut seiner Seelenhirtschaft,
Er probt und lobt als guter Christ
Den Wein der Hahnenwirtschaft!

So wollen wir es tun wie er,
Ein Tröpflein auch probieren —
He, Liese, stell die Humpen her,
Daß wir uns delektieren!
Es macht der Wein die Seelen frei,
Die Herzen höher klopfen,
Und tut der Hahn den ersten Schrei,
So fließ' der letzte Tropfen!

Richard Zoozmann

Der Kilometerfreſſer

Humoreske

von

Teo von Torn

Einer jener merkwürdigen Zufälle, an denen unſer Leben ſo reich iſt, hatte es gefügt, daß Wolf Egbert von Amundſen gerade auf dem Bahnhofe war, als der Mittagszug der Klingelbahn herantorkelte, um ſich hier ſechs Minuten lang zu verpuſten. Wer die ſtrahlend aufgeregten Augen, die feſtlich glühenden Ohren und überhaupt die ganze Illumination auf Wolf Egberts übergeſundem Antlitz bemerkte — dazu die impulſive Herzlichkeit, mit der Guſtel Warburg ihr weißbehandſchuhtes Händchen aus dem Coupéfenſter herausreckte, dem wurde es ohne weiteres klar, daß es ſich nicht nur um einen merkwürdigen, ſondern auch um einen glücklichen Zufall handelte.

Der Wahrheit gemäß muß hier in Parentheſe bemerkt werden, daß es um dieſen Zufall doch eine eigne Sache war. Wirklich rein zufällig begegnet man in den weitaus meiſten Fällen nur unliebſamen Menſchen: ſeinem Schneider beiſpielsweiſe, dem man noch Geld ſchuldet, oder — wenn man Offizier iſt und verbotenerweiſe in Zivil geht — ſeinem Regimentskommandeur. Will man dagegen einem blonden Mädchen begegnen, in das man ſo unſinnig verliebt iſt, wie der Rittergutsbeſitzer Wolf Egbert von Amundſen in Guſtel Warburg, und ſoll dieſe Begegnung überdies zu einer beſtimmten Stunde auf einer beſtimmten Station einer mecklenburgiſchen Klingelbahn erfolgen, ſo muß man dem Zufall ſchon ein wenig auf die Sprünge helfen.

Das war denn auch geſchehen. Vor vier Tagen hatte Leutnant von Kreitling in Ludwigsluſt einen Brief bekommen etwa folgenden Inhalts: „Lieber Rolf, Deinem Fuchswallach geht es ſehr gut und mir auch ſoweit. Die ſechs Wochen Sommerübung bei euch ſind mir raſend ſchnell vergangen. Ich kann mich zu Hauſe noch gar nicht zurechtfinden. Mir fehlt was. Vielleicht biſt Du's, vielleicht der königliche Dienſt, vielleicht — mach nicht ſo'n dämliches Geſicht, bitt' ich mir aus! Aber da Du gerade daran denkſt, ſo ſchreibe mir umgehend, wann Warburgs nach Boltenhagen ins Bad reiſen. Tag und Stunde — genau! Das andre ſuche ich mir dann ſchon im Kursbuch zuſammen. Informiere Dich ſorgfältig. Das kann Dir als Vetter nicht ſchwer fallen. Treffe ich ſie nicht, dann ſuche ich Dich auf und halte Dich ſo lange mit ſteifem Arm aus dem Fenſter, bis Du verhungert biſt. Dein Wolf."

Mit dieſer kleinen Hilfe alſo fügte ſich der merkwürdige und glückliche Zufall . . .

„Das iſt ja reizend, Herr von Amundſen," ſagte Frau Konſul Warburg, deren vornehmes Matronengeſicht über den breitrandigen Hut des Töchterchens hinweg dem Glückſeligen zulächelte. „Welch unverhoffte Begegnung! Sie haben hier zu tun?"

„Sehr wohl, gnädigſte Frau, ich — ich habe einige Waggons Saatkorn zu verladen," log der junge Landwirt mit größerer Kühnheit als Geſchicklichkeit; denn Saatkorn wurde um dieſe Jahreszeit gemeinhin nicht verſchickt, und außerdem bediente man ſich zu ſolchen Geſchäften nicht eines ſo tadelloſen Dogcart, wie es jenſeits des kleinen Stationshäuschens auf der Chauſſee hielt.

„Aber iſt denn das Ihre Station?" fragte das junge Mädchen, indem es die munteren Augen auf dem Perron umherſchweifen ließ. „In Ludwigsluſt erzählten Sie mir doch, daß Sie von Berchow aus mit der Strelitzer Bahn zu fahren pflegen."

„Ganz recht — aber ich habe zwei Stationen. Jawohl. Berchow iſt ja etwas näher, dafür aber ſind die Wege lange nicht ſo gut. Ich mache deshalb lieber die paar Kilometer mehr."

„Alſo ſind die Wege hier hinauf beſſer? Das iſt mir lieb zu hören. Ich will nämlich von Grevesmühlen aus per Rad nach Boltenhagen fahren, während Mama mit dem Gepäck einen Wagen benutzt. Sie ſind doch auch Radfahrer, Herr von Amundſen?"

„Aber natürlich, gnädiges Fräulein — ſelbſtverſtändlich! Heutzutage muß man ja radfahren können. Das Rad iſt überhaupt das Verkehrsmittel der Zukunft." Wolf Egbert war ſehr glücklich, dergleichen irgendwo geleſen zu haben.

„Ich finde, es beherrſcht ſchon die Gegenwart," warf Frau Warburg lächelnd ein; „meine Tochter iſt mir viel zu paſſioniert. Ich lebe in einer ewigen Angſt. Sie beſuchen uns doch in Boltenhagen, Herr von Amundſen?"

„Wenn Gnädigſte geſtatten, mit großer Freude!" rief er ſtrahlend, und ſein rundes Antlitz flaggte in den glühendſten Farben, als das junge Mädchen ſich der Einladung in ihrer lebhaften und natürlichen Art anſchloß.

„Am beſten iſt, Sie kommen per Rad, Herr von Amundſen. Vielleicht ſchon am nächſten Sonnabend, alſo heute über acht Tage. Das wäre beſonders nett. Rolf hat uns für dieſen Tag ſeinen Beſuch verſprochen. Wir machen dann hübſche Ausflüge zu dritt. Wie weit iſt es denn von Ihrem Gute bis Boltenhagen?"

„Wenn ich nicht irre, vierzig bis fünfundvierzig Kilometer —"

„Und wie lange fahren Sie?"

„Die Bahn bis Grevesmühlen fährt —"

„Ach, gehen Sie! Ein ordentlicher Radfahrer

fährt doch nicht per Bahn, wenn er nicht muß. Ich meine natürlich per Rad!"

„Ach so — selbstverständlich — per Rad. Nun, in einer Stunde denke ich doch —"

„Alle Wetter! Hast du gehört, Mama? Fünfundvierzig Kilometer Chaussee fährt Herr von Amundsen in einer Stunde! Das ist ja kolossal! Um so mehr aber freue ich mich. Auf Wiedersehen also am Sonnabend. Und Sie benutzen die Eisenbahn nicht!?"

„Nie mehr, wenn Sie befehlen!"

Als der Zug und ein weißes Tüchlein hinter der Waldecke verschwunden waren, hätte Wolf Egbert dem alten Stationsvorsteher beinahe einen Kuß gegeben, besann sich aber noch rechtzeitig und begnügte sich mit einem kräftigen Handschütteln. Alsdann schritt er gedankenvoll zu seinem Dogcart.

Am nächsten Tage war er in Ludwigslust. Rolf von Kreitling verschanzte sich erschrocken hinter seinem Schreibtisch, als Wolf Egbert plötzlich bei ihm auftauchte.

„Allmächtiger! Hast du sie denn nicht getroffen? Ich schrieb dir doch . . ."

„All right, mein Sohn. Ich komme nicht, dich zu morden, sondern um dir zu danken. Außerdem muß ich unter allen Umständen radfahren lernen.

„Nanu, mit einem Male? Willst du schlanker werden?"

„Das auch. Hauptsächlich aber will ich am Sonnabend fünfundvierzig Kilometer in einer Stunde fahren. Von Kriewen nach Boltenhagen."

Leutnant von Kreitling, der sich inzwischen aus seiner Verschanzung hervorgetraut, sah seinen Freund mit großen Augen an und suchte wiederum Deckung. „Weiter nicht? Ich meine, die Landesirrenanstalt liegt in einer ganz andern Richtung. Dableiben, du! Ich werfe mit dem Briefbeschwerer —"

„Leg das Ding hin. Ich tu' dir nichts. Ich will mir bloß eine Zigarre nehmen. Aber reize mich nicht. Ich bin ohnehin in der Gemütsverfassung eines vergrämten Schrapnells. Ich muß am Sonnabend fünfundvierzig Kilometer in einer Stunde fahren. Da beißt keine Maus einen Zipfel von ab."

„Aber Mensch!" rief Herr von Kreitling empört, „das ist doch Wahnsinn, heller Wahnsinn! Du bist doch nicht Robl oder Jimmy Michael! Du bist der dicke Amundsen, der seine reichlichen zweihundert Pfund noch nie einem Rade anvertraut hat! Ebensogut kannst du hergehen und sagen, du müßtest am nächsten Sonnabend Looping the loop machen."

„Mach nicht Quatsching the quatsch, Rolf. Ich m u ß," erwiderte Wolf Egbert gedrückt, aber entschlossen. „Ich gebe ja zu, daß ich mich eklig verhauen habe mit der Geschichte. Das kommt daher, weil ich keine Ahnung habe, was man auf so 'ner Strampelchaise leisten kann. Aber behalte mal einer den Kopf oben, wenn einem ein paar süße blaue Mädelsaugen ins Herz kitzeln. Da geht eben alles mit einem durch. Wenn sie mich gefragt hätte, ob ich von Kriewen nach Boltenhagen in einer Tour Kobolz schießen kann, hätte ich auch ja gesagt und mich noch verpflichtet, jede halbe Meile einen doppelten Saltomortale zu machen. Auf alle Fälle muß ich am Sonnabend von Kriewen in einer Stunde nach Boltenhagen fahren. Und schließlich — das muß doch zu machen sein, zum Schwerebrett! Sieh mal, die Hauptsache ist doch, daß man auf so einem Dings sitzen und die Balance halten kann. Und du hast mir früher mal selbst gesagt, daß das in fünf, sechs Tagen sehr gut zu lernen ist. Was dann nachher die Geschwindigkeit betrifft, das ist nur Sache der Kraft und des Muts — und ich habe beides!"

Leutnant von Kreitling maß seinen Freund mit jenem resignierten Blick, mit dem man Unheilbare betrachtet, die sich hinsichtlich ihres Zustandes Illusionen hingeben und noch Zukunftspläne machen. Und solchen Leuten darf man nicht widersprechen, das wäre eine Gefühlsroheit. Obwohl es Sonntag war, ließ der Offizier den Sergeanten Sommer, den Radfahrlehrer des Bataillons, kommen, empfahl ihm den Freund und dessen Seele Gott. —

Was Rolf von Kreitling im Laufe der Woche von den sportlichen Fortschritten des Dicken hörte, stellte seine schwärzesten Befürchtungen in den Schatten. Schon am zweiten Tage meldete sich der Sergeant Sommer wegen Muskellähmung revierkrank. Auch Wolf Egbert hatte eine Anzahl Beulen und Bruschen, die sein sorgenvolles Mondgesicht verunzierten. Er hatte sie sich dadurch zugezogen, daß er eigensinnig immer in eine Stuhlpyramide fuhr, die in einer Ecke des Uebungssaales aufgebaut war. Jedesmal mußte er unter dem Berg von Sitzgelegenheiten ausgegraben werden, und dann blessierte er noch die Schienbeine seiner Retter, weil er auch als Gefallener immer noch weiter strampelte, da man ihm gesagt hatte, daß er treten müsse, unentwegt treten.

Endlich am Donnerstag war er so weit, daß der Offizier eine erste Ausfahrt mit ihm riskieren zu können glaubte. Helle Schweißtropfen auf der Stirn, mit Augen, die auf eine Knopfgabel zu ziehen waren, taumelte der Dicke wie ein betrunkener Scherenschleifer neben ihm her. Es gab nichts, was ihm nicht im Wege war. Um ein Haar hätte ihn die elektrische Bahn überfahren, weil sein Stahlroß Neigung zeigte, auf den Vorderperron zu hüpfen. Trotz aller Ermahnungen hielt er die Lenkstange wie ein Ertrinkender den sprichwörtlichen Strohhalm, und so kam es denn, daß die Probefahrt für Wolf Egbert von Amundsen in einem Obstkeller endete. Nur dem glücklichen Umstande, daß er mit Kopf und Händen in einem Korbe voll reifer Zwetschgen landete, verdankte er es, daß bloß sein Rad sich in seine Bestandteile zerlegte. —

Da Wolf Egbert — gleich nachdem er in dem Obstkeller sich den Fruchtsaft aus den Augen gewischt — zerknirschten Abschied genommen hatte und auch am nächsten Tage sich nicht mehr sehen ließ, nahm Herr von Kreitling an, daß der Dicke nicht nur sein verdrehtes Vorhaben, sondern auch das Radfahren überhaupt aufgegeben hatte.

Um so sprachloser war er verblüfft, als ihm Cousine Gustel in Boltenhagen ein Telegramm unter die Nase hielt: „Starte soeben ab. Bitte auf Zeit zu achten. Amundsen." Aufgegeben Berchow 8 Uhr 12 Minuten.

Leutnant von Kreitling sah unwillkürlich auf die Uhr, dann in das vor Freude und Erwartung

brennrote Gesichtchen des jungen Mädchens. „Jetzt ist's gleich neun," jauchzte sie, „in zwölf Minuten muß er da sein!"

„Das ist Unsinn, Kleine," stieß Rolf besorgt und ungeduldig hervor. „Es gibt überhaupt nur eine Möglichkeit: der Mensch ist aus Liebe zu dir verrückt geworden und liegt jetzt mit gebrochenem Genick in einem Chausseegraben."

„Rolf!!" schrie das junge Mädchen entsetzt auf. Ihr Blick irrte verzweifelt die Chaussee hinab. Gleich darauf aber rief sie jauchzend einen zweiten Namen, der ganz ähnlich klang und stürmte die Verandatreppe hinab, einem Radfahrer entgegen, der in den unsicheren Schlangenlinien des blutigen Anfängers einherzitterte.

„Wolf!!"

Nachtwandler und lernende Radfahrer soll man nicht plötzlich anrufen, sonst fallen sie. Das Rad ruckte empor wie ein bäumendes Pferd, dann nahm es eine feurige Kurve nach rechts, übersprang einen Meilenstein, und Roß und Reiter verschwanden im Graben.

Einige Sekunden später hielt Gustel Warburg das Dulderhaupt Wolf Egberts in ihrem Schoße.

„Ach, du," hauchte sie zitternd an seinem Munde; „ich habe dich ja so lieb — und ich sterbe vor Angst, wenn du nicht sprichst. So sag doch — hast du dir sehr weh getan? Wie ist dir?!"

„So ist mir wohl," brummte er wie ein gestreichelter Bär, mit geschlossenen Augen, „so könnt' mir immer sein."

Amundsen war noch nicht vernehmungsfähig — oder er tat wenigstens so, als wenn er es noch nicht wäre. Die weichen Händchen, die sorglich seine verbeulte Stirn kühlten, waren eine Annehmlichkeit, die er sich möglichst lange zu erhalten wünschte nach all der Qual und den ausgestandenen Leiden. Außerdem konnte der Schwindel schon in der nächsten Stunde herauskommen, und dann war vielleicht alles aus.

Dazu ließ es Leutnant von Kreitling glücklicherweise nicht kommen. Er fing alle herankeifenden Bauernweiber nach und nach ab und bezahlte ihnen die Ziegen, Gänse, Hühner und Enten, die der Rekordmogler mit seinem Motorwagen, der zwei Kilometer zurück im Dorfe hielt, umgebracht hatte.

Gustel Warburg aber nahm ihrem Verlobten das Versprechen ab, nie wieder ein Rad zu besteigen. Er sei ein leichtsinniger Mensch, ein Kilometerfresser; und sie hätte keine ruhige Stunde mehr, wenn sie ihn zu Rad wüßte. Wolf Egbert hat das Versprechen gegeben und auch ehrlich gehalten.

Taubenfütterung

Nach einer Momentaufnahme von Selle & Kuntze in Potsdam

Holländiſche Volkstracht in Volendam

Von

Ludwig Holthof

Das nordholländiſche Fiſcherdorf Volendam oder, wie es wohl richtiger geſchrieben werden ſollte, Vollendam iſt ſo leicht nicht auf einer Karte des Königreichs der Niederlande aufzufinden, und man kann ſich ſelbſt geraume Zeit in Amſterdam aufgehalten haben, ohne von dem Vorhandenſein dieſes Orts etwas zu erfahren, obwohl er gewiſſermaßen vor den Toren, in der „Buurt“, der Stadt gelegen iſt. Landſchaftliche Reize hat allerdings ſeine Lage nicht aufzuweiſen, und es knüpfen ſich auch kaum bemerkenswerte geſchichtliche Erinnerungen an ſeinen Namen, dafür zeichnet er ſich durch etwas aus, was heutzutage immer ſeltener wird und auch unter der an der alten Landesart ſonſt ſo zäh feſthaltenden Landbevölkerung Hollands nicht allzu häufig mehr angetroffen wird, durch die maleriſche Volkstracht ſeiner Bewohner. Volendam liegt abſeits von dem großen Weltverkehr und hat ſeit Jahrhunderten keine Wandlungen in den Grundlagen ſeines Daſeins durchgemacht, ſo daß ſich in ihm faſt alles erhalten hat, wie es ſeit Urväter Zeiten geweſen iſt. Seine Bedeutung verdankt das nur einige Kilometer oſtwärts von Edam gelegene Volendam einer Hafenanlage, die ehedem den Handelszwecken der Edamer diente, jetzt aber faſt nur noch für den Fiſchereiverkehr des Ortes ſelbſt von Bedeutung iſt.

Auf dieſe Hafenanlage geht wie der Urſprung ſo auch der Name des Orts zurück. Zu ihrem Schutze wurde nämlich, als man im 14. Jahrhundert unter Graf Wilhelm V. von Holland eine Erweiterung mit ihr vornahm, an Stelle eines früher vorhandenen unvollkommenen ein „voller“ Damm aufgeführt, der das an dem jetzt ausgetrockneten Purmerſee gelegene Edam in eine beſſere Verbindung mit der Meeresküſte brachte. Die Volksüberlieferung will allerdings den Namen an ein „Fohlen“ anknüpfen, das einſt aus dem Meere aufgeſtiegen ſei und durch die aus dieſem mitgebrachten Gaben die bis dahin nur dem Ackerbau ergebenen Volendamer auf die Wohltaten aufmerkſam gemacht habe, die ſie von dem feuchten Element zu gewärtigen hätten; allein dieſe Sage iſt offenſichtlich erſt entſtanden, als ſich der Wandel in der Beſchäftigung der Dorfbewohner bereits vollzogen hatte und der Name Volendam ſchon beſtand, und ſie hatte nur den Zweck, dieſen Namen, dem zuliebe auch ein Fohlen als ſogenanntes „redendes“ Bild in das Wappen des Orts Aufnahme gefunden hatte, zu erklären. Sie bietet übrigens inſofern ein

Der Zugang zum Deich

gewisses Interesse dar, als in ihr ein alter mythischer Zug der niederländischen Volksüberlieferung nachklingt, der u. a. auch in der Stammsage der Merowinger vorkommt, das Auftauchen von Wassergeistern in Tiergestalt, die sich dem Menschen freundlich erweisen, ihn aber auch zum Verschwinden in ihrem Element zu verlocken suchen — jedenfalls ein Nachhall des Liedes, das seit uralter Zeit dem einsamen Küstenbewohner die brandende Meereswoge gesungen hat.

Junge Volendamerin

Die Anlage Volendams läßt heute noch erkennen, wie es aus einer Ortschaft mit ursprünglich Ackerbau treibender Bevölkerung zu einer Fischeransiedlung geworden ist. Es liegt mit seinem älteren Teile hinter und mit seinem jüngeren, auf einem Pfahlrost erbauten Teile vor der großen Deichanlage, die die Ostküste Nordhollands gegen die Ueberflutung durch die Zuidersee schützt. Der ältere Teil gibt das Gewirre von Gassen und Gäßchen zu erkennen, wie man es auch sonst in holländischen Dorfschaften antrifft; er wird gleichwohl zum Wohnen bevorzugt, weil die Wohnungen auf der Hafenseite, op het buitendijks, nicht vollkommen vor Hochwassergefahr gesichert sind. So gibt es auch hier den charakteristischen Unterschied zwischen Ost- und Westende, nur daß er auf natürlicherer Grundlage erwachsen ist als anderwärts und er seinen Ausgleich in der vermittelnden Stellung findet, die dem Deich zugewiesen ist. Was für Venedig der Rialto, das ist für Volendam der Deich. Hier versammelt man sich, hier werden die Tagesereignisse besprochen, hier wird Ausschau nach der in See gegangenen Fischerflottille gehalten, und von hier aus schallt den Heimkehrenden der erste Willkommgruß entgegen. Namentlich für ältere Fischer, die sich selbst nicht mehr an den Ausfahrten beteiligen können, ist die Höhe des Deichs ein beliebter Vereinigungsort. Sie können dort, auf irgend einer primitiven Unterlage oder nach Türkenart mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden sitzend, stundenlang verbringen und sich in einer Unterhaltung ergehen, die wegen der Eigenart des Dialekts selbst dem

Volendam von der Hafenseite

eingeborenen Holländer nicht immer verſtändlich iſt. Laufen die Boote ein, dann ſind ſie freilich zuerſt auf den Beinen, um Muſterung über den eingebrachten Fang zu halten und ihr ſachverſtändiges Urteil über ihn abzugeben.

Die Volendamer Volkstracht iſt jedenfalls die originellſte der in Holland vorkommenden, aber auch diejenige, von der nur wenig in weiteren Kreiſen bekannt geworden iſt, und von der man ſelbſt im Lande verhältnismäßig wenig weiß. Wenn man von holländiſchen Volkstrachten ſpricht, hat man gewöhnlich die von Seeland, die von Friesland und die von der Inſel Marken im Sinn, und namentlich erfreut ſich letztere in Amſterdam einer allgemeinen Beliebtheit, weil in ihr regelmäßig die beiden volkstümlichen Figuren der Trien und des Klas in den dort üblichen Hochzeitsgedichten und Polterabendſcherzen erſcheinen. Die holländiſchen Bauerntrachten zeichnen ſich ſämtlich durch ihren kleidſamen und maleriſchen Charakter aus und haben mit allen andern das gemein, daß ſie redende Beiſpiele dafür ſind, wie die ländliche Tracht ſich aus der ſtädtiſchen entwickelt hat. Nationaltrachten in dem Sinne, daß in der Kleidung beſtimmte Eigentümlichkeiten der Volksart ſeit uralter Zeit fortlebten, gibt es nicht; auch die Bauerntracht iſt dem Einfluſſe der launenhaften Göttin Mode unterworfen geweſen, denn ſie zeigt uns die zu irgend einer Zeit ſtehen gebliebene Mode, die nur dadurch von der ſtädtiſchen abweicht, daß ſie den Anforderungen der ländlichen Arbeit entſprechend umgemodelt worden iſt. Die Modetracht irgend eines Zeitalters ſtabiliſiert ſich bei der bäuerlichen Bevölkerung und wird dadurch zur Volkstracht. Das ſprunghafte Element der Mode bleibt dieſer allerdings fern, und der Wechſel erfolgt nur nach langen Zeiträumen des Stillſtandes. Die letzte

junger Volendamer in Sommertracht

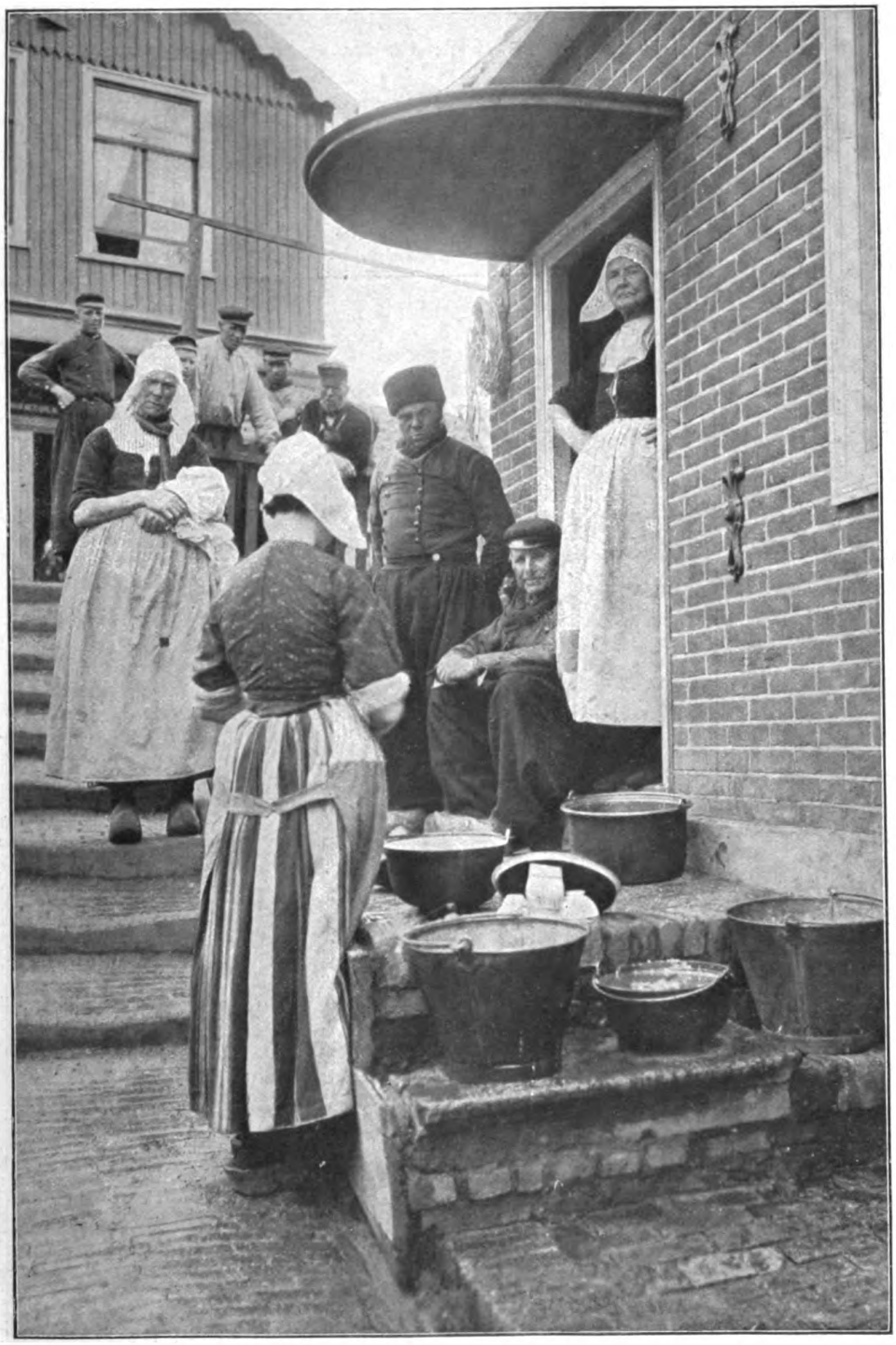
Volendam von der Landſeite

Mädchen in Arbeitstracht

Wandlung, die in den bis heute erhaltenen Volkstrachten nachklingt, hat vor der französischen Revolution in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stattgefunden, weshalb die Volkstracht, zumal in Deutschland, die charakteristischen Merkmale der Modetracht jenes Zeitraums zu erkennen gibt, die in der männlichen Kleidung in bezeichnender Weise vor allem in dem langen Schößenrock, der mit Metallknöpfen geschlossenen bunten Weste, den anliegenden Kniehosen und dem Dreispitz hervortritt. Vor den meisten andern Bauerntrachten haben die niederländischen mit denen der Unterelbe das voraus, daß in ihnen die Modetracht eines weit früheren Zeitraums sich festgesetzt hat, die des 17. Jahrhunderts. Daraus erklärt sich ihre große Mannigfaltigkeit, ihr malerischer Charakter und die in ihr zum Teil wenigstens herrschende Farbenfreudigkeit, denn zu keiner Zeit ist die Lust an bunter, vielgestaltiger, nach künstlerischer Gesamtanordnung strebender Kleidung so allgemein verbreitet gewesen wie zu der genannten.

Die Volendamer sind ein stattlicher Menschenschlag, namentlich überragt die Gestalt der Männer den normalen Typus des Landes nicht unbeträchtlich. Was ihre Tracht anlangt, so kann von ihr das Wort F. Th. Vischers gelten, daß sie das Echo der Gestalt sei, nur klingt das Echo bezüglich des Verhältnisses zwischen oberer und unterer Körperhälfte mit etwas eigentümlich dissonierender Tonschwingung aus. Die weiten Hosen, pijbroeken genannt, reichen von dem Gürtel bis zu den Knöcheln und geben für die Kleidung den Grundton des Schweren, Massigen an. Sie werden wie bei unsern Großvätern vorne durch eine Klappe oder einen Latz geschlossen, zu dessen Befestigung zwei große silberne Knöpfe, klapstikken, dienen, meist alte Familienstücke, die sich von Geschlecht zu Geschlecht vererben. Diesen schwerfälligen Beinkleidern entsprechen die plumpen Holzschuhe, die niederrheinischen „Klumpen", hier osters genannt, in denen die Füße stecken. Um ihnen einen etwas leichteren Charakter zu geben, versieht man sie zuweilen mit Schnitzereien, doch ändert das an ihrer Art nur wenig, sie sind und bleiben die schwerfällige Fußbekleidung, die für das holländische Land-

Junge Burschen in Wintertracht



Straßenbild aus Volendam

leben so bezeichnend ist. Selbstverständlich legt man sie beim Betreten der Wohnung auf dem offenen Vorplatz ab, so daß der Vorübergehende sich ohne weiteres davon überzeugen kann, ob die Familie vollzählig im Hause beisammen ist und ob sie Gäste bei sich beherbergt. Weit und unergründlich wie die Beinkleider sind die daran angebrachten Taschen. Sie dienen dem jungen Volendamer nicht nur zum gelegentlichen Unterbringen der Hände, sondern bilden auch umfassende Vorratsräume für die seltsamsten und ungleichartigsten Dinge, wie Messer, Tauenden, ein ledernes Geldtäschchen, einen Bücking oder andern geräucherten Fisch, einen Apfel oder was es sonst von Obst gibt, und meist auch ein kleines Päckchen Tabak.

Was bei der Bekleidung der unteren Körperhälfte an Stoff verschwendet wird, das wird bei der der oberen reichlich wieder eingebracht. Die Brust wird möglichst enge von einer Unterjacke, einer Art Weste, dem pollekebaatje, umschlossen, das eine Doppelreihe von Knöpfen aufweist und von blauer oder roter Farbe, aber immer in schönem abgedämpften Tone ist. Darüber wirft der junge Volendamer nachlässig und malerisch die blaue Oberjacke. Noch kleidsamer gestaltet sich die Tracht, die speziell für den Sommer bestimmt ist. Bei ihr tritt an Stelle des pollekebaatje die gestreifte Unterjacke, über deren oberen Ausschnitt kokett die beiden goldenen Knöpfchen eines roten Hemdenbordes hervorlugen. Die Oberjacke, blempie genannt, steht in der Regel vorn offen, ist aber oben mit einem silbernen Knopfe und einem Kettchen aus dem gleichen Metall versehen, die hauptsächlich als Zierat dienen, indes auch zum gelegentlichen Schließen der Jacke benutzt werden können. Auch im Sommer trägt der Volendamer, der auf seine Kleidung etwas hält, die Pelzmütze, das ruigie, das viele Aehnlichkeit mit dem Kalpak unsrer Husaren hat. Neuerdings findet gleichwohl, namentlich bei Knaben und älteren Leuten, die leichte Schirmmütze Eingang, wie vielfach auch an Stelle der Holzschuhe, besonders bei Frauen und Mädchen, lederne Halbschuhe treten. Zur Sommer- wie Wintertracht gehört unabänderlich ein Halstuch, krawats genannt, das in leichter Schlingung mehr um den oberen Teil der Brust als um den Hals getragen wird.

Zeichnet sich die Volendamer Männertracht durch ihren wenn auch nicht unkleidsamen, so doch schweren, um nicht zu sagen schwerfälligen Charakter aus, so macht die Mädchen- und Frauentracht einen um so gefälligeren und anmutigeren Eindruck, besonders mit dem reizenden Spitzenhalstuch und Häubchen. Etwas Koketteres als das hul oder ul genannte Spitzenhäubchen der Volendamerin läßt sich nicht leicht denken. Es läuft nach oben in eine Spitze aus und endigt vorn zu beiden Seiten in spitze, in leichter Schwingung vom Kopfe abstehende Flügel. Es wird fest anliegend über einer den Kopf vollständig umschließenden schwarzen Untermütze getragen die auch die Ohren bedeckt, so daß vom Haar nichts zum Vorschein kommt als die kurz abgestutzten Nackenhärchen. Die Spitze und die Flügelenden der hul müssen leicht ausgesteift sein, damit sie den richtigen „Schwung“ bekommen. Ist das der Fall, dann gibt es nichts, was das meist runde Gesicht der Volendamerin mit seinem rosigen Inkarnat und den tiefschwarzen Augen so anmutig umrahmen könnte wie das altüberlieferte Spitzenhäubchen. Es ist freilich ein heikler Gegenstand und will sehr sorgsam behandelt sein. Die feuchte Seeluft wird namentlich der Aussteifung der beiden Flügelenden gefährlich, weshalb die Volendamerin, wenn sie zu Besuch geht, nicht selten ihr Spitzenhäubchen in einem Zigarrenkistchen mitnimmt, um es erst, wenn sie an Ort und Stelle angelangt ist, aufzusetzen. Leider begnügt sie sich nicht mit diesem allerliebsten Kopfputz, sondern setzt bei feierlichen Gelegenheiten

Altes Ehepaar

auf das Spitzenhäubchen noch einen kleinen Hut von der Art, wie er in Scheveningen getragen wird. Erklärlicher iſt, daß ältere Frauen, denen die friſche Seeluft etwas allzu ſtark durch die hul bläſt, eine bunte Schlafmütze darüberziehen, unter der dann der vordere breite Spitzenſtreif und die beiden Seitenflügel in etwas komiſcher Art zum Vorſchein kommen.

Nächſt der hul ſpielen in der Tracht der Volendamerinnen die Hauptrolle das kraleb und das kledje. Letzteres iſt eine den Oberkörper eng umſchließende Aermeljacke aus ſchwerem dunkeln Stoff, die vorne zuſammenſchließt und einen viereckigen Bruſtausſchnitt hat. Unter dieſem Ausſchnitt kommt das kraleb, urſprünglich wohl kraglijf: Kragenleibchen, zum Vorſchein, ein aus buntgemuſterter Seide (ſeltener aus buntem Kattun) beſtehendes Unterleibchen. Stoff und Muſterung wechſeln je nach dem Geſchmack oder dem Wohlſtande der Trägerin, wohl auch nach der Mode. Die beliebteſten Muſter ſind kleine Blumen in lebhaften Farben, wie Roſen und Mohn, oder kleine Vierecke, während früher ganze bildliche Darſtellungen, wie ein Schiff mit vollen Segeln, vorkamen. Mehr oder minder von der Mode abhängig iſt auch die bunte Litze, mit der der Ausſchnitt eingefaßt iſt; ihre Muſterung beſtand früher aus kleinen Tiergeſtalten oder ſonſtigen Figürchen, wie Häuschen und Schiffchen, während jetzt faſt nur noch kleine Sterne, Kronen oder geometriſche Figuren vorkommen. Um den Hals trägt die junge Volendamerin ſtets drei Reihen großer ſchwarzer oder roter Korallen, die mit einem goldenen Schlößchen zuſammengehalten werden. Geht

Volendamer Fiſcher

Auf dem Deich

ſie zu Beſuch aus, ſo gehört notwendigerweiſe zur Vervollſtändigung der Toilette ein feines Spitzenhalstuch, das um den Nacken geſchlungen und vorn mit ſeinen beiden Enden unter den Rand des kledje gezogen wird.

Die Röcke, denn ſie tragen meiſt mehrere übereinander, wahrſcheinlich um dadurch eine Annäherung an den Charakter der Männertracht zu ſuchen, beſtehen ebenfalls aus einem ſchweren ſchwarzen Wollenſtoff, meiſt mit lebhaften grünen oder roten Streifen. Zu ihrer Schonung trägt man über ihnen eine Art von weiter Haushaltungsſchürze, die aber nicht aus Kattun, ſondern gleichfalls aus Stoff beſteht, bis zu den Füßen reicht und oben einen 20 bis 30 Zentimeter breiten Anſatz aus bunter Seide hat.

Frauen nach der Arbeit in der Haustracht

Die jungen Mädchen tragen bis zu der Zeit, zu der ſie bei uns die erſten langen Röcke bekommen, ebenſo wie die älteren Frauen, falls ſie nicht ihren Staat anlegen, gewöhnlich bis an den Hals geſchloſſene Jacken aus geblumtem Kattun und um den Hals eine wollene „Bouffante“. Nur an Sonntagen wird dieſe Jacke mit der ſchwarzen Kirchenjacke vertauſcht. Daß in der Frauentracht an Stelle der plumpen Holzſchuhe mehr und mehr lederne Halbſchuhe treten, iſt ſchon erwähnt worden.

Sieht man die junge Volendamerin in ihrer kleidſamen Tracht vor ſich, mit dem geflügelten Spitzenhäubchen, mit dem koketten Spitzenhalstuch, in der die Körperform diskret hervorhebenden ſchwarzen Jacke, die oft noch eine zierliche Einfaſſung von buntem Seidenband aufweiſt, und mit ihrem ſchweren Perlenhalsband, dann möchte man ihr und ihren Genoſſinnen die Worte zurufen, die einſt der würdige Bürgermeiſter von Antwerpen, Minheer Jan van Rijswick, zu den aus Seeland zu der dreihundertjährigen Gedenkfeier für Marnix von St. Aldegonde herübergekommenen holländiſchen Mädchen ſprach: „Liebe Kinder, legt eure ſchöne Tracht nicht ab, ſchönere Kleider könnt ihr nicht tragen, denn ſie ſtehen euch gar zu gut, und ſie kennzeichnen euer Land, euer Volk. Haltet eure nationale Tracht in Ehren!“

Die Selbstfahrer und die Armee

Von

von Reden, Major z. D.

Vor wenigen Jahren noch war der Selbstfahrer ein Wunder, bei dessen Erscheinen alle Menschen stehen blieben, Kutscher und Reiter aber entsetzt ihre Pferde zum Halten brachten oder eine Nebenstraße zu gewinnen suchten. Heute ist der Personenselbstfahrer zu einer ständigen Erscheinung nicht nur der Großstädte geworden, sondern auf fast allen großen Verkehrswegen, auf den Touristenstraßen sieht man fast täglich die „Autos" in großer Eile vorüberfahren. Menschen und Tiere haben sich an dieses neue Verkehrsmittel gewöhnt.

Während der Personenselbstfahrer zu einer alltäglichen Erscheinung geworden ist, sieht man nur selten und fast nur in den Großstädten einen Lastselbstfahrer. Die Konstruktion dieser Fahrzeuge hat bislang nicht die Fortschritte gemacht, wie sie der Personenselbstfahrer, wohl infolge vielfacher Wettfahrten, aufweist.

Die Militärverwaltung, die eifrig bestrebt ist, jeden Fortschritt der Technik auch für die Armee nutzbar zu machen, hat der Entwicklung der Selbstfahrer von Anfang an großes Interesse entgegengebracht. Schon seit dem Jahre 1899 nehmen an den Kaisermanövern stets eine Anzahl Personenselbstfahrer teil. Im Kaisermanöver 1902 bei Frankfurt a. O. wurden zur Füllung verschiedener Manövermagazine von dem als Etappen-Endort angenommenen Frankfurt a. O. Lastselbstfahrer teils mit, teils ohne Anhängewagen verwendet. Während die Personenselbstfahrer, die zur Verbindung der Manöverleitung mit den höheren Truppenkommandos und zur Verbindung weit vorgeschobener Abteilungen mit ihrem Hauptkorps dienten, fast durchweg den an sie zu stellenden Anforderungen genügten, war dies bei den Lastselbstfahrern nicht der Fall. In dem diesjährigen Kaisermanöver wurden deshalb nur zwölf Personenselbstfahrer benutzt, von denen sechs der Militärverwaltung gehörten, während sechs andre von verschiedenen Fabriken zu Versuchszwecken zur Verfügung gestellt waren. Bedient wurden sämtliche Selbstfahrer von Unteroffizieren und Mannschaften der Eisenbahnbrigade.

Nachdem das Kriegsleistungsgesetz auch auf die Selbstfahrer ausgedehnt ist, kann die Militärverwaltung im Falle einer Mobilmachung eine genügende Anzahl Selbstfahrer ausheben, um die oberen Kommandobehörden damit auszustatten. Jedem Laien wird es einleuchten, welch außerordentlicher Zeit- und Kräftegewinn durch die Verwendung der Personenselbstfahrer erzielt wird. Generale und Generalstabsoffiziere, die den Tag über zu Pferde gesessen, können mit ihnen auf Entfernungen zu einer mündlichen Besprechung zusammenkommen, die bisher entweder gar nicht oder nur mit der größten körperlichen Anstrengung zurückgelegt werden konnten. Der ungeheure Wert einer kurzen mündlichen Besprechung gegenüber einem schriftlichen oder telegraphischen Gedankenaustausch braucht nicht erst besonders hervorgehoben zu werden. In Frankreich ist man bereits so weit gegangen, den höheren Generalen schon im Frieden Selbstfahrer zu überweisen und dafür Pferderationen einzuziehen.

Wie bereits gesagt, ist der Bau von Lastselbstfahrern nicht so vervollkommnet, daß die Militärverwaltung mit der Aushebung einer größeren Anzahl im Falle einer Mobilmachung rechnen kann. Da aber ein kriegsbrauchbares Modell eines Lastselbstfahrers von einer noch viel größeren Wichtigkeit ist wie das eines Personenselbstfahrers, so hat das Kriegsministerium in Verbindung mit dem Landwirtschaftsministerium eine Konkurrenz für Lastselbstfahrer ausgeschrieben, die im Lauf dieses Herbstes zur Entscheidung kommen soll. Wie viel Pferde, wie viel Wagen und wie viel Fahrer können erspart werden, wenn es gelingt, auch nur einen Teil der Kolonnen, dieser „Impedimenta" der Armee, durch leistungsfähige Selbstfahrer zu ersetzen!

Während der Personenselbstfahrer seine Verwendung in der vordersten Linie der Armee finden soll, ist man zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Lastselbstfahrer nur außerhalb des eigentlichen Operationsgebietes, im Etappengebiete, seine Verwendung findet. Bei dem Eigengewichte des leistungsfähigen Lastselbstfahrers erscheint es bei dem jetzigen Stande der Technik ausgeschlossen, einen solchen auf größere Strecken außerhalb fester Straßen verwenden zu können. Deshalb muß der Lastselbstfahrer dort Verwendung finden, wo die Benutzung der Chausseen die Regel bildet, bei den Armee- und Etappenfuhrparkkolonnen, die bestimmt sind, Lebensmittel und Munition von der letzten Eisenbahnstation bis in die unmittelbar hinter der Armee angelegten Magazine und Munitionsdepots zu überführen.

Wenn es gelingt, auf diesem Gebiete des Kriegsschauplatzes die langen Wagenzüge der Munitions- und Proviantkolonnen durch Selbstfahrer zu ersetzen, wenn die Menge der notwendigen Pferde, deren Ernährung mit großen Schwierigkeiten verbunden ist, verringert werden kann, so ist dies ein Erfolg, der nicht hoch genug angeschlagen werden kann.

Wenn Deutschland, abgesehen von Rußland, auch das pferdereichste Land Europas ist, so stößt die Beschaffung der bei einer Mobilmachung notwendigen Menge von Pferden doch auch bei uns auf

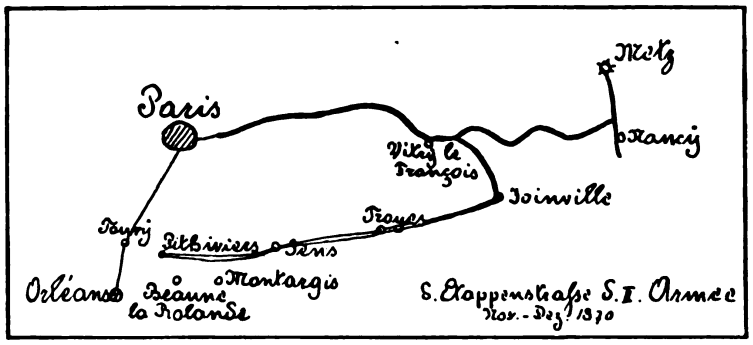
Schwierigkeiten. Als 1870 das immer weitere Vordringen der deutschen Heere diese immer mehr von den letzten Eisenbahnstationen entfernte, als die vielfachen Bahnzerstörungen die Benutzung weiter Landetappenwege notwendig machte, war die Beschaffung der Pferde bereits damals mit großen Schwierigkeiten verbunden. Jetzt ist die mobile Armee fast doppelt so groß wie damals, und der Pferdebedarf ist, da die schnellfeuernden Geschütze eine größere Munitionsausrüstung bedingen, noch über dieses Verhältnis gestiegen.

Nach einer ungefähren Berechnung hat ein mobiles Armeekorps einen Verpflegungsstand von 26000 bis 26500 Pferden. Die 22 deutschen Armeekorps brauchen also etwa 572000 bis 583000 Pferde bei der Mobilmachung. Hiervon sind nach dem Militäretat 105642 Dienstpferde im Frieden vorhanden, zu denen etwa noch 20000 vorhandene Offizierspferde treten dürften. Bei der Mobilmachung müssen also noch 447000 bis 458000 Pferde beschafft werden. Diese Zahlen gelten nur für die Feldtruppen. Landwehrformationen, Ersatztruppen und vor allem etwa aufzustellende Belagerungstrains sind hierbei noch gar nicht berücksichtigt. Auch mit einem ganz bedeutenden Nachersatz muß gerechnet werden. Im Feldzuge 1870/71 hat dieser etwa ein Sechstel des Bestandes betragen, was weitere 100000 Pferde notwendig machen würde. Auf eine bedeutende Einfuhr von Pferden aus außerdeutschen Ländern dürfen wir bei einer Mobilmachung nicht rechnen. Denn bekanntlich ist ein Pferdeausfuhrverbot die erste Maßregel einer Regierung, die befürchten muß, mit in die kriegerischen Verwicklungen hineingezogen zu werden.

Nach dem Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich besaß Deutschland am 1. Dezember 1900 4195000 Pferde. Bei einer Mobilmachung muß also jedes achte oder neunte Pferd zur Armee ausgehoben werden; nur die allerschlechtesten werden der Landwirtschaft, dem Gewerbe verbleiben, mit denen es nur schwer halten wird, den Betrieb fortzusetzen. Ist es der Militärverwaltung möglich, den Pferdebedarf für die Armee durch Einstellung von Lastselbstfahrern zu verringern, so erzielt sie nicht nur für sich selbst einen großen Vorteil, sondern leistet auch dem Lande einen unberechenbaren Nutzen.

Welche Pferdekräfte erspart werden können, wenn es gelingt, einen kriegsbrauchbaren Lastselbstfahrer mit Anhängewagen zu konstruieren, wie ihn das Preisausschreiben des Kriegsministers verlangt, das möge eine den v. Löbelschen Jahresberichten für 1902 entnommene Berechnung zeigen.

Als die Armee des Prinzen Friedrich Karl, die zweite Armee, nach dem Falle von Metz (27. Oktober 1870) in Eilmärschen nach Orleans rückte, um die Einschließung von Paris gegen die neuaufgestellte französische Loire-Armee zu sichern, zählte sie nur 49600 Mann Infanterie, 10160 Pferde aller Gattungen und 376 Geschütze. Am 25. November erreichte sie, nachdem sie fast ohne Ruhetage marschiert war, die Linie Toury-Pithiviers-Beaune la Rolande, in der sie dann längere Zeit verblieb. Die der Armee für den Nachschub überwiesene Eisenbahnlinie war an verschiedenen Stellen derartig zerstört, daß erst am 20. Januar 1871 ein regelmäßiger Betrieb wieder aufgenommen werden konnte. Bis zum 7. Dezember war Joinville der Endpunkt der Eisenbahnverbindung mit der Heimat. Von hier begann die über 200 Kilometer lange Landetappenstraße, die über Troyes-



Sens nach Pithiviers führte. Auf ihr mußten der Armee alle ihre Bedürfnisse an Verpflegung, Munition und Bekleidung nachgeführt werden.

Wäre das von der zweiten Armee durchzogene Land nicht so reich und nicht erst so wenig von Truppendurchzügen berührt gewesen, so daß es der Armee möglich war, fast ganz von den im Lande vorhandenen Lebensmitteln sich zu verpflegen, so hätten ihr täglich etwa 200 Tonnen = 4000 Zentner zugeführt werden müssen, d. h. es hätten jeden Tag 40000 Tonnen-Kilometer*) geleistet werden müssen.

Ein zweispänniges Fahrzeug kann etwa 1 Tonne Nutzlast befördern. Die durchschnittliche Tagesleistung beträgt etwa 30 Kilometer, wovon die Hälfte für die leere Rückfahrt zu rechnen ist. Um also jene 40000 Tonnen-Kilometer täglich zu leisten, wären 40000 : 15 = 2666 Fahrzeuge oder unter Hinzurechnung einer Reserve von 20 Prozent etwa 3000 Fahrzeuge mit 3000 Trainsoldaten und 6000 Pferden notwendig gewesen.

Der von dem Kriegsminister ausgeschriebene Wettbewerb verlangt die Konstruktion einer Explosionsvorspannmaschine mit Spiritusmotor, die bei einem Eigengewicht nicht über 8 Tonnen auf zwei Anhängewagen 12 Tonnen Nutzlast 70 Kilometer in 24 Stunden auf Wegen aller Art, die für belastete, mit Pferden bespannte Fahrzeuge benutzbar sind, fortbewegen kann. Ein solcher Lastselbstfahrer leistet also unter Berücksichtigung der Leerfahrten 420 (12×35) Tonnen-Kilometer.

*) Unter Tonnen-Kilometer versteht man den Transport einer Tonne auf einen Kilometer, hier also 200 Tonnen auf 200 Kilometer = 40000 Tonnen-Kilometer.

Wäre unsre Armee 1870 bereits mit Lastselbstfahrern ausgerüstet gewesen, so hätten 95 Vorspannmaschinen (40 000 : 420) oder bei 25 Prozent Reserve 120 Maschinen mit 240 Anhängewagen genügt, um jene 40 000 Tonnen-Kilometer für die zweite Armee zu leisten. Für jede Vorspannmaschine mit Anhängewagen ist mindestens ein doppeltes Personal von je 3 Mann, also 6 Mann (darunter 1 Unteroffizier als erster Führer) zu rechnen, bei unserm Beispiel also 720 Mann, und mit 10 Prozent Reserve rund 800 Mann. Welche Kräfteersparnis zugunsten der Selbstfahrer! Hier 360 Fahrzeuge mit 800 Mann, dort 3000 Fahrzeuge mit 3000 Mann und 6000 Pferden! Wie viel Pferde können bei ihrer gewohnten Beschäftigung belassen werden, wie viel Nichtkombattanten werden erspart, wenn es gelingt — und daran dürfen wir nicht zweifeln —, einen leistungsfähigen und kriegsbrauchbaren Lastselbstfahrer nebst Anhängewagen zu konstruieren!

Um das bei einer Mobilmachung notwendige, immerhin recht zahlreiche Personal auszubilden, zur Verwendung im Manöver und zu Versuchszwecken, wird die Militärverwaltung bereits im Frieden eine größere Anzahl Lastselbstfahrer beschaffen müssen. Weitere Fahrzeuge dürften notwendig sein, um durch Verleihen an Privatunternehmer, Gemeinden, Gutsbesitzer u. s. w. zu möglichst günstigen Bedingungen ihre Rentabilität darzutun und zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Hat sich die Landbevölkerung erst durch die Praxis von dem wirtschaftlichen Nutzen der neuen Fahrzeuge überzeugt, so wird sich auch das Kapital finden, um ihnen, wenn auch nur langsam, eine immer größere Verbreitung zu verschaffen.

Ob es später auch der nie rastenden Technik gelingen wird, einen Lastselbstfahrer zu bauen, dessen Verwendung auch als Truppenfahrzeug bei den in vorderster Linie verwendeten Munitions- und Proviantkolonnen möglich ist, ist heute noch nicht vorauszusagen. Auf jeden Fall dürfen wir überzeugt sein, daß unsre Militärverwaltung mit Eifer diese wichtige Frage studiert und alle neuen Konstruktionen eingehend prüft, um auch auf diesem Gebiete stets auf der Höhe der Situation zu verbleiben.

Aus der Königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin

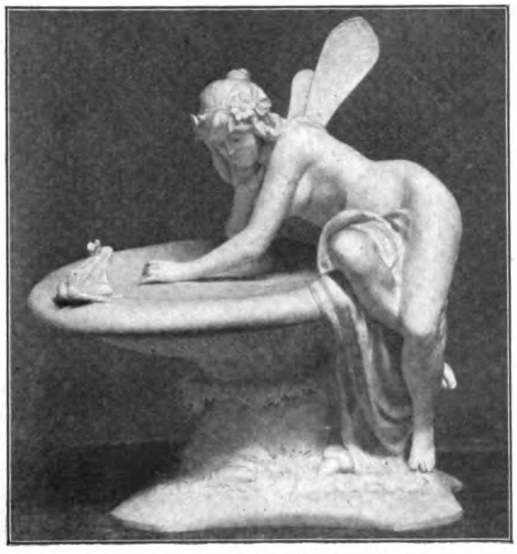
Nach Rom führen viele Wege, und auf mancherlei Weise läßt sich ein und dasselbe Problem lösen.

Vor fünfzig Jahren kannte man freilich für die künstlerische Gestaltung des Berliner Porzellans bloß eine einzige Art, ein Material und eine Dekoration in einem Stil. Hartporzellan hieß man die Masse, und Muffelmalerei in Verbindung mit echtem Gold ergab den Schmuck.

Nun will man in der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur im neuen Jahrhundert durchaus nicht etwa den altbekannten Weg ganz verlassen, von dem man sicher weiß, daß er in Rom mündet; aber auch die neuerforschten Gebiete sollen Wege geben zum selben Ziel. Es ist ja zeitgemäß, von neuen Wegen zu reden.

Um das Jahr 1886 war's. Masse und Farben waren unter der Leitung des chemischen Direktors, Geheimrat Heinecke, immer besser gediehen, und die Manufaktur verlangte nach dem Meister, der dem Material Leben gab.

Zu der Zeit wurde Professor Alexander Kips als artistischer Leiter an die Anstalt berufen. Er löste das Rätsel, und die Blütezeit der Königlichen Porzellanmanufaktur brach an. Auf der Weltausstellung von Chicago (1893) galt die künstlerische Gestaltung des Hartporzellans in dem der Masse vor allem entgegenkommenden Stil des Rokoko als gelöst.



Elfenkind mit Frosch (Biskuit) von Wegener

Und diese Weise ist seitdem weiter gepflegt worden bis heute. Die Anhänger des Bisherigen finden, was ihnen „die Pflege der Ideale in der Kunst" bedeutet: die feine keramische Malerei, die unter Oberleitung von Professor Kips und unter Spezialleitung des verdienten, selbst im Betrieb künstlerisch tätigen Malereivor-

Wandfliesenbild im neuen Kaiserlichen Postgebäude zu Berlin
Entwurf und Ausführung von A. Kips

stehers Paul Miethe eine sehr große Zahl der Arbeitskräfte beschäftigt.

Indessen ein großes Kunstinstitut der Gegenwart kann nicht gleich jenem unsterblichen Maler des Trecento sich hinter Klostermauern verschließen, um allein seinen Idealen zu leben. Wer in Kunst und Kunstgewerbe viele führt, mag, wo immer ein neuer Stil sich bilden will, vom Meister der vergangenen Weise zum Meister der gegenwärtigen werden.

Das hat man an dieser Stelle gewußt. Die Technik arbeitete Hand in Hand mit der Kunst; eine Masse wurde hergestellt, die sich weicher modellieren ließ als das für Gebrauchsgerät unvergleichlich widerstandsfähige Hartporzellan, die dem Individuellen und dem leichten Zufälligen geneigter war als jenes, und unter Leitung und Mitarbeit des artistischen Direktors entstanden eigenartige Gebilde. Sie sind zumeist der Sagen- und Gedankenwelt entlehnt, ein Alltagskleid hat die Kunst in keinem dieser Werke angelegt. Bisweilen heben reiche Blütenformen das Profil der Gefäße, ihren oberen Abschluß bildend, wie bei jener reizvollen Lilienvase, deren Kelchen eine weibliche Gestalt entsteigt. „Lilith“*) dürfte man sie nennen. Ueberall liegt das feinste Verständnis für die menschliche Form wie für die der lebenden Pflanze zu Grunde. Eine in den Farben willkürlich leicht variierende Glasurschicht überfließt die Gefäße, ihnen einen eigentümlichen Reiz verleihend.

Die merkwürdigste Wirkung ist erzielt, bald nur stellenweise, oft auch für ganze Gefäße, durch das sich Entgegenarbeiten zweier verschiedenartiger Glasuren, deren eine, die andre überfließend, eisblumenartige Kristalle bildet.

Nachdem man nun durch Verbindung farbendurchsetzter Glasuren mit dem verglühten Scherben eine derartig sympathische Ausdrucksweise gefunden

*) Die einer Lilie entstammte Lilith war der Sage nach „Adams erste Frau“.

Wandschild in Email und Gold
Entworfen und ausgeführt von Lorenz Lang

hatte, versuchte man auf einem von Geheimrat Heinecke erfundenen Weichporzellan die mit Farbstoff vermischte Masse (oder Engove) malerisch als Unterglasurtechnik zu verwerten. Gerade auf diesem Wege fortschreitend, ist man in den letzten Jahren zum Resultat gekommen. Die in schmelzenden weichen Tönen gehaltenen Farben heben sich diskret aus dem leichtfarbigen Grunde, ohne je die Naturwahrheit anzustreben. Man hat aus der realen Welt die Motive herübergenommen in diese einzig dem künstlerischen Gefühl entstammende Auffassung.

Bei manchen Gefäßen neuesten Ursprungs ist man noch einen Schritt weiter gegangen. Man schafft für die Dekorationsformen ein leichtes, oft kaum merkliches Relief, das den Schmuck noch inniger mit der Grundform eint, so daß sich eine überzeugende harmonische Wirkung ergibt.

Auch auf Hartporzellan übt man unter Leitung des selbst als Künstler in der Anstalt rege schaffenden Obermalers Lorenz Lang diese Weise hauptsächlich nach dessen Entwürfen. Noch für eine andre Technik, die der modernen Richtung, die möglichst bestimmt sich äußern möchte, besonders entgegenkommt, wird das Hartporzellan verwendet. Das ist das Goldemail.

Vorzüglich für das in der Porzellanindustrie in allererster Linie in Betracht kommende Gebrauchsgerät ist das in fein stilisierten Linien maßvoll verwendete echte Gold, sowie das edelsteinartig wirkende Email geeignet; ebenso für die kleinen Gegenstände, für die feinen, von dunkelfarbiger Craqueléglasur überflossenen Vasen, für Schalen und Dosen bewährt sich diese unter klarer Stilisierung meist pflanzlicher Motive durchgeführte Behandlung.

Doch auch in größeren Flächen aufgetragen, haben sich durch das Vollverstehen und Benutzen künstlerischer und technischer Vorteile ganz eigentümliche Erfolge ergeben, wie dem wirkungsvollen, von Lorenz Lang entworfenen und ausgeführten Wandschild aus Hartporzellan.

Auch bei figürlichen Darstellungen als Gewandmusterung und Schmuck verwendet, übt das Goldemail in Verbindung mit sehr zarten Engoven- oder Muffeltönen seinen Zauber. Man denkt unwillkürlich angesichts der feingetönten plastischen Figuren an die vielumstrittene Frage von der Polychromie der Griechen.

Diese Figuren fügen sich zuweilen ein in größere plastische Werke wie Uhren, Tafelaufsätze u. dgl. Für derartige reiche Arbeiten neuesten Ursprungs kommt neben verschiedenen andern Ausführungsarten wiederum auch die Muffeltechnik in Betracht,

Bowle. Malerei von Paul Miethe (Muffeltechnik)

d. h. die der Aquarell- und Oelmalerei am nächsten verwandte Weise, die sich unter einem Feuer von etwa 600 Grad mit dem bereits glasierten Hartporzellan vereint, — eine Kunst, die durch das Verdienst von Professor Kips eine bisher ungeahnte Vollendung erreicht hat.

Und neben der Kombination aller Farbtechniken wirkt einzig durch die Schönheit der Form gleich den Bildwerken der Marmorkunst das anmutige, rein weiße Biskuitporzellan, wie in der Arbeit Wegeners, wo das Elfenkind mit dem verzauberten Frosch-Königssohn Zwiesprache pflegt.

Figur mit Vase von Manich

Nicht, daß Biskuit die Verbindung mit Techniken nicht zulasse; das Gegenteil zeigt beispielsweise eine herrliche weibliche Figur, die, über die Form einer von leichtgrüner Glasur überflossenen Vase gelehnt, den Kuß eines Engels empfängt.

Und noch eine letzte Ausdrucksweise ist erprobt worden unter der Leitung von Professor Kips, in dem Bestreben, das Material den Gedanken der echten großen Kunst dienstbar zu machen. Das ist die sowohl als Scharffeuer- wie als Muffeltechnik geübte Wandfliesenmalerei, die die Keramik aus ihrer ersten bescheidenen Stellung, dem Alltagsbedarf zu dienen, emporhebt zur letzten Höhe der freien Kunst.

Sowohl die gedankentiefen Entwürfe wie die formklare farbenfreudige Ausführung der Kachelbilder sind sein persönliches Werk. Er hat es der schwierigen Technik abgewonnen, weil er der Zeit noch mehr zu sagen hat als das, was auf Geräten der Kleinkunst Raum findet.

Die Bilder waren charakteristisch für die Königliche Porzellanmanufaktur auf jeder kunstgewerblichen Ausstellung seit 1888. Sie befinden sich in Schlössern und öffentlichen Gebäuden, wie z. B. in dem Kaiserlichen Schloß zu Berlin, dem Schloß des Königs der Belgier zu Antwerpen, in der Stadthalle in Elberfeld und teilweise auch im Privatbesitz.

Wir geben eines der 1902 in staatlichem Auftrage für den Festsaal des neuen Postgebäudes in Berlin gemalten Wandfliesenbilder wieder. Sie stellen liebliche, lebenswarme Genien dar, die festliche Freude herniedertragen zur Erde, wo sie am plätschernden, rosenumwucherten Brunnen unter Reben und Blüten gedeiht. —

Das also wäre im allgemeinen der heutige Stand der Dinge in der Königlichen Porzellanmanufaktur zu Berlin.

Ich meine aber, wenn von einer im Erblühen begriffenen Knospe ein Momentbild aufgenommen wird, so deckt sich die Natur bald nicht mehr mit jenem. Oder: der Maler, der in der Frühe eine

Vase. Modelliert von Wegener

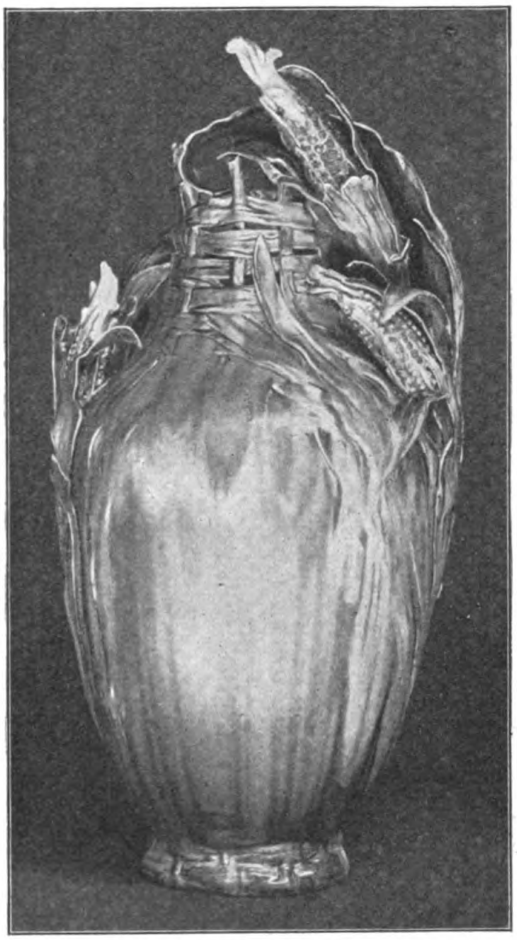
Himmelſtudie malt, weiß, daß ſeine Skizze nur für einen Augenblick zutreffend iſt.

So wird eine Stätte, wo man zurzeit einer ſich entwickelnden neuen Kunſtrichtung eigne Wege nie ruhend geht, nicht in Zukunft ſo ſein wie heute; denn echte Kunſt iſt immer ein Sein, doch auch immer ein Werden.

Noch mehr Wege wird man finden nach Rom, und die jüngſt gefundenen wird man feſtigen und erweitern zum Nutzen andrer. Es iſt ja das vornehmſte Recht dieſes ſtaatlichen Kunſtinſtituts, Wege zu ſchaffen, auf denen viele wandern mögen.

Vielleicht iſt es der Berliner Königlichen Porzellanmanufaktur vorbehalten, wieder einen eignen Stil zu ſchaffen, der wenigſtens in der Kleinkunſt dem Ringen und Streben der Reichshauptſtadt, dem ganzen inneren Weſen des neuen Reiches charakteriſtiſchen Ausdruck verleihen würde. Das mannigfaltige Schaffen der einzelnen kleinkünſtleriſchen Perſönlichkeiten zu einem einheitlichen

Vaſe mit Lilien nach C. Bernewitz (farbige Glaſuren)



Vaſe mit Mais. Nach dem Entwurf von A. Kips (farbige Glaſuren)

Ganzen zuſammenzufügen, wird das nächſte Ziel ſein. Dann erſt wird ſich die Berliner Königliche Porzellanmanufaktur mit Ehren in die Reihe der andern großen Kunſtſtätten, wie etwa Kopenhagen, ſtellen können, die dem friſcheren Winde beim Beginn unſers modernen Kunſtfrühlings bereits früher Fenſter und Tür geöffnet hatten.

Die Temperamente

Ich wollt', ich gewönne im Reigen
Die Temperamente zu eigen:
Ich wär' ſanguiniſch im Glücke,
Phlegmatiſch bei Schmerzen und Tücke,
Choleriſch, das Gute zu faſſen
Und alles Gemeine zu haſſen.
Und wüßt' ich nicht weiter mehr, wie?
Dann rief ich die Melancholie.
Die ſollte mich ſanft durchbeben
Mit Heimweh nach ewigem Leben.

Ernſt Willich

Herbstfärbung

von

Th. Haller

Fahl und matt blinkt die Sonne, kühler weht die Luft, und feine Nebelschleier ziehen sich durch Wald und Flur. Die Natur hat ihre Arbeit getan, sie ist müde und bedarf der Ruhe. Zwar täuscht sie noch eine kurze Zeit die alte Vollkraft vor, aber trotzdem geht es unabänderlich zu Ende. In einer Nacht kann sich der Wechsel vollziehen. Während heute noch der Blätterschmuck straff und strotzend Baum und Strauch umkleidet wie in den Tagen der Nachtigallenlieder und des Rosenduftes, kann morgen schon die entscheidende Wandlung eintreten. Das satte Grün verschwindet, und statt seiner breitet sich an Ast und Zweig, an Hecken und Zäunen ein flammendes Gelb, Purpurrot und Violett aus. Noch einmal prangt die Pflanzenwelt in verschwenderischer Farbenfülle, aber es ist ein letztes trügerisches Aufglühen. Bald löst sich Blatt um Blatt, um kraftlos zu Boden zu sinken.

Die Herbstfärbung und der sich daran anschließende Blattfall erfolgt aus inneren, im Lauf der Jahrtausende erblich gewordenen Eigenschaften. Erst in zweiter Linie beteiligen sich an diesen Vorgängen die Witterungsverhältnisse, indem sie den Eintritt der Verfärbung entweder beschleunigen oder hinausschieben. Daß innere Eigenschaften die eigentliche Ursache der herbstlichen Veränderungen in der Belaubung bilden, zeigen diejenigen Holzgewächse, die man aus unsern Breiten nach südlicheren Ländern verpflanzt hat. Esche, Linde und Ahorn verfärben ihre Blätter in Neapel erst Ende November und die Birke sogar erst Ende Dezember. In Madeira, wo es einen Temperaturunterschied zwischen Sommer und Winter kaum gibt, färbt sich das Laub der Stieleiche gleichwohl Ende Oktober gelb und bleibt, allmählich vertrocknend, bis zum Januar an den Zweigen hängen. Auch die Buche vergilbt dort, aber erst anfangs November. Trotzdem also hier das Klima die Fortdauer der Belaubung gestatten würde, kommt es doch zur Blattverfärbung, weil die innere Organisation dieser aus dem Norden eingeführten Bäume sich mit Zähigkeit erhält und auch unter den veränderten klimatischen Bedingungen auf den ererbten Wechsel zwischen Wachstumsfähigkeit und Ruhe hindrängt.

Wie schon angedeutet, sind die Witterungsverhältnisse nur auf den Zeitpunkt, wann die Verfärbung erfolgt, von Einfluß. Ist der Herbst mild, so bleiben die Blätter ziemlich lange grün. Schließlich verfärben sie sich freilich auch dann, wenn sich eine Frosteinwirkung überhaupt noch nicht geltend gemacht hat. Frühe Frostnächte dagegen bringen einen frühzeitigen Beginn der Verfärbung mit sich. Die Temperaturerniedrigung greift zunächst das Blattgewebe selbst an, wichtiger aber ist ihre Rückwirkung auf das Erdreich und die damit zusammenhängende Beschränkung der Wasserversorgung der Pflanzenwelt. Denn mit der Abkühlung des Bodens nimmt auch die Tätigkeit der feinen Saugwurzeln ab, die dem Pflanzenkörper seinen Wasserbedarf zuführen. Da die Wasserverdunstung durch die Blätter einstweilen noch weiter fortschreitet, die Wasserzufuhr aber wegen der Bodenabkühlung vermindert ist, so entsteht notwendigerweise ein Fehlbetrag an Wasser im Pflanzenorganismus, der in dem Schlaffwerden der Blätter zum Ausdruck gelangt. Mit diesem Welken des Blattwerks ist dann die Einleitung zum Eintritt der Herbstfärbung gegeben.

Wie eng die Behinderung der Wasseraufnahme infolge der Herabsetzung der Bodentemperatur mit dem frühzeitigen Beginn der Laubverfärbung verknüpft ist, kann man gut in einem hügeligen Gelände beobachten. Wenn die Birken, die auf einer niedrigen Bodenanschwellung stehen, bereits vollständig gelbe Blätter tragen, haben diejenigen in der benachbarten Bodensenke noch ein ganz unberührtes frisches Grün. Im ersteren Falle wird wegen der Bodenerhebung der Untergrund, in dem die Birken wurzeln, stark abgekühlt, in letzterem dagegen ist er geschützt, und seine Temperatur ist noch so hoch, daß die Saugwurzeln ungestört Wasser aufnehmen können. Auch dort, wo die Tätigkeit der Saugwurzeln wegen der natürlichen Wasserarmut des Bodens gehemmt ist, beginnt die Verfärbung früher als auf wasserreicheren Gebieten. Auf der ganzen Länge des Nordabhangs der Schwäbischen Alb zieht sich durch den Laubwald ein schmaler Streifen, bei dem sich die Belaubung um einige Wochen früher verfärbt als darüber und darunter. Der Boden dieses Streifens wird von einem flachen Steingrund gebildet, der das niedergegangene Regenwasser sehr schnell wieder abfließen läßt. In Uebereinstimmung hiermit tritt auch nach ungewöhnlich trockenen Sommern die Verfärbung außerordentlich früh ein. In den Jahren 1834 und 1842, deren Sommer sich durch bedeutende Trockenheit auszeichneten, vergilbte das Laub bereits im August.

Die Verfärbung selbst begründet sich teils auf Umwandlungen und Neubildungen innerhalb des Blattgewebes, teils auf Belichtungseinflüsse. Wenn die Pflanzenwelt sich zu der winterlichen Ruheperiode vorbereitet, dann vollzieht sich eine Rückwanderung der in den Blättern angehäuften Nahrungsstoffe, besonders der Stärke, nach den ausdauernden Teilen des Pflanzenkörpers, den Wurzeln, dem Stamm und den stärkeren Aesten, sowie eine Fortführung des wertvollen stickstoffhaltigen Materials, aus dem die zahllosen Blattgrünscheiben, die den Blättern ihr freundliches Grün verleihen, bestehen. Bei einer Reihe von Laubpflanzen zerfallen nun die kleinen Blattgrünscheiben derart, daß alle brauchbaren Bestandteile abgeleitet werden und nur noch gelbe Körnchen und Kristalle als letzte Reste von ihnen im Blattgewebe zurückbleiben. Diese Körnchen und

Kristalle sind es, die den sich gelb verfärbenden Blättern ihr leuchtendes Gelb verschaffen. Bei einer andern Gruppe von Bäumen und Sträuchern geht der Zerfall der Blattgrünscheiben nicht ganz so weit, sondern das Blattgrün wird in einen roten Farbstoff umgewandelt, der sich im Zellsaft löst. Von ihm rührt das feurige Rot der Herbstfärbung her. Bei einer dritten Klasse endlich kommt es sowohl zur Bildung von gelben Körnchen und Kristallen als auch von rotem Zellfarbstoff. Aus dem wechselnden Mengenverhältnis beider Farbenträger gehen die verschiedenen Farbentöne hervor, die sich als Zwischenglieder zwischen das reine Gelb und das brennende Rot einschieben. Nur gelb verfärben sich die Blätter der Linde, Birke, Esche, Kastanie, der wilden Akazie, des Walnußbaums und des Maßholders. Dagegen nehmen eine rote Färbung an die Birn- und Kirschbäume, die Vogelbeerbäume, der Spitzahorn, die Zwergweichsel, Berberitze, Sauerdorn und Hartriegel, sowie die aus Amerika eingeführten Eichenarten. Buchen und Rüstern färben ihre Blätter im allgemeinen gelb, doch können bei ihnen auch rote Blätter auftreten. Die Blätter der Espen erscheinen mehr orangefarben, diejenigen unsrer heimischen Eichen mehr braungelb, da ihre gelben Körnchen noch weiter zersetzt werden. Eine bunte Musterkarte von Farbenabstufungen weisen die Blätter des wilden Weines auf.

Die auffälligste Erscheinung bei dem herbstlichen Farbenwechsel ist das Auftreten der Rotfärbung. Die Entstehung des ihr zu Grunde liegenden Zellfarbstoffs aus dem Blattgrün wird herbeigeführt durch die Einwirkung der Sonnenstrahlen. Dieser Zusammenhang läßt sich unter anderm leicht feststellen beim wilden Wein. Alle Blattstellen, die dem Sonnenlichte frei ausgesetzt sind, erhalten ein feuriges Rot, während sich diejenigen Teile, die von benachbarten Blättern überschattet sind, nur gelb verfärben. Die Wechselbeziehung zwischen Belichtung und Rotfärbung zeigt sich auch darin, daß die Rötung meist nur an der Blattoberseite, also an der von den Sonnenstrahlen vornehmlich getroffenen Seite, auftritt. Oftmals sind es überdies auch nur die oberflächlichsten Schichten der Blattoberseite, die den roten Farbstoff enthalten, so daß man ihn dann geradezu abschaben kann. Die Rotfärbung ist nun wertvoll für die bereits erwähnte Rückwanderung der Stärke aus den Blättern nach den ausdauernden Pflanzenteilen. Der rote Farbstoff besitzt ein großes Aufsaugungsvermögen für Wärmestrahlen und führt daher den von ihm erfüllten Zellen und ihrer Umgebung Sonnenwärme zu. Indem aber die von den roten Gewebeschichten umgebenen Leitungsbahnen der Blattnerven und Blattstiele, in denen die Stärke fortwandert, kräftiger erwärmt werden, löst sich die Stärke leichter auf und strömt zugleich auch schneller ab. Der Nutzen, der hierdurch den Pflanzen erwächst, liegt auf der Hand. Denn im Herbst kann in jedem Augenblick ein stärkerer Frost eintreten, der die Blätter vernichtet. Je schneller sie daher von den wichtigen Aufbaustoffen entleert werden, desto weniger wird deren Rückführung und ihre Unterbringung in den gesicherten Ablagerungsstätten gefährdet. Es wurde schon gesagt, daß sich die Rotfärbung an denjenigen Blattstellen entwickelt, die frei und offen liegen und nicht von andern Blättern überdeckt sind. Wie aber diese Blattstellen am Tage die größte Zufuhr an Sonnenwärme erfahren, so sind sie umgekehrt in der Nacht wegen ihrer ungeschützten Lage auch der größten Wärmeausstrahlung unterworfen und am meisten einer schädlichen Abkühlung ausgesetzt. Um so vorteilhafter ist es daher für den Pflanzenhaushalt, daß gerade hier infolge der Rotfärbung die Entleerung der später wieder verwendbaren Baustoffe rasch vor sich geht.

Ebenso wie im Herbst die Blätter, so erhalten im Frühling auch viele junge Triebe eine Rotfärbung. Auch in dieser Jahreszeit stellen sich leicht Fröste ein, die den zarten Sprossen verderblich werden. Eine Erwärmung des Zellengewebes um mehrere Grade, wie sie die Rotfärbung mit sich bringt, ist daher immerhin ein nicht unwesentliches Schutzmittel gegen die Gefahren des Erfrierens. Die innere Bautätigkeit und das Fortwachsen hemmen aber die roten Zellsäfte nicht, da sie die für diese Lebensprozesse bedeutungsvollen grünen Lichtstrahlen ungehindert durch sich hindurchgehen lassen.

Die Blätter einiger Bäume, wie der Silberpappel und Silberweide, verfärben sich nicht. Sie erscheinen kurz vor dem Abfallen grauweiß. Dieses grauweiße Aussehen verdanken sie der dichten Decke aus feinen Härchen, mit der sie überkleidet sind. Der Haarfilz ist für die Blätter eine Art Pelz, der sie gegen eine schädliche Temperaturerniedrigung während der Zeit, in der sich die Auswanderung der Stärke abspielt, genügend schützt. Aus diesem Grunde unterbleibt dann namentlich die Rotfärbung, da die ihr entspringende Erwärmung hier ja überflüssig ist.

Im Flachlande und in den Mittelgebirgen macht sich die Herbstfärbung hauptsächlich an den Bäumen und Sträuchern bemerkbar. Allein sie beschränkt sich keineswegs auf diese. Nur der Umstand, daß ein geschlossener Baumbestand ausdauernde Kräuter unter sich nicht aufkommen läßt, entzieht die Verfärbung dieser Pflanzen, wenigstens in Waldgebieten, unsern Blicken. Ganz anders aber ist es auf den Alpenhöhen jenseits der Baumgrenze. Hier dehnt sich das Reich der ausdauernden Kräuter und Stauden innerhalb weiter Grenzen, und die mit dem Einzug des Herbstes entfaltete Farbenpracht steht an Reichtum und Leuchtkraft durchaus nicht zurück hinter dem Farbenzauber unsers Laubwaldes. Rot glüht der Blattbehang der Bärentrauben und Heidelbeeren, in violette Tinten getaucht sind die Moosbeerenbüsche und Habichtskräuter, ein glänzendes Gelb umflirrt das niedrige Weidengezweig, kurz, ein Teppich von berückendem Farbenschmelz breitet sich über Matten und Schroffen.

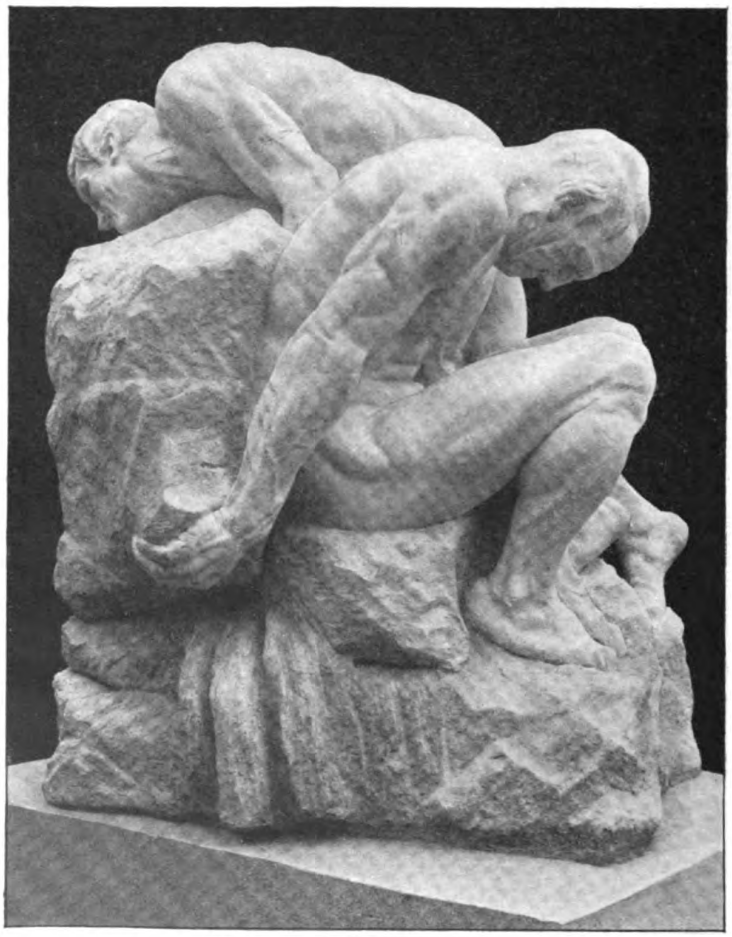
Uebrigens sind es nicht ausschließlich die abfallenden Blätter, die sich verfärben, sondern auch die sogenannten immergrünen Gewächse unterliegen einer Farbenveränderung. So werden beispielsweise die Blätter des Efeu dunkel rotbraun, während die Kieferwipfel eine mehr gelbbraune Farbe annehmen. Am deutlichsten tritt diese Verfärbung auf der Sonnenseite hervor. Das weist darauf hin, daß der Anstoß zum Farbenwechsel auch hier von der Belichtung ausgeht. Ohne Zweifel bedeutet die Verfärbung ebenfalls einen Schutz gegen starke Temperaturerniedrigungen im Verlaufe des Winters.

Bringt man Zweige von Kiefern oder Efeu ins warme Zimmer, so verschwindet die Verfärbung. Ebenso geht sie in der Natur mit der zunehmenden Frühlingswärme zurück, weil jetzt für die abgehärteten Blätter ein besonderer Schutz nicht mehr nötig ist.

Wie bereits mehrfach angegeben, sind aus den verfärbten, zum Abfallen neigenden Laubblättern die wichtigsten Baustoffe ausgewandert, um für die neue Wachstumsperiode im nächsten Frühjahr und Sommer aufgespart zu werden. Allein einige Bestandteile, wie Kalisalze, Phosphorsäure, Kalk und Kieselsäure, bleiben in ihnen zurück. Aber dieser Rückstand ist deshalb den Bäumen doch nicht verloren. Denn mit dem Blattfall gelangen die genannten Stoffe auf und nach der Zerstörung des Blattgewebes mit den einsickernden Regenwässern in den Boden. Hier werden sie von den Saugwurzeln aufgenommen und treten von neuem in den Kreislauf durch den Pflanzenkörper ein. Die Abstoßung dieser Stoffe ist daher als eine Bodenverbesserung und eine Selbstdüngung aufzufassen.

Man hat so oft das Leben der Pflanzen mit dem Leben der Menschen verglichen. Hier wie dort ein ewiges Gehen, aber auch ein ewiges Kommen. Mehr wie sonst wird uns im Herbst die Natur ein Spiegelbild des Menschenschicksals. Aber mag auch uns allen ein unabänderliches Ende beschieden sein, der Trost gilt auch für uns, der schon aus den Weisen Homers herausklang, wenn er sang:

„Gleich wie die Blätter im Walde, so sind die Geschlechter der Menschen;
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andere treibt dann
Wieder der knospende Wald, wann neu auflebet der Frühling:
So der Menschen Geschlecht, dies wächst, und jenes verschwindet."



Moderne Wiener Plastik: Befreiung der Quelle
Marmorgruppe von Josef Heu

Vergessene Kinder

Von

Adolf Schmitthenner

„Großvater, laß mich laufen! Die Kinder sind schon alle dort, und gleich wird es losgehen!"

„Willst du artig sein!"

Und der alte blinde Mann drückte die widerspenstige kleine Hand immer fester und zäher, wie wenn seine Fingerknochen ein Schraubstock wären.

Die Enkelin seufzte und gab den Widerstand auf. Da ließ auch der Zwang des Schraubstockes nach, und die langen weißen Finger streichelten das blaßgewordene Händchen, in dessen aufschwellendes Polsterchen jetzt das rote Blut schoß.

„Hat nicht dein Fräulein gesagt: drei Uhr?"

„Ja, es hat auch schon drei Uhr geschlagen. Du hast es nur nicht gehört, weil gerade die Elektrische vorüber kam. Aber ich seh's doch; auf dem Petriturm ist es drei vorüber."

„Die Uhr auf dem Petriturm geht falsch, meine geht richtig," sagte der Blinde.

„Um Gottes willen, jetzt bleibt er auch noch stehen! Großvater! Großvater!"

Die kleine Dirn trippelte vor Ungeduld und fing zu weinen an.

„Da, nimm meinen Stock," sagte der Alte, knüpfte seinen Rock auf, holte die Uhr aus der Westentasche, ließ das Glas aufspringen und griff nach den Zeigern.

„Es sind noch drei Minuten bis drei Uhr, und in anderthalb Minuten sind wir auf dem Platz."

Nachdem er mit großem Umstand die Uhr wieder an ihren Platz getan und seinen schwarzen Rock zugeknöpft hatte, ergriff er die Hand seines Enkelkindes und ging weiter. Er beschleunigte etwas seine Schritte.

„Großvater, o laß mich laufen! Eben gehen sie fort. Großvater, ich seh's ja doch, sie schwenken schon nach dem Berge!"

„Das ist nicht möglich," sagte er und lauschte. „Das sind andre Kinder. Das sind die Kinder von Sankt Marien."

„Nein, nein," meinte die Kleine, „ich seh' doch meine Lehrerin."

„Das ist deine Lehrerin nicht. Sie sieht ihr nur ähnlich. Alle Lehrerinnen sehen sich ähnlich."

„Großvater, laß mich, laß mich! Es sind ja gar keine andern Kinder sonst auf dem Platz. Du bist schuld, wenn ich nicht mitkomme."

„Sei ruhig, Anna; sie stehen hinter dem Platz in der Schillerstraße. Natürlich; hier waren sie dem Verkehr im Weg. Und meinst du, sie gingen ohne dich davon?"

Er ließ ihre Hand los und fuhr ihr mit seinen schmalen Fingern liebkosend über die Stirn.

„So, jetzt sind wir an meiner Bank. Jetzt springe in Gottes Namen! Grüß deine Lehrerin schön, und empfiehl mich dem Herrn Stadtpfarrer. Vergiß nicht, dich schön zu bedanken! Gib auf dein Hütchen acht, wenn ihr durch die Hecken schlüpfet. Und verlier dein Spitzentaschentüchelchen nicht, es ist von deiner seligen Mutter. Und nun geh mit Gott, liebes Kind. Küsse mich! Ich werde der Sonne nachrutschen von Bank zu Bank, und bis ihr wiederkommt, werde ich wohl auf der ersten Bank sitzen, am Stadtgarten. Nun viel tausend Wünsche!"

Jetzt endlich ließ er die kleinen Hände los.

„Adieu, Großvater!" hauchte die Enkelin und lief, so schnell sie konnte, dem Zuge der Kinder nach.

Es war von ihm nichts mehr zu sehen, aber Anna wußte, welchen Weg sie eingeschlagen hatten. Sie lief wie der Wind am Stadtgarten vorbei auf dem breiten Weg in den Wald hinein. Ueber sich sah sie die Spitze des Zuges aus dem Gebüsche kommen.

„Jesu, geh voran
Auf der Lebensbahn,"

fingen die jungen Kehlen zu singen an. Das paßte freilich schlecht, denn wer den Kindern voranging, das war niemand anders als der alte Orgeltreter an der Petrikirche, der in seinem geschwollenen Rucksack die Butterbrote schleppte.

„Führ uns an der Hand,
Bis ins Vaterland!"

sang die Schar, und doch wollten die Kleinen für heute nur auf die Waldwiese am Hirschbrunnen.

Aber Gesang ist Gesang, und die Kinder waren so darein vertieft, daß keines von ihnen die arme Anna bemerkte, die sich durch Hecken und Dornen den Wald hinauf arbeitete.

Der Studiosus Engelmann hätte sie sehen können, denn er schaute beständig in den Wald hinunter, um durch die schlanke Lehrerin, die dicht vor ihm ging, nicht in der Andacht seines Gesanges gestört zu werden. Aber er war so kurzsichtig, daß er Annas roten Hut für einen blühenden Fuchsienstock hielt, wobei er sich nicht im geringsten darüber verwunderte, daß Fuchsien im Walde wachsen.

Annas Hut war nämlich im Gestrüpp hängen geblieben. Das weinende Kind lag auf den Knien und löste das Band von den Dornen los. Jetzt hatte sie den Hut befreit. Sie hielt ihn in der Hand und schaute den Berg hinauf. Noch war die Hoffnung da, den Zug einzuholen; denn der alte Orgeltreter hatte sich auf einen Baumstamm niedergelassen und ruhte aus, während die Kinder unter dem Gesang:

„Führst du uns auf rauhe Wege,
Gib uns auch die nöt'ge Pflege"

an ihrem Butterbrotlieferanten vorüberzogen.

‚Habe ich nur einmal den Rucksack erreicht, dann hab' ich's gewonnen,' dachte das Kind und fing an, tapfer hinaufzusteigen. Da fiel ihr das Spitzentaschentuch ein. Sie griff an das Kleid: es war nimmer darinnen; sie suchte in der Tasche: wirklich, es war nimmer da.

Jetzt aber fing sie bitterlich zu weinen an und wandte sich zurück, das verlorene Tüchlein zu suchen. Sie hatte es bald gefunden. Es lag am Anfang des Waldweges dicht am Ende des Stadtgartens. Ihre Tränen versiegten, und sie freute sich ein wenig. Aber die Hoffnung, die andern zu erreichen, gab sie jetzt auf. War sie doch noch niemals im Walde gewesen, obgleich er zu allen Gassen ihrer Vaterstadt hereinschaute. Sie kannte keine andern Wege, als die sie ihren Großvater leitete, und sie wäre vor Angst vergangen bei einem einsamen Schritt in den Wald hinein. So kehrte sie in tiefer Traurigkeit in die Anlagen zurück und setzte sich auf die erste Bank, von der aus sie ihren Großvater sehen konnte.

Auch nicht einen Augenblick kam ihr in den Sinn, zu ihm zu laufen. Sie wußte, daß er außer sich käme vor Leid, wenn er erführe, wie es ihr ergangen wäre. Er hatte sich auf diesen Spaziergang der Sonntagsschule schon seit Wochen gefreut, und seit geraumer Weile redete er von nichts anderm. Bei ihm stand es fest, daß sein Enkelkind der Liebling seiner Lehrerin sei und in jedem Gottesdienst durch seine guten Antworten und sein freundliches Wesen die Aufmerksamkeit des Stadtpfarrers auf sich lenke. Den heutigen Spaziergang stellte er sich als einen Triumphzug seines Lieblings vor, und der kleinen Anna war es angst darauf gewesen, was er alles von ihr werde hören wollen, wenn sie zurückkomme. Sie konnte jetzt nur seinen Rücken sehen, aber sie stellte ihn sich vor, wie er einmal über das andre vor sich hin lächelte, weil er sich ausmalte, welche Auszeichnungen ihr zuteil würden. Und wenn sie sich nun seine Enttäuschung dachte und seine ingrimmigen Vorwürfe gegen sich selbst, dann tat dem guten Kinde das Herz weh. Darum war es ihr, ohne daß sie einen Entschluß zu fassen brauchte, eine gewisse und notwendige Sache, daß ihr Großvater in seinem Wahne erhalten bleibe, und sie nahm sich vor, sich still in seiner Nähe herumzutreiben, bis die Ausflügler zurückkämen, und sich dann, wie wenn sie sich aus dem Zug losgelöst hätte, zu ihm zu gesellen. Sie dachte nach, was sie ihm erzählen wolle; darüber kam sie mit ihren Gedanken wieder zu ihren Genossinnen in den Wald, malte sich ihre Spiele auf der Wiese aus, und ihre Augen füllten sich langsam mit Tränen.

„Jetzt werden sie wohl unter den Bäumen sitzen und Butterbrot essen und Himbeerwasser trinken," seufzte sie laut und verspürte, daß sie Hunger habe.

Da fiel ihr ein, daß ihr der Großvater für alle Fälle zehn Pfennige geschenkt hatte. „Brauchst du's nicht für dich," hatte er gesagt, „so schenk's einem Kinde, das ärmer ist als du und nicht hat mitdürfen," — so hatte er gesagt, als er das Geldstück am Rande prüfte und in ihr Händchen legte. Sie hatte es in einen Knoten ihres Taschentuches gebunden und vorhin mit ihrem Tüchlein selbst wiedergewonnen. Vergnügt knüpfte sie den Zipfel auf und holte ihren Schatz heraus. Ihr gegenüber auf der andern Seite der Straße war ein Sodawasserhäuschen, in dem auch allerlei Obst, Brötchen und Leckereien zu haben waren.

Sie schaute sich um, ob niemand im Begriff sei, an das Häuschen zu treten, denn sie wollte ganz allein sein bei ihrem Einkauf. Niemand näherte sich. Da sprang sie durch den Schatten der Lindenbäume und stand vor dem Schenktisch.

„Was wollen Sie, Fräuleinchen?" fragte das Mütterchen und schaute über ihren Strickstrumpf aus dem Häuschen heraus.

„Was kostet ein Glas Himbeersaft mit Brausewasser?"

„Zehn Pfennig."

„Ooh! Und was kosten dort die schönen braunen Hörnchen?"

„Stück für Stück fünf Pfennig."

„Ich will . . . ich will . . . ich möchte gern . . ."

Sie ließ ihre Augen über die Herrlichkeiten schweifen.

„Nun, was möchtest du gern, mein Liebling? Gelt, Wahl macht Qual?"

„Ich möchte gern ein Hörnchen," sagte sie flugs, „uuund so viel Kirschen, als man für fünf Pfennig kriegt."

Anna schob ihren Nickel über den Tisch bis vor den Strickstrumpf.

„Da hast du dein Hörnchen, das größte und

braunste und röscheste; es hat auch am allermeisten Kümmel und Salz."

Dann holte das Mütterchen eine Tüte von der Seitenwand herab und füllte hellrote Kirschen hinein, bis sie oben herausquollen wie aus einem Füllhorn.

„Das sind für gut acht Pfennig Kirschen, weil du's bist. Gelt, du bist dem alten blinden Organisten sein Enkelkind?"

„Ja," sagte Anna und preßte ihre Schätze an die Brust. Sie machte einen Knicks und sagte: „Ich danke auch viel tausendmal!" Und sie ging vorsichtig und überglücklich auf ihr Bänkchen zurück.

Sie kniete nieder in den Sand und schüttete die Kirschen auf das Brett. Sie teilte sie hälftig und stellte sie in Reih und Glied an den beiden Enden der Bank auf; dann setzte sie sich in die Mitte zwischen ihre zwei Heere, nahm ihr Hörnchen in die Hände und lächelte glückselig.

Nun biß sie das dunkelbraune mürbe Spitzchen ab; es war köstlich. Dann legte sie das Hörnchen in den Schoß, streckte beide Hände aus und ergriff die zwei Flügelmänner von den beiden hinteren Ecken der Bank, steckte sie zu gleicher Zeit in den Mund, ließ zuerst die beiden Stiele regungslos herausgucken und fing dann langsam an, mit Zünglein und Gaumen zu schwelgen, so lange als es nur immer möglich ist, in zwei saftigreifen Herzkirschen zu schwelgen.

„Pfui, du issest nicht hübsch," sagte mit einem Male in dichtester Nähe ein glockenhelles, feines Stimmchen.

Anna erschrak, daß sie sich verschluckte. Sie holte mit der einen Hand die beiden grünen Stiele, deren Endchen schief aus dem Mund herausguckten, mit der andern faßte sie ihr Hörnchen krampfhaft fest. Dann schluckte sie die beiden Kirschen samt den Steinen hinunter und riß ihre Augen weit auf.

Vor ihr stand ein kleines Persönchen, so merkwürdig, wie sie's nicht für möglich gehalten hätte. Es war ein Mädchen, etwa so alt wie sie selber. Aber wie sah es aus! Um die krausen schwarzen Locken war ein rotes Seidenband geschlungen. Aus dem feinen, braunen Gesichtchen funkelten zwei schwarze, brennende Augen. Um den nackten Hals schlang sich eine Korallenkette. Sie hatte ein kurzes, rotes Röckchen an und kurze, weiße, spitzenbesetzte Höschen. Die Arme und die Knie waren nackt. Um die Knöchel über den schlanken braunen Händen schlangen sich silberne Armreife, und ihre Füßchen staken in hellgelben weichen Lederstrümpfen, die oben ausgezackt und mit goldenen Schellchen verziert waren. Bei jeder Bewegung klirrte es. So jetzt wieder, wo sie den rechten Fuß um die Ferse des linken schlang.

Das merkwürdige Ding stand dicht vor Anna und schaute zu ihr mit lachenden Augen hin. Anna wurde rot, dann lächelte sie, und schließlich lachten sie einander an.

„Ich will dir zeigen, wie man Kirschen ißt," sagte der Fremdling und griff mitten hinein in die linke Armee und holte sich einen feisten Kameraden heraus. Sie lockerte den Stein in der Kirsche und hob ihn dann an dem Stiele heraus.

„So machen wir's auch," sagte Anna. „Wir heißen das Butterfäßchen."

„Butterfäßchen?" sagte die andre geringschätzig. „Wir sagen Ponyställchen."

„Da hast du den Pony," sagte sie jetzt und reichte der Gefährtin den Stiel mit dem Stein. Halte den Zügel gut, daß er nicht davonläuft."

Dann legte sie die Kirsche auf ihr braunes Händchen, so daß die rote offene Wunde nach oben schaute, streckte blitzschnell ihr Züngelchen in die Kirsche hinein und zog es mit seinem roten Käppchen an den blitzenden Zähnchen vorbei wieder in den Mund zurück. Sie stand eine Weile, den Kopf nach hinten gebeugt, die Arme übereinander gekreuzt, das geschlossene Mündchen in die Länge gezogen, in den Genuß versenkt. Dann löste sich die biegsame Gestalt, und sie sagte: „So muß man Kirschen essen."

„Bekommst du oft Kirschen?" fragte Anna.

„Alle Tage, solange es gibt."

„Habt ihr so viele?"

„Alle Kirschen an der Landstraße gehören uns."

„An welcher Landstraße?"

Die Fremde besann sich eine Weile und sagte gedehnt:

„Vonnn . . . Bordeaux bis Odessa. Aber ist das artig von dir, daß du allein auf der Bank sitzest mit deinen dummen Kirschen?"

Anna schob mit ihren Händen die Kirschen zu ihrer Rechten auf ein Häufchen zusammen, und der Wildfang setzte sich.

„Nun will ich's auch versuchen wie du," sagte Anna. Sie machte es gerade so, wie sie es vorhin gesehen hatte. Als sie aber bedächtig ihre Zunge herausstreckte, rief ihre Nachbarin:

„O, du kannst nicht, du kannst nicht. Du hast eine Zunge, so breit, wie unser Papagei eine hat. Schau, meine ist wie ein Schlänglein!"

Das zarte rote Spitzchen züngelte zwischen ihren blitzenden Zähnen.

Anna wurde rot und zog schnell ihr Züngelchen zurück, und es war gut, daß es angewachsen war, sonst wäre es hinuntergeflohen auf Nimmerwiedersehen vor lauter Schreck und Scham. Sein fester Halt gab ihm Besinnung und Selbstgefühl zurück, es wurde trotzig und bäumte sich.

„Ich kann aber, was du nicht kannst. Ich kann mit meiner Zunge ein Röhrchen machen. Sieh nur."

Sie spitzte ihr Mündchen und schob langsam ein rosiges, dralles Kanälchen heraus.

„Das ist hübsch! Das kann ich nicht. Aber

ich kann, was du nicht kannst, ich kann mit meinem Zünglein stechen!"

Blitzschnell warf sie ihre Arme um Annas Nacken und küßte sie hinter das Ohr.

Anna schrie auf. „Du hast mich gebissen!" Sie riß sich los und rieb die Stelle mit der Hand. Die Fremde lachte wie ein Kobold, und ihr Lachen klang so silbern und lockend, daß Anna wohl oder übel mitlachen mußte.

Als die Kinder ausgelacht hatten, griff Anna wieder in ihre Kirschen und schmauste eine.

„Hast du keine Lust? Greif nur zu."

„Kirschen?" sagte die andre nachlässig. „Eigentlich mag ich keine. Doch — du kannst mir einige geben."

Anna teilte ihren Vorrat und gab ihr die Hälfte in ihren Schoß hinüber.

Ihr Gast fing zu essen an.

„Weißt du," meinte die Fremde, „von dem Zeug wird man nicht satt. Hunger hätte ich schon. Wenn ich Geld hätte, kaufte ich mir da drüben Bonbons und ein Stück Brot. Aber ich bin so arm wie unser Sambo."

„Wer ist denn euer Sambo?"

„Das ist unser Neger."

„Ihr habt einen Papagei und einen Neger?"

„O, wir haben noch viel. Sage, hast du kein Geld bei dir?"

„Ach nein, ich habe nichts mehr. Aber ich muß mein Hörnchen noch haben. Wo ist das hingekommen?"

„Da, unter der Bank liegt es," sagte das fremde Kind, hob das Backwerk auf und legte es in Annas Schoß.

„Wir wollen es redlich teilen," sagte Anna.

„O, du wirst wohl allein damit fertig werden."

„Aber du hast vielleicht größeren Hunger als ich!"

Anna schaute auf und sah die brennenden Augen des Kindes, die das Brot verschlangen. „Seit wann hast du nichts gegessen?"

„Seit heute früh!"

„O du Arme, und ich hab' ein so gutes Mittagessen gehabt, Rindfleisch und Reis. Da hast du das Hörnchen."

„Aber willst du denn gar nichts davon?"

„Wenn du erlaubst, so will ich hier das braune Gipfelchen herunterbeißen, das esse ich fürs Leben gern. So, alles andre gehört dir."

„Du bist ein süßer Schatz. Soll ich dich küssen?"

„Nein, nein, nein!" rief Anna und setzte sich an das andre Ende der Bank.

Und nun wurde es für ein Weilchen still unter der Akazie. Anna schmauste ihre Kirschen, und das fremde Kind stillte seinen Hunger.

„Wie kommt es denn, daß du heute nichts zu Mittag bekommen hast?" fragte Anna, als beide fertig waren.

„Ach, das ist eine dumme Geschichte. Sie sind fort und haben mich vergessen."

„Wer ist fort? Dein Vater und deine Mutter?" fragte Anna erschrocken.

„Ach nein, der Chef und die Onkels und die Madame und die Ponies und der Sambo und die große Pauke und der Papagei und alles miteinander."

Anna machte große Augen.

„So Sachen seid ihr? Und fürchtest du dich denn nicht, ganz allein zurückzubleiben?"

„Ah bah!"

Sie hatte einen Kirschenstein auf die Rücklehne der Bank gelegt und schleuderte ihn fort.

„Heute nacht ist Kleiderappell. Da merken sie's, daß ich fehle, und morgen früh kommt Onkel Abraham und holt mich ab."

„Wer ist Onkel Abraham?"

„Unser erster Clown. Onkel Abraham ist ein Ehrenmann."

„Hast du auch einen so sonderbaren Namen?"

„Hier heiße ich Anita."

„Anita? Klingt das schön! Ich heiße nur Anna."

„Vor drei Wochen habe ich Nikolajewna geheißen, da waren wir in Nancy. In vierzehn Tagen werde ich Ninon heißen, da sind wir in Warschau."

„Ja, aber was ist denn dein wirklicher Name?"

„Einen wirklichen Namen, den habe ich gar nicht."

„Wie sagt denn deine Mutter zu dir?"

„Eine Mutter hab' ich nicht, Dummkopf! Freilich hab' ich eine Mutter gehabt. Jeder Mensch hat einen Vater und eine Mutter. Weißt du das noch nicht? Aber mein Vater ist da, und meine Mutter ist dort."

Sie warf ihre beiden Händchen nach den entgegengesetzten Seiten.

„Ich hab' auch keine Eltern mehr," sagte Anna. „Sie sind beide tot. Jeden Sonntag geh' ich mit dem Großvater auf ihr Grab ... Komm, Anita," sagte sie plötzlich mit leiser, erschrockener Stimme. „Der Mann dort ist mein Großvater. Jetzt hat er sich auf die nächste Bank gesetzt, und in einer kleinen Weile kommt er zu unsrer herüber. Sehen kann er nicht, aber er hört furchtbar gut. Siehst du, wie er aufhorcht? Er darf nichts von mir merken, wir wollen leise wegschleichen."

Anita machte ein pfiffiges Gesichtchen und nickte. Die beiden Kinder faßten sich an der Hand und schlüpften in den Stadtgarten hinein. Sie flatterten wie zwei Vögelchen die Kieswege entlang, von Gebüsch zu Gebüsch. Erst als der ganze Park zwischen ihnen und dem Blinden lag, hörten sie auf zu huschen und wandelten nun Hand in Hand in aller Gemächlichkeit die Vorstadt hinaus.

„Da bin ich noch nie gewesen," sagte Anna.

„Aber ich," rief Anita. „Das große Haus dort ist eine Kaserne, und wenn wir daran vorbei sind, kommen die schönen Wiesen und der Fluß. Dort wollen wir hin und wollen baden."

„Aber das ist verboten. Es ist uns in der Schule verkündigt worden, daß es verboten ist, im freien Fluß zu baden."

„Das gilt nur denen, die sich erwischen lassen. Wer sich nicht erwischen läßt, darf alles tun, was verboten ist."

„Ja, aber . . ."

„Wenn unser Chef etwas verbietet, dann darf man es nicht tun, denn unser Chef erwischt jeden, er ist ein Genie. Aber wenn die Madame etwas verbietet, dann darf man es tun, denn die erwischt niemand. Wer hat es denn verboten, daß man nicht baden soll? Die Polizei?"

„Ja, wahrscheinlich."

„Dann dürfen wir's tun, die Polizei erwischt uns nicht."

„Aber mein Großvater würde mich schelten."

„Dann dürfen wir's erst recht tun, denn der erwischt uns auch nicht, und wenn wir ihm vor der Nase ins Wasser plumpsen. O du! Warum bist du denn deinem Großvater durchgebrannt? Ich weiß warum. Weil du tun willst, was er dir verboten hat."

„O nein," erwiderte Anna heftig und schüttelte ihr Köpfchen. Und dann erzählte sie ihrer neuen Freundin, was ihr widerfahren war.

Anita hörte aufmerksam zu.

„O, bist du dumm!" rief sie, als der Bericht zu Ende war. „Warum bist du denn nicht nachgegangen? Der Hirschbrunnen liegt dort hinten im Wald. Ich habe zwei Wegweiser gesehen. Komm, wir kehren um, gehen miteinander hin. Ich zeig' dir den Weg, und du nimmst mich mit."

Anna kam in Verlegenheit.

„Ich weiß nicht, ob es sein kann. Es darf niemand dabei sein, als wer in die Sonntagsschule geht."

„Aber ich bin doch ein fremdes Kind, da werden sie mich doch nicht fortjagen. Wenn meine Leute hier wären, und ich brächte dich zu ihnen, so wären sie alle freundlich gegen dich, Onkel Abraham und die Madame und Sambo und Fräulein Lucie, das ist unsre jüngste Reiterin und eine Schönheit ersten Ranges, und selber der Chef. Da werden deine Leute doch auch gegen mich freundlich sein? Komm, wir springen hin!"

Anna wurde blutrot. „Es geht wohl doch nicht recht. Ja, wenn meine Lehrerin allein . . ."

Sie fühlte Anitas spöttischen Blick und brachte kein Wort mehr heraus.

Anita blieb stehen.

„Geh jetzt zu deinem Großvater zurück, und ich will sehen, wo ich die Nacht bleibe."

Anna schüttelte heftig den Kopf.

„Das will ich auch sehen, wo du die Nacht bleibst, und eher geh' ich nicht heim, bis ich weiß . . ."

Sie legte den Arm um Anitas Nacken.

„Ja, was willst du denn machen, wenn es Nacht wird?"

„Ich will einmal sehen, ob das Heu noch auf der Wiese liegt wie gestern. Wenn es nimmer da ist, dann geh' ich auf die Polizeistube im Rathaus und ich sage: Da bin ich. Dann fragt mich einer aus, und ich sage, was ich mag. Dann bringt mich ein Schutzmann ins Armenhaus. Der Verwalter ist ein schnauzbärtiger, knurriger Mann, er tut grob, aber meint es gut. Der bringt mich in die Küche, dort bekomme ich einen Teller Suppe und ein großes Brot. Dann kommt eine alte Schwester mit einem dicken roten Gesicht voller Narben und mit einer weißen Haube. Die führt mich die Treppe hinauf in ein Kämmerlein. Da ist eine Badewanne drinnen mit warmem Wasser. Da werd' ich hineingesteckt. Wenn ich herausssteige, sind meine Kleider nimmer da. Ich bekomme ein graues, grobes Hemd und einen roten Unterrock, der ist mir viel zu groß, und einen weißen Kittel, der ist mir viel zu lang, und ein Paar mächtige Schlappen an die Füße, und dann schlurf' ich durch einen langen, langen Gang, und der Kittel schleift hinter mir her. So komm' ich in einen großen Saal, da schlafen alte Weiber drinnen und allerhand Mädchen. Und die Schwester führt mich vor ein Bett und sagt: ‚Hier sollst du schlafen.' Und ich schlüpfe aus den Schlappen und dem Unterrock und dem Kittel und husche ins Bett. Wenn ich dann morgen früh aufwache, dann höre ich, wie draußen im Gang vor der Tür Onkel Abraham und der Verwalter miteinander reden."

„Woher weißt du denn das alles so genau?"

„Weil ich's schon zweimal erlebt habe, einmal in Itzehoe und einmal in Ulm an der Donau. Aber in Basel, da war's fein! Wenn das Heu noch liegt, dann mach' ich's wieder so wie in Basel."

Die Kinder gingen am Flusse hin. Zu ihrer linken Seite waren Villen mit zierlichen Vorgärtchen. Die Straße erstreckte sich noch lang hinaus und mündete auf einen Wiesenplan.

„Wie ist denn das? Erzähl einmal," sagte Anna.

„Ich treib' mich herum, bis es Nacht geworden ist, dann geh' ich hinaus auf die Wiese. Da liegen hohe, dunkle Haufen, das ist Heu. Ich such' mir einen aus und steige hinauf. Oben sitzt ein schwarzer Kater und macht funkelnde Augen. Aber dann mach' ich auch so Augen, und wir glotzen und glühen einander an. Endlich bekommt der Kater Angst und steht auf und macht einen hohen Buckel und knurrt. Dann knurr' ich auch, und meine Augen werden immer größer und sprühen Funken wie Feuer unterm Blasbalg, und so rück' ich dem

Kater auf den Leib. Da graut es ihm, und er macht einen mächtigen Satz vom Heu hinunter und huscht über die Wiese davon. Dann wühl' ich mir ein warmes Loch und lege die Arme unter den Kopf und schau' zum Himmel hinauf. Ich fange an, die Sterne zu zählen, bis ich hundert habe. An denen habe ich genug für heut. Dann decke ich mir das Gesicht mit Heu zu und blinzle hindurch nach dem Himmel, wo er am hellsten ist. Und der Mond steigt auf und schaut zu mir herein. Dann mach' ich mir einen hohen Wall gegen den Mond, und mache die Augen zu und schlafe. Früh morgens, wenn der Himmel blaß wird und die Sterne davongehen, wache ich auf, denn die Wachtel ruft. Und ich krabble aus dem Heu und hol' mir's aus den Haaren und gähne und strecke mich. Die ganze Wiese ist voller Dunst. Ich ziehe die Schuhe und Strümpfe aus, denn das Gras ist naß vom Tau, und springe hinunter an den Fluß. Hinweg mit den Kleidern und hinein ins Wasser! Da schwimm' ich hinauf und hinab, mit den Forellen um die Wette. Und wenn das Morgenrot durch die Weiden leuchtet, such' ich meine Kleider und zieh' sie an. Was die Mähder und Mähderinnen gucken, wenn ich auf einmal aus dem Erlengebüsch auftauche. Sie stehn alle da und schauen zu mir her, aber niemand redet ein Wort. Ich glaube, sie halten mich für einen Elf und fürchten sich. So spring' ich an ihnen vorbei, und die Schellchen an meinen Schuhen klingeln, und sie sehen mir nach, bis ich in der Stadt verschwunden bin. Ich spring' in die erste Bäckerei hinten hinein, wo die Backknechte stehen, und sage: ‚Ich bin ein vergessenes Kind und habe Hunger, gebt mir ein Brot.' Sie schauen einander an, und der größte greift in den Korb und gibt mir einen Doppelweck. Den ess' ich auf im Gehen. Dann lauf' ich durch die Straße auf den Marktplatz und geh' in die Wachtstube und frage den Schutzmann, der auf der Pritsche liegt und sich die Augen reibt: ‚War der Onkel Abraham schon da?' ‚Nein,' sagt er und setzt sich und läßt die Beine herunterhängen. ‚Dann will ich hier auf ihn warten,' sag' ich; ‚aber lieber draußen, hier ist die Luft so dick.' Und ich setze mich auf die steinerne Bank vor der Wachtstube und sehe den Tauben zu, wie sie am Marktbrunnen Wasser trinken, und nach einem kleinen Weilchen ist der Onkel Abraham da."

„O, das ist herrlich," rief Anna, und ihre Augen leuchteten. „Da möchte ich wohl dabei sein."

„So komm mit, komm mit! Sieh, das Heu ist noch da! Dort der dritte Haufen in der zweiten Reihe ist der größte. Da steigen wir miteinander hinauf und legen uns hin und schlingen die Arme umeinander und graben uns hinein. Komm, komm!"

Aber Anna blieb stehen und schüttelte den Kopf. „Wenn ich nicht heimkäme, bliebe mein Großvater die ganze Nacht auf der Bank sitzen und wartete. Horch! — Hörst du nicht?"

Sie deutete über die Wiese hinweg nach dem Walde.

„Ich höre Gesang, wie er aus euren Kirchen schallt. Aber es sind lauter Kinderstimmen."

„Sie sind es, sie kommen. Jetzt muß ich zu meinem Großvater springen, denn wenn sie an ihm vorbeiziehen, und ich komme nicht auf ihn zugelaufen, dann vergeht er vor Angst. Behüt' dich Gott, Anita."

Sie streckte ihr die Hand hin.

„Ich gehe mit dir," sagte das fremde Kind.

„Du? Was willst du bei mir?" fragte Anna und machte große Augen.

„Willst du nicht bei mir sein, so will ich bei dir sein heute nacht."

Anna zog die Stirn zusammen und sah vor sich nieder. Aber das dauerte nicht länger, als ein Vögelchen braucht, um vom Nest herunter auf den Boden zu fliegen und einen Strohhalm aufzuheben. Sie schaute Anita mit hellen, freundlichen Augen an und sagte: „Komm mit!" Die Kinder faßten sich an den Händen und sprangen miteinander in die Stadt zurück.

„O, ich glaube, ich glaube, wir kommen zu spät," keuchte Anna und bückte sich vornüber. „Ich habe Seitenstechen."

Da blieb Anita stehen. Sie schob mit ihrem Fuß einen Schotterstein vor die sich krümmende Freundin und sagte:

„Heb diesen Stein auf! Spuck auf den Boden und denke an etwas recht Abscheuliches!"

„An Gelberüben," keuchte Anna.

„Ja. Und jetzt deck's mit dem Steine zu. So. Und jetzt noch einmal! Heb den Stein auf! Spucke! Ein Teller voll Gelberüben, recht alte, große, dicke, weißgelbe! Deck's zu. Und jetzt zum dritten Male. Du weißt's ja schon! Denk dir alle Gelberüben der ganzen Welt auf einem Haufen! Deck's zu! Wie geht dir's jetzt?"

Anna richtete sich auf und atmete tief.

„Kein bißchen Stechen mehr! Es ist ganz und gar vorbei."

„Wir waren auch zu dumm, so zu rennen," sagte Anita. „Sie sind dort drüben gewesen, wo die Föhren hinlaufen. Jetzt haben sie ja noch um die Schlucht herumzugehen. Wir können gemächlich machen und kommen doch noch recht."

„Woher weißt du denn, daß dort eine Schlucht ist? Du warst doch nicht dort!"

„Aber ich hab' meine Augen im Kopf. Ich schau' die Sachen an, dann weiß ich's."

Sie warf selbstbewußt ihr Köpfchen zurück, und die Schellchen an ihren Schuhen klingelten noch einmal so laut.

Sie waren in den Stadtpark gekommen und spähten die Wege entlang und suchten mit den Augen die Bänke ab.

Hohkönigsburg

Nach dem Gemälde von Fritz von Wille (Text S. 181)

Anna wollte gerade um den letzten Busch herumbiegen, da faßte sie Anita bei der Hand und flüsterte:

„Halt! Dort sitzt dein Großvater, auf derselben Bank, auf der wir deine Kirschen gegessen haben. Was er so steil sitzt!"

„Er horcht!" flüsterte Anna. „Er hat das Singen gehört und wartet auf die Tritte."

„Du, ist dein Großvater geistlich?"

„Ja, halber. Er war Organist in der Petrikirche. Jetzt ist er pensioniert."

„Er sieht bös und gut aus."

Anna nickte. Dann legte sie ihrer Gefährtin den Arm um den Nacken und flüsterte ihr in das kleine Ohr: „Du mußt mir nachher helfen, ihn anzulügen."

„O, das tu' ich furchtbar gern!"

Und nun saßen die beiden Mäuschen im Gebüsch dicht hinter dem alten Mann und warteten.

„Jetzt kommen sie!" flüsterte Anita.

„Nein," sagte Anna und schaute über ihre linke Schulter.

„Dummkopf! Du mußt nicht dort hinaus horchen! Sie müssen doch von daher kommen. Hörst du nicht das Gesumme?"

Und jetzt kam die Schar. Sie war schon aufgelöst. Gerade vor der Bank blieb der Haufen stehen. Einige Kinder verabschiedeten sich. Sie drängten sich um die Helfer und Helferinnen und gaben ihnen die Hand.

Der Blinde hatte sein Gesicht der Gruppe zugewendet. Er saß vornübergebeugt, beide Hände hatte er auf den Stock gestützt. Anna saß da wie ein Kätzlein, das springen will. Aber Anita hatte sie an ihrem Zöpfchen gefaßt und flüsterte: „Erst wenn ich sage: los!"

Jetzt war die Kinderschar weitergegangen. Ein Helfer und eine Helferin wandelten hinterdrein und gingen vorbei. Der Blinde war aufgestanden und tastete mit seinem Stock vorwärts. Seine Hand zitterte.

„Jetzt!" sagte Anita, und die Kinder sprangen um den Busch herum.

„Da bin ich, lieber Großvater!" rief Anna und ergriff seine Hand.

„Gottlob, daß du da bist. Ich hatte Sorge. Aber wo kommst du denn her? Bist du mit den andern herunter gekommen?"

„Ich . . . ich . . ." stotterte das Kind.

Anita half ihr. „Wir haben Annas Freundin begleitet, die dort hinter dem Stadtgarten wohnt, und sind dann durch den Park zurück."

„Was für eine Freundin?"

„Gertrud Habermann!" stieß Anna heraus.

Der Blinde hob den Stock in die Höhe und griff mit der linken Hand über Anitas Kopf in die Luft hinaus.

„Wer ist denn bei dir?"

„Ich bin's," sagte Anita, ergriff die Hand und küßte sie demütig.

„Ich heiße Anita und gehöre zu einer Gesellschaft von reisenden Künstlern. Meine Leute sind heute fort und haben mich vergessen. Ich bin traurig den Kindern nachgegangen in den Wald. Da kam Anna zu mir her und hat mich an der Hand zu ihrer Lehrerin geführt, und ich durfte bei den Kindern bleiben und mit ihnen spielen. Vorhin wollte ich von ihr Abschied nehmen und mir ein Nachtlager suchen im Heu auf den Wiesen. Aber sie hat mich nicht gelassen, sie hat gesagt, ich müßte mit ihr gehen, und ich dürfe daheim bei ihr schlafen. Mein Großvater ist so gut, hat sie gesagt, der wird Mitleid mit dir haben."

Der alte Mann sagte nichts. Seine dünnen Lippen zogen sich in den Mund hinein. Anna wurde ängstlich.

Der Blinde betastete den Fremdling, ließ eine der schwarzen Locken prüfend durch die Finger gleiten und fuhr dann mit seiner spürenden Hand über ihren nackten Arm. Endlich tat er den Mund auf und fragte: „Bist du reinlich?"

Anita wurde blutrot, sie biß die Zähne aufeinander, und ihre Augen füllten sich mit zornigen Tränen.

„Reinlicher als Sie, alter Herr. Adieu!"

„Großvater, du bist abscheulich!" rief Anna, und ihre Stimme kämpfte mit dem Weinen. „Ihre Haut ist so blank wie eine frischgeputzte Fensterscheibe, und an ihren Kleidern ist kein Tädelchen. Wenn sie hinausgeht in den Wald und ihr ein Unglück zustößt in der finsteren Nacht, hast du die Schuld."

Der Blinde stand mit vorgerecktem Kopf. Seine dünnen Lippen kamen aus dem Mund heraus und zitterten wie zwei Espenblättchen im Abendwind.

„Ruf sie zurück!"

Anna sprang ihrer Freundin nach und führte die Widerstrebende her.

„Der Großvater ist bös und gut, wie du ja gleich gesehen hast. Das Böse ist jetzt sehr bald vorbei, und dann wird er gegen dich gut und lieb sein."

So redete sie ihr zu und brachte sie vor den Alten. Der tastete nach ihrem Kopf und prüfte mit den Fingerspitzen.

„Anna sagt, daß du eine saubere Haut hast. Aber wie steht's mit deinen Haaren?"

„O, meine Haare!" rief Anita, zog das rote Seidenband und schüttelte sich. Die Löckchen sprangen um ihren Kopf herum wie ein Rudel wilder schwarzer Ziegenböckchen.

„O, wenn Sie sehen könnten, alter Herr! Meine Kopfhaut ist so blank wie ein funkelnagelneues Trommelfell, und meine Haare werden alle drei Tage von Fräulein Lucie mit Kölnischem Wasser gewaschen. Wenn unser Chef Sie gehört hätte, der hätte es Ihnen gehörig gesagt! Wir sind alle für die Reinlichkeit. O, wenn Sie morgen den Onkel Abraham sehen könnten! Wie ist der

so proper und dabei so würdig! Nur der Neger Sambo, der ist nicht so sehr für die Reinlichkeit. Darum wird er auch oft gescholten von dem Chef, und wenn wir wieder nach Hamburg kommen, schaffen wir uns einen andern Neger an."

Sie band sich wieder ihr Band um die Locken und seufzte: „Nein, so was!"

„Wer ist der Onkel Abraham?" forschte der Blinde.

„Das ist der Herr, der mich immer sucht, wenn ich verloren bin. Der kommt morgen früh von irgendwoher mit dem ersten Zug und fragt nach mir auf der Polizei."

„Es ist der erste Clown," fügte Anna wichtig hinzu, „und ein Ehrenmann durch und durch, und Fräulein Lucie ist eine Schönheit ersten Rangs, und der Chef ist ein Genie. Wenn der Chef etwas verboten hat, dann erwischt er jeden, der's doch tut."

„Ja, so ist's," bestätigte Anita. Dann zuckte sie hochmütig die Achsel und sagte von oben herunter: „Darf ich mich jetzt bei Ihnen verabschieden, alter Herr?"

„Nein," sagte der Blinde und tastete nach ihrer Hand. „Sondern du sollst mit uns gehen und bei uns bleiben heute nacht. Morgen früh führ' ich dich dann auf die Polizei."

Anita faßte zögernd seine Hand.

„Und wollen Sie der Anna deswegen nicht böse sein und auch ein wenig freundlich gegen mich selber?"

„Kommt nur, es wird kühl," sagte der Alte und ging vorwärts. „Ihr werdet es schon sehen, wie ich gegen euch bin."

Und nun gingen die drei durch die Anlagen nach der Mitte der Stadt. Anita hatte die linke Hand des Blinden nicht losgelassen. Sie drückte mitunter die schmalen Finger und sah mit leuchtenden Augen nach den erloschenen Augen, und das Licht aus ihren dunkeln Sternen spielte so frohgemut hinauf, als wolle es da droben in den dunkeln Höhlen ein Licht anzünden. An der andern Seite des Blinden schritt Anna dahin und sah glückselig in die Welt.

Vor einem Wurstlerladen machten die drei Halt. Der Blinde ging hinein und kaufte das Abendbrot, Preßkopf und Wurst, für zwanzig Pfennig mehr als gewöhnlich, sagte er. Er gab dem Gaste das Päckchen zu tragen. Dann ging er in den Bäckerladen nebendran und kaufte ein langes Brot. Das bekam Anna anvertraut. Sie bogen um die Ecke und gingen in eine der engen, schmalen Gassen, die auf den Marktplatz münden.

„Die vierte Tür zur rechten Hand ist unsre Tür," rief Anna ihrer Freundin hinüber. Sie gingen mitten in der Gasse, denn einen Bürgersteig gibt es hier nicht. Links von ihnen wurde eine Laterne angezündet, die einzige in der Gasse. Jetzt stieß der Blinde mit dem Stock die Tür auf. Langsam ging er die Treppe hinauf. Es war stockfinster. Aus einer Tür des ersten Stockes kam ein Lichtstreifen. Anita schaute in die Höhe, und es schwindelte ihr. Nun gingen sie noch eine Treppe hinauf, und noch eine, und eine vierte; der Alte ging langsam voran, dicht hinter ihm die flüsternden Kinder, die sich eng aneinander drängten, denn die Stiege war schmal.

„Jetzt sind wir ganz oben und daheim," sagte Anna. „Es wohnt niemand außer uns auf diesem Boden."

Der Alte zog einen Schlüssel aus der Tasche und schloß auf. Sie traten in eine schwarze, schwüle Finsternis.

Anita blieb nach dem ersten Schritt stehen und wartete auf Licht. Der alte Mann ging in der gleichen Sicherheit, mit der er die Treppe heraufgestiegen war, an dem fremden Kind vorbei durch die pechschwarze Nacht. Man hörte eine Tür gehen und den Blinden im benachbarten Raum hantieren. Jetzt hatte Anna die Lampe angezündet. Es war ein kleines, sauberes Gemach mit geweißten Wänden. Den beiden Fenstern gegenüber hing ein Spiegel, unter ihm stand ein altes Sofa. Der Kammer zugewendet, neben der Tür zum Gang war eine hohe Spinde. Die Reformatoren in schwarzen Baretts und Kirchenröcken waren die einzigen seßhaften Bilder, denn die farbigen Blätter aus einem Modejournal, die mit Reißnägelchen an der Wand befestigt waren, führten offenbar ein Vagabundendasein. In der Mitte stand ein viereckiger Tisch, hinter der Spinde, im finstersten Winkel der Stube, Annas Bettchen.

Anita hatte sich ans Fenster gesetzt, das sie geöffnet hatte, und schaute über den gegenüberliegenden Hausgiebel zum runden, vollen Mond empor. Anna deckte derweilen den Tisch. Die Teller holte sie vom obersten Fach der Spinde herunter und die Bestecke aus der Tischschublade. Während ihres Geschäftes erzählte sie ihrer Freundin, woher das Wachstuch den großen, häßlichen Schaden habe, daß die Sackleinwand herausschaute, und sie erklärte, wo der Großvater sitze, und wo sie selber sitze, und wo der Gast zu sitzen habe.

Ueberdem tat sich die Tür auf, der Blinde kam herein und schleppte einen Spreuersack hinter sich her.

„Was tust du, Großvater?"

„Ich will deiner Freundin das Bett machen."

„Aber, Großvater, sie schläft doch bei mir, wir haben gut Platz zusammen in meinem Bettchen."

„Schweig!"

Der Alte ging wieder in die Kammer hinein und kam nach einer Weile mit einem Leintuch und einer Decke zurück. Anna wollte ihm helfen, aber der Blinde schickte sie unwirsch weg. Er

stopfte den Spreuersack in den Raum des Sofas, breitete das Leintuch darüber aus und legte die Decke darauf.

„Wo bist du, fremdes Kind?" fragte er dann mit hoher Stimme und schaute in die Stube hinein.

„Hier, am Fenster."

„Das ist dein Bett. Als Kopfkissen kannst du das Sofapolster nehmen."

„Ich danke tausendmal."

„Du wirst aber im Schlaf herunterfallen. Wir wollen den Tisch davor stellen. Anna, hebe die Lampe hoch."

„Aber, Großvater, das können wir ja auch später machen, wenn wir gegessen haben."

„Schweig!" sagte der Alte.

Anna zuckte die Achsel und machte eine unzufriedene Grimasse. Anita aber schaute mit forschenden Augen in das Antlitz des blinden Mannes.

Als alles so hergerichtet war, wie er es gewollt hatte, schob er einen Stuhl vor den Tisch dem Sofa gegenüber.

„Du setzest dich rechts von mir, Anna, und du — wie heißt du?"

„Anita."

„Und noch?"

„Hier heiß' ich bloß Anita."

„Und dein Zuname?"

„Ja so. Anita, die kleine Grazie, Künstlergesellschaft Knie."

„Ei was! Du sitzest hier neben dem Ofen an meiner rechten Seite. Hast du eben etwas zu Anna gesagt?"

„Nein."

„Aber geflüstert?"

Nein, nein."

Anita setzte sich auf ihren Stuhl, Anna legte dem Großvater vor und bot ihrem Gaste an.

Das Mahl verlief schweigsam.

„Großvater," fing endlich Anna an, „du hast mich ja noch gar nichts gefragt. Soll ich dir denn nicht erzählen, wie es heute am Hirschbrunnen gewesen ist?"

„Ei freilich."

Anna bemerkte nicht die Gebärden, die ihr Anita über den Tisch hinüber machte. Der Versuch der Kleinen, ihre Freundin auf den Fuß zu treten, mißlang, denn der Alte hatte seine Beine dazwischen. Und so redete Anna darauf los all die Dinge, die sie sich ausgedacht hatte, ehe Anita zu ihr gekommen war. Der Blinde hörte zu, verzog keine Miene, und als Anna zu Ende war, sagte er: „So, so."

„Der Herr Stadtpfarrer hat auch nach dir gefragt," fing Anna wieder an, „und hat mir Grüße an dich aufgetragen."

„Ich danke," sagte der Blinde und zerkrümelte den Rest seines Brotes. Dann wandte er sich an Anita: „Hast du alles auch mit erlebt?"

„Wir zwei waren den ganzen Nachmittag zusammen," erwiderte sie schnell.

Der Alte nickte mit dem Kopf.

„Wasche die Teller und bring mir mein Wasser," sagte er zu Anna.

„Ich will ihr helfen," rief Anita und sprang auf.

„Nein, nein, bleib du nur sitzen und erzähle mir, was ich dich frage."

Er hatte das Kind an der Hand gefaßt und hielt es auf dem Stuhle fest. Der Kleinen traten Tränen in die Augen.

Anna deckte den Tisch ab und trug die Sachen hinaus.

„Wie alt bist du denn?"

„Ungefähr so alt wie Anna."

„Kennst du nicht die Zahl deiner Jahre?"

Anita schüttelte den Kopf.

„Antworte!"

„Ich weiß es nicht."

„Wo bist du denn geboren?"

„In unserm gelben Wagen. Damals war's unser feinster. Jetzt schläft Sambo darinnen."

„Wer ist deine Mutter?"

„Damals war sie unsre erste Reiterin. Sie heißt Juanita."

„Wo ist sie jetzt?"

Anita seufzte und zuckte die Achsel.

„Wer ist dein Vater?"

Anita schwieg, und ihre Augen wurden groß und starr.

„Lassen Sie mich fort," sagte sie auf einmal; „ich will auf der Wiese schlafen!"

Sie stand auf, schob den Stuhl so heftig zurück, daß er umfiel, und wollte an dem alten Mann vorbei. Der hielt sie an der Schulter fest und sagte:

„Bleib da! Ich will dich nichts mehr fragen."

Er spürte mit seinen Fingern unter ihren Augen, und als er ihre Tränen fühlte, drückte er ihr Köpfchen an sich und sagte leise und mild:

„Du bist ein gutes, wahrhaftiges Kind. Du wirst süß bei uns schlafen, denn wir meinen's mit dir gut, und du hast ein gutes Gewissen."

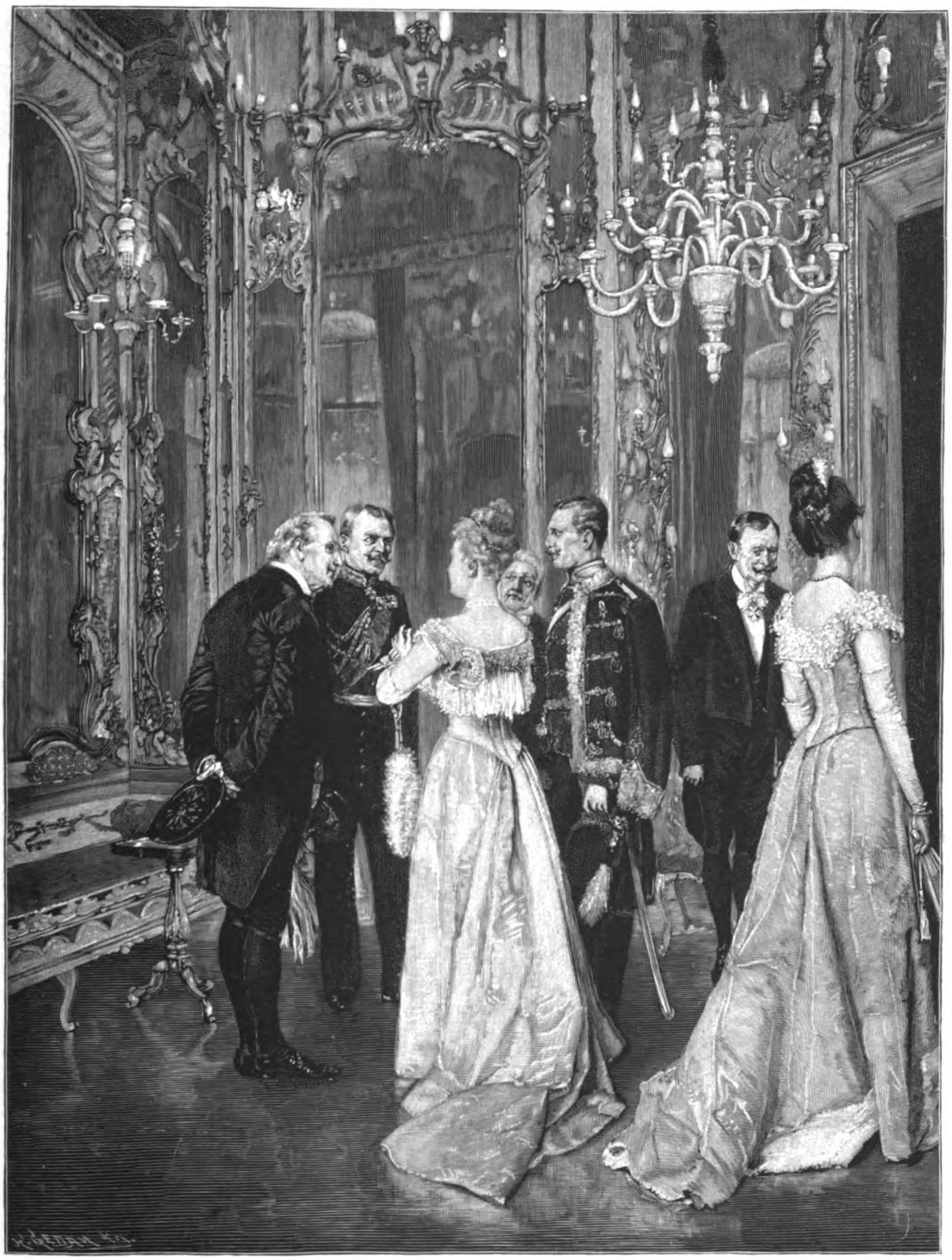
In diesem Augenblick kam Anna herein mit einem großen Glas frischen Wassers. Sie stellte es mit einem Seufzer auf den Tisch, führte die Hand des Blinden hin und sagte: „Großvater, da ist dein Schlaftrunk!"

„Danke! Zieht euch jetzt aus und legt euch zu Bett. Wenn ihr zur Ruhe seid, blase ich die Lampe aus."

Die Kinder gehorchten. Anita legte ihre Kleider auf den Stuhl, auf dem sie gesessen hatte, streifte die Schellenschuhe von ihren Füßchen und stellte sie unter den Tisch. Dann stieg sie an der Lampe vorbei auf den Tisch und kletterte in ihr Bettchen hinein.

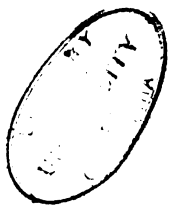
„Gute Nacht, alter Herr! Gute Nacht, Anna!"

Anna hatte sich neben ihrem Bette ausgezogen, aber verrichtete zwischenhinein noch dies und jenes



Hofgesellschaft

Nach dem Gemälde von Carl Seiler



im Zimmer, so daß sie erst eine Weile nach Anita zum Einschlüpfen fertig war. Barfuß sprang sie noch ans Fenster und band den offenen Flügel fest. Dann kam sie zu ihrem Großvater und faßte stumm seine Hand.

„Was willst du, Anna?"

„Dir gute Nacht sagen."

„Gute Nacht, Kind! Glaubst du, daß du gut schlafen wirst?"

„Ich weiß es nicht, Großvater."

„Geh jetzt zu Bett!"

Sie schlüpfte in ihr Lager, und der Alte blies die Lampe aus.

Er stand auf und ging im finsteren Zimmer auf und nieder.

„Großvater!"

„Was willst du?"

„Du hast mir noch nicht die Hand auf den Kopf gelegt!"

Der Blinde ging an ihr Bettchen und tat seiner Enkelin, was sie wollte.

„Danke, Großvater! Tu es Anita auch."

Der Blinde trat an Anitas Lager, streifte mit den Händen darüber und legte sie leise auf das Lockenköpfchen. Das fremde Kind merkte nichts davon, es war eingeschlafen. —

Stunden waren vergangen. Der Mond war herniedergestiegen und schaute zwischen zwei Schornsteinen über die Gasse herüber in das Stübchen herein. Er sah, wie die Kammertür sich auftat und der Blinde hereinkam, völlig angekleidet. Der Mond legte seinen Schein breit auf die Diele und über den Tisch bis zur Spinde hin, und er mußte lachen über den phantastischen Schatten, der über den Ofen hinauf bis zur Decke stieg und dann wieder herunter huschte und auf dem Boden hinlief und sich unter die Spinde verkroch. Aber bald hörte der Mond zu lachen auf und sah mild und träumerisch drein, denn der Blinde saß mit seiner Geige am Fenster.

Eine Weile hielt er sie im Schoß, dann hob er sie an den Backen und strich mit dem Bogen langsam über die Saiten. Die erloschenen Augen hielt er dem Monde zugekehrt, der das blasse Antlitz mit seinem Scheine übergoß. Der Geiger wartete eine kurze Weile, als ob er sich sammelte, und dann quoll aus den Saiten der Choral „Wer nur den lieben Gott läßt walten"; er flutete mächtig und mächtiger und erhob sich und wurde zu einer himmlischen Gestalt und schwebte langsam in die andächtige Nacht.

Die letzte Harmonie war verklungen. Der Mond schien noch einmal so helle, und der laue Nachtwind strömte am Fenster vorbei, so feierlich und stillbewegt wie ein Zug getrösteter Menschen, der aus dem Gotteshause kommt.

Der Blinde hatte die Geige in den Fensterwinkel gestellt und die Stirn auf den Sims gelegt. Der Mondschein flutete über sein weißes Haar und seinen gekrümmten Rücken.

Da huschte etwas hervor im Schatten längs der Wand, die linke Hand des Greisen wurde leise gefaßt und an zwei Lippen gedrückt.

„Großvater!" hauchte es.

Der Alte richtete sich auf.

„Was willst du, Anna?"

„Ich habe dich heute angelogen."

„Ich weiß es."

„Ich war gar nicht dabei am Hirschbrunnen. Ich bin zu spät gekommen und fürchtete mich, allein nachzugehen. Zuerst bin ich noch bei dir auf einer Bank gesessen, dann hab' ich mir für die zehn Pfennige, die du mir geschenkt hast, Kirschen und ein Hörnchen gekauft. Dann ist Anita gekommen, und wir haben zusammen gespielt und sind spazieren gegangen."

„Habt ihr etwas Böses getan?"

„Nein, gewiß nicht, Großvater!"

„Warum bist du denn nicht sogleich zu mir gekommen?"

„Ach, Großvater, wenn so etwas ist, dann gehst du heim und schlägst den Kopf an die Wand und stöhnst so schauerlich. Davor hab' ich mich gefürchtet."

Der Alte seufzte tief auf und erhob seine rechte Hand. Aber ehe er sie seinem Enkelkind auf den Kopf legen konnte, war etwas zwischen die Mauer und seinen Stuhl geschlüpft, seine Hand wurde ergriffen und an ein stürmendes Herzchen gedrückt.

„Großvater," flüsterte Anitas Stimmchen, „o, spielen Sie noch einmal den großen, süßen, traurigen, herrlichen Marsch!"

„Das war kein Marsch, liebes Kind, das war ein Lied, das wir in der Kirche singen. Es hat auch einen gar schönen Text. Anna soll ihn dir einmal sagen."

Anna stand auf wie in der Schule und sagte das Lied her. Anita hörte eine Weile aufmerksam zu, aber bei der dritten Strophe verging ihr die Geduld. Sie griff nach der Geige und legte sie dem Alten in den Schoß. Dann holte sie den Bogen, der auf den Boden gerutscht war, und spielte ihn dem Blinden in die Hand. Und Annas Vortrag war knapp zu Ende, da bettelte das fremde Kind: „O, spielen Sie, spielen Sie!"

„Habt ihr keine Musik?"

„O doch! Und unser Chef bläst die Trompete wundervoll. Aber das von vorhin geht über alles."

Da nahm der Blinde die Geige und spielte die schlichte Melodie des Chorals. Als er zu Ende war, blieb es stille. Auf einmal rief Anna: „Anita weint!" Der Blinde griff nach ihren Augen und spürte, wie die warmen Tränen herunterliefen. Da beugte sich der Alte hernieder und hob das Kind auf seinen Schoß. Es setzte sich auf sein rechtes Knie und schmiegte sich zärtlich an seine Brust. Nun kletterte Anna auf sein andres Knie, und der Alte umfaßte beide Kinder. Die schauten sich einander in die Augen, Anna

lachte, und Anita lächelte durch die letzten Tränen. Sie legte ihre Aermchen um Annas Nacken und sagte: „Hab nur keine Angst, mein Züngelchen sticht nicht mehr." Und die Kinder küßten sich.

Das alles sah der Vollmond, und er freute sich, und die silbernen Wellen seines Lichtes fluteten um die drei Gestalten.

Auf einmal rief Anita:

„Großvater, Sie sind ja noch gar nicht ins Bett gegangen! Und eben hat ein Hahn gekräht. Sind denn Hühner in der Nähe, mitten in der Stadt?"

„Schief gegenüber von uns wohnt ein Geflügelhändler," sagte Anna.

„Der arme Kerl!"

„Der? Der ist reich!"

„O du! Ich meine den Hahn! — Aber, Großvater, ich weiß auch, warum Sie nicht zu Bett sind! Anna, das hättest du mir sagen sollen; ich kann doch nicht wissen, wie's mit eurem Bettzeug steht! Sie haben mir Ihr ganzes Bett gegeben, Großvater, und haben drinnen nichts als das leere Holz."

Sie war vom Schoß herunter gesprungen und hatte in die Kammer hinein geschaut.

„Gelt, so ist es!"

Sie sperrte die Tür weit auf und rückte den Tisch vom Sofa weg.

„Komm, Anna, sei nicht so langweilig und hilf mir, damit dein Großvater zur Ruhe kommt."

Und nun schleppten die Kinder den Spreuersack in die Kammer. Anna ging voraus und hatte den Zipfel über den Kopf gezogen, Anita ging hinten und hatte das dicke Ende mit ihrem Aermchen umfaßt.

Der Mond war gerade im Begriff, hinter das Dach hinunter zu tauchen. Aber er streckte sich, um in die Stube hinein zu schauen. Es war auch ein lieblicher Anblick, die wirtschaftenden Kinder. Beide waren barfuß und nur mit dem Hemdchen bekleidet.

Annas Nachthemd war für die Zukunft geschneidert und für ein ungeheiztes Zimmer. Es reichte bis auf den Boden, und die langen Aermel meinten, auch die Finger gehörten in ihre Welt, und der Hemdenpreis rutschte so hoch hinauf, als der Kopf erlaubte. Er schloß sich so hauswirtschaftlich herum, wie ein Gummiring um einen Flaschenhals. Anitas Hemdchen aber war nach einem leichtfertigen Muster geschnitten, für loses Volk und für den heißen Tag. Es reichte bis kaum zu den Knien und war vornen und hinten tief ausgeschnitten, und die Aermel waren ganz vergessen.

Der alte Mann saß auf dem Stuhl am Fenster. Er hatte sich vom Mond abgekehrt und horchte dem Treiben der Kinder. Dabei murmelte er leise Worte und wischte mit dem Rücken der linken Hand über die Augen.

Jetzt kamen die zwei von der Kammer herein, mit erhitztem Gesicht und fliegendem Atem.

„So, fertig wär's!" sagte Anna, und Anita nahm den Blinden bei der Hand und zog ihn vom Stuhl.

„Wir haben Ihnen das Bett gemacht, Großvater, und wenn Sie jetzt nicht köstlich gut schlafen, dann ist es abscheulich von Ihnen."

Die Kinder führten ihn im Triumph in die Kammer hinein.

„Ihr seid lieb, ihr seid lieb," murmelte der alte Mann.

„Gute Nacht, Großvater!" riefen sie jetzt.

„Und du hast mir verziehen?" sagte Anna und hob ihre Lippen zu der Wange des Blinden. Anita aber drückte einen Kuß auf seine Hand.

„Gute Nacht, Kinder!"

„Gute Nacht!" rief es aus der Stube zurück. Es raschelte und huschelte von Annas Bettchen her, in das die Kinder miteinander gestiegen waren. Es wurde still.

„Gute Nacht," sagte jetzt auch der Mond und schlüpfte vollends hinter das Nachbarhaus. Da wurde es auch finster in der Kammer und in der Stube. — —

Der Tag hatte in der Glut der Sonne und im Lärm der Straßen seinen stillen, taufrischen Morgen schon längst vergessen und war gerade daran, die kleinen Mädchen, die am längsten ausschlafen müssen, in die Schule zu treiben, als unsre drei Freunde zu gleicher Zeit erwachten. Es klopfte an die verschlossene Tür, und eine barsche Stimme rief:

„Schutzmannschaft hier! Aufmachen!"

Anna erschrak bis in den Tod und zog sich die Decke über den Kopf. Anita aber war aus dem Bett gesprungen und zog sich in fliegender Eile an.

„Gleich, gleich!" rief ihr glockenhelles Kehlchen.

„Das ist sie!" sagte draußen eine fette, behagliche Stimme. „Anita!"

„Onkel Abraham!"

„Sie brauchen sich nicht länger zu bemühen, sie ist es," hörte man von draußen.

„Na denn, das war rasch abgemacht. Adieu!"

Einer von den beiden Männern entfernte sich. Man hörte ihn noch lange die Treppe hinunter poltern.

Anita schloß die Tür auf und öffnete einen Spalt.

„Onkel!"

„Kind, Kind! Gottlob, daß wir dich haben!"

„Du kannst noch nicht herein. Anna und der Großvater liegen noch zu Bett. Kannst du nicht in einer halben Stunde wiederkommen? Aber wie hast du mich denn so schnell gefunden?"

„Der Schutzmann hat dich gestern abend mit dem Herrn Organisten gesehen."

„Also in einer halben Stunde!"

„Gut, ich gehe derweilen auf den Wochenmarkt

und betrachte die Frühlingsgemüse, die interessieren mich sehr. Empfiehl mich derweilen. Auf Wiedersehen!"

Onkel Abraham entfernte sich, und Anita verschloß wieder die Tür.

Eine halbe Stunde später saßen die drei beim Frühstück, gewaschen und gestrählt. Auch das Zimmer war in schönster Ordnung. Sie waren fleißig gewesen, die beiden kleinen Mädchen. Es traf sich gut, daß Anna heute morgen bis zehn Uhr zu Hause bleiben durfte, weil eine Lehrerin erkrankt war.

Sie waren mit ihrem Mahle fertig, und die Kinder saßen dem Blinden gegenüber Hand in Hand. Da klopfte es schüchtern an die Tür, und ein hochgewachsener älterer Mann trat herein. Er hatte ein glattrasiertes, wohlwollendes Gesicht und leicht ergrautes kurzes Haar. Der lange schwarze Gehrock gab ihm etwas Ehrwürdiges. Und wenn er auch nicht gerade wie ein Pastor aussah, so doch etwa wie ein Reiseprediger, der die Brüder hin und her aufsucht, feierliche Händedrücke verabreicht und erbauliche Ansprachen hält.

„Das ist unser erster Clown, Onkel Abraham," sagte Anita und schaute in strahlendem Stolz an dem Manne hinauf.

Der schüttelte dem Blinden lange die Hand und dankte in wohlgesetzten Worten für die Barmherzigkeit, die er dem fremden Kinde getan habe. Dann begrüßte er in der gleichen Feierlichkeit die kleine Anna.

„Und nun nehmet Abschied! In einer halben Stunde geht unser Zug."

Anita ging auf den Blinden zu und bedeckte seine Hand mit Küssen. „Leben Sie wohl, Sie lieber, teurer, unvergeßlicher Großvater!" Dann umschlang sie leidenschaftlich ihre weinende Freundin.

„Sie haben wunderschöne Artischocken hier auf dem Gemüsemarkt," sagte Onkel Abraham zu dem Blinden. „Auch die Radieschen sind wunderschön. Aber den Kopfsalat habe ich gestern in Frankfurt besser gesehen, mehr entwickelt und vor allem interessantere Sorten!"

Unterdessen hatte Anita ihre Korallenkette von ihrem braunen Hälschen herunter genommen und legte sie der tief errötenden Anna an. Diese drückte verlegen ihr Taschentuch mit den schönen Spitzen in Anitas Hand.

„Das stammt von meiner seligen Mutter!" flüsterte sie.

Die Kinder umarmten sich noch einmal und küßten sich.

„Wenn wir wieder in die Gegend kommen, dann schau' ich vom Seil herunter nach dir und rufe: ‚Anna, bist du da?' Wir sind vielleicht schon ganz groß geworden. Dann rufst du: ‚Anita, ich bin da!' Und ich winke mit dem Taschentuch, und du hebst das Kettchen hoch. Dann spring' ich herunter vom Seil, und wir umarmen uns."

Anna sagte nichts, sie hatte nur Tränen. —

Als die beiden Fremdlinge die Treppe hinunter gingen, begegnete ihnen zwischen dem zweiten und dem dritten Stock ein Zuckerbäckerlehrling, der eine köstlich duftende Torte trug.

„Ganz oben auf dem Boden, die erste Tür links!" sagte der Clown. „Halt einmal, Junge!"

Er steckte dem Burschen eine halbe Mark in die Tasche seines weißen Wamses und sagte:

„Droben kein Trinkgeld nehmen!"

Sie gingen unter den Bäumen der Anlage dem Bahnhof zu. Anita hatte die Hand des Mannes ergriffen und schlich trübselig an seiner Seite.

„Großvater! Onkel!"

„Was willst du?"

„Ich bin müde, — trage mich!"

„Wo nicht gar! Was werden die Leute sagen! So ein altes, großes Ding!"

„Onkel Abraham, wenn du mich lieb hast, dann trage mich!"

„Bist du krank?"

„O nein, aber —"

Da wurde es dem heimatlosen Manne wunderlich zumut. Er beugte sich nieder und hob das Kind an seine Brust. Anita legte die Arme auf seine Schulter und schmiegte ihr Gesichtchen an seine Wange.

„Ist es gut so, Kind?"

Sie gab keine Antwort.

„Freust du dich auf deine Ponys und den Papagei und den Neger Sambo und Fräulein Lucie? Wir haben dich alle so lieb."

Anita schwieg.

„Nun?"

„Ein wenig freue ich mich," flüsterte sie.

„Weinst du, Kind?"

„Ein wenig, ja."

Da mußte sich der starke Mann auf eine Bank setzen, denn er zitterte, und das Herz tat ihm weh.

Rechtsschutz der Frauen durch Frauen

Es zeugte von wesentlichem Verständnis für die Bedürfnisse unsrer Zeit und die Notwendigkeit, ihnen in jeder Weise Rechnung zu tragen, daß die Frauenbewegung in Deutschland die Gewährung des Rechtsschutzes für Frauen durch Frauen als eine ihrer wichtigsten Aufgaben betrachtete und mit Eifer an die Lösung der Frage heranging. Die außerordentliche Vermehrung der Zahl der Mädchen und Frauen, die durch Tätigkeit außerhalb des Hauses und der Familie ihren Unterhalt erwerben müssen, hat es vor allem mit sich gebracht, daß in zahllosen Fällen die weibliche Bevölkerung der Rechtsauskunft zum Zwecke der Rechtsbelehrung in nicht geringerem Grade bedarf als die männliche. Dazu kommt, daß die moderne Gesetzgebung, die bestrebt ist, durch wohldurchdachte Anordnungen und Einrichtungen die Lage der arbeitenden Klassen im weitesten Sinn zu heben und zu bessern, zwischen den Geschlechtern keinen Unterschied macht, sondern ihre Wohltaten auch den weiblichen Personen zuwendet, anderseits aber sie mit der Erfüllung bestimmter Verpflichtungen belastet. Rechtsunkenntnis schützt aber die Arbeiterin ebensowenig vor empfindlichen Nachteilen wie den männlichen Arbeiter. Die Notwendigkeit des Schaffens von Einrichtungen zum Zwecke kostenloser Rechtsauskunft an die Angehörigen der unbemittelten Klassen ist also durch die Entwicklung der Verhältnisse auch gegenüber der weiblichen Bevölkerung gegeben, und es lag nahe, daß die Frauenvereine solche Einrichtungen schufen, da erfahrungsgemäß das Weib dem Weibe ohne Zurückhaltung entgegenkommt und die Frauen einander auch solche Angelegenheiten und Bekümmernisse vertrauensvoll mitteilen, die sie dem Manne nur selten offenbaren.

Allerdings war der Versuch, Rechtsschutzstellen der Frauenvereine für die weibliche Bevölkerung zu errichten, nach Lage der Verhältnisse ein gewagter, und es gab genug Personen, die an sich der fortschreitenden Frauenbewegung durchaus sympathisch gegenüberstanden, gleichwohl aber sich der ernsten Zweifel nicht erwehren konnten, ob die Frauen nicht ihre Tätigkeit hier auf ein Gebiet erstreckten, das Anforderungen stellt, denen sie noch nicht gewachsen seien. Die Erfahrung hat nun gezeigt, daß der Versuch durchaus gelungen und die stille Hilfsarbeit, die von den Rechtsschutzstellen geleistet wird, heute schon von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist. Die Zahl der Rechtsschutzstellen hat sich in den letzten Jahren in erfreulicher Weise vermehrt; nicht nur in den Großstädten finden sich solche, sondern auch verschiedene Mittelstädte entbehren ihrer nicht mehr, und der Gedanke, auf dem diese Organisationen beruhen, gewinnt, wenn auch langsam, so doch stetig an Boden, auch da, wo besondere Verhältnisse es mit sich bringen, daß seine Verwirklichung noch keine greifbare Gestalt angenommen hat.

Wer der Tätigkeit einer Rechtsschutzstelle näher steht, wird gewiß keinen Augenblick mit der Anerkennung zögern, daß hierdurch dem Rechtsschutzbedürfnis eines Teiles der weiblichen Bevölkerung in der Hauptsache in befriedigender Weise Rechnung getragen wird. Ueberraschend schnell und überraschend gut haben sich die an der Spitze dieser Einrichtungen stehenden Frauen an die Erteilung der Rechtsbelehrung gewöhnt; die Erwerbung gewisser Rechtskenntnisse war selbstverständlich die unabweisliche Vorbedingung, sie begegnete aber keiner Schwierigkeit, da sich überall Vertreter des Juristenstandes fanden, Rechtslehrer, Richter oder Rechtsanwälte, die die erforderliche Anweisung und Belehrung erteilten. Die Angelegenheiten, die der Rechtsschutzstelle unterbreitet werden, sind zumeist einfacher Art, so daß die Beantwortung keine Schwierigkeiten verursacht. Betrifft die Anfrage verwickelte Verhältnisse, so setzt sich die Rechtsschutzstelle mit den ihr nahestehenden Juristen in Verbindung, die sich überall im Interesse der guten Sache bereit erklärt haben, die gewünschte Auskunft zu erteilen. Das Bestreben der Rechtsschutzstellen ist vor allem darauf gerichtet, eine gütliche Einigung und Beilegung der Differenzen herbeizuführen, und hierin hat manche Rechtsschutzstelle ganz bedeutende Erfolge erzielt, so daß der Spott, der sich im Anfange der Wirksamkeit der Rechtsschutzstellen vielfach breit machte, so gut wie verstummt ist.

Die Inanspruchnahme dieser Einrichtungen des Rechtsschutzes für Frauen durch Frauen ist in den einzelnen Städten sehr verschieden; es gibt Stellen, deren Sprechstunden stets überfüllt sind, und solche, die nur einen schwachen Besuch haben. Die Ursachen dieser Verschiedenheit sind komplizierter Art; vor allem kommen dabei die allgemeinen sozialen und gewerblichen Verhältnisse in Betracht. Städte, in denen die Zahl der weiblichen Fabrikarbeiter oder der weiblichen Handlungsgehilfen sehr bedeutend ist, bieten naturgemäß für die Tätigkeit der Rechtsschutzstelle ein viel ausgedehnteres Arbeitsfeld als kleinere Provinzialstädte ohne nennenswerte Entwicklung von Handel und Industrie. Da und dort ist auch noch mit einem gewissen Vorurteil gegen die Leistungsfähigkeit der Rechtsschutzstelle zu rechnen, das allerdings mehr und mehr im Schwinden begriffen ist. Aber auch die schwächer beschäftigten Stellen tragen dazu bei, daß selbst für die schüchternsten und die mittellosen weiblichen Personen die Gelegenheit besteht, sich ohne Scheu über eine für sie wichtige Frage Auskunft zu holen. Bemerkenswert ist es, daß vielfach unter den Klienten der Rechtsschutzstellen die Angehörigen des kleinen Beamtenstandes ein nicht unerhebliches Kontingent ausmachen. Wenn man einen Blick auf die Gegenstände wirft, derenthalben der Rechtsschutz in Anspruch genommen wird, so fällt sofort die bedeutende Anzahl von Fragen auf, die sich auf die ehelichen Verhältnisse beziehen. Die Klagen über rohe Behandlung seitens des Mannes, der seiner Familie keinen Lebensunterhalt gewährt, sondern den Verdienst vertrinkt oder überhaupt

nicht arbeitet, sind bei allen Rechtsschutzstellen sehr zahlreich, ebenso Fragen, die sich auf Unterhaltsansprüche beziehen; im Verhältnis weit seltener solche, bei denen es sich um Rechte und Pflichten aus einem Arbeitsverhältnis, insbesondere aus dem Gesindeverhältnis handelt, Mietstreitigkeiten, Klagen wegen Ehrverletzung u. s. w. Vielfach werden die Rechtsschutzstellen auch von Verlobten wegen der Regelung ihrer güterrechtlichen Verhältnisse in der Ehe befragt; es erfolgt dann stets eine Auskunft, durch deren Befolgung die vermögensrechtliche Selbständigkeit der verheirateten Frau gesichert wird.

Für diejenigen Frauen, die in den Rechtsschutzstellen tätig sind, bietet sich die Gelegenheit, das Leben nach den verschiedensten Richtungen hin kennen zu lernen; sie erhalten einen viel tieferen Einblick in die Lebensverhältnisse als die übergroße Mehrheit ihrer Schwestern; Not und Elend in den verschiedensten Formen offenbaren sich ihnen, und die unmittelbare Einwirkung der staatlichen Rechtsordnung auf das Leben des Volkes, auf sein Lieben und sein Hassen, tritt ihnen förmlich plastisch vor Augen. Die Arbeit in der Rechtsschutzstelle ist daher für die Frauen ein Quell unschätzbarer Belehrung und Bereicherung ihrer Lebensanschauung und ihrer Erfahrungen, sie kommt ihnen mittelbar und unmittelbar zugute. Der Rechtsschutz für Frauen durch Frauen hat in Deutschland seine Feuerprobe ruhmvoll bestanden, er wird eine dauernde Einrichtung im öffentlichen Leben bilden, die zwar im stillen arbeitet, aber doch von außerordentlichem Werte für diejenigen ist, in deren Interesse sie besteht.

Ludwig Fuld

Burgruine Hohkönigsburg

(Zu dem Bilde Seite 173)

Im Jahre 1899 machte die an einem der schönsten Punkte des Elsaß gelegene Stadt Schlettstadt ihre etwa zwei Stunden entfernte Burgruine Hohkönigsburg dem Deutschen Kaiser zum Geschenk. Die Hohkönigsburg, neben Girbaden die größte Burg im Elsaß, wird gegenwärtig auf Reichskosten vollständig wiederhergestellt nach dem von dem Berliner Architekten Bodo Ebhardt nach Maßgabe der vorhandenen Reste und auf Grund alter Abbildungen entworfenen und vom Kaiser genehmigten Plane. Unser Bild auf Seite 17 stellt die Ruine vor dem Beginn der Restaurationsarbeiten in ihrer alten malerischen Romantik dar. Die Gründung der Burg geht wahrscheinlich auf den Herzog Friedrich von Hohenstaufen (1080) zurück; der ursprüngliche Name war Hohen-Kinspurg. Seit 1250 war die Feste Lehen der Herzöge von Lothringen und im Besitz verschiedener Landgrafen des Unterelsaß. Dann kam sie an den Bischof von Straßburg und wurde später habsburgisches Lehen. 1633 verwüsteten die Schweden die Burg, die im Westfälischen Frieden mit dem Elsaß in französischen Besitz gelangte. Bis 1770 blieben die Grafen von Sickingen Lehensträger; von den Herren von Boug-Orschweiler kam die Hohkönigsburg an die Familie Dreyfus in Mannheim, die sie 1865 an die Stadt Schlettstadt verkaufte. Sie gehörte zu den mächtigsten und schönsten Burgen des Mittelalters; ihre Länge von Westen nach Osten beträgt 275 Meter, die größte Breite 70 Meter. Der Bau bedeckte den ganzen Gipfel des 750 Meter hohen steilen Berges und bestand aus der östlichen Vorburg und der westlichen, durch zwei Ringmauern nebst Wällen und Gräben geschützten Hauptburg. Ein mächtiges Bollwerk bildete den Abschluß nach Westen; in der Mitte befand sich der Palas mit dem 60 Meter hohen Bergfried, und eine Ringmauer mit zehn Türmen umgab die gesamte langgestreckte Burganlage, die auch in ihren Trümmern noch durch ihre Größe und Hoheit imponiert. Man tritt auf der Südseite, unmittelbar am Fuße des gewaltigen Felsklotzes, der die Kernburg trägt, durch das Haupttor in die Vorburg, von der steinerne Stufen zu jener emporführen. Ehemals wehrten drei Tore hintereinander, darunter das berühmte Löwentor, dem Eindringen des Feindes. Zur rechten Hand ragt über dem engen Stufenweg der Bergfried mit seinem massigen Gemäuer auf. Hinter dem dritten Tor befindet sich ein 60 Meter tiefer Brunnen, über dem sich ein besonderer, innen offener Turm erhebt, in einem kleinen Vorraum. Durch ein finsteres Gewölbe gelangt der Besucher weiterhin in den inneren Burghof, den von allen Seiten die Bauten des Hochschlosses umgeben: im Osten der mächtige Bergfried, dessen obere Geschosse leider abgetragen sind, im Norden der sogenannte Küchenbau und im Westen und Süden die durch einen Zwischenbau verbundenen beiden Flügel des eigentlichen Schlosses. In ihre Ecke lehnt sich ein Treppenturm, der die Aufgänge zu den höheren Stockwerken enthielt. Westlich vom Hochschloß und durch einen tiefen Graben von ihm getrennt, liegt der sogenannte hohe Garten, an dessen Ende sich das oben erwähnte gewaltige Bollwerk erhebt. Zwei durch eine Mantelmauer verbundene, beinahe völlig massive Türme schützten auf dieser Angriffsseite die Feste gegen die vervollkommneten Feuerwaffen des ausgehenden Mittelalters. Wenn man zu den Höhen der Türme der Hohkönigsburg emporklimmt, so eröffnet sich dem Beschauer eine nach allen Seiten freie, wunderherrliche Aussicht. Man übersieht die Hänge des Gebirges in meilenweiter Ausdehnung bis über Kolmar hinaus, während vor uns sich die Rheinebene von Straßburg bis nach Basel hin ausbreitet. Darüber erscheint die lange Kette der Schwarzwaldberge, aus der Belchen und Feldberg deutlich erkennbar hervorragen, und fern im Süden begrenzen bei klarem Wetter die schneebedeckten Gipfel der Alpen den Horizont.

Der Triumphbogen

Nancy

Von

Bruno Bruni

(Mit zehn Abbildungen nach phot. Aufnahmen von Roger & Co. in Nancy)

Ein Stückchen Paris, ein Stückchen unsrer deutschen Rokokoresidenzen und ein bißchen von jenem Mittelalter, das man in kleineren italienischen Städten findet — dazwischen viel Reichtum an grünenden Gärten und baumbepflanzten Straßenzügen — und zu diesem Bilde als Rahmen eine Kette anmutig bewaldeter Hügel: so stellt sich uns Nancy dar, die alte Beherrscherin Lothringens, die erste große Stadt, die der von Deutschland kommende Reisende innerhalb der französischen Grenzen berührt.

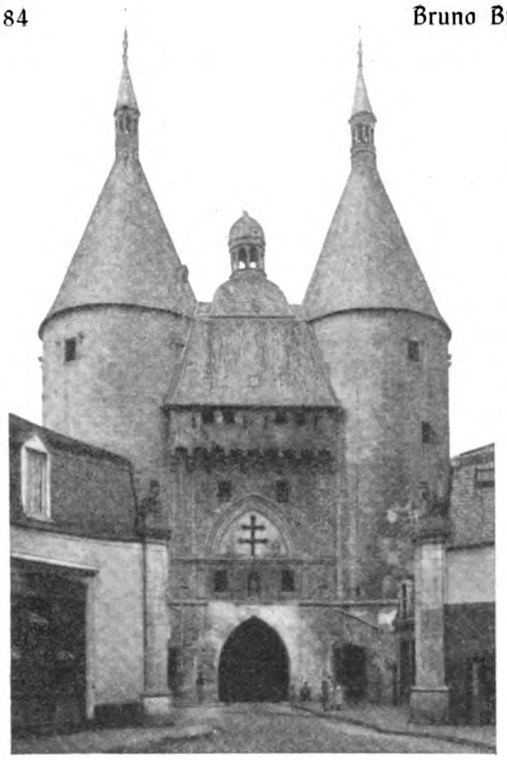
Der Pariser Einfluß macht sich in der Anlage einzelner Arbeiterviertel und in dem Aussehen der eigentlichen Verkehrsstraßen geltend, die sich an dem belebten „Point central“ schneiden. Ihre bazarartigen Schauläden und zahlreichen Modegeschäfte, ihre reihenweis aneinander gedrängten Kaffeehäuser und Weinschenken, zwischen denen zu gewissen Stunden brüllende Zeitungshändler einherlaufen, bilden einen auffallenden Gegensatz zu der Einheitlichkeit und Ruhe des Stadtteils, in dem die öffentlichen Bauten liegen. Hier sieht es aus wie auf einem Paradefelde der Architektur; Renaissancelinien mit goldenem Rokokoputz behangen in Reih' und Glied aufmarschiert, und alles atmet eine schläfrige Vornehmheit, als wäre da noch heute der Sitz eines kleinen Fürstengeschlechtes. Hieran schließt sich das älteste Nancy, von dem herzoglichen Palaste der mittelalterlichen Herrscher mit seinem Klosterhofe und einer Fassade, die ebenso gut in Siena stehen könnte, bis zu dem gefängnisgleichen Tor de la Craffe, in dessen düsteren, langen und breiten Gängen man Seufzer zu hören meint, wie aus den Kerkern der Malatesta von Rimini. Dann weiter hinaus, und rings umher Villenstraßen und Parkanlagen, der Ostkanal, der Marne und Rhein verbindet, und endlich die Meurthe, „la morte“, der tote Fluß, der schläfrig seine Wasser durch das heitere Tal dahinschleppt.

In dem so verschiedenartigen Aussehen ihrer einzelnen Teile läßt sich die Geschichte der Stadt genau verfolgen. Die Straße von dem Tor de la Craffe, vorbei an dem Herzogspalaste und der Kirche Saint-Epvre bis zu dem ungeschickten Denkmal

der Jungfrau von Orleans, enthält die Ueberreste der alten Zeit. Die breite steinerne Wendeltreppe in der ehemaligen Residenz der Herzöge führt heute zu dem lothringischen Museum, der an lokalen Altertümern reichsten Sammlung, die Frankreich besitzt. Dort muß man suchen, wenn man die Anfänge von Nancy finden will, da es noch der Abtei von Toul unterstellt war, und Erinnerungen an die der Stadtgründung vorhergehende Epoche der Merowinger. Das einzige erhaltene Bauwerk, das auf ein halbes Jahrtausend zurückblicken kann, ist das mehrfach genannte Tor, dessen seltsamen Namen die Volkslegende von einem historisch unbeglaubigten Ritter des italischen Geschlechts der Caraffa ableiten will, während einige Forscher ihn aus einer Verballhornung des deutschen Wortes Kraft zu erklären meinen. Wie dem auch sei, Kraft zeigt der unheimliche Bau jedenfalls, Kraft seine beiden Seitentürme und der wie in einem Panzer steckende Mauerleib, auf dessen Rüstung das lothringer Doppelkreuz prangt. Zugleich ein Staatsgefängnis und ein Bollwerk, gibt es Kunde von jenen Tagen, da Nancy noch eine starke Festung war, unter deren Wällen Karl der Kühne den Tod fand. Am entgegengesetzten Ende der Straße, deren Eingang dieser finstere Torbau eher verschließt als öffnet, erhebt sich auf einem mit dem winzigen Standbild des Herzogs René nicht eben „geschmückten" Platze die in reicher Gotik errichtete Kirche von Saint-Epvre, die außer andern Merkwürdigkeiten auch die aufweist, daß das p in dem Namen ihres Heiligen nicht ausgesprochen wird. Dort stand einst das älteste Gotteshaus der Stadt. Aber der frühere Bau ward niedergerissen, und der jetzige, zu dem der Kaiser von Oesterreich aus alter Anhänglichkeit an das Stammland seines Ahnherrn reichlich beigesteuert, ist erst vor etwa 40 Jahren an seine Stelle getreten. Trotzdem weckt der äußere Anblick den Eindruck echter Vorzeit. Die auf der Terrasse vor dem Portal aufgestellten, in archaistischer Manier ausgeführten goldenen Symbole der vier Evangelisten — Engel, Adler, geflügelter Stier, geflügelter Löwe — erhöhen diese Empfindung. Im Innern ist es freilich anders. Hier hat der Wunsch nach allzuviel Licht die mystische Dunkelheit, deren die Gotik bedarf, zerstört. Sämtliche Seitenwände sind durch ungeheure Fenster durchbrochen. Wenn diese bunten Gläser auch mit den malerisch zum Teil sehr wirksamen Darstellungen der Heiligengeschichte sehenswert sein mögen, so sind ihrer doch zu viele, als daß sie nicht den Eindruck einer gotischen Kirche beeinträchtigen sollten.

Um die Wende des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts erblühte unter Herzog Karl III. und seinem Bruder Franz, der den für einen Kardinal der römischen Kirche recht ungewöhnlichen Schritt tat, die eigne Schwägerin zu heiraten, eine neue Stadt ostwärts von dem alten Herzogssitz. Wenige

Die Kirche Saint-Epvre, davor das Standbild des Herzogs René

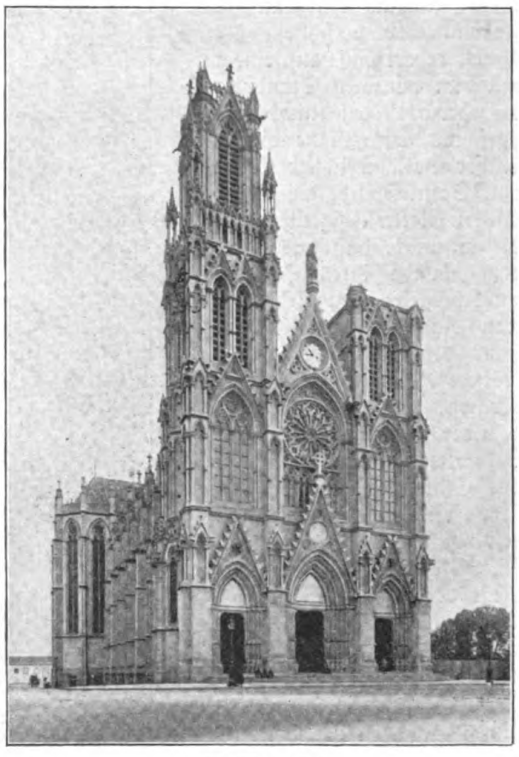


Das Tor de la Craffe

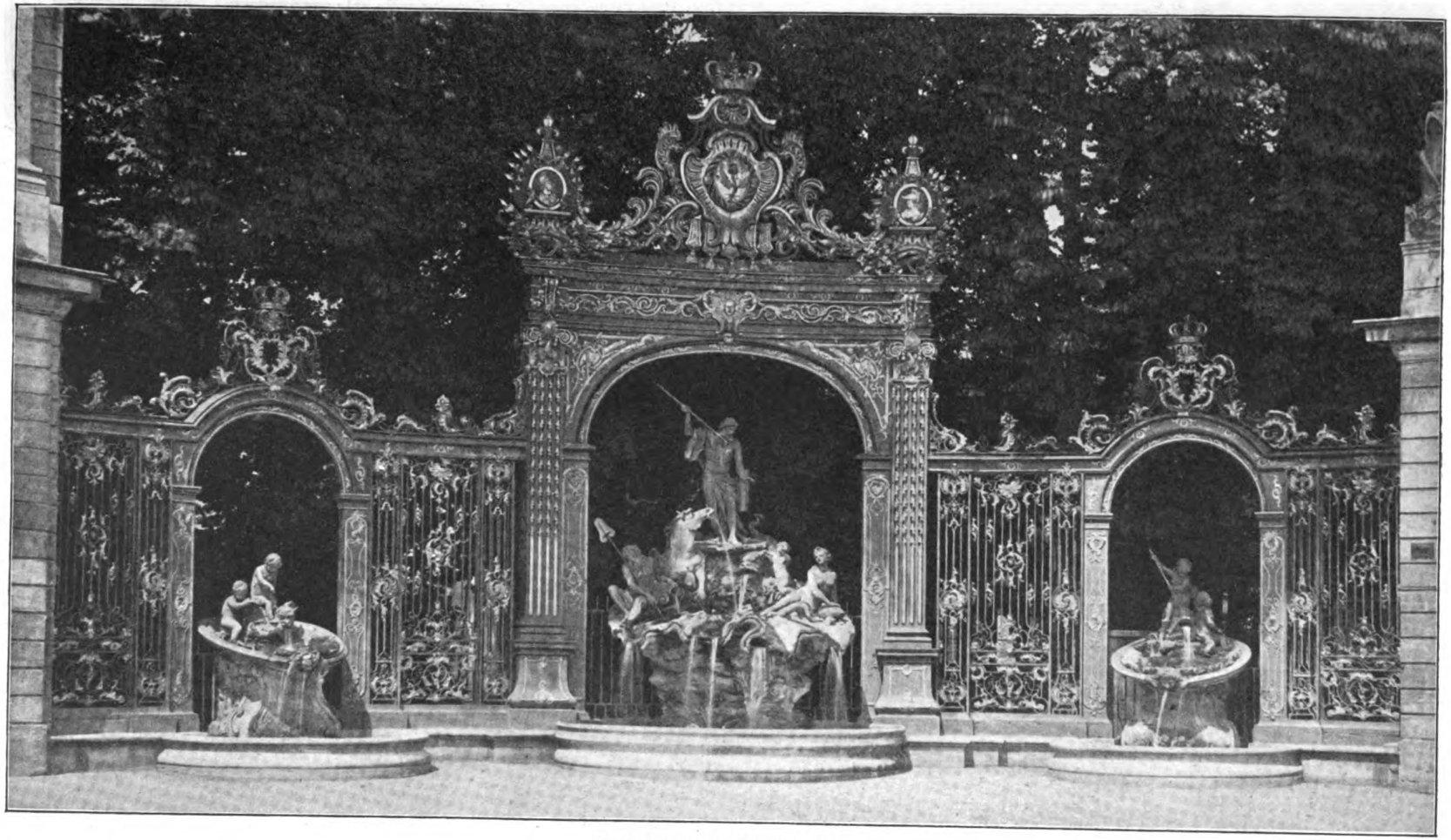
Häuser sind davon übrig geblieben, aber die weiten, rechtlinigen Straßen, wie sie damals geordnet wurden, bilden noch heute die Wege des eigentlichen Verkehrs in Nancy: kein Sondercharakter, aber viel Bequemlichkeit und Raum zur Bewegung.

Der wirkliche Wohltäter der Stadt, der ihr ein besonderes Gepräge verliehen und sie zu einer Sehenswürdigkeit erhoben hat, ist Stanislaus Leszczinski, der ehemalige Polenkönig von Karls XII. Gnaden, gewesen. Sein Schwiegersohn, Ludwig XV. von Frankreich, wollte der nach dem Falle besagten Schwedenherrschers heimatlos gewordenen polnischen Majestät eine Pfründe geben. Nun hatte die inzwischen mehr in Wien als in Nancy interessierte lothringische Fürstenfamilie ihr Stammland damals eben gegen den Besitz von Toskana umgetauscht. Ehe die französischen Könige selbst ihr Banner über Nancy wehen ließen, sollte bis an sein Lebensende Stanislaus Herrscher in Lothringen sein. Man muß es dem so plötzlich hierher verpflanzten Polen lassen, daß er seine Stellung nicht wie eine Pfründe aufgefaßt, sondern sich als einer der vortrefflichsten Fürsten jener Zeit bewährt hat. Bei seinem Einzug in die ihm überwiesene Hauptstadt mauerten viele seiner getreuen Untertanen zum Protest die Fenster ihrer Häuser zu: nicht einmal sehen wollte man ihn. Als er, ein neunundachtzigjähriger Greis, nach langer Regierung durch einen Unglücksfall starb — sein Schlafrock fing an der Kaminflamme Feuer —, da hatte er in ganz Lothringen den Namen „le Bienfaisant", der Wohltätige, erhalten. Was er als Organisator geleistet, ist Sache der provinziellen Geschichte: die Stadt Nancy aber hat er zu einem Schmuckkasten gemacht.

Zwischen dem ältesten Viertel und der Neustadt lag ein langgestrecktes Feld, „la carrière", das zu Aufzügen und Turnieren gedient hatte. Mit Hilfe seines Baumeisters Héré und des Schlossers Jean Lamour schuf Stanislaus aus diesem Felde und dem dahinter liegenden Raume ein architektonisches Bild, das wie eine Operndekoration inmitten einer belebten Stadt anmutet. Es erscheint als eine in ihrer Vielgestaltigkeit einzige Prunkstraße, zu der Plätze und ein Spazierweg mit gleichgeschnittenen Bäumen, ein römischer Bogen und die Säulenwände eines Amphitheaters, Statuen und Gruppen sich auf knappem Raume vereint haben, indes graziös geformte Gitter von schwarzem Eisen, die dabei wie aus leichtem Stoff gewebt scheinen, und um die sich goldene Zierrate schlingen, dem Ganzen den Rahmen geben und seinen Pomp erhöhen. Die Dekoration beginnt mit dem Platze, der den Namen des Polenkönigs trägt. Alles ist hier einheitlich ausgeführt. Sechs Straßen münden ein, jede von ihnen durch ein goldglänzendes Gittertor Lamours begrenzt, während der siebente Weg die Fortsetzung der mit dem Platze anfangenden Via triumphalis bedeutet. Dorthin zeigt die Hand der übergroßen



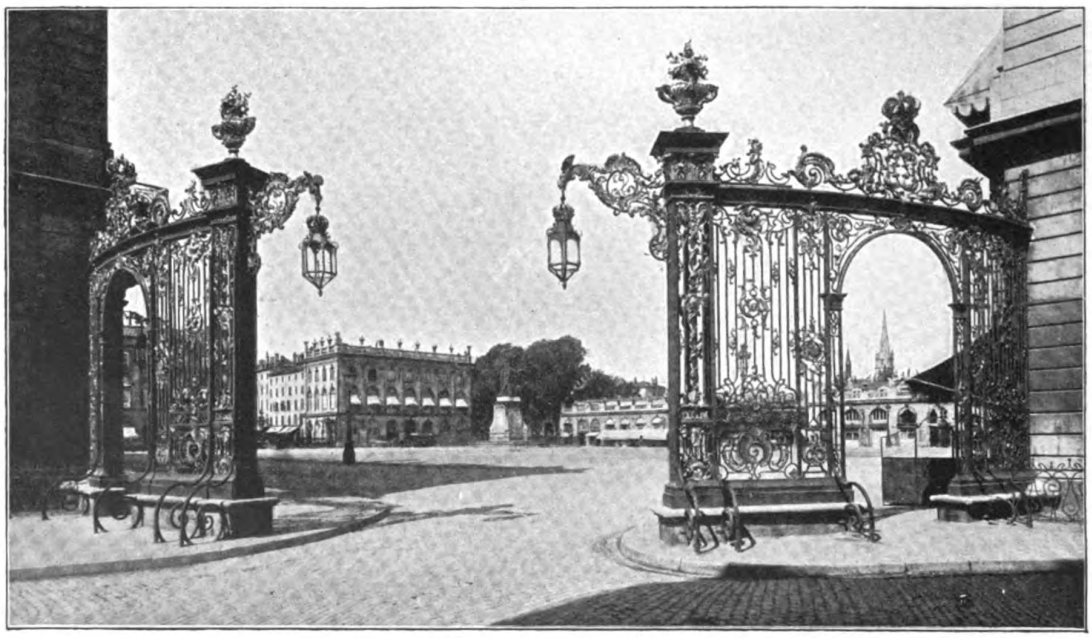
Kirche Saint-Pierre



Neptunbrunnen am Stanislaus-Platz

Esplanade Carrière

Statue des Stanislaus, die die Mitte des Raumes einnimmt. Der bescheidene Mann hatte aus persönlicher Dankbarkeit allerdings eine Bildsäule seines königlichen Eidams dort aufgestellt, die Revolution hat sie jedoch umgeworfen, und die Nachwelt war verständig genug, den kunstsinnigen Bauherrn selbst auf den verwaisten Sockel zu setzen. Hinter dem Standbilde steht das Stadthaus, die ganze Breite des Platzes füllend, ein einfacher Renaissancebau mit kleinen Balkons, deren Brüstungen das überall verwendete Geflecht aus Eisen und Gold zeigen. Zu beiden Seiten Gebäude von derselben Höhe und grauen Färbung, durchaus gleichartig in allen ihren Abmessungen. Die vierte Seite des Raumes ist wie die Oeffnung einer Bühne gedacht: die Häuser rechts und links sind bedeutend niedriger als die Bauten der andern Platzfronten. Ihre Dachlinien wirken wie eine Rampe, die dem dahinter gelegenen Triumphbogen ebenso wie die auf ihn mündenden niedrigen Straßenwände, Gelegenheit geben sollen, über sie hinwegzuragen. An den beiden Seitenenden der Rampe steht Zierat, wie er dem Proscenium eines solchen Theaters angemessen ist: zwei Brunnen mit einem Neptun und einer Amphitrite in den Nischen Lamourscher Gold-

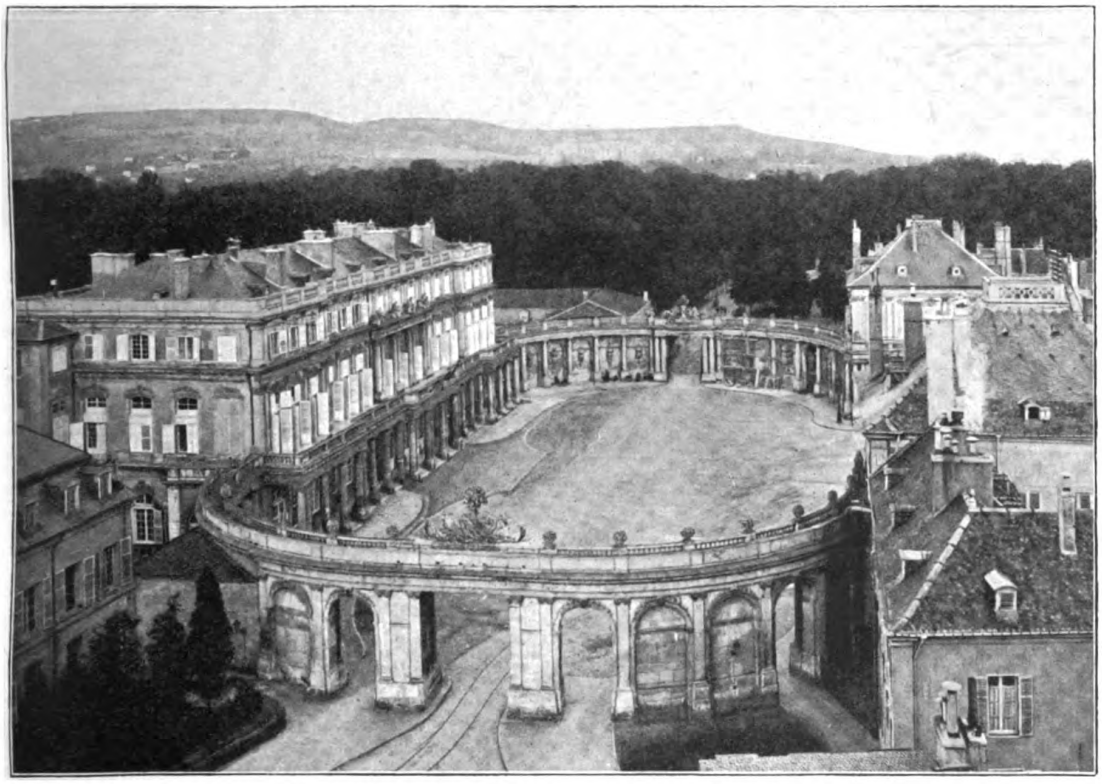


Gittertor am Stanislaus-Platz

und Eisenphantasien, umschattet von Baumgruppen und Sträuchern. Das platte Dach aller Gebäude des Platzes ist in nicht aufdringlicher Art mit Vasen und Figuren der Rokokozeit geschmückt.

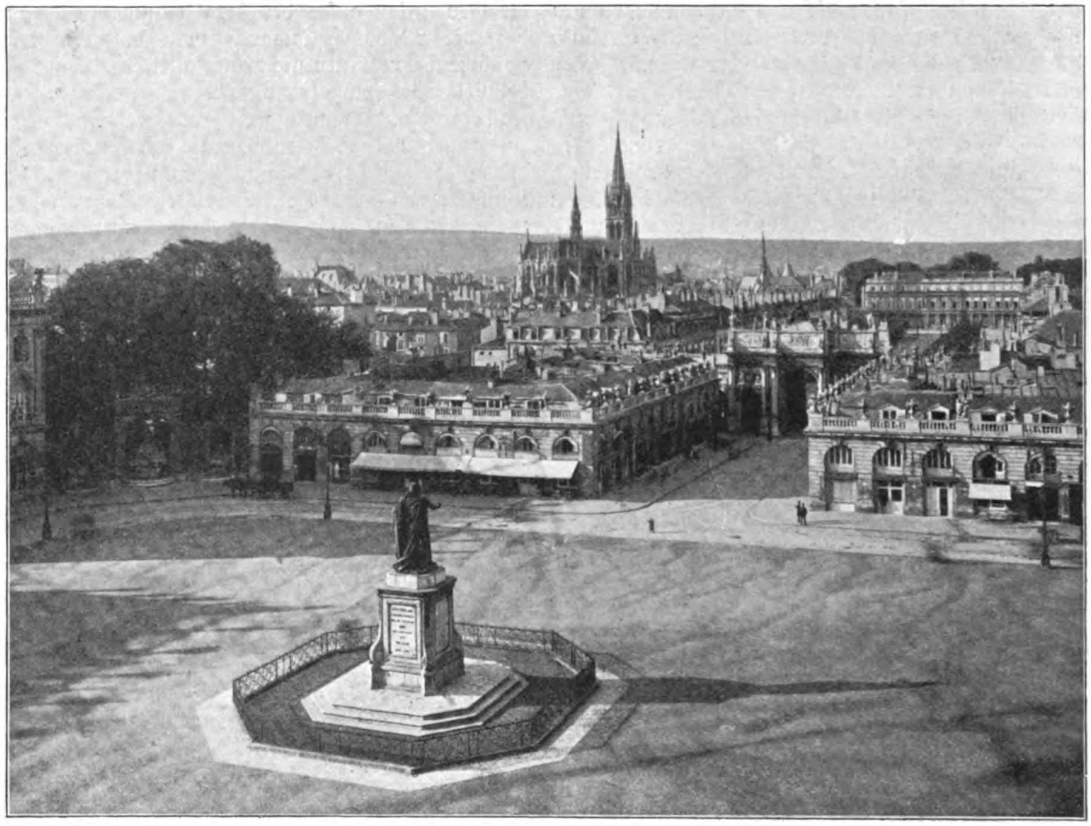
Schreitet man nun den sehr geräumigen Triumphbogen, den die schwiegerväterliche Freundlichkeit gleichfalls Ludwig XV. gewidmet hatte, hindurch und läßt die Säulengänge, die ihm als Flanken dienen, hinter sich, so steht man vor der Esplanade der „Carrière“ und ihren bataillonsmäßig aufgestellten und militärisch zugestutzten Baumreihen. Sie läuft geradeswegs auf einen Platz, dessen Hintergrund das „Gouvernement“ einnimmt, ein Bau, der die Gesamtdekoration in derselben Breite abschließt, wie das Rathaus sie begonnen hat. Sechsundzwanzig Säulen lehnen sich mehr an die Fassade an, als daß sie sie tragen, und säulengeschmückte Rundwände, mit Büsten verziert, laufen rechts und links von dem Gebäude aus und umsäumen im Halbkreis den Platz gleich einem Saale.

Dieser Halbkreis bildet den Hintergrund des von Stanislaus geschaffenen dekorativen Werkes. Die Gesamtwirkung der monumentalen und malerischen Leistung des achtzehnten Jahrhunderts, die hier vorliegt, flößt so viel Respekt ein, daß selbst die Revolution außer der Herabholung des Freundes der Madame Dubarry von seinem Ehrenpostament ihre Linien nicht angetastet hat. Während beispielsweise damals die berühmte Orgel der Kathedrale nur dadurch gerettet werden konnte, daß ein Küster voll Geistesgegenwart die Marseillaise darauf zu spielen begann, blieben die goldenen Königskronen auf den Schmiedewerken von Lamour unangetastet. Selbst von jedem Laternenpfahl des Stanislaus-Platzes grüßt heute dieser monarchische Hauptschmuck auf die republikanischen Militärkapellen hernieder, die dort ihre abendlichen Freikonzerte geben.



Der Gouvernementsplatz, im Hintergrund der Pépinière-Park

In der Stanislausstadt hat sich seither die Historie von Nancy abgespielt. Das Stadthaus, das dem Polenkönig zur Wohnung gedient, beherbergte später die Kaiserin Eugenie und Kaiser Franz Josef, bis es im Wechsel der Zeiten das Absteigequartier von Jules Simon, Legouvé und den beiden Damen des Thiersschen Haushalts wurde, als diese Getreuen kamen, um das vor dem Bahnhof errichtete Standbild von Thiers zu enthüllen, mit der Inschrift: „dem Befreier des Territoriums“. In dem jetzigen Präfekturgebäude rastete Marie Louise auf ihrer Brautfahrt zu dem ersten



Der Stanislaus-Platz, vom Stadthause aus gesehen

Napoleon, während 1814 der Zar und 1871 der neue Deutsche Kaiser und der Kronprinz dort ihr Haupt niederlegten. Der Palast an dem Halbkreise des Stanislaus, der heute dem kommandierenden General als Sitz dient und der zu den Zeiten des Kaiserreichs stets einen Marschall von Frankreich als Residenten sah, war 1814 das Hauptquartier Oesterreichs und 1871 die Zentrale der deutschen Militärbehörden geworden.

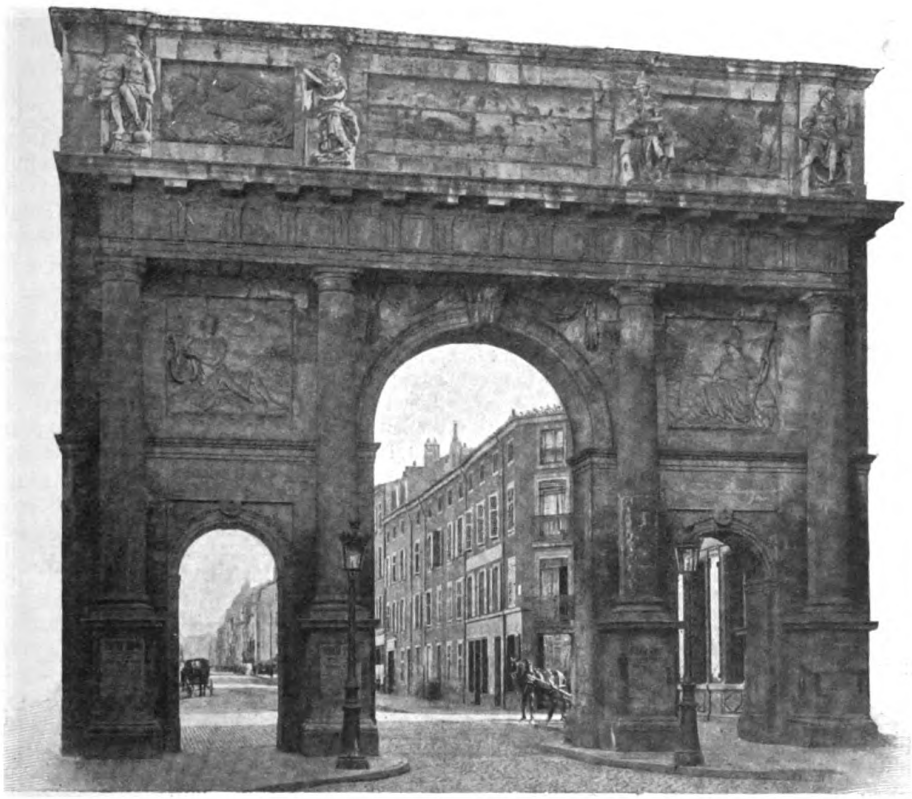
Hatte das achtzehnte Jahrhundert für das Künstlerische in der Architektur gesorgt, so hat die zweite Hälfte des neunzehnten und besonders die Zeit nach dem Kriege es sich angelegen sein lassen, Nancy zu einer großen Stadt und zu einer Industriestadt heranzubilden. Die Einwohnerzahl ward in den letzten 40 Jahren mehr als verdoppelt, und das hundertste Tausend ist längst überschritten. Das Wachstum der Bauten hat sich jedoch nicht in der Art vollzogen, daß sich nun etwa eine vierte Stadt den in historischer Folge entstandenen drei ersten Teilen seitwärts angegliedert hätte. Das neue Nancy ist vielmehr dem Gesetze des Werdens einer Frucht gefolgt, die rund um ihren Kern in jeder Richtung emporquillt. Nach allen Himmelsgegenden breitet es sich gleichmäßig aus, und allenthalben stehen die alten Stadttore in der Mitte langgestreckter Straßen. Man hat diese Denkmäler, die sich in so großer Zahl und Mannigfaltigkeit kaum anderwärts vorfinden, nirgends angetastet: die Porte Stanislas, wo die von dem Polenfürsten gebaute Längsstraße endete, das Nikolaustor mit dem doppelten Stockwerk, das Georgstor und seinen altarartigen Aufputz und das Tor Désilles, das die prachtvolle, mit zehn Baumreihen geschmückte Allee abschließt, auf der um Pfingsten drei Wochen hindurch die lärmende Frühlingsmesse stattfindet.

Zu den Grenzen ihrer Vororte strebt die baulustige Stadt, in denen große Brauereien, die sich mit München um die Herrschaft auf dem französischen Markt streiten, nebst Salz- und Eisenwerken von wachsendem Wohlstand Kunde geben. Die Industrie in der Stadt selbst sorgt hauptsächlich für Kopf und Fuß ihrer Landsleute: Strohhüte und Schuhwerk werden massenhaft produziert. Achttausend Arbeiter von Schuhfabriken leben in jenen Quartieren, deren Einförmigkeit nur hin und wieder durch ein stattliches Bauwerk unterbrochen wird, wie die Kirche des heiligen Peter mit ihrem unvollendeten Turm.

In dem herrlichen Park der Pépinière, der sich an die Stanislausstadt anlehnt, besitzt Nancy den Mittelpunkt für das Vergnügungsbedürfnis seiner

Bürger. Ein kleiner zoologiſcher Garten und eine Rennbahn befinden ſich darin. Wer bei den Klängen der Militärmuſik dort herumſpaziert, wird ſofort merken, daß er mehr Studenten und Soldaten ſieht als ſonſt in Frankreich. Die Stadt iſt der Sitz einer eifrig exerzierenden Diviſion und wiſſenſchaftlicher Anſtalten: einer Univerſität ohne theologiſche Fakultät und eines von Ausländern ſtark beſuchten elektrotechniſchen Inſtituts. Während jedes wiſſenſchaftliche Bedürfnis auch in der reichen und überaus bequem zugänglichen Bibliothek ſeine Befriedigung findet, iſt es mit den Künſten ſehr mäßig beſtellt. Das Theater führt ein kummervolles Daſein, und das Muſeum im Stadthauſe hat eine einzige Sammlung von Intereſſe. Nur wer eine Reihe von Bildern der Rokokomalerei ſehen will, findet hier ſeine Rechnung. Die Pracht und Ueppigkeit in Darſtellung und Farbe nebſt der unwahren, theatraliſchen Auffaſſung der Gegenſtände, wie ſie die Kunſt jener Epoche kennzeichnet, hat hier in Monnoyer, Mignard, dem Nizzarden Vanloo und Lemoyne ihre talentvollſten Vertreter. Die Malerei des achtzehnten Jahrhunderts iſt das Wertvollſte im Muſeum, wie ſeine Architektur das Beſte auf den Straßen der Stadt iſt.

Nancy iſt ein Rokokokern in der Hülle eines modernen großen Gemeinweſens: das Werk von Stanislaus und der Periode nach dem deutſch-franzöſiſchen Kriege. Die Zeit nach Anno 70 hat den Charakter der Bevölkerung mehr beeinflußt als anderwärts. Man fühlt ſich als Grenzbewohner doppelt bewogen, über die ſtrenge Scheidung der Völker zu wachen. Trotzdem hier mehr Menſchen Deutſch verſtehen als irgendwo in franzöſiſchen Landen, gibt es in keinem Gaſthaus, in keinem Kaffeehaus eine deutſche Zeitung. Nirgends hatte auch der Boulangismus und der Nationalismus eifrigere Anhängerſchaft gewonnen als gerade in der Hauptſtadt des alten Herzogsgeſchlechts von Lothringen.



Die Porte Stanislas

Der Herbstgesang der Vögel

Plauderei

von

Fritz Skowronnek

Die Vögel sind von der Natur in zwiefacher Weise bevorzugt worden, durch die Fähigkeit, zu fliegen und zu singen. Zwar haben alle Säugetiere eine Stimme, ihre Anwendung ist jedoch auf einige wenige Fälle beschränkt. Die Vögel dagegen, von einzelnen Ausnahmen abgesehen, besitzen für verschiedene Empfindungen und Begriffe besondere Laute. „Sie locken oder rufen," sagt Brehm, dessen klassische Schilderung ich zitiere, „geben ihre Freude und Liebe kund, fordern sich gegenseitig zum Kampf heraus oder zu Schutz und Trutz auf, warnen vor Feinden und anderweitiger Gefahr und tauschen überhaupt die verschiedensten Mitteilungen aus. Und nicht bloß die Arten unter sich wissen sich zu verständigen, sondern Bevorzugte auch zu minder Begabten zu reden. Auf die Mahnung größerer Sumpfvögel achtet das kleinere Strandgesindel, eine Krähe warnt Stare und andres Feldgeflügel, auf den Angstruf der Amsel lauscht der ganze Wald. Während der Zeit der Liebe unterhalten sich die Vögel, schwatzend und kosend, oft in allerliebster Weise, und ebenso spricht die Mutter zärtlich mit ihren Kindern. Einzelne wirken gemeinschaftlich in regelrechter Weise am Hervorbringen bestimmter Sätze, indem sie sich gegenseitig antworten; andre geben ihren Gefühlen Worte, unbekümmert darum, ob sie Verständnis finden oder nicht. Das sind die Singvögel, die Lieblinge der Schöpfung ..."

Sie gleichen darin dem Goetheschen Sänger:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet,
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

Leider ist die Zeit, in der uns die Singvögel durch ihre lieblichen Weisen erfreuen, sehr kurz bemessen. Mitte oder Ende März treffen die ersten Sänger in der Heimat ein, und sie verstummen, sobald die junge Brut aus den Eiern schlüpft, was etwa Mitte Juni einzutreten pflegt. Dann ist nicht mehr Zeit, zu singen. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend muß das Elternpaar sich abmühen, um ihre Kindlein mit Nahrung zu versorgen.

Unter seinen sinnigen Erzählungen aus der Tierwelt besitzt der Masur auch eine Sage, die sich mit dem Verstummen der Singvögel befaßt. Eines Abends, es war gerade Johanni, ging der liebe Herrgott mit einem Apostel durch die Flur. Als die beiden Wanderer an einem Roggenfeld vorüber kamen, richtete der Herrgott an seinen Begleiter die Frage, ob in den Aehren bereits die Körnchen angesetzt seien. Der Apostel aber überhörte die Worte, denn ringsum sangen die Vögel. Da reckte der Herr seine Hand aus und gebot Ruhe. Seitdem befolgen die Vögel alljährlich das Gebot und verstummen um Johanni. Nur die Lerche nicht, sie stand so hoch in der Luft, daß sie die Worte des Herrn nicht vernahm, sie singt daher bis zu ihrer Abreise an jedem Morgen ein kurzes Lied.

Von Johanni bis zum September ist der Wald stumm. Nur ab und zu ertönt der laute Ruf des fleißig hämmernden Schwarzspechts oder der heisere Schrei eines Bussards, der über den Wipfeln der Bäume seine Kreise zieht. Im September jedoch beginnt der Herbstgesang der Vögel. Es ist nicht das laute, jubilierende Schmettern wie im Frühling, sondern ein wehmütiges Zwitschern, das genau so klingt, als wäre es aus Abschiedsstimmung geboren. Auch die Unruhe, die alle Zugvögel in dieser Zeit befällt, kann man deutlich heraushören. Es ist, als wenn die weite Reise mit ihren Gefahren das Herz der kleinen Tiere mit Sorge erfüllt.

Das mag vielleicht übertrieben klingen, ist es aber nicht. Denn gerade die Alten sind es, die bei uns bis zum letzten Augenblick ausharren, während die Jungen schon längst davongeflogen sind. Ein dunkler Drang führt sie südwärts, sorglos ziehen sie dahin, die Alten aber, die bereits ein oder mehrere Male den weiten Weg zurückgelegt haben, zögern und harren aus, bis Nahrungsmangel sie davontreibt.

Diese Tatsache ist erst neuerdings unbestreitbar festgestellt. Früher glaubte man, die jungen Vögel würden von ihren Eltern geführt. Und wenn die Stare auf den Wiesen in großen Scharen ihre Flugkünste entfalteten, dann meinte der Volksmund, die Jungen würden zu der großen Fahrt übers Meer einexerziert. Das ist aber nicht richtig! Die jungen Stare sind schon lange weggezogen und bereits in ihrem Winterquartier, wenn die alten sich hier noch eifrig umhertummeln.

Der Star ist auch einer der eifrigsten Herbstsänger. Ist das ein Geschnatter und ein Gezanke, wenn eine Schar von mehreren hundert Vögeln im Rohrdickicht einfällt! Wer die Stimmen der Natur zu deuten vermag, wird nicht im Zweifel sein, daß diese Laute eine Erregung bekunden. Und man vernimmt sie vom Star nicht eher, als bis er sich mit vielen seinesgleichen zu großen Reisegesellschaften vereinigt hat. Vorher sucht er stets seine Nistplätze auf, um Abschied zu nehmen. Das habe ich kürzlich wieder einmal beobachten können. Der Garten des einsamen Forsthauses, in dem ich diese Zeilen schreibe, ist mit haushohen Eichen umsäumt, in deren Gezweig der Förster zahlreiche Nistkästen angebracht hat. Acht Tage hin-

durch erschienen die Stare morgens früh auf den Bäumen, saßen stundenlang auf den Sitzstangen und sangen ihr einfaches Lied. Und diesen rührenden Zug hat der Grünrock in jedem Jahr beobachtet!

Von andern Singvögeln ist es namentlich die Drossel, die im Herbst noch einmal ihre Stimme ertönen läßt. Damit ist aber nicht die große Schnarrdrossel gemeint, die jetzt lauter und öfter als je ihre Stimme erhebt, um die kleineren Genossen vor den Raubvögeln zu warnen, die als arge Gäste auf dem Zug nach Süden bei uns erscheinen und auf jedes Getier eifrig Jagd machen. Nein, ich meine die eigentliche Singdrossel, auch Zippe genannt, deren flötende Strophe dem Jäger im Vorfrühling das baldige Eintreffen der sehnlich erwarteten „Langschnäbligen", der Waldschnepfe, ankündigt. Auch sie singt im Herbst ein kurzes Abschiedslied, ehe sie davonzieht. Dann aber wird es auf eine Woche oder zwei ganz still im Walde, bis der Kramtsvogel aus dem Norden auf dem Durchzug hier erscheint. Sie ziehen in Gesellschaften von zwanzig bis vierzig Stück und verweilen manchmal mehrere Tage an einem Ort, der ihnen zusagt. Wo zahlreiche Ebereschen mit ihren rotgelben Beeren sie locken, halten sie sich so lange auf, bis die letzte Frucht verzehrt ist.

Die Jäger, die den Kramtsvögeln mit Schlingen, den sogenannten Dohnen, nachstellen, wissen ganz genau, ob dieser Vogel im Revier ist oder nicht, denn die nordischen Gäste erfüllen den Wald, der ihnen für einige Zeit Obdach und Nahrung gewähren soll, mit lauten Rufen. Da hört man das heisere „Zipp zipp" der Singdrossel, das scharfe „Tschak tschak" der Wacholderdrossel und das „Zieh--pack" der Rot- oder Weindrossel. Früh am Morgen, wenn die kleinen Vögel nach durchflogener Nacht dicht geschart auf einem Baume rasten, klingt ihr Gesang wie eine Aeußerung der Freude. Am Tage dient er dazu, die Mitglieder der Reisegesellschaft beieinander zu halten.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob der Fang der Kramtsvögel im Dohnenstrich zu verbieten ist oder nicht. Die Jäger verteidigen ihr von alters her überkommenes Recht zum Drosselfang mit großer Energie. Sie weisen darauf hin, daß die heimischen Vögel schon längst weggezogen sind, wenn sie mit dem Fang beginnen, und meinen, daß man ihnen die kleine Einnahme schon gönnen könne, da sie so viel für die Vertilgung des Raubzeugs täten. Ihnen stimmen alle Feinschmecker zu, die den kleinen, aber würzigen Braten nicht missen möchten. Die Vogelfreunde aber weisen, und nicht mit Unrecht, darauf hin, daß wir genau so handeln wie die Barbaren in den Mittelmeerländern, die unsre gefiederten Lieblinge massenhaft hinmorden, um sie zu verspeisen. Ganz so schlimm ist es mit dem Kramtsvogelfang nun nicht, aber immerhin sind es viele Tausende Vögel, die im Herbst auf den Märkten der Großstädte verkauft werden. Und alljährlich geht die Zahl der gefangenen Vögel zurück, ein Beweis dafür, daß der Nachwuchs geringer ist als die Zahl der verspeisten Vögel. Es wäre daher wohl angebracht, den Fang der Kramtsvögel zu verbieten. Die Jäger haben bereits auf Vogelherd und Lerchengarn verzichtet, sie können im Interesse der Singvögel und ihrer Erhaltung auch dies kleine Opfer bringen.

Wesentlich verschieden von dem Herbstgesang mancher Vogelarten sind die Rufe, die fast alle Zugvögel ausstoßen, wenn sie auf der Reise nach dem Süden hoch in der Luft dahinfahren. Sie dienen dazu, um in finsterer Nacht die Schar beisammen zu halten, werden aber auch bei Tage angewendet, wie mir scheint, um die schwächeren zu ermuntern und anzutreiben. Dafür spricht auch eine Beobachtung, die ich am 29. August dieses Jahres in Ostpreußen machte. Von Nordwesten her kam etwa in der fünften Stunde nachmittags ein gewaltiger Schwarm Kraniche gezogen. Etwa dreißig flogen in geordneter Schlachtreihe, d. h. keilförmig, mit dem spitzen Winkel nach Süden hintereinander gereiht. Etwa sechzig wimmelten regellos durch die Luft; deutlich sah man, wie sie sich stießen und im Fliegen behinderten. Da erschollen laute, scharfe Rufe, und ehe noch eine Minute vergangen war, hatte auch diese Schar sich zu zwei Keilen geformt. Von einem befreundeten Forstmann erfuhr ich noch an demselben Abend, daß der anfangs so regellose Haufen auf den Wiesen am Haaschnerfluß gerastet hatte und eilends aufgestiegen war, um sich den in geordneter Linie daherziehenden Genossen anzuschließen. Die Rufe, die wir gehört, waren also kein zweckloses Geschrei, sondern Befehle, deren Bedeutung jedem Vogel auf der Stelle klar war.

Noch ärger als die Kraniche schreien die wilden Gänse nachts auf dem Zuge. Wer dies Lärmen und Trompeten jemals in stiller Nacht aus nächster Nähe vernommen, findet es begreiflich, daß die Sage vom wilden Jäger entstehen konnte, der mit Peitschenknall und Hundeblaff, mit Horrido und Hussassa nächtens durch die Lüfte dahinsaust. Von den wilden Enten hört man außer dem Sausen der scharfen Flügelschläge nur manchmal ein leises Quaken, das der Führer der Schar, ein alter Erpel, ertönen läßt.

All die kleinen Vögel, die nicht übers Meer ziehen, sondern nur strichweise vor dem Frost zurückweichen, zwitschern fröhlich, denn sie haben ja nicht eine große beschwerliche Reise vor sich, sondern eine vergnügte Wanderfahrt, auf der sie hier und dort einkehren. Solche lustige Gesellen sind z. B. die Rotkehlchen. „Wenn man in der Zugzeit des Abends im Zwielicht in einem Walde ist," so schreibt Naumann, „hört man ihre fröhlichen Stimmen aus jedem Strauch erschallen, anfänglich nahe an der Erde, dann immer höher, bis sie die Baumwipfel erreichen. Hier verstummen sie, denn sowie der letzte Schein des Tages verschwindet, wird alles still im Walde . . ."

Selbst der winterliche Wald ist nicht ganz stumm. Es gibt lustige Gesellen, die sich durch nichts abhalten lassen, ihr Lied anzustimmen. So hört man das sanfte „Gühl, gühl" des Dompfaffen, das vergnügt klingende Zwitschern des rastlosen Zaunkönigs und das schnarrende Geschrei des Eichelhähers. Nicht selten wird man auch durch den Schlag der Drossel oder den munteren Ruf eines Finken überrascht. Schleicht man aber hinzu, um den Frühlingssänger im Winter zu überraschen, dann findet man den — Eichelhäher, der

aufgeplustert im Wipfel einer Fichte sitzt und sich die Langweile durch Nachahmung aller möglichen Naturlaute kürzt. Den Ruf des Bussards gibt er so täuschend wieder wie den des „Vogel Bülow", des Pirols, und wenn der Jäger oder Naturforscher nicht die seltene Kunstfertigkeit dieses deutschen Papageies kennen würde, könnten allerlei Märchen von Singvögeln, die im Winter bei uns geblieben seien, entstehen.

Im Garten erfreuen uns zur Winterszeit die munteren Meisen durch ihren zwitschernden Gesang, und wer ein wenig Herz für die fleißigen Tierchen besitzt, die unermüdlich jeden Obstbaum nach Insektenlarven absuchen, kann sich durch Ausstreuen von Futter selbst die Freude bereiten, daß die Vögelchen zutraulich ans Fenster picken, um die milde Gabe zu heischen. Auf dem Dachfirst trippelt die Haubenlerche entlang und singt im ärgsten Frost ihre kurze Strophe. Nur an einem „Singvogel" findet der Mensch wenig Gefallen: an der Krähe, von der man im Winter nichts andres hört als ärgerliches, aufgeregtes Krächzen.

Die Palme del Cura in Elche

Eine botanische Seltenheit ersten Ranges befindet sich in der spanischen Stadt Elche südwestlich von Alicante. Im dortigen Priestergarten steht eine zweihundertjährige Palme, die einen Ausläufer des großen, mehr als 50000 Stämme umfassenden Palmenwaldes bildet, der die Stadt umschließt. Von dem Hauptstamme zweigen sich acht gewaltige Aeste ab, deren Gewicht jenen mit Zersplitterung bedrohte. Deshalb brachte man Stützen an, die von Zeit zu Zeit erneuert werden. So steht die Riesenpalme heute noch gesund und aufrecht da.

Der Einsiedler vom Totengraben

Jagdskizze

von

Anton Freiherrn von Perfall

Der „Totengraben“ war, soweit überhaupt Jagdberichte zurückgingen, ein treffliches Gemsrevier. Er ist eigentlich kein Graben, ebensowenig wie der „Bleikessel“ ein Kessel ist, die „Pfanne“ auch nur die entfernteste Aehnlichkeit mit einer Pfanne hat, die „Brust“ an die Form einer Brust erinnert. Hier ist eben alles Phantasie, mit einem besonderen Auge, unter besonderer Beleuchtung angeschaut, oder die Benennung stammt von Umständen und Zufällen, von denen längst niemand mehr etwas weiß.

Der Totengraben ist ein vielzerklüftetes Gehäng, das sich aus dem rings umgrenzenden Waldgebirge hebt und in seiner bleichen Starrheit inmitten des dunkeln Tannengrüns wohl an den Tod erinnern kann; innerhalb seiner Steinwelt aber ist er voll des formenreichsten Lebens, wie es nur irgendwo das Hochgebirge bietet. Da gibt es kirchturmhoch abfallende Wände in grellem Gelb und silbernem Grau, abenteuerliche Bastionen, mit Latschen und Almrosen bekränzt, ewig feuchte Schächte, in denen unsichtbare Wasser brausen, unheimliche Löcher und Höhlen, vor denen auf grünsammetnem Boden der Edelweißstern in unschuldsvoller Weiße blüht, da gibt es „Schnat'n“ und „Köpferl“, Reiß'n und Platt'n, Wandel'n und Gump'n mit kristallklarem Wasser, Graslaaner und Latschenfelder, alles, was der Bergjäger liebt und bei seinem Planen und Schleichen wohl in Erwägung zieht; nur die Hauptsache gab es nicht mehr, die dem Ganzen erst Wert verlieh, es weit und breit berühmt machte: „das Gams“, für das der Totengrab'n doch grad g'wachsen war. Wie wegblas'n mit einmal!

„Und daran is nix schuld als der verdammte ‚Oasiedler‘ mit seiner kohlschwarz'n Kutt'n, der sich da oben unter der rot'n Wand eing'nist hat. Glaub'n Sie's oder glaub'n Sie's net, der Jägersepp sagt's, und der kennt si aus, mei Freund! Da gibt's nix. Solang der net wegputzt is, sagt er, wird's net bess'r, und gehn thut er grad drauf, seit zwei Jahren schon, aber ums Verreck'n kommt er net z' schiaß'n.“

„Aber hört, Kinder, wenn auch ein Einsiedler mitten im Gewänd' die Jagd empfindlich stört, ihn, falls er nicht mit andern Mitteln zu entfernen ist, gleich wegputzen — so einen frommen Mann! Das hätt' ich euch als guten Christen nicht zugetraut, daß ihr das billigt.“

So ähnlich war die Rede der Leute und die Entgegnung eines harmlosen Gelehrten, der in der Wirtschaft zur „Leit'n“, eine Wegstunde vom Totengraben, seine Erkundigungen einzog.

Zuerst schallendes Gelächter, das den Eindruck unverbesserlicher Roheit sichtlich nur vermehrte, dann Stöße mit den Ellbogen, verschmitztes Zublinzeln — die Verschwörung war fertig.

„Da hast wohl recht, Herr, — aber halt do, schaug, wenn's halt anderscht gar net geht —“

„Was moanst denn, das für oaner is, mit oan'r kohlschwarz'n Kutt'n, — was moanst?“ fragte einer hinterlistig im unschuldigsten Tone.

„Nun, das müßte wohl ein Benediktiner sein. Aber meines Wissens ist es in diesem Orden nicht Sitte —“

„Hörst, Herr, die schwarze Kutt'n hat er grad zur Winterszeit, im Sommer tragt er a braune —“

„Den Orden kenne ich allerdings nicht. Das interessiert mich aber. Im Sommer eine braune —“

„Und an kohlschwarzen Bart hat er, den gröscht'n —“

„Nun, das wäre nichts Besonderes, den tragen viele Mönche, besonders derartige Anachoreten —“

„Woll, woll, — da magscht ganz recht hab'n, Herr! Aber woltern hoaß is er drauf, der Jagersepp.“

„Auf den Bart? Ja, was will er denn mit dem Bart?“

„Das is guat! Auffasteck'n halt auf 'n Huat die Sonntäg...“

Das Wirtshaus zur „Leit'n“ liegt allein im tiefen Forst, weitab keine menschliche Niederlassung, eine niedere, rauchgeschwärzte Stube, ein Unschlittlicht, die bärtigen Gestalten alle — der Abend dämmerte schon.

Dem Fremden war es nicht mehr geheuer. Er zog es wohl vor, auf der Straße von der Nacht überfallen zu werden, zahlte und ging, vielleicht fest entschlossen, an der nächsten Stelle die Behörde von dem verbrecherischen Plane gegen den Einsiedler vom Totengraben in Kenntnis zu setzen. —

Es war im November darauf — Gamsbrunftzeit! Mein Standquartier war wieder einmal das Wirtshaus in der „Leit'n“.

Der Sepp war schon da zum Empfang. Ein hagerer Kerl, baumlang, mit einem roten Bart, dick wie eine Fuchsrute, einer einfältigen, harmlosen Miene, hinter der die Schlauheit lauerte.

„No, Sepp, wie steht's? Wo packen wir's an morgen?“

Der Sepp rückt das Hüt'l mit der Spielhahnfeder und kratzt sich hinter dem Ohr.

„Mein Gott, was kannst sag'n! In der ‚Breitlahn'r‘ halt, moanet i, Gams grad g'nua, wenn's mag.“

„Und warum denn nicht im Totengraben? War ja ausgezeichnet vor zwei Jahren.“

„Vor zwei Jahr'n wohl, — aber jetzt —,“ er winkte ärgerlich ab. „Ganz aus is damit.“

„Ah so, wegen dem Einsiedler mit der Sommer- und Winterkutten?"

Er lachte nicht mit.

„Glaubst du wirklich daran?"

„Werd's wohl glaub'n müass'n, wenn i's selb'r siech, wie er kein Stück'l eina laßt, der Teufelsbock, der verdammte."

„No, dann wär's ja höchste Zeit, daß er abgeschossen wird."

„Moanen S' vielleicht, i hab's grad einmal probiert? Den schiaß ma net, das sag' i gleich."

„Abergläubisch, Sepp, — was?"

„Wir schiaß'n halt net, weiter sag' i nix — grad Zeit verlor'n."

„Aber jetzt in der Brunft! — Glaubst wirklich, daß er's mit dem Zölibat so g'nau nimmt?"

„Der scho, auf die Goas is er ganz narrat. Traut si a keine mehr eini."

„Sepp, jetzt machst mich erst recht heiß darauf. Jetzt gehen wir morgen in den Totengraben."

Doch der Sepp hatte alle erdenklichen Einwendungen. Er möchte seinen Herrn doch zu Schuß bringen, und das Morgrevier, und ein Gamsbock, das wär' ja grad ein Triffauf. Er sei auch gar net so besonders, wie die Leut' alleweil reden, a sechsjähriger Bock, die eine Kruck'n abbrochen no dazu, und in der Breitlahna hätt'n wir grad die Auswahl.

Kurz, ich ließ mich überreden.

Mit dem Heraussuchen war es nicht so weit her in der Breitlahna. Viel Geraffel, aber wenig gute Böcke. Nebel, schlechter Wind taten das übrige. Nach dreitägiger Birsch war ein Vierjähriger die einzige Beute.

Jetzt muß der Einsiedler her! Der Verdacht ließ mich nicht mehr los, der Sepp wolle ihn für sich reservieren.

Es war der 24. November, ein froststarrer Morgen, mäßiger Schnee. Der Totengraben war noch in leichten Nebel gehüllt; der Sepp benutzte ihn zu neuen Einwendungen, aber vergebens.

Im Hinaufgehen durch den blitzenden Hochwald mußte er erzählen. „Also wie ist es denn gegangen eigentlich mit deinem Einsiedler? Was ist ihm denn auf einmal in den Grind gefahren?"

„Was denn — als d' Weiberleut'!"

„Dem alten Teuf'l?"

„Da is der Teuf'l nia z' alt dazua. I kenn' ihn ja scho seit Jahr'n, an seiner weiten Kruk'n. In der ‚Brent'n' is er rechtsweg'n dahoam. Den hätt'n S' sehn soll'n! Grad Goas hat er trieb'n, auf und nied'r, kei schärferer weit und breit. Der Best' hat ihm weich'n müass'n, und d' Goas san ihm grad nachg'rennt, als wenn er alloan oaner war, — g'wiß! Die Alt'n und die Jung'n, alle hab'n sein g'hört. Lustig war's zum Anschau'n. Mit oan Schlag war ein End', als wenn ihn der Bod'n verschluckt hätt'. Muaß ihm scho was net paßt hab'n. 's Jahr drauf begegn' i ihm im Totengrab'n. Aufs erst' hab' i ihn kennt, die linke Kruk'n abbroch'n, in der Deck'n den größten Riß, — heut siecht man's no, — ganz alloan in der schwarz'n Gump'n, aber kei Goas mehr weit und breit. Und dabei is blieb'n, und ankönna hab' i ihm a nia, was i a all's probiert hab'. A Teuf'lsplatz, die schwarze Gump'n! Der Wind alleweil schlecht, bal' d' einischaust, der Bock beim Teuf'l, — bal' d' net einischaust, — no, nachher siechst ihn eh net."

„Müßt' sich grad einmal so eine alte Lieb' in ihm wieder rühren," meinte ich, „wär' ja möglich — kommt vor, nach vielen Jahren, Sepp, auch bei den Einsiedlern!"

„Bei dem wohl net, das is a ganz ausg'frorner. Werden's ihm scho g'macht hab'n darnach, die Luad'r. Das gibt's a, Herr, das hab' i selb'r erfahr'n."

Er wurde schweigsam von da an, schlimme Erinnerungen tauchten sichtlich in ihm auf.

Der Totengraben ist vom Hochwald aus, aus dem er sich erhebt, nicht zu begehen; ein Wall von mächtigen Steintrümmern und Lawinenstürzen bildet ein unüberwindliches Hindernis, besonders wenn es zu birschen gilt.

So stiegen wir seitwärts durch das mächtige Latschenfeld an, das bis zur Schneid hinauf einen dunkeln Saum bildet. Der Steig, der hindurchführt, war verweht, der Schnee zäh und tief — eine Hundearbeit!

Endlich nach zwei Stunden ist's überwunden, noch zehn Schritt vor gegen den Grat, und das Gewänd des Totengrabens liegt vor uns.

Sepp hustet in den Hut, die Büchse wird untersucht, das Visier — dann gebückt vor. Der Wind zieht herauf. Wenn er jetzt unten ständ' im Gewänd! Der Gedanke wird zur fixen Idee. Jetzt kriechen wir auf dem Bauch, heben die Köpfe — eine Steinwildnis liegt vor uns, zerklüftete Türme, Wände wie Mauern, zerrissene Gräben, dazwischen blinkende Schneefelder, steil abfallend, wie poliert.

„San ma froh, daß er net scho pfeift," tröstet mich der Sepp.

Alles leer, Winterruhe, nicht einmal eine Fährte kreuzt ringsumher den Schnee.

„No, was hab' i g'sagt?"

„Müssen wir halt in die schwarze Gumpe schauen, Sepp."

„Wird si' hart mach'n bei dem laut'n Schnee. Wenn S' moana! Außispritz'n wird er halt. Das is all's!"

„No, dann spritzt er halt 'raus. Dann hab' ich ihn wenigstens gesehen, den tollen Einsiedler."

Der Weg ist grad nicht heimelig. Ueber im Schnee vergrabene Stellwandeln, steil herab, steil hinauf, über glasglatte, scharf geneigte Flächen, jeder Schritt wohl zu überlegen.

Als ob nie eine Gams den Totengraben bewohnt, — alles still, so öde ringsum. Fast reut mich schon der schöne Tag.

In einem schmalen Kamin geht's jetzt aufwärts, der schwarzen Gumpe zu. Ich kenne sie. Dieselbe Geschichte. Sie ist weder besonders schwarz, noch entspricht ihre Gestalt dem, was man hierzulande eine Gumpe nennt. Ein enges Felskar, das sich inmitten des Gebirgsstockes eingesenkt, wie die Höhlung eines Zahnes. Der Kamin, den wir hinaufkriechen, endet in eine schmale Scharte. Höchste Vorsicht ist nötig!

Hier liegt ewiger Schatten zu dieser Jahreszeit. Infolgedessen zieht der Wind in das Kar. Ein Erheben des Kopfes über den Rand der Scharte genügt für den Einsiedler, wenn er in seiner Klause ist.

„Obacht! Obacht!" flüstern wir uns zu.

Büchs herunter, Hahn übergezogen — nur ein

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Feierabend

Nach dem Gemälde von Mathias Schmid

rascher Schuß kann da helfen. Jetzt haben wir die Scharte.

„Lassen S' mi schau'n," meint der Sepp.

„Gut, schau."

Vorsichtig bringt er den Kopf durch die Scharte, die kaum einen Mann durchläßt.

„Da ist er! A nagelneue Fährt'n! Sehn Sie's?"

Auf der andern Seite des höchstens 120 Meter breiten Kars zieht sich wie eine leuchtende Schnur eine Gemsfährte, die quer in dem Geschröff sich verliert.

Neue Hoffnung! Ich nehme den Feldstecher, — aber das ist seltsam!

„Sepp, was sagst du zu der Fährte? Das ist doch sein Lebtag kein Bock. Kein guter einmal gewiß nicht."

Auch Sepp bringt das Glas nicht von den Augen. „Ja sakra — das is ja a Goas, meiner Seel! Ganz frisch a no!"

„Wird halt Besuch bekommen haben, dein Einsiedler!"

„Das gibt's net," erwiderte ganz entrüstet Sepp. „Warten S' nur, glei wird er s' außateufeln — oder er is eh nimmer da."

„Oder er halt' euch alle zum Narr'n in seiner schwarzen Gumpen."

„Ja freili." Sepp war ganz ärgerlich.

Aber der Einsiedler kam nicht zum Vorschein, obwohl wir eine Stunde warteten.

Sepp wälzte sichtlich einen Plan in seinem Schädel. Die Fährte führte nicht mehr heraus aus dem Gewänd' drüben, und gerade dort in dem Gewirr von Felsen war des Einsiedlers vorzüglichster Aufenthalt.

Plötzlich stand er ganz erboßt auf, griff nach seinem Bergstock. „Jetzt pack'n ma's an! Nüber müaff' ma!"

Das war leichter gesagt als getan. Der Abstieg in das Kar sah unheimlich her, außerdem galt es Vorsicht, daß kein Stein sich löste. Sepp voran, ich folgte. Alles geht, wenn es einem guten Gemsbock gilt!

Steigend, gleitend kommen wir auf die Sohle des Kars, dann ging es hinüber auf die Sonnenseite.

Der Schnee war jetzt flaumig, lautlos; Latschen, Felsblöcke gewährten Deckung; aber der Wind ging uns in den Nacken.

Dicht ober uns zog sich die Fährte hin. Wir folgten ihr Schritt für Schritt in das Gewänd.

Plötzlich gibt es Sepp und mir einen Riß. Er wirft sich förmlich zu Boden. Ich folge ihm.

„Die Goas!" flüstert er.

Ich spähe durch das Latschengeäst vor mir. Richtig, da steht sie auf einem Felseck, keine hundert Schritt weit. Starr äugt sie in die Tiefe. Das Spiel kenne ich. Und schon geht's hinunter, daß der Schnee stäubt, auf unsrer Seite herauf. Ich lasse ihren früheren Standpunkt nicht aus den Augen — und plötzlich ist er besetzt — kohlschwarz steht er drüben.

„Sakra, der Oansiedler!" flüstert Sepp. „Jetzt jagt er s' außi."

Der Bock ist im Nu verschwunden — und nun beginnt eine wilde Jagd zwischen den Latschen und Felsen, jeden Augenblick taucht ein schwarzer Körper auf, ob Bock oder Geiß ist nicht mehr zu unterscheiden, aber von „außajag'n" keine Rede.

Ich höre deutlich das begierige „Blättern" des Bockes — dann wird's wieder still. Der Atem stockt einem, das Auge brennt.

„So a Tropf, so a grundfalscher," philosophiert Sepp in seinen Bart.

Da taucht der Geißgrind auf, dicht vor mir. Sie hat mich richtig schon eräugt. Ein Pfiff — dahin die schöne Braut, daß die Latschen wackeln.

Da tritt er heraus, in seinem Wahn die Warnung überhörend. Zornig schlägt er mit den Läufen, der zottige Hals ist gebläht.

„Schiaßen S'! Um Gottes willen schiaßen S'!" flüstert Sepp.

Ich senke das Korn in die schwarze Brust — ein kurzer Knall, vom Schnee gedämpft —, der Bock hebt sich vorn, überstürzt sich, wieder auf, und hinunter. — Sepp und ich nach, in wilder Gier. Schon leuchtet von weitem die rote Fährte als Verheißung — noch ein Sprung über ein Wand'l, und da liegt er im Schnee, der Einsiedler vom Totengraben. Noch einen vorwurfsvollen Blick — was hab' ich dir getan? — dann bricht das Auge.

Ich zittere vor Weidmannslust.

„Wirkli is er's, der Oansiedler! Jetzt trau' i aber koaner Kutt'n mehr," meint Sepp. „Ein Prachtkerl! Wie ein Bär! Und der Bart, der ihm auf dem Rücken steht!"

Sepp bricht ihn auf, nicht ohne heftigen Ausfall auf den Falschen.

Ich betrachte mir die stille Klause, in die er vor der Welt geflohen, um ihr, der rastlosen Verführerin, jetzt doch zu erliegen. Wer weiß, welchen Zwiespalt dies Höhenherz erlitten, mit welch teuflischen Künsten es ihn von neuem umgarnt.

Im Totengraben herrschte wieder tiefe Ruhe, der Abend zog herauf und ergoß seine Gluten über die Schneefelder. Die Fährte der Verführerin leuchtete jetzt wie eine Rubinenkette.

Der Sepp schritt vor mir, auf dem breiten Buckel den Einsiedler, in dessen Augen geisterhafte Lichter spielten.

Es war mir nicht einmal so recht extra hinterher, — als ob ich einen Frieden freventlich zerstört, — bis ich in das Wirtshaus zur „Leit'n" kam, dann war's vorbei mit aller Philosophie.

Der Oansiedler war die Bewunderung von jung und alt, — und ich der Held des Tages.

Ob der Gelehrte von damals sein hartes Urteil über das „Wegputzen" eines Einsiedlers beim Anblick des Toten zurückgenommen, weiß ich nicht — kaum!

Es gehört immerhin die Anschauung eines Jägers dazu, um ganz darüber hinwegzukommen. Aber ich kann nichts dafür, ich denke immer noch mit verbrecherischer Lust an den herrlichen Weidmannstag und an den Einsiedler vom Totengraben.

Westmole in Warnemünde

Die deutsch-dänische Dampffährenverbindung Warnemünde-Gjedser

Von

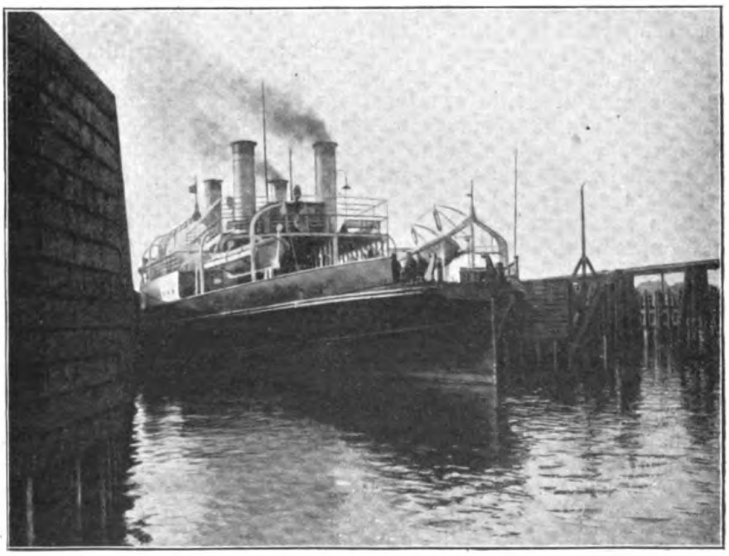
Bernhard Mann

Die Statistik der drei skandinavischen Reiche zeigt in den letzten zwanzig Jahren bei der Einfuhr eine wesentliche Verschiebung zugunsten des deutschen Handels. Unsre Industrie hat auch hier einen erfreulichen Sieg über die englische errungen, die früher fast den ganzen nordischen Markt beherrschte, sich heute aber mit einem von Jahr zu Jahr geringeren zweiten Anteil begnügen muß.

Dieselbe Erscheinung haben wir beim Touristenverkehr nicht nur in Dänemark und Schweden, sondern auch in dem entfernteren Norwegen, wo man früher fast ausschließlich Engländer traf, während heute der deutsche Vergnügungsreisende den ersten Platz einnimmt.

Deshalb wird auch der Schiffsverkehr zwischen unsern Küstenplätzen und den nordischen Häfen ein immer regerer. Während wir im vorigen Jahrhundert lange Zeit nur eine einzige regelmäßige tägliche Postverbindung mit dem Norden und zwar auf der Route Kiel-Korsör hatten, existieren heute schon ein postalischer Tag- und Nachtverkehr auf drei Linien Kiel-Korsör, Warnemünde-Gjedser und Saßnitz-Trelleborg, der abwechselnd von deutschen und dänischen oder schwedischen Schiffen besorgt wird.

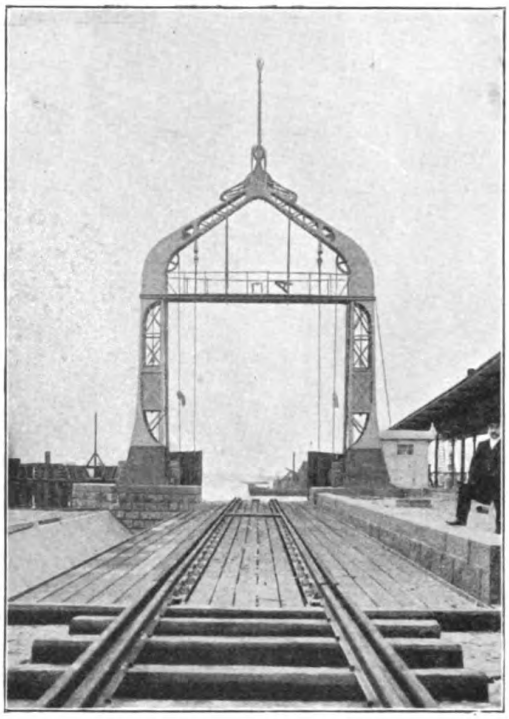
Obgleich diese Schiffe bequem und elegant eingerichtet sind, hat das Reisen mit ihnen, namentlich nachts bei schlechtem Wetter, noch den einen großen Uebelstand, daß die Passagiere, an dem Hafenplatz angekommen, ihr Coupé verlassen und aufs Schiff steigen müssen, um nach beendigter Seereise an der gegenüberliegenden Küste das Schiff wieder mit dem Zug zu vertauschen, der sie an ihr Endziel bringt.



Dampffähre am Anlegeplatz

Auch der Güterverkehr erleidet durch das Aus- und Einladen naturgemäß erhebliche Störungen und Mehrkosten, die bei einzelnen Waren recht empfindlich gefühlt werden, bisweilen auch den Versand unmöglich machen.

Deshalb darf es als ein nicht zu unterschätzender Vorteil angesehen werden, daß man sich auf der Route Warnemünde-Gjedser in Zukunft großer Dampftrajektfähren bedienen wird, auf denen ganze Eisenbahnzüge von dem einen Hafen zum andern befördert werden. Derartige Fähren sind nichts Neues. Schon seit vielen Jahren benutzen die dänischen und schwedischen Bahnen sie auf dem großen und kleinen Belt und auf dem Sunde zwischen Kopenhagen und Malmö, sowie zwischen Helsingör und Helsingborg. Die hier gesammelten Erfahrungen haben zu einer derartigen Vervollkommnung der Trajektschiffe geführt, daß man sie heute ohne Bedenken, natürlich in vergrößerter Form und Stärke, auch auf hoher See zur Anwendung bringen darf.



Das Hebewerk für die Eisenbahnschienen

Dieser neuen Einrichtung bringt man in allen beteiligten Kreisen, sowohl in Deutschland als in Skandinavien, die größte Aufmerksamkeit entgegen. Man verspricht sich von ihr, und wohl mit Recht, einen weiteren Aufschwung des deutschen Personen- und Güterverkehrs mit dem Norden.

Jedenfalls kann man sich eine bequemere Seereise als auf einer solchen Fähre nicht denken. Man besteigt in Berlin den Zug, richtet sich am Tage in seinem Coupé oder Speisewagen gemütlich ein oder begibt sich am Abend im Schlafwagen zur Ruhe und ist nicht gezwungen, bei Nacht und Nebel, bei Regen und Sturm seinen Wagen zu verlassen, sondern durchquert in ihm weit ruhiger die Ostsee, als auf einem Dampfer, weil die Trajektschiffe naturgemäß breiter gebaut und mit wesentlich stärkeren Maschinen als andre Schiffe ausgerüstet sind, deshalb auch den Wogen einen größeren Widerstand leisten und sich nicht so leicht von ihnen hin- und herwerfen lassen, ein Umstand, der dem zur Seekrankheit Geneigten äußerst willkommen ist.

Die Linie Warnemünde-Gjedser, die, aus kleinen Anfängen hervorgegangen, nicht nur den Hauptpersonenverkehr zwischen Berlin und Kopenhagen bewältigt, sondern auch schon heute einen lebhaften Güterverkehr (Waren, Vieh, Fische) mit den dänischen Inseln vermittelt, besteht verhältnismäßig noch nicht lange. Anfang der siebziger Jahre erinnerte man sich daran, daß schon im Mittelalter ein reger, auch von Königen und Fürsten benutzter Fährverkehr von Falster über die Ostsee nach Warnemünde eingerichtet war. Dieser wurde mit kleinen Jachten bewerkstelligt, und man wählte gerade diese Ueberfahrt, weil hier die Ostsee die geringste Breite hat, der Seeweg Falster-Kontinent also der kürzeste ist. Vom Jahre 1873 an ließ man im Sommer täglich einen Dampfer zwischen Rostock und der kleinen regen Stadt Nykjöbing auf Falster laufen, und als man den Vorteil dieser Route erkannte, schritten die beiderseitig interessierten Regierungen und die Stadt Rostock energisch ans Werk. Diesseits wurde die Bahn Neustrelitz-Warnemünde gebaut, der Warnemünder Hafen erweitert und ein großes Bassin für die Postdampfer angelegt, während Dänemark sein Bahnnetz über Nykjöbing hinaus bis zu der Südspitze Falsters weiterführte und hier an einer Stelle, wo früher viele Schiffe strandeten und manches Menschenleben zugrunde ging, den kleinen, aber sicheren Hafen Gjedser anlegte. Die Eröffnung dieser neuen Linie fand im Jahre 1886 statt.

Als in den neunziger Jahren die Route Saßnitz-Trelleborg mit ihren deutsch-schwedischen Dampfern ins Leben trat, die die Reisenden von Berlin nach Stockholm mit Umgehung Kopenhagens an ihr Ziel brachte, wurde man in der dänischen Hauptstadt ängstlich und sann auf ein geeignetes Mittel, um den verlorenen schwedischen Touristenstrom wieder heranzuziehen.

Hierdurch entstand der Plan, auf der Route Warnemünde-Gjedser Dampffähren in Betrieb zu stellen. Doch war dies nicht so leicht geschehen, denn es handelte sich nicht nur um den Bau großer, kostbarer Trajektschiffe. Damit die langen, breiten Kolosse die nötige Bewegungsfreiheit erhielten, mußte dänischerseits auch der kleine Hafen Gjedser vergrößert und vertieft und das Eisenbahnnetz wesentlich erweitert werden. Die Gesamtkosten, die Dänemark hierfür aufgewandt hat, betragen 13 Millionen Kronen.

Auf deutscher Seite mußte die Stadt Rostock unter Zuhilfenahme eines Landeszuschusses von sieben Millionen Mark aus Rücksicht auf die neue Verbindung und zur Belebung ihres übrigen Handels an ihrem Strom und speziell an seiner Mündung wiederum umfassende bauliche Verbesserungen vornehmen, die dem beliebten Badeort Warnemünde, wenigstens soweit er an der Warnow liegt, ein ganz verändertes Aussehen geben. Man hat ein

vollständig neues Strombett geschaffen, so daß die Warnow sich jetzt ohne Krümmung in die See ergießt. Es ist eine neue Ostmole gebaut, die Westmole, der Lieblingsaufenthalt der Badegäste, um ein Erhebliches verlängert und, um das Versanden der Einfahrt zu verhindern, mit einem sogenannten Sandhaken versehen, während man die alte Ostmole verkürzte und den alten Strom, der heute als Bootshafen für kleine Passagierdampfer, Lustjachten, Jollen u. s. w. reserviert bleibt, landwärts nur durch einen schmalen Kanal mit der neuen Warnow in Verbindung ließ. Die Einfahrt ist hierdurch von 45 auf 100 Meter verbreitert, eine Breite, die auch den großen Fähren ein bequemes Aus- und Einlaufen gestattet.

An dem Strom liegt aber mit der Front nach der See der neue Bahnhof mit seinem Schienengleise, an das die Fähre sich mit ihrem Heck oder Bug legt, um hier bei der Ankunft der Züge die für sie bestimmten Wagen mit lebender oder toter Last aufzunehmen. Diese rollen auf ihren nach dem betreffenden Wasserstand mit Elektrizität höher oder niedriger gestellten Gleisen auf das Schiff, das sich, nachdem die Wagen ordentlich befestigt sind, mit seiner schweren Ladung in Bewegung setzt, um je nach Wind und Wetter in $1^1/_2$—2 Stunden die gegenüberliegende Küste zu erreichen.

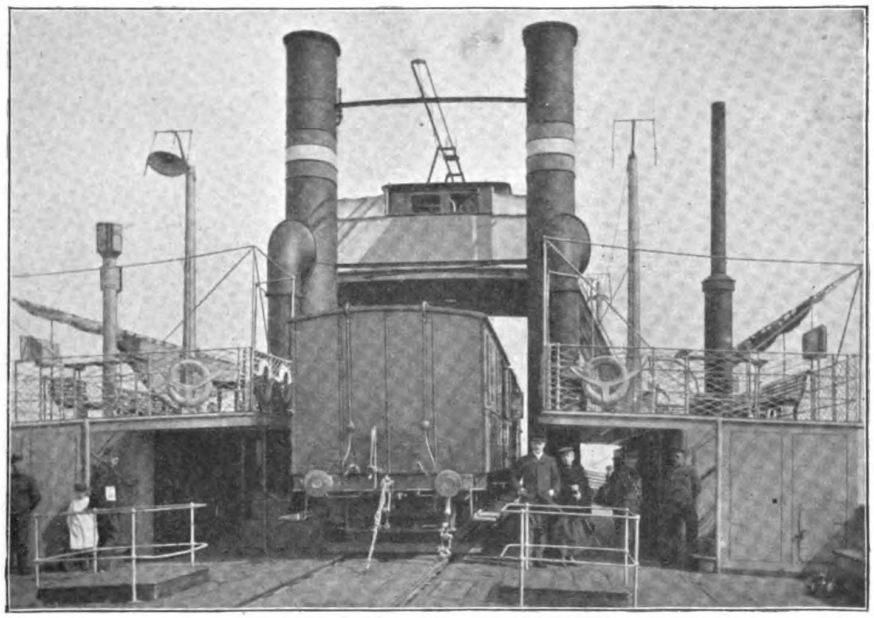
Der Dampffährenbetrieb findet zweimal in 24 Stunden hin und her statt. Von beiden Seiten wird eine Tag- und eine Nachtfähre abgelassen. Man verläßt am Morgen Berlin, resp. Kopenhagen und erreicht nach etwa zehnstündiger Fahrt, wovon $1^1/_2$—2 Stunden Seereise, am Abend seinen Bestimmungsort. Dasselbe ist mit dem in später Abendstunde von der einen Hauptstadt zur andern abgehenden Nachtzuge der Fall. Auch dieser hat eine etwa zehnstündige Fahrt, ist also am nächsten Morgen an seinem Ziel.

Den Verkehr besorgen vier äußerst elegant eingerichtete Trajektschiffe. Von ihnen gehören zwei Fähren der mecklenburgischen Eisenbahn und tragen deutsche Flagge, während die beiden andern der dänischen Staatsbahn gehörenden Schiffe unter dänischer Flagge fahren. Drei von diesen Fähren sind bei Schichau, die vierte auf der Schiffswerft in Helsingör gebaut. Die eine Fähre ist gleichzeitig als Eisbrecher konstruiert und deshalb mit besonderen Verstärkungen versehen. Hierdurch hofft man, auch im strengsten Winter und unter den ungünstigsten Eisverhältnissen den Personen-, Post- und Güterverkehr über die Ostsee aufrecht zu erhalten.

Die Fähren haben nicht ganz die gleiche Größe. Die größte, die bei Schichau gebaute Doppelschraubenfähre „Mecklenburg", hat eine Gesamtleistung von 2400 Pferdekräften mit einer Geschwindigkeit von 14 Knoten. Die Hauptabmessungen des Schiffes sind: Länge zwischen den Perpendikeln 86 Meter, Breite über den Spanten 14 Meter, Breite über den Scheuerleisten 17,70 Meter, größte Breite mittschiffs 7 Meter. Der Tiefgang bei voller Belastung beträgt 4,12 Meter.

Auf dem Oberdeck befinden sich zwei Schienenstränge, die sich vorn und hinten zu einer Weiche vereinen. Auf ihnen stehen die mitzunehmenden Eisenbahnwagen. Zwischen den Gleisen erheben sich mittschiffs die Maschinen- und Kesselschächte, während an beiden Seiten die Deckshäuser sich ungefähr auf halbe Schiffslänge erstrecken, in denen sich der geräumige Rauchsalon für I. und II. Klasse, die Küche, Wirtschaftsräume, Kammern für den Kapitän, Offiziere und Zollbeamte, die Post- und Paketräume befinden. Auf dem Oberdeck sind zum Befestigen der Wagen eiserne Ringbolzen und an den Enden der Gleise klappbare Puffer angebracht.

Ueber dem Oberdeck erstreckt sich in Länge der mittleren Seitenhäuser ein Bootsdeck und darüber das Promenadendeck, auf dem der besonders vornehm ausgestattete Salon für fürstliche Persönlichkeiten liegt, der aber auch für Damen und Nichtraucher benutzt wird. Am vorderen Ende des Promenadendecks liegen Karten- und Steuerhaus, sowie die Kommandobrücke, über der sich in Höhe

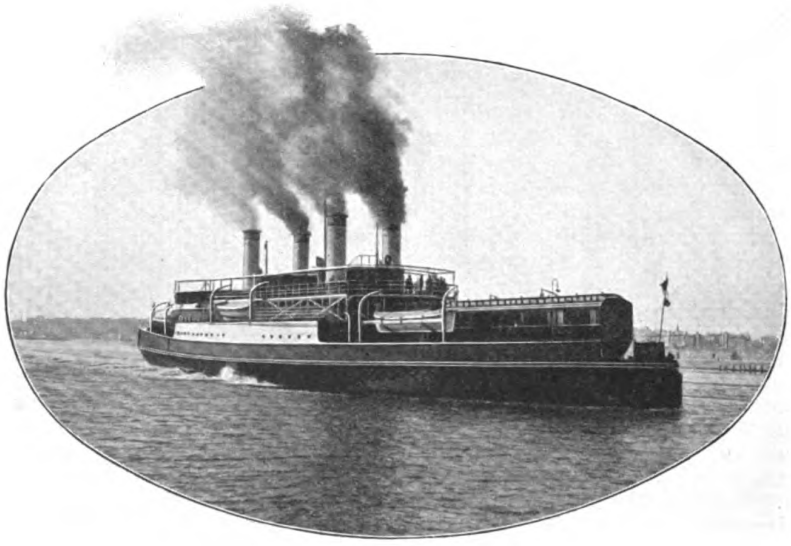


Dampftrajektboot mit Eisenbahnzug

der Kartenhäuser noch eine zweite Brücke befindet. Auf dem Bootsdeck sind auf jeder Seite zwei Rettungsboote befestigt. Weitere zwei Rettungsboote haben ihren Platz, in hohen Bootsdavits hängend, auf dem hinteren Oberdeck. Vom hinteren Oberdeck erreicht man den Speisesalon, den Damensalon und die Passagierkammern I. und II. Klasse, die mit größter Eleganz ausgestattet sind. Es sind hier Schlafeinrichtungen für 36 Personen I. und II. Klasse vorhanden, während im Speisesalon gleichzeitig 55 Personen essen können. Ueber dem vorderen Oberdeck befindet sich ein Salon III. Klasse, ein Damensalon III. Klasse und die Räume für die Schiffsbesatzung. Auch die kleineren Fährdampfer sind überaus stattliche Seeschiffe. Die deutsche Radfähre Friedrich Franz IV. macht mit ihren vier Schornsteinen aus der Ferne den Eindruck eines Kriegsschiffes, die auf der Werft von Helsingör erbaute Schraubenfähre „Prinz Christian" hat zwei Schornsteine hintereinander. Einen eigenartigen Anblick gewährt es, wenn plötzlich durch Maschinenkraft der Bug des Schiffes aufgeklappt wird, so daß ein hohes Tor entsteht, durch das dann der bereitstehende Zug auf das Verdeck geschoben wird.

Am 30. September fand die Eröffnung dieser ersten Dampffährenverbindung auf hoher See im Beisein einer Anzahl Mitglieder der dänischen Königsfamilie und des großherzoglich mecklenburgischen Hauses statt. Der greise König von Dänemark hatte es sich nicht nehmen lassen, diese neue Verbindung, die den Verkehr seines Landes mit dem mächtigen deutschen Nachbarreich hoffentlich immer mehr heben wird, in eigner Person zu eröffnen. Und so trafen sich denn auf der Reede von Warnemünde einer der ältesten und einer der jüngsten Fürsten Europas. Der Großherzog von Mecklenburg-Schwerin Friedrich Franz IV. zählt bekanntlich erst wenig über 20 Jahre. Die hohen Gäste bestiegen erst den deutschen Fährdampfer und machten mit ihm bei prachtvollem Wetter die Ueberfahrt nach Gjedser. Die Rückfahrt wurde dann auf dem dänischen Schiffe zurückgelegt, dem die dänische Königsjacht und ein dänisches Kriegsschiff das Geleit gaben. Ein Festmahl in der ehrwürdigen Stadt Rostock, die einst eine Hauptstütze des Hansabundes war und sich auch bis heute eine sehr unabhängige Stellung im mecklenburgischen Staate gewahrt hat, beschloß die Feier.

Die Erwartungen, die an diese neue Fährverbindung geknüpft werden, sind beiderseits sehr groß. Die mecklenburgischen Bahnen hoffen damit den ganzen Transitverkehr mit den verschiedenen nordischen Ländern an sich zu ziehen, und so dem übermächtigen Nachbar, der preußischen Staatsbahn, erfolgreich Konkurrenz machen zu können. Dänemark erwartet eine starke Erweiterung seines Absatzgebietes nach Süden. Schon ist in Kopenhagen das Projekt aufgetaucht, dänisches Fleisch in Kühlwagen mittels der neuen Fähre direkt auf den Berliner Markt zu bringen. Auch an Konkurrenzentwürfen fehlt es nicht, und Preußen und Schweden scheinen nicht übel Lust zu haben, den Versuch auf der Strecke Saßnitz-Trelleborg zu wiederholen. Voraussichtlich wird sich also ein friedlicher Wettkampf entwickeln, von dem wohl am Ende alle Beteiligten Gewinn haben werden.



Auf der Fahrt

Die Marskanäle als Illusionen

Jedermann, der zu den Gebildeten zählt, hat von den Marskanälen gelesen oder wenigstens gehört von jenen feinen, schnurgeraden, in fast geometrischer Anordnung sich zeigenden dunkeln Linien, die von verschiedenen Astronomen mit Hilfe ihrer großen Fernrohre auf dem Planeten Mars gesehen worden sind. Der erste, der eine Anzahl dieser feinen Linien sah und seit 1877 beobachtete, war der berühmte Himmelsforscher Schiaparelli in Mailand. Von ihm rührt auch die Bezeichnung „Kanäle" her. Freilich durfte man dabei nicht unmittelbar an irdische Kanäle denken, denn die dunkeln Linien auf dem Planeten Mars hatten ihrem Aussehen nach immerhin eine Breite von mindestens 50 km bei einer Länge bis zu 1000 und selbst über 2000 km. Verbindet man mit der Vorstellung eines Kanals wie gewöhnlich den Gedanken an Herstellung durch vernunftbegabte Wesen und zu Kulturzwecken, so lag auf der Hand, daß die Marskanäle von zu großen Dimensionen sind, als daß sie mit Hilfsmitteln, vergleichbar denjenigen der heutigen Menschheit, ausführbar wären. Auch hat Schiaparelli in seinen ersten Mitteilungen nicht daran gedacht, die Marskanäle als künstliche Ausführungen von Marsbewohnern hinzustellen. In den Jahren 1879 bis 1896 zeigten sich aber immer mehr Kanäle auf dem Mars, indem auch andre Beobachter, die über große Fernrohre verfügten, solche entdeckten, ja zuletzt stieg die Zahl der Kanäle auf mehr als 100. Dazu kam, daß diese Kanäle sehr häufig oder fast immer große dunkle Flecke, die man als Meere oder Wasseransammlungen betrachtete, auf kürzestem Wege miteinander verbinden, daß an andern Stellen mehrere Kanäle sich unter bestimmten Winkeln durchschneiden, so daß eine zweckdienliche Anordnung geradezu augenfällig schien. In der Tat vereinigten sich alle Umstände zu dem Schlusse, daß diese Kanäle bestimmt seien, Süßwasser aus den polaren Gegenden der nördlichen Marshalbkugel dem Innern der Festländer dieses Planeten zuzuführen.

Ein Umstand machte jedoch der Deutung große Schwierigkeiten, nämlich die seit 1882 und wiederum zuerst von Schiaparelli wahrgenommene Verdoppelung vieler Kanäle. Zur Rechten oder Linken einer schon bestehenden Linie zeigte sich nämlich, ohne Aenderung des Laufs oder der Richtung dieser letzteren, eine zweite gleiche und parallele Linie, äußerst nahe bei der ersten, so daß beide wie ein Schienenpaar sich darstellten. Diese Verdoppelungen, die auch von andern Beobachtern gesehen wurden, setzten der Erklärung die größten Schwierigkeiten entgegen, man stritt jahrelang über ihre Deutung. Mittlerweile fand sich aber, daß die größten Fernrohre die Doppelkanäle keineswegs deutlicher zeigten als kleinere Instrumente, sondern daß stets die Verdoppelung an der Grenze der Wahrnehmbarkeit blieb und nur mit der äußersten Schwierigkeit eben noch erkannt oder vermutet werden konnte. Nach dem Aussehen in Schiaparellis Fernrohr mußten die beiden Linien eines Doppelkanals 350 bis 500 km voneinander entfernt sein; gemäß dem Aussehen in den viel größeren amerikanischen Fernrohren dagegen nur 150 bis 250 km. Damit war erwiesen, daß die Verdoppelung nur eine Augentäuschung sein konnte, und so fiel eine große, ja unübersteigliche Schwierigkeit in der Deutung dieser Gebilde fort. An dem Vorhandensein der einfachen Kanäle aber zweifelte kein Beobachter. Jetzt sind nun höchst merkwürdige Nachrichten über Versuche bekannt geworden, die geeignet sind, die Existenz der zahlreichen einfachen Marskanäle stark in Zweifel zu setzen, ja alle Theorien über die Zustände auf dem Mars, die man auf Grundlage der Kanalentdeckungen aufgestellt hatte, umzustürzen. Die beiden Astronomen Maunder und Evans von der königlichen Sternwarte in Greenwich haben folgendes Experiment angestellt. Eine runde Scheibe von einigen Zoll Durchmesser wurde vor einer Klasse von Schulknaben zum Abzeichnen aufgestellt. Diese Knaben waren in verschiedene Entfernungen von der Scheibe postiert, und jeder erhielt ein Stück Zeichenpapier, auf das ein runder Kreis vorgezeichnet war, mit dem Auftrage, in diesen Kreis alles einzuzeichnen, was er auf der entfernt aufgestellten Scheibe wahrnehmen könne. Auf dieser letzteren waren die dunkeln Flecke des Mars eingezeichnet, die man in sehr guten Fernrohren sieht, aber keinerlei Spur von feinen Linien oder Kanälen; nur war der helle Grund zwischen den dunkeln Flecken in durchaus unregelmäßiger Weise mit zerstreuten Punkten besät. Die Knaben wußten durchaus nicht, um was es sich handle, auch hatten sie niemals eine Darstellung des Mars gesehen; die meisten waren im Alter von 12 bis 14 Jahren. Die Versuche mit ihnen wurden häufig wiederholt. Als Ergebnis stellte sich heraus, daß diese Knaben in fast allen Fällen feine gerade Linien zeichneten, die durchaus mit den Kanallinien der Astronomen übereinstimmten und zwar sowohl im Aussehen als in ihrem Verlauf. Viele von den Kanälen der Marskarten erschienen auf diesen Knabenzeichnungen wieder, sogar vereinzelte Doppelkanäle. Die beiden Astronomen Maunder und Evans ziehen aus diesen Versuchen den Schluß, daß Linien, die alle charakteristischen Merkmale der Marskanäle besitzen, von vollständig unbefangenen, scharfsehenden Beobachtern auf Objekten gesehen werden können, die tatsächlich durchaus keine solchen Linien aufweisen. Diese Wahrnehmungen sind aber keineswegs Einbildungen, sondern nur durch das Auge veranlaßte Verbindungen von Formen, die in Wirklichkeit einen ganz andern Charakter besitzen. Die Hauptquelle, aus der die kanalähnlichen Eindrücke hervorgehen, ist die Tendenz der Wahrnehmung, sehr kleine Punkte

miteinander zu verbinden. Aus allem schließen die beiden genannten Astronomen, daß die so viel besprochenen Marskanäle lediglich Illusionen und alle darauf gebauten Schlüsse hinfällig sind. Bis jetzt stehen die Bemerkungen derjenigen Astronomen, die Marskanäle zeichneten, zu den vorstehenden Schlußfolgerungen noch aus, aber man kann nicht in Abrede stellen, daß letztere sehr vieles für sich haben und die Existenz der meisten dieser Kanäle durchaus zweifelhaft geworden ist. R.

Fliegendes Blatt

Es flog ein Blatt im Winde —
Am Bergeshang auf hohem Ast
Ward plötzlich es vom Sturm erfaßt,
Und losgerissen flog's dahin
Im Zickzack ohne Zweck und Sinn
Das Tal hinab geschwinde.

Hier stand ein Fenster offen
An einem alten, düstern Haus,
Da guckte einer grad heraus;
Das war ein menschenscheuer Tropf
Mit einem halbergrauten Kopf,
Und den hat es getroffen.

„Was soll denn das bedeuten? —
Daß hier es dürre Blätter schneit,
Ist auch nichts, was den Menschen freut,
Hätt's einen Sinn, so wär' es der:
Du bist ja selbst geschneit hierher,
Bist fremd bei fremden Leuten!" —

Er nimmt das Blatt herunter,
Zum Fenster weit hinaus gewandt
Legt er es auf die flache Hand
Und bläst es weg. Da fliegt es fort
Und senkt sich hier und hebt sich dort
Und wiegt sich keck und munter.

Doch lang hat's nicht getrieben
Dies Schaukelspiel, da fiel's herab,
Ein schwerer Fuß grub ihm sein Grab,
Der Alte sah's, und dieses hier
Hat flugs er auf ein Blatt Papier
Mit flinkem Stift geschrieben:

So flieg hinaus geschwinde
Auch du mein Blatt! Dir wird's ergehn,
Wie jenem andern ist geschehn.
Denn all mein Streben, all mein Glück
Erlag dem gleichen Mißgeschick —
Ich bin ein Blatt im Winde.

C. Ifenkrahe

Viel Lärm um nichts

(Zu dem nebenstehenden Bilde)

Eine charakteristische Szene aus dem Wiener Volksleben führt uns der Zeichner mit treffender Naturwahrheit vor Augen. In den Vorstadthäusern der Kaiserstadt, wo oft 40 bis 50 Mietparteien unter einem Dache hausen, bildet der gemeinsame, langgestreckte Hof das Verbindungsglied und das Zentrum des inneren Verkehrs. Nicht nur im Erdgeschoß öffnen sich Fenster und Türen auf den gepflasterten Raum, auch im ersten Stock zieht sich eine Galerie herum, zu der eine Treppe emporführt. Im Hofe werden allerlei häusliche Arbeiten verrichtet, dort spielen die Kinder und tauschen die Erwachsenen Neuigkeiten aus, scherzen, plaudern und — streiten wohl auch miteinander. Wie die Menschen nun einmal sind, gibt es unter so vielen meist auch einen Krakeeler, der mit aller Welt Streit anfängt, und ganz naturgemäß ist in solchen Fällen der Hof das gegebene „Milieu", in dem dergleichen Szenen sich abspielen. Der Alte auf unserm Bilde ist ein solcher leicht gereizter Mensch, der über jede Kleinigkeit sich aufregt und dann zum „Gaudi" der Zuschauer einen gewaltigen Lärm vollführt. Diesmal ist er mit der alten Frau, die auf der Galerie die Beinkleider ihres Ehegemahls oder Sohnes reinigt, aneinander geraten. Vergeblich sucht ihn seine Tochter zu beruhigen; unter lauten Schmähungen streckt er die geballte Faust gegen die Widersacherin empor, die ihm sicherlich kein Wort schuldig bleibt, und so entwickelt sich unter den beiden eine Konversation, die allerdings in keinem Lehrbuche des guten Tones verzeichnet steht. Dies lärmende Zankduett hat zahlreiche Zeugen, denen es eine willkommene „Hetz" ist. Der biedere Schlosser im Hintergrunde, sowie vorn an der Treppe der stramme Fleischhacker und das Dienstmädel denken augenscheinlich: „A so a Remassurri—surri—surri hab' i gern." Das kleine Mädchen blickt etwas scheu den in immer ärgere Wut geratenden alten Hitzkopf an, und die Kartoffelschälerin im Vordergrunde schüttelt mißbilligend den grauen Kopf und meint, daß so was doch a rechte Schand sei. Bald wird dieser Lärm um nichts noch mehr Neugierige herbeilocken; nur eine Mitbewohnerin des Hauses, die würdige Sprachlehrerin, die ihre beschränkten Mittel zwingen, möglichst billig zu wohnen, ignoriert die „Bagaschi" und schreitet, ohne sich nach den Streitenden umzuschauen, in möglichst vornehmer Haltung davon. Uebrigens arten solche Streitereien nur selten aus, so daß man etwa gar genötigt ist, den nächsten Wachmann, der das „Auge des Gesetzes" repräsentiert, herbeizuholen; in der Regel bleibt es bei einem großen Geschrei, und oft genug kommt es, wenn das Mißverständnis aufgeklärt ist, zu einer Versöhnung unter großer Rührung.

Viel Lärm um nichts. (Wiener Vorstadtbild)

Nach einer Zeichnung von August Mandlick

Die Teepflückerin

Chinesische Erzählung

von

Karl Kampf

Der Herbst kam ins Land, und mit ihm brach auch die Zeit der dritten Tee-Ernte heran. Die Pflücker und Pflückerinnen der Ebene näherten sich in hellen Scharen den Hügeln von Fu-Tscheu, ja selbst die Bewohner der schwimmenden Häuser kehrten dem Flusse den Rücken und verdingten sich gegen einige Stücke Ziegeltee an die Plantagenbesitzer als Erntearbeiter.

Auch Ty-May verließ den Sampan*) ihrer Großeltern, unter dessen Rohrdecke sie sich sonst ihren träumerischen Gedanken hingab, und stieg das Gelände hinan. Sie schlüpfte zwischen den doppelten Reihen der Arbeitsuchenden hindurch, die der alte Tscheng, ein reicher Teepflanzer, musternd abschritt. Er unterwarf die Hände der Arbeiter und Arbeiterinnen in bezug auf ihre Feinheit und Behendigkeit einer sorgfältigen Prüfung und überzeugte sich, ob ihr Mund vollständig rein sei, denn er war besonders darauf bedacht, daß man seine zarten Lieblinge nicht mit groben Fingern antaste und ihnen den feinen Wohlgeruch nicht durch einen ungesunden Atem benähme.

Er war freudig überrascht, als ihm aus dem weiten Aermel des groben Linnenkleides die zartesten Finger, die er je gesehen hatte, entgegengestreckt wurden, weidete sich hierauf an dem Anblick der entzückend frischen, korallenroten Lippen und der herrlichen Perlenzähne Ty-Mays und rief mit bewegter Stimme: „Haschim! Haschim! Komm rasch her! Ich hab' sie endlich! Ich habe unsre erste Pflückerin gefunden!“

Der Kopf eines jungen Mannes, der einen Schreibstift aus feinem Bambusrohr hinter dem Ohre trug, lugte zwischen den Zweigen eines Wurzelbaumes hervor und verschwand sofort wieder ohne ein Wort der Zustimmung. Das junge Mädchen aber hatte, als sein Blick den ihrigen kreuzte, die Augen gesenkt, und die große Zehe ihres nackten Fußes bohrte sich in den Sand des Vorhofes tief ein. — —

Kaum hatte die Sonne die Augen des jungen Tages geöffnet, als der ganze Abhang von dem Leben neuer Schaffenskraft erbebte. Ein geheimnisvolles Rauschen hatte sich in der andächtigen Stille des lauen Frühmorgens erhoben, der von emporsteigenden balsamischen Düften erfüllt worden war.

Die Pflücker hatten sich in den Gärten zerstreut. Sie waren schwarz gekleidet, hatten einen Tragkorb auf dem Rücken und huschten wie kleine, bewegliche Schatten, die sich bückten und immer wieder aufrichteten, rührig von Strauch zu Strauch. Unter den Bewegungen der Tausende ging's wie das Säuseln einer lauen Brise durch das Laubwerk, und es drang wie ein leises Flehen der Luftwellen, die über die Höhen des Fu-Tscheu strichen, bis zu den Toren der Hafenstadt.

Der alte Tscheng, dessen Gesichtsfalten eine neue strahlende Freude geglättet hatte, führte Ty-May seinen kostbarsten Anlagen zu. In der einsamen Einfriedung, die sich hinter einem Vorhang buntblättriger Bambusen, schmächtiger und mannigfaltiger Bäumchen und Sträucher den Blicken der Neugierigen entzog, öffneten sich die ersten und wohlriechendsten Knospen, die zur Bereitung des für den Kaiser bestimmten und von ihm bevorzugten Aufgusses bestimmt waren. Winzig kleine Pagoden stiegen an den vier Enden der Gartenmauer stufenweise an, und das junge Mädchen glich in ihrer langen weißen Tunika der Fee eines reizenden Puppengartens. Man verehrte sie während der ganzen Erntezeit fast wie eine geheiligte Persönlichkeit. Sie lebte ganz allein, von den übrigen Arbeitern abgeschlossen; man vermied es, ihr zu begegnen, ebenso wie einer Witwe oder einer vermummten Gestalt; man setzte ihr bloß Früchte und Blumen vor und wies ihr ein kleines Häuschen, das wie ein Lampion durchscheinende Papierwände hatte, als Wohnung an.

Haschim, der Sohn des Teepflanzers, der einer gelehrten Gesellschaft angehörte und an einem wissenschaftlichen Werke arbeitete, wurde mit der Ueberwachung der kaiserlichen Ernte betraut. Er nahm mit seinem Tuschnapf und einer Papierrolle im Schatten eines alten Ahornbaumes Platz, folgte aber, statt zu schreiben oder die Teezweige zu zählen, den lieblichen Bewegungen der schlanken, zarten Gestalt Ty-Mays mit den Augen und bewunderte die Behendigkeit ihrer Finger, die sich wie weiße Kolibris zwischen den Teeknospen bewegten. Sie huschte emsig hin und her, stand bald auf den Fußspitzen oder kniete nieder; die herrlichen Armspangen, die sie an ihren feinen Handgelenken trug, strahlten ein magisches Feuer aus; es waren die Amulette einer guten Ernte. Das rote Band, an dem das Körbchen hing, hob sich wie ein Blutstreifen von dem weißen Halskragen ab, und der junge Mann verfiel auf den Gedanken, zwischen dem schönen Kind und einer zum Tode verurteilten Wasserjungfer, die vor den schönsten Blüten des Frühlings ihren Lieblingsreigen tanzt, Vergleiche anzustellen.

Bald darauf begann er zu schreiben. Die Metaphern vereinigten sich mit Alliterationen und Assonanzen zu langen rhythmischen Sätzen, die mit den Bewegungen der kleinen Ty-May übereinstimmten.

*) Flußfahrzeug, das als Wohnung dient.

Als am Abend die Teepflückerin die Knospen, die sie tagsüber gesammelt, vor seinen Augen ausbreitete, warf er ihr die beschriebene Rolle ins Körbchen und eilte verwirrt davon.

An den darauffolgenden Tagen machte er weitere Verse und legte sie ihr wie am ersten Abend in das geleerte Teekörbchen.

Er sah einmal in der Nacht beim Vorbeigehen an dem Häuschen des jungen Mädchens, daß es über seine Verse gebeugt saß und mit ihren feinen Fingern die großen schwarzen Lettern streichelte, aber gleichzeitig wurde er auch gewahr, daß sie sie verkehrt betrachtete.

„Was nutzt es mir, zu schreiben, wenn Ty-May nicht lesen kann!" sagte sich der Jüngling, machte keine Verse mehr, betrachtete sie aber um so aufmerksamer, und sie schien ihm von Tag zu Tag schöner und begehrenswerter zu sein.

Er schloß gar oft die Augen, um nicht der Versuchung zu unterliegen, sah sie aber doch immer vor sich, hörte sie und fühlte sie stets in seiner Nähe. —

Tscheng, der mit dem Tee-Ertrag sehr zufrieden war, beschenkte die Pflücker und Pflückerinnen am letzten Erntetage, der festlich begangen wurde, mit je einem Kleidungsstücke. Ty-May aber bekam ein vollständiges, ganz neues Kleid aus schwerer Seide und eine goldene Haarnadel.

Die dem Gotte der kleinen, wohlriechenden Blätter geweihte Pagode war mit Blumenkränzen und Rosensträußen geschmückt.

Die Erntearbeiter und -Arbeiterinnen kamen am Morgen, um dem Götzen je eine Tasse Tee als Opfer darzubringen. Ty-May schritt mit einer Tonvase voll feinster Teeknospen in der Hand allen voran. Sie hatte aus diesem Anlasse das neue Kleid und allen ihren Schmuck angelegt, frische weiße Blüten in ihr schwarzes Haar geflochten, ihr Antlitz geschminkt und sah wie eine Braut aus.

Haschim fand sie schöner und reizender denn je. Plötzlich aber bemerkte er seinen Vater, der den Gegenstand seiner Liebe und Verehrung begehrlich anstarrte. Bei diesem Anblick verflog im Nu die ganze Freude des Sohnes, und er fühlte sich plötzlich unwohl; es schien ihm, als seien die Rosen in Ty-Mays Haaren welk geworden und die feinen Teeknospen, die sie opfern wollte, hätten sich in lebendes Gewürm verwandelt.

Er blieb allen Belustigungen des Erntefestes fern, ging die Abhänge hinan und betrat den kostbarsten Teegarten seines Vaters. Das Lispeln der zarten Knospen war verstummt, die Sträucher streckten ihm die entlaubten Zweige traurig entgegen, und der Erde entstieg ein eigentümlicher Duft wie von zertretenen toten Blüten. Von weitem drang das Krachen und Zischen der abgebrannten Feuerwerkskörper, die Musik der Schauspielertruppe und das monotone Dröhnen des Gong der Pagoden an sein Ohr.

Erst beim Anbruch der Nacht trat er den Heimweg an, sah, als er an der Behausung der Teepflückerin vorbeiging, eine Silhouette, die sich von der Papierwand scharf abhob, und hielt im Gehen inne, um sich an dem Anblick des Schattens Ty-Mays zu ergötzen. Sie hatte ihn bemerkt und sich dem Fenster genähert. Sie blieben so eine Zeitlang einander gegenüber und bloß durch die dünne Papierwand getrennt, stehen. Haschim glaubte, ihre feine Haut zu fühlen, und die Wärme, die ihr Körper ausstrahlte, machte ihn liebetrunken.

„Höre mich an, kleines Schwesterchen," sagte er zu ihr, „ich reise morgen mit deinem Tee in meiner Dschunke gen Peking; ich bitte dich, hier nicht länger zu verweilen, sondern auch abzureisen. Kehre in den Sampan deiner Großeltern zurück, gehe dort deiner Beschäftigung nach und webe dir, teuerstes Schwesterchen, dein Brautgewand, denn in einem Jahr werde ich zurückkehren und dich als mein süßes Weibchen heimführen! Willst du, teuerstes Schwesterchen?"

„Bruder, großer, geliebter Bruder! Ich werde morgen abreisen und in einem Jahr mit meinem Sampan und meinem Brautgewande deiner schönen Dschunke auf dem breiten, gelben Flusse entgegenfahren!"

„Ty-May, meine Verlobte, bedenke, daß uns die Nacht hört und der Mond uns sieht! Reiche mir deine Lippen, damit ich deine Seele einatmen kann!"

Ty-May zog die goldene Haarnadel, die ihr der alte Tscheng geschenkt hatte, aus ihrem Haargeflecht, durchstach mit ihrer Spitze das Papierglas ihres Fensters und reichte Haschim durch den Riß ihre Korallenlippen.

*

Nach elf Monaten kam Haschim mit seiner Dschunke zurück, spähte aber vergebens bei der Flußmündung nach der Barke seiner Braut aus. Er rief alle Fischer an, konnte aber nichts erfahren.

Endlich begegnete er einer alten Fischerfrau, die ihm mitteilte, daß Ty-May das schwimmende Häuschen ihrer Großeltern gegen einen Palast auf einem Hügel vertauscht habe und dort den einst selbst gepflückten Tee trinke.

„Und ihre Großeltern?"

„Sind gestorben und in Ehren bestattet."

„Und ihr Sampan?"

„Ich verwende sein Holz, um mir damit Wasser zu wärmen."

„Und ihr Brautgewand?"

„Ist längst zerrissen. Ha! . . . Ha!"

Haschim kehrte trostlos in das Haus seines Vaters zurück.

Das geheimnisvolle Rauschen hatte sich neuerlich erhoben, und die laue Morgenluft erfüllten balsamische Düfte. Die Pflücker hatten sich in den Teegärten zerstreut, aber der junge Mann schritt an der Einfriedigung vorüber, ohne einzutreten.

Sein Vater gab anläßlich seiner Rückkehr ein großes Fest. Er ließ Musiker und Tänzerinnen kommen, aber Haschim merkte gar nicht, daß man seine eignen Gedichte, die er einst im Schatten eines alten Ahornbaumes niedergeschrieben hatte, vortrug. Er hörte eine andre Stimme, die er in den Frauengemächern zu erkennen glaubte; es war eine liebliche Stimme, die ihn an das Säuseln und Surren der Blätter und an die Korallen eines schönen Mundes erinnerte, der gegen das Papier eines Fensters gedrückt war.

Er schloß die Augen die ganze Nacht hindurch nicht und betrat spät am Abend des nächsten Tages

ganz unwillkürlich den kostbarsten Garten seines Vaters.

Er erkannte ihn kaum. Zwischen den schmächtigen und mannigfaltigen einheimischen Bäumchen und Sträuchern erhob sich ein großes, majestätisches Doppelgrab, vor dem eine zarte weiße Frauengestalt auf den Knien lag und weinte.

Er trat näher, um die Inschrift des Grabsteines zu lesen. Die Kniende wendete sich plötzlich um, und er erkannte bei dem Glanze der funkelnden Sterne Ty-May. Er breitete die Arme aus und wollte sie küssen, schreckte aber zurück, denn er hatte bemerkt, daß sie die Goldketten und Kleider der Sklavinnen seines Vaters trug.

Er blieb vor ihr stehen, sie betrachteten einander sehr lange, und eine große Traurigkeit malte sich in ihren Gesichtern. Ty-May erhob endlich den Finger, wies auf die Inschrift in Marmor, und Haschim las, daß sich Ty-May für das Grabdenkmal ihrer Großeltern seinem Vater verkauft habe. Er faßte sie bei der Hand; sie nahmen auf einer der Denkmalstufen Platz und begannen vor der herrlichen Tür, die mit frischen Blumen geschmückt war und in die Gruft führte, über die Bitterkeit ihres irdischen Lebens nachzudenken.

Der Mond einer schönen Herbstnacht kam eben jenseits des Hügels zum Vorschein, die Blütenknospen des Tees waren in dem fahlen Lichte blaß geworden und erzitterten bei dem kühlen Winde, der die Aeste bewegte.

Haschim sagte zu Ty-May:

„Erinnerst du dich, kleines Schwesterchen, des ersten Tages, an dem du Teepflückerin meines Vaters geworden? Du hattest damals an Stelle deiner Halskette ein rotes Bändchen, und ich habe dich mit einer zum Tode verurteilten Wasserjungfer verglichen, die vor den schönsten Blüten des Frühlings ihren Lieblingsreigen tanzt . . ."

Sie weinten still vor sich hin, wußten aber, daß die Lebenden den Toten Opfer ihres Glückes schulden, und gaben sich mit ihrem Schicksal zufrieden.

Literatur

Vor zehn Jahren veröffentlichte Ricarda Huch ihren ersten Roman „Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren", der von allen kompetenten Beurteilern als die erste Probe eines ungewöhnlich starken und eigenartigen Talents erkannt wurde. Die folgenden Romane haben ihre hervorragende Begabung immer klarer zutage treten lassen und ihr einen Leserkreis gewonnen, der mit Spannung jeder ferneren Gabe der Dichterin harrt. Auch ihr neuestes Werk, der Roman „Von den Königen und der Krone", der soeben bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen ist (Preis gebunden 5 Mark), offenbart in der groß angelegten und durchgeführten Komposition wie in allen Einzelheiten eine reife künstlerische Meisterschaft, und man wird ihm das Lob nicht vorenthalten dürfen, daß ein Hauch Goetheschen Geistes darin wehe. Ricarda Huch liebt es, in die Erzählung symbolische Momente einzuführen. Diesmal beginnt sie mit einem halb sagenhaften Geschlecht uralter Herrscher, um uns die Schicksale der letzten Abkömmlinge dieser von ihrer Höhe gestürzten Könige vorzuführen. Der Roman offenbart in jeder Zeile die Eigenart der Dichterin und ihre wunderbare Gestaltungskraft; er ist ganz und gar persönlichste Kunst und fesselt ebenso sehr durch die Kraft der Charakteristik und die Feinheit der psychologischen Beobachtung wie durch die oft an Böcklin gemahnende Glut des Kolorits.

— Das Schicksal zweier Menschen, die füreinander bestimmt scheinen, aber durch die Verhältnisse getrennt sind, behandelt die Dichterin, die unter dem Namen Franz Rosen schreibt, in ihrem Roman „Die Frau Patronin" (Dresden, E. Pierson). Die junge Gutsherrin ist zwar durch den Tod ihres Gatten frei geworden, aber der Pfarrer, dem sie ihre Neigung zuwendet und der diese im stillen erwidert, ist gebunden, und zwar an eine Frau, von der er sich nicht verstanden glaubt. Indessen birgt sich in dieser schlichten Frau ein viel tieferes Empfinden, als er ahnt; ist sie doch aus Liebe zu ihm bereit, zu Gunsten der Bevorzugten zu verzichten. Zu solchem Opfer kommt es jedoch nicht, denn wie der Pfarrer, so besinnt sich die Frau Patronin auf das bessere Selbst, und wenn die Entsagung ihnen auch Schmerz bereitet, so lernen sie doch überwinden und gelangen wieder zu reinem Glück. Der packenden Handlung entbehrt der Roman, spricht jedoch durch wohlabgetönte Stimmung und gute Zeichnung der Charaktere an.

— Von Gregor Samarows berühmtem Zeitroman „Um Zepter und Kronen" ist jetzt bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart eine neue Ausgabe erschienen, deren billiger Preis (3 Mark gegen 18 Mark der früheren Ausgabe) die Anschaffung dieses Meisterwerkes des jüngst verstorbenen Schriftstellers allen ermöglicht, die es bisher noch nicht kennen gelernt haben. Auch heute, dreißig Jahre nach dem ersten Erscheinen des Romans, begreift man noch das große Aufsehen, das diese Schilderung der politischen Vorgänge vor und bis 1866 durch ihre Anschaulichkeit und Lebendigkeit erregt hat. Die Weltereignisse im Gewande des Romans vor dem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen, wird immer einen eignen Reiz ausüben, und kein deutscher Schriftsteller hat das Interesse der Leser für seine Romanschöpfungen dieses Genres so zu spannen vermocht wie Gregor Samarow, der in diesem Roman alle jene gekrönten Häupter, diplomatischen und militärischen Personen lebenswahr porträtiert, deren Handlungen die Katastrophe von 1866 herbeiführten. Die Art, wie er alle auftretenden geschichtlichen Persönlichkeiten jener denkwürdigen Zeit darstellt und die verborgensten Begebenheiten enthüllt, wird immer ungeteilte Bewunderung finden. Die Form ist allerdings Dichtung, aber der Kern Wahrheit, die durch die zeitgeschichtlichen Veröffentlichungen der beiden letzten Jahrzehnte volle Bestätigung erfahren hat.

— Dem Bedürfnis des Publikums nach gemeinverständlicher Darstellung der im allgemeinen für den Laien so schwer zugänglichen astronomischen Fragen hat der Direktor der Manora-Sternwarte, Leo Brenner, in einem bei Hermann Paetel in Berlin erschienenen Buche „Neue Spaziergänge durch das Himmelszelt" entsprochen. Die „astronomischen Plaudereien" geben mit besonderer Berücksichtigung der Entdeckungen der letzten Jahre Aufschluß über manche interessante Frage, wie z. B.: „Ist das Weltall räumlich und zeitlich begrenzt?" — „Sind andre Himmelskörper bewohnt?" u. s. w. Sie belehren den Leser in anschaulicher und stellenweise recht unterhaltender Weise über das Wesen der Sonnenfinsternis, der Marskanäle, der Meteoriten, des Zodiakallichtes, des Blitzes, berichten über die neuesten Vervollkommnungen der astronomischen Instrumente und berücksichtigen auch die jüngsten Fortschritte der Himmelsphotographie.

— Zum hundertsten Geburtstag Ludwig Richters hat David Koch, dem wir bereits eine treffliche Monographie über den jenem geistesverwandten Wilhelm Steinhausen verdanken, eine Festschrift unter dem Titel Ludwig Richter, ein Künstler für das deutsche Volk herausgegeben, die mit über hundert Bildern des Künstlers geschmückt ist (Stuttgart, J. F. Steinkopf). Wenn der Verfasser sich, wie er selbst sagt, die Aufgabe gestellt hat, die Volkstümlichkeit Richters zu begründen und psychologisch aus seiner ganzen Welt- und Kunstanschauung heraus zu erklären, so muß man ihm das Lob spenden, daß er seine Aufgabe mit großem Geschick durchgeführt hat, und daß es ihm in hohem Grade gelungen ist, aus dem Menschen die Werke und das Wollen des Künstlers zu erklären. So ist diese Monographie in ihrer liebevollen Durchführung zu einem echten Volksbuch geworden, das jedem Freunde Richterscher Kunst warm empfohlen sei.

„Sturmgeselle Sokrates“

Hermann Sudermann ist mit einem neuen Stücke auf den Brettern erschienen. Die vergangene Saison hatte seine Muse geruht, und nur durch einen Federkampf mit den „verrohten“ Theaterkritikern hatte er die öffentliche Aufmerksamkeit zu fesseln gewußt, wobei er übrigens nicht gerade glänzend abschnitt. Nun war es an ihm, dem „Schaffenden“, über seine Gegner durch die künstlerische Tat zu triumphieren, aber leider war seine Rüstung nicht ohne Lücken, und wieder saß manch treffsicherer Pfeil der Kritik. Sudermann hat einen alten Ehrgeiz, er möchte uns gern politisch kommen. Den politischen Strömungen der Gegenwart und Vergangenheit dramatisch wirksame Form zu geben, danach ringt er mit heißem Bemühen. Es heißt, er habe sich, als er, ein junger Student, in der vierten Klasse die Reise nach Berlin antrat, die Reichshauptstadt zu erobern, bereits mit dem Gedanken getragen, die sturmbewegte achtundvierziger Zeit in einer Komödie satirisch darzustellen. Aber Sudermanns Verhältnis zur Politik, der zehnten Muse unsers Jahrhunderts, ist nicht gerade intim, beide verstehen sich nicht recht; und wenn er sich selber für einen Politiker hält, dann irrt er. Das Stück hat es denn auch nur zu einem halben Erfolge gebracht. Der Verfasser führt uns wieder in seine ostpreußische Heimat. Dort lebt in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre ein Häuflein Achtundvierziger, die im stillen unentwegt das schwarz-rot-goldene Banner hochhalten und von der veränderten Gegenwart nichts wissen wollen. Unter ihnen ist der Zahnarzt Hartmeyer, der den Beinamen Sokrates der Sturmgeselle in diesem harmlosen Verschwörerkreise führt, der feurigste Hitzkopf. Ihm naht sich die Versuchung in etwas seltsamer Form. Ein prinzlicher Jagdhund, der an Zahnschmerzen leidet, apportiert gewissermaßen den dramatischen Konflikt. Der Landrat, ein früherer Gegner, mutet dem alten Hartmeyer zu, dieses edle Tier zu operieren. Niemals, entgegnet der Nachzügler der Heckerschen Freischar und bezeugt so seinen Mannesstolz vor Fürstenthronen. Andre Zeiten, andre Sitten! Sein Sohn hat Mitleid mit dem armen Tier und befreit es von seinen Schmerzen. So etwas verzeiht ein alter Achtundvierziger nicht, und der dramatisch wirksame Streit zwischen Vater und Sohn ist da. Indessen ziehen sich die Wolken über dem alten Hartmeyer zusammen. Die Akten des Bundes fallen dem Landrat in die Hände — bei einer Kellnerin werden sie gefunden —, am Sedantag tritt er nun vor die entlarvten Verschwörer und verhängt als Strafe — einen Orden! Diese etwas fadenscheinige Handlung trug wenig zu dem Erfolge der ersten Aufführung im Berliner Lessing-Theater bei. Selbst ein Schauspieler wie Georg Engels wußte eigentlich nichts mit der Hauptrolle anzufangen. Aber die Nebenfiguren, gut beobachtete Typen aus dem ostpreußischen Kleinstadtleben, eine etwas weitherzige ostpreußische Kellnerin, von Vera Witt trefflich dargestellt, ein freisinniger Rabbiner und dessen Sohn, der vielleicht auch einmal ein verrohter Theaterkritiker werden wird, zeigten Sudermanns Talent von einer besseren Seite. Sudermann selbst ist längst kein Sturmgeselle mehr — oder ist er es nie gewesen?

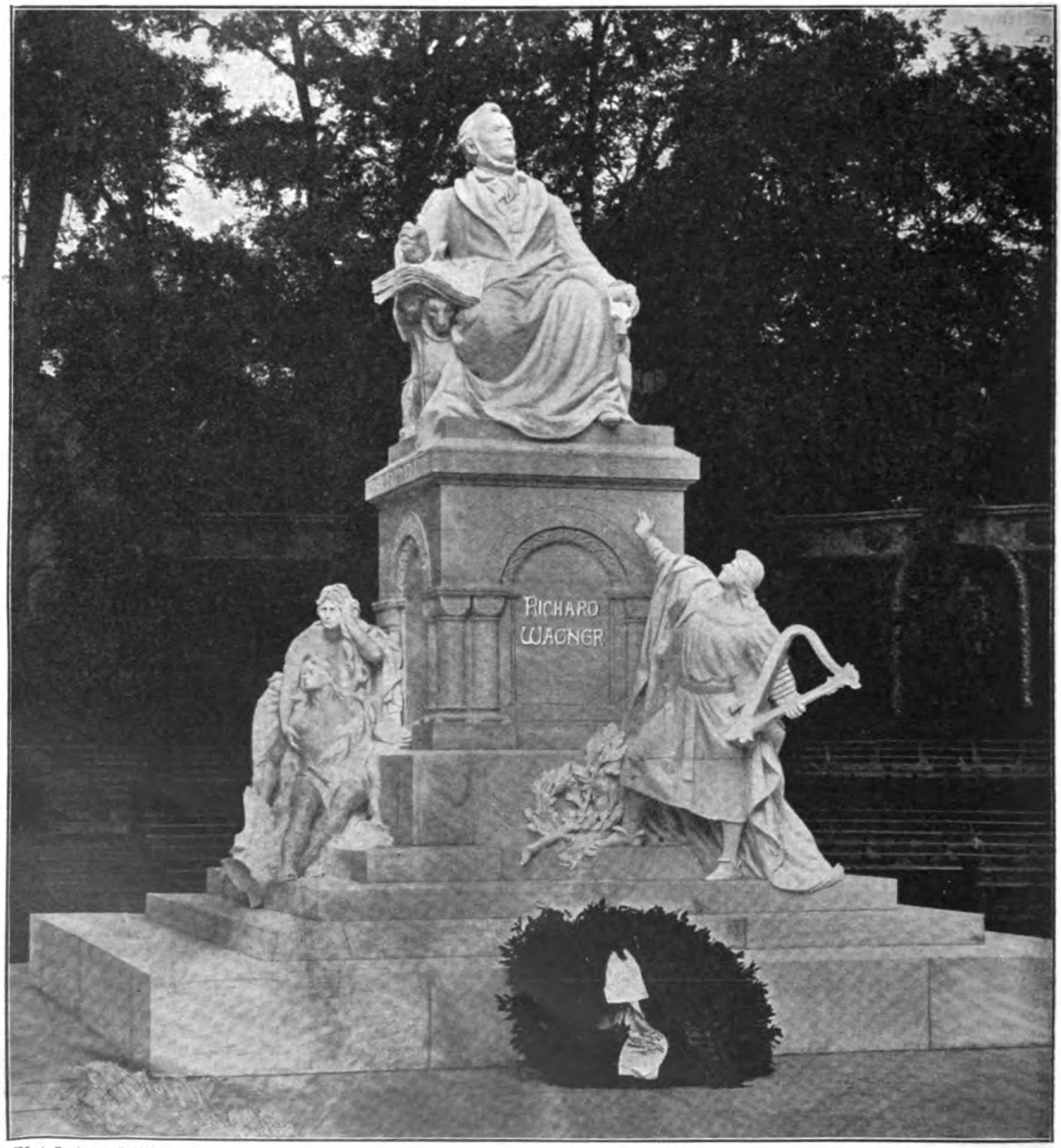
Das Richard Wagner-Denkmal im Berliner Tiergarten

Lange, unerfreuliche Kämpfe sind der Enthüllung des Denkmals vorausgegangen, das man in der Reichshauptstadt dem Bayreuther Meister errichtet hat. Nicht dem Denkmal selbst galten diese Kämpfe, sondern den Feierlichkeiten, mit denen es der Oeffentlichkeit übergeben werden sollte, und es waren persönliche und musikalische Streitfragen, die in schier endloser Polemik vor dem In- und Ausland erörtert wurden. Das gibt

Phot. Zander & Labisch, Berlin

Georg Engels (Hartmeyer) und Vera Witt (Kellnerin) in Sudermanns neuem Drama „Der Sturmgeselle Sokrates“

wenigstens die Hoffnung, daß mit der Enthüllung, die am 1. Oktober stattfand, der Kampf im wesentlichen zu Ende gekommen ist, und daß sich nun das Interesse dem Werke selbst zuwenden wird. Am Südrand des Tiergartens erhebt sich das hohe, gestaltenreiche Monument, in dem Gustav Eberlein für Persönlichkeit und Schaffen des gewaltigen Dramatikers mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst, der Plastik, eine Verkörperung zu schaffen gesucht hat. Das Ganze schimmert im fleckenlosen Weiß des edelsten karrarischen Marmors, aus dem die einzelnen Gestalten und das Nebenwerk mit jener Virtuosität herausgearbeitet sind, die für die neuere Berliner Plastik fast ebenso charakteristisch geworden ist, wie für die moderne italienische Skulptur. Der Meister selbst thront auf hohem Postament, in einem greiten romanischen Sessel ruhend, das in den Formen heroisch hesteigerte Haupt mit dem Ausdruck schöpferischen Schauens goch emporgerichtet, mit der Linken den Rhythmus eines Tonbebildes markierend, die Rechte über den Blättern einer Partitur geballt wie in der Ekstase des Schaffenden, der die rasch entfliehenden Visionen halten und in feste Form bannen will. Den in romanischen Architekturformen gegliederten Sockel umgeben Gestalten aus dem volkstümlichsten und aus dem gewaltigsten der Wagnerschen Dramen. In direkte Beziehung zur Figur des Meisters selbst ist Wolfram von Eschenbach gesetzt. In der Linken die Harfe, streckt er die Rechte mit huldigendem Gruß nach oben, dem Thronenden entgegen. Der reich herabfließende Mantel erhöht den Schwung dieser lebhaft bewegten, mächtig aufwärtsstrebenden Gestalt, zu der der Tannhäuser (an der rechten Seite des Sockels) einen starken Kontrast bildet. Als verzweiflungsmüder Büßer, im rauhen Pilgergewand, ist der Sänger, mit der Linken noch den Pilgerstab umklammernd, im Sterben niedergesunken. Die Tragik der „Götterdämmerung" hat ihren Ausdruck gefunden in der Gruppe an der andern Seitenwand des Sockels: da stützt sich, halb sitzend, an die Wand des Postaments die in düsterem Schmerz erstarrte Brünhilde mit dem Leichnam Siegfrieds. Ganz malerisch bewegt ist die Gruppe an der Rückseite: eine Rheintochter, aus den Wellen auftauchend, packt mit der Rechten den Bart des tückischen Alberich, der eben mit seiner Beute, dem Rheingold, davoneilt.



Phot. Zander & Labisch, Berlin

Das Richard Wagner-Denkmal im Berliner Tiergarten. Von Gustav Eberlein

Die Krisis in Ungarn

Unter normalen Verhältnissen ist es ausreichend, wenn ein leitender Minister einmal gestürzt wird; der ungarische Ministerpräsident Graf Karl Khuen-Héderváry hat seinen Gegnern dieses Vorkommnis aber zweimal hintereinander vorgeführt.

Phot. Prof. Kollers Nachf., Budapest

Graf Karl Khuen-Héderváry

Sein Kabinett hatte eigentlich schon ausgelebt, als die radikale Unabhängigkeitspartei sich von der zuvor eingegangenen Verpflichtung lossagte, nach der einerseits die Rekrutenkontingentserhöhung und anderseits die Obstruktion fallen gelassen werden sollte. Das Ministerium konnte aber, da ein Teil der Radikalen nicht mit abschwenkte, zunächst noch ein kurzes Scheindasein fristen, bis die vielbesprochene Bestechungsaffäre Papp-Szapary, die alle Radikalen gegen Khuen vereinigte, dem ein Ende machte. Noch in der ersten Augusthälfte überreichte Graf Khuen erstmals seine Demission. Nachdem jedoch alle Verhandlungen über die Neubildung des Kabinetts ergebnislos geblieben, erfolgte am 22. September die mit Spannung erwartete Entscheidung des Monarchen in der feierlichen Form kaiserlicher Handschreiben, von denen das eine den Grafen Khuen-Héderváry in seiner bisherigen Stellung bestätigte und ihn zugleich mit Vorschlägen zur Bildung eines neuen Kabinetts beauftragte, während das andre in manifestartiger Fassung die Entschließungen des obersten Kriegsherrn bezüglich der Armeefrage zum Ausdruck brachte. Der Graf sollte jedoch nicht einmal bis zur Verteilung der Portefeuilles für sein neues Ministerium gelangen, sondern sah sich unmittelbar nach der stürmischen Sitzung des Pester Abgeordnetenhauses vom 29. September genötigt, den Monarchen telegraphisch zum zweitenmal um seine Entlassung zu bitten, die am 6. Oktober angenommen worden ist.

Marie Geistinger †

Als die anerkannte Königin der Operetten- und Volksbühne ward Marie Geistinger in ihrer Blütezeit gefeiert, die „ewige Soubrette", die noch als Zweiundsechzigjährige den Schimmer schier unverwüstlicher Jugendlichkeit auf der Bühne zu wahren wußte, und die nun am 29. September in ihrer kleinen Villa zu Klagenfurt dahingeschieden ist. Die Künstlerin, deren Helena, Boulotte und Herzogin von Gerolstein in den Offenbachschen Operetten, deren Rosalinde in der Straußschen „Fledermaus" noch ebenso unvergessen sind wie ihre Verkörperungen Anzengruberscher Gestalten, ihre Schusterin in Görners „Drei Paar Schuhe" u. s. w., und deren Begabung und vollendete Technik es ihr ermöglichten, auch eine Maria Stuart und eine Medea zu spielen, war ein Theaterkind und gewann spielend das Heimatsgefühl auf den Brettern. Am 26. Juli 1836 in Graz als Tochter eines pensionierten russischen Hofschauspielers geboren, debütierte sie 1842 in Kinderrollen auf der Bühne ihrer Vaterstadt und entwickelte sich zunächst zur Lokalsoubrette. 1852 kam sie ans Josephstädtische Theater in Wien, wo sie kaum beachtet wurde; dann spielte sie mit steigenden Erfolgen in Berlin, Riga und Hamburg, um 1865 als ein Stern der Operettenbühne wieder nach der Kaiserstadt an der Donau zurückzukehren, wo sie im Theater an der Wien nun ein volles Dezennium hindurch in den Operetten Offenbachs, Suppés und Strauß' Triumphe feierte. Ein höheres Kunstgebiet betrat Marie Geistinger in den Volksstücken Anzengrubers, dessen „Pfarrer von Kirchfeld" und „Meineidbauer" von ihr emporgetragen wurden. Von 1869 bis 1875 hatte sie mit Steiner auch die Leitung der oben genannten Bühne inne, dann strebte sie die Lorbeeren der Tragödin an und erntete auch als solche Beifall. Später wandte sie sich ohne festes Engagement Gastspielen zu und wurde auch in Amerika wiederholt außerordentlich gefeiert. Seit 1888 zog sie sich von der Bühne zurück, unternahm aber 1897 eine neue Tournee nach Amerika und trat 1898 noch einmal in Berlin und Wien auf.

Phot. Pietzner, Wien

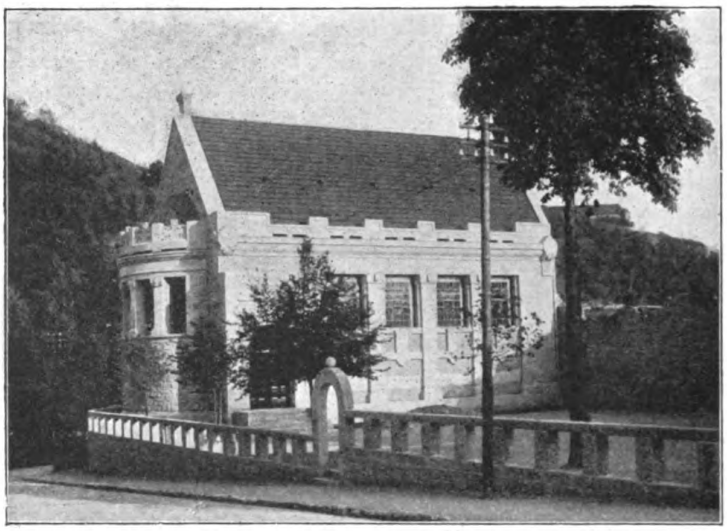
Marie Geistinger †

Nach der letzten Aufn. von Hofphot. Pietzner, Teplitz

Rudolf Falb †

Rudolf Falb †

Mit dem am 30. September in Schöneberg bei Berlin verstorbenen Privatgelehrten Professor Rudolf Falb ist der Träger eines in den weitesten Kreisen populär gewordenen Namens aus dem Leben geschieden. Falbs Wetterprophezeiungen und seine Lehre von den „kritischen Tagen" hatten ihn überall bekannt gemacht und ihm in der Laienwelt zahlreiche Anhänger erworben, während die wissenschaftlichen Kreise sich gegen seine Theorien entschieden abweisend verhielten. Falb war am 13. April 1838 zu Obdach in Steiermark als Sohn eines armen Müllers geboren und ursprünglich für



Das neue Jahn-Museum in Freyburg a. d. U.

neue Jahn-Museum eingeweiht. Das schöne, einfache Gebäude wird von der alten Stadtmauer begrenzt. Im Hintergrunde erblicken wir das Freyburger Schloß und die Weinberge des Unstruttales. Hier in Freyburg starb Friedrich Ludwig Jahn am 15. Oktober 1852. Sein Andenken wurde 1859 geehrt durch die Errichtung eines Grabdenkmals (Bronzebüste von Schilling). 1894 aber erbaute die deutsche Turnerschaft über seinem Grabe eine prächtige Erinnerungsturnhalle. Durch das neue Jahn-Museum ist die Stadt Freyburg um eine schöne Sehenswürdigkeit bereichert worden.

Das Grabdenkmal für Johannes von Miquel auf dem Friedhofe zu Frankfurt a. M.

Das von der Stadt Frankfurt a. M. ihrem verstorbenen Ehrenbürger Staatsminister Johannes von Miquel errichtete Grabdenkmal wurde am 8. September 1903 enthüllt. Oberbürgermeister Adickes hielt die Weiherede; der Sängerchor des Lehrervereins begleitete die Feier mit stimmungsvollen Gesängen. Schöpfer des Monuments ist der Frankfurter Bildhauer Professor Augusto Varnesi, von dem auch die Entwürfe zum architektonischen Bau, zum Mosaikboden und den gärtnerischen Anlagen, sowie die Modelle der plastischen Teile herrühren. Hinter einer halbkreisförmigen, mosaikbelegten Plattform, zu der zwei Stufen führen, erhebt sich ein aus grauem Kalkstein gefertigter, gegen 5 Meter hoher Obelisk, vor dem ein als Sarkophag gestalteter Granitblock liegt. In letzterem ist eine Bronzetafel mit dem Wappen Miquels und der einfachen Grabschrift eingelassen. Die Mitte des Obelisken ziert das Reliefporträt des Verewigten, von Lorbeer umrahmt, darunter die Widmung: „Ihrem Ehrenbürger in dankbarer Verehrung die Stadt Frankfurt a. M." An seinen oberen Enden trägt der Obelisk vier verschleierte Frauenmasken aus Bronze, die mit ihren Emblemen den Schlaf und die Unsterblichkeit symbolisieren. Das Ganze wird durch Pfosten aus Kalkstein, die durch Bronzeketten verbunden sind, abgeschlossen. F.

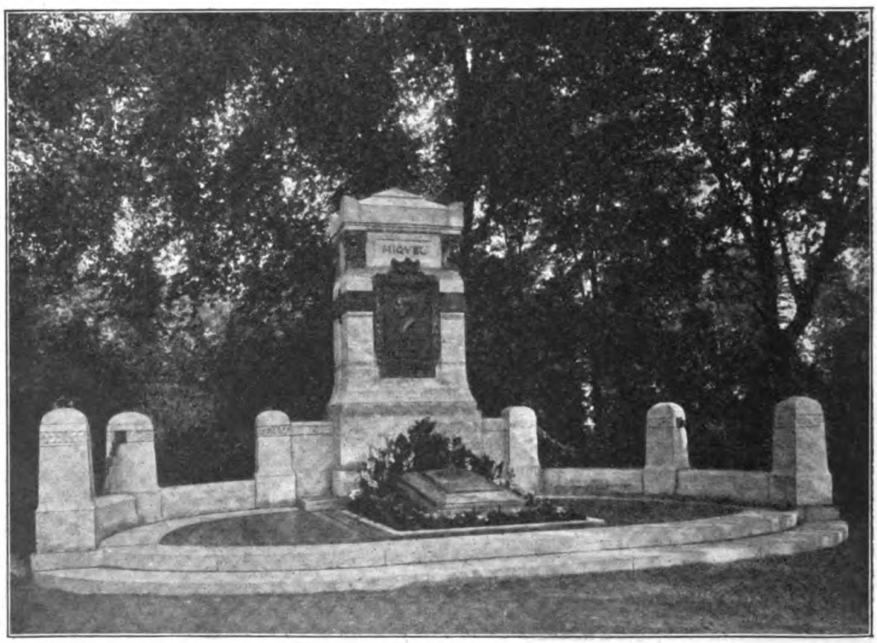
den geistlichen Stand bestimmt. Er empfing auch die Priesterweihe und war eine Zeitlang seelsorgerisch tätig; zwei Jahre nachher finden wir ihn aber bereits als Lehrer an der Handelsakademie in Graz. Dann war Falb ein Jahr lang Erzieher in einer aristokratischen Familie und studierte gleichzeitig in Prag Mathematik, Physik und Astronomie, seit 1872 in Wien Geologie. In demselben Jahre trat er zum Protestantismus über, um die Frau, die er liebte, heiraten zu können. Schon 1868 hatte er die populäre astronomische Zeitschrift „Sirius" gegründet; im folgenden Jahre begann er die Herausgabe eines Werkes, das seinen Namen zuerst bekannt machte: „Grundzüge zu einer Theorie der Erdbeben und Vulkanausbrüche", dem er fünf Jahre später seine „Gedanken und Studien über den Vulkanismus" folgen ließ. Von 1877 bis 1880 unternahm er zum Zwecke vulkanischer und archäologischer Studien eine Reise nach Süd- und Nordamerika, deren Frucht das Werk „Das Land der Inka in seiner Bedeutung für die Urgeschichte der Sprache und Schrift" war. Von seinem Heimatsorte siedelte Falb 1887 nach Leipzig und 1888 nach Schöneberg bei Berlin über.

Rettungsboote aus Bimsstein

Während man bisher zur Herstellung von Rettungsbooten Kork oder luftgefüllte Behälter verwendete, stellt neuerdings eine Liverpooler Werft Rettungsboote aus Bimsstein her. Die Boote werden so konstruiert, daß der Bimsstein den Raum zwischen den doppelt ausgeführten Holzwandungen ausfüllt.

Das neue Jahn-Museum in Freyburg a. d. U.

Am 27. September wurde in Freyburg an der Unstrut das



Das Grabdenkmal für Johannes von Miquel auf dem Friedhofe zu Frankfurt a. M. Von Augusto Varnesi

Desinfektion der Seedampfer

Eine neue wirksame Methode der zur Verhütung von Seucheneinschleppung so wichtigen Desinfizierung der Schiffe durch Schwefelsäure mittels des Claytonschen Apparats wird von Professor Dr. Cantacuzino in Konstantinopel beschrieben. Der neue Apparat, der mit Hochdruck in wenigen Minuten in allen Schiffsräumen wirkt, ist imstande, jedes Lebewesen in kurzer Zeit zu töten. Es wird dabei Schwefelsäure verwendet, die nach einigen Stunden Ratten und dergleichen, aber ebenso die Mikroben der Pest, der Cholera, des Typhus des gelben Fiebers und andrer Infektionskrankheiten mit Sicherheit tötet. Den angestellten Versuchen gemäß leiden Waren wie Nahrungsmittel, Stoffe, Papier, Gewebe, Leder dabei nicht im mindesten, Edelmetalle werden aber angegriffen. Die Desinfektion ist in sechs bis höchstens zwölf Stunden ausführbar. Versuche in den Vereinigten Staaten, England und Frankreich haben die Wirksamkeit des Claytonschen Apparates glänzend dargetan. Der Apparat kostet freilich 20 000 Mark. Der Norddeutsche Lloyd hat bereits begonnen, ihn auf allen seinen Schiffen einzuführen.

Der Kuckuck der Insektenwelt

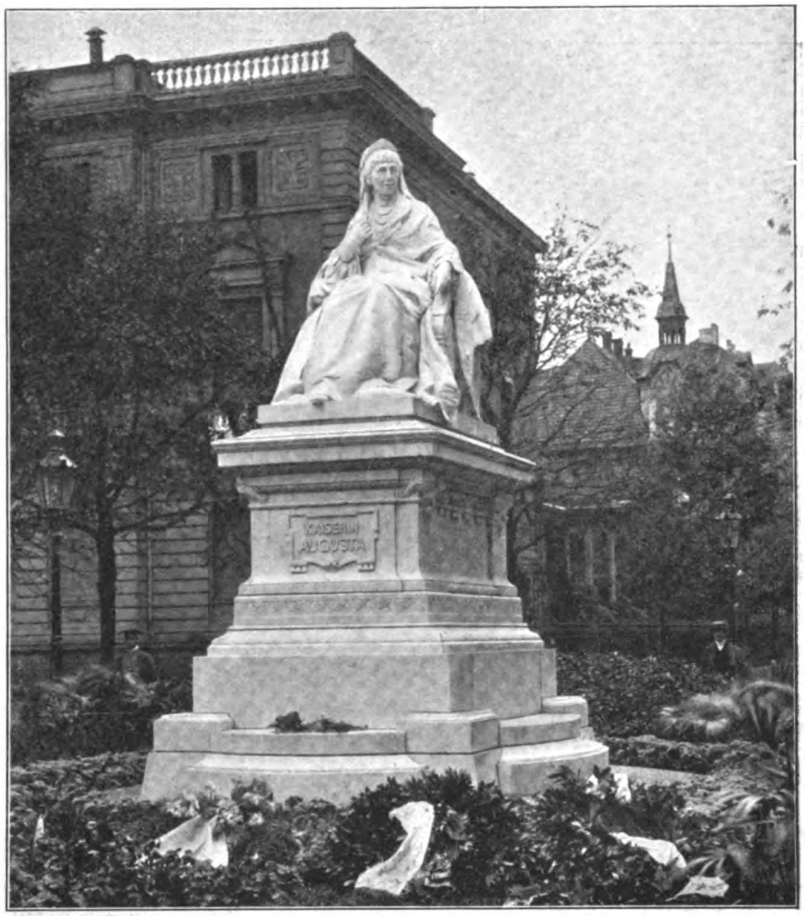
Frau Kuckuck legt bekanntlich ihre Eier in die Nester von Grasmücken, Bachstelzen, Rotkehlchen u. a. Etwas Aehnliches findet in der Insektenwelt statt, ihr Kuckuck ist die Goldwespe. Sie ist nämlich unfähig, eine eigne Zufluchts- und Wohnstätte für ihre Nachkommenschaft herzustellen, und bemächtigt sich deshalb mit List der Nester, die von geschickteren Verwandten angelegt worden. Wie man sie deshalb unter die „schamlosen Schmarotzer" hat zählen wollen, ist nicht recht einzusehen; denn die Natur hat ihr die Weise, wie sie für ihre Nachkommenschaft sorgen soll, genau vorgeschrieben. Und so lauert denn die Goldwespe so lange, bis eine einsame Biene ihr Nest verläßt, und geht dann hurtig ans Werk, die lange Legeröhre in das erkorene Nest zu schieben und zwischen den Vorräten, die die Biene anhäuft, ihr Ei neben demjenigen der rechtmäßigen Besitzerin niederzulegen. Ungestraft kommt sie dabei nicht immer weg, und wenn sie sich von der stärkeren Biene ertappen läßt, so wird sie meist von deren Kiefern oder Stachel verstümmelt oder getötet.

Die Gehälter der Schauspieler

Im ganzen Deutschen Reich und in Oesterreich zahlen, nach den Angaben des sächsischen Hofschauspielers Winds in dem Buche „Aus der Werkstätte des Schauspielers", etwa 20 große Schauspielbühnen ihren Mitgliedern volle Jahresgehälter; in Berlin, Wien, Dresden, München, Frankfurt a. M. und Hamburg werden Gehälter von 8000 bis 15 000 Mark an die ersten Kräfte, in Leipzig, Hannover, Stuttgart, Wiesbaden 6000 bis 10 000 Mark gewährt, zweiten und mittleren Kräften etwa die Hälfte. Ueber 15 000 Mark geht nur ganz ausnahmsweise ein Schauspielergehalt, und im allgemeinen sind sogar schon solche über 10 000 Mark selten. Weiter gibt es noch 8 bis 10 Hofbühnen: Braunschweig, Kassel, Karlsruhe, Weimar, Schwerin, Koburg und Mannheim, die ihre Mitglieder ebenfalls jahrweise verpflichten, doch höchstens für 7000 bis 8000 Mark; auch die Kölner, Bremer und Breslauer Theater bieten noch gute Besoldungen, doch immer nur für eine höchstens achtmonatige Spielzeit. An den übrigen größeren Theatern, wie in Magdeburg, Düsseldorf, Danzig, Königsberg, Mainz, werden Monatsgehälter von 200 bis 400 Mark gezahlt; das gibt bei einer siebeneinhalbmonatigen Spielzeit (15. September bis 1. Mai) eine durchschnittliche Jahreseinnahme von 3000 Mark, wovon jedoch etwa ein Drittel für Geschäftsunkosten (Garderobe, Reisen u. s. w.) in Abzug zu bringen ist.

Zwei neue Denkmäler in Köln

Das „alte heilige Köln", das zuerst unter allen deutschen Städten den ersten Reichskanzler durch ein Denkmal ehrte und

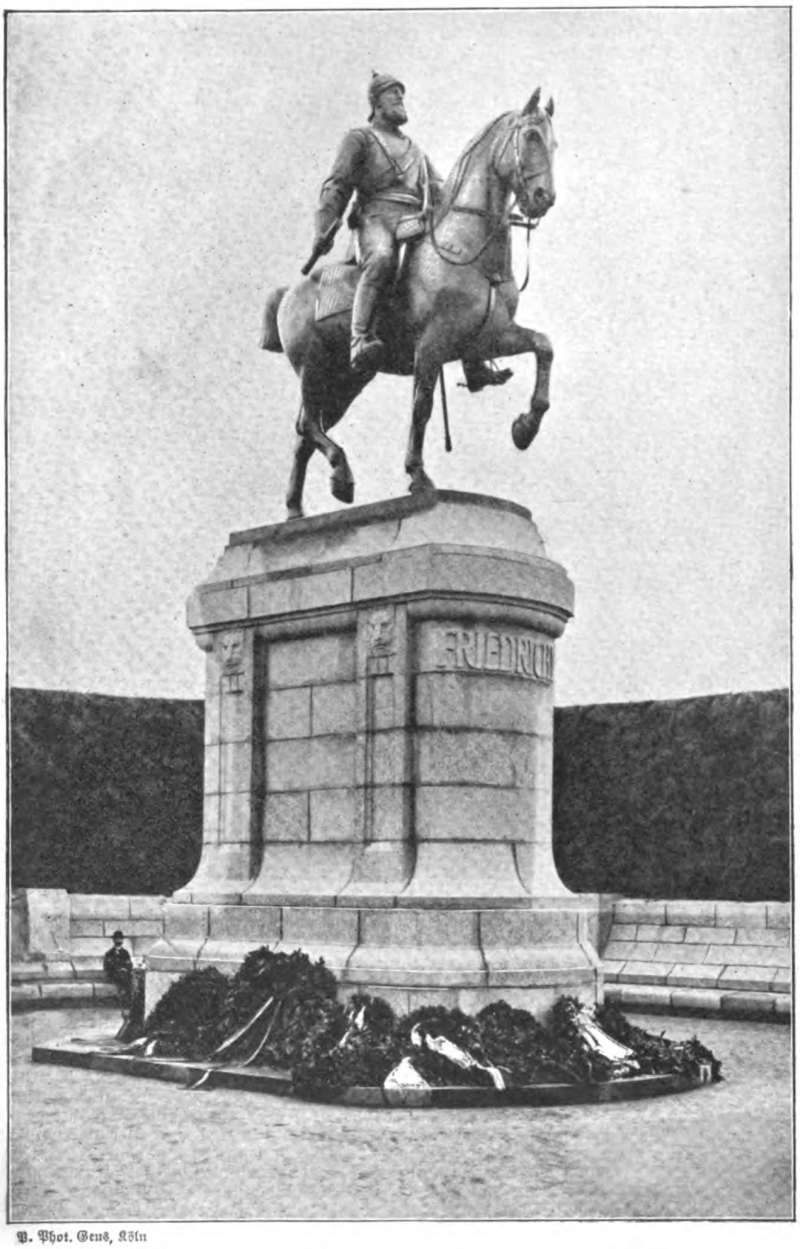


Phot. P. Geus, Köln

Denkmal der Kaiserin Augusta in Köln. Von Heinrich Stockmann in Köln

das seit mehreren Jahren auch ein stattliches Monument Wilhelms I. aufzuweisen hat, ist seit dem 1. Oktober d. J. um zwei neue Kunstwerke reicher geworden, die von dem vaterländischen und monarchischen Empfinden der Kölner Zeugnis ablegen sollen: an jenem Tage wurde auf dem Kaiser Wilhelm-Ring ein Denkmal der Kaiserin Augusta, am Ostende des Deutschen Ringes ein Reiterstandbild Kaiser Friedrichs III. enthüllt. Zu der Doppelfeier waren der Deutsche Kronprinz (in Vertretung des Kaisers) und die badische Großherzogsfamilie erschienen. — Das Denkmal der Kaiserin Augusta ist eine Schöpfung des in Köln lebenden Bildhauers Heinrich Stockmann, eines geborenen Westfalen. In Marmor ausgeführt, stellt es die Gemahlin Wilhelms I. in einem Sessel sitzend in anderthalbfacher Lebensgröße dar, etwa in jenem Lebensalter, da der Tochter Karl Augusts die Würde der Deutschen Kaiserin zufiel. Die Gesamthöhe des Denkmals, das sich durch vornehme Einfachheit auszeichnet, beträgt

4,80 Meter. — Das Reiterstandbild „unsers Fritz", ein Werk des aus Köln gebürtigen Bildhauers Peter Breuer, erhebt sich auf hohem schmalen Sockel, dem durch einen architektonischen, nach beiden Seiten in Brunnenanlagen auslaufenden Abschluß die durch die Situierung des Denkmals notwendig gewordene Verstärkung gegeben wurde. Die Architekturanlage hat der Regierungsbaumeister Karl Moritz entworfen. Die künstlerische, lokal bedingte Aufgabe, ein hochragendes, weithin sichtbares, in der Fernwirkung bei jeder Beleuchtung kräftig wirkendes Freiluftdenkmal zu schaffen, haben so Bildhauer und Architekt in befriedigender Weise gelöst und für die nähere Umgebung, die schönen Anlagen des Deutschen Rings, wie für die ganze Stadt eine würdige Zierde geschaffen.



B. Phot. Gens, Köln

Denkmal Kaiser Friedrichs III. in Köln. Von Peter Breuer in Berlin

Koreanische Gartenkunst

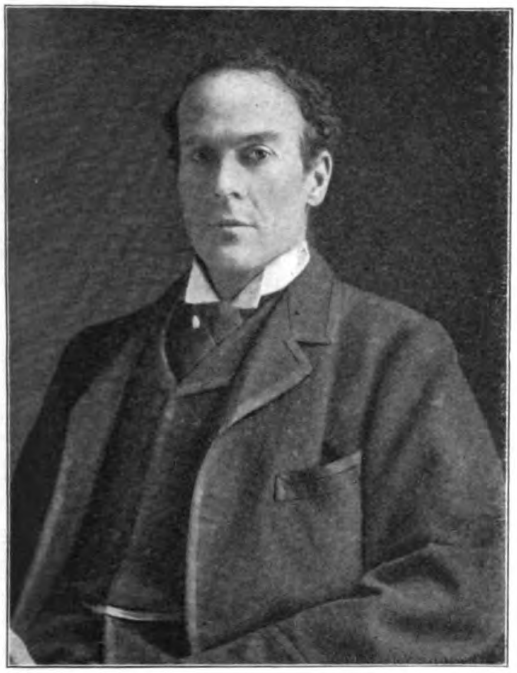
Die Japaner zeichnen sich bekanntlich dadurch aus, daß sie den Bäumen, die sie kultivieren, die seltsamsten Formen geben. In Korea gehen einige Gärtner noch weiter und lassen gleich richtige Möbelformen, Tische, Stühle, Sessel u. s. w. wachsen. Natürlich sind die Verfahren, durch die man solche Resultate erhält, zugleich sehr langwierig und kompliziert. Man braucht z. B. acht bis zehn Jahre, um einem Rebstock das Aussehen eines einfachen Kinderstuhles zu geben. Andre Möbelformen erfordern sogar 20 Jahre sorgfältigster Pflege. Diese Zeit brauchte ein Gärtner aus der Umgebung von Söul, um einen sehr merkwürdigen Sessel wachsen zu lassen, den kürzlich ein französischer Marineoffizier erwarb. Sehr bequem sind diese Möbel natürlich nicht. Das Holz zeigt infolge der gewaltsamen Behandlung eine ununterbrochene Folge von Knoten und Buckeln. Der einzigartige Sessel ist durch das gleichzeitige Wachsen eines Weinrebenstammes und eines Gingkostrauches gebildet; er ist 1,50 Meter hoch, 70 Zentimeter breit und wiegt fast 50 Kilogramm.

Europas Holzbedarf

Gewaltige Summen werden alljährlich von verschiedenen europäischen Ländern für eingeführtes Holz bezahlt, wobei England mit 400 Millionen Mark an der Spitze steht. Daß die Holzeinfuhr auch in Deutschland mit 280 Millionen so bedeutend ist, liegt freilich weniger an der Holzarmut als an dem sehr starken Verbrauch zu industriellen Zwecken. Von den europäischen Ländern sind, der „Nat.-Ztg." zufolge, nur noch Schweden, Norwegen, Rußland und Oesterreich imstande, Holz abzugeben, der übrige Holzbedarf muß aus andern Erdteilen und namentlich aus Amerika gedeckt werden. Da er noch dauernd weiter steigt, die Holzvorräte aber eher abnehmen, so werden in Zukunft Maßregeln gegen eine unnütze Verwendung notwendig sein. In Schweden ist bereits ein Verbot von der Regierung erlassen worden, demzufolge in gewissen Provinzen die Bäume erst nach einem bestimmten Wachtumsgrad abgeschnitten werden dürfen. Das Heizen mit Holz wird wohl schließlich ganz aufhören. Norwegen führt jetzt schon etwa 350000 Tonnen Zellulosebrei aus, während die Ausfuhr an dieser Ware 1875 sich erst auf 8500 Tonnen belief.

Das „süsseste" Land der Erde

Einer unlängst veranstalteten internationalen Statistik zufolge darf England auf diesen Superlativ Anspruch erheben, da auf jeden seiner Einwohner



Alfred Lyttelton, der neue englische Kolonialminister

jährlich im Durchschnitt 30 Kilogramm Zucker kommen. Es folgen die Vereinigten Staaten, wo jeder Bewohner im Jahre 29 Kilogramm verbraucht; in Dänemark 22, in der Schweiz 21, in Schweden und Norwegen 15, in Frankreich 12, in Deutschland ebenfalls 12, in Holland 11, in Italien und Belgien 11 und in Oesterreich 8 Kilogramm. Der Russe endlich nimmt die letzte Stelle in dieser Beziehung ein. Dort kommen auf den Bewohner im Jahre nur 5 Kilogramm Zucker. Von der Gesamtproduktion des Zuckers auf der ganzen Welt, die auf zwölf Millionen Tonnen geschätzt wird, entfallen auf Deutschland, das damit die erste Stelle einnimmt, 2 300 000 Tonnen (zu je 1000 Kilogramm), während Frankreich und Oesterreich nur 1 300 000 Tonnen produzieren.

Ein kostbares Stück Papier

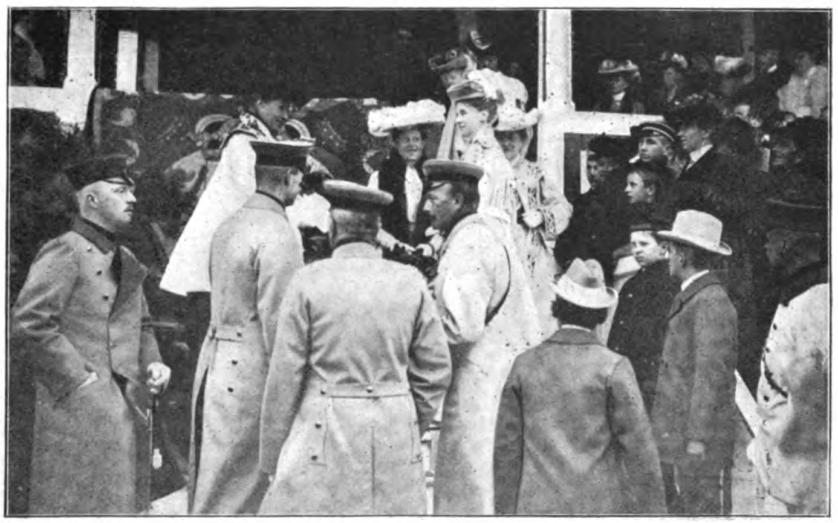
Bei den Friedensverhandlungen zu Versailles im Jahre 1871 soll ein französischerseits verwendeter Scheck über 2 Millionen Taler noch die Bewunderung Bleichröders erregt haben. Wie sehr sich die finanziellen Dimensionen des Geldverkehrs verändert haben, zeigt schon genügend die Tatsache, daß jüngst ein Scheck über 22½ Millionen Dollars, von Pierpont Morgan auf das New Yorker Bankhaus Kuhn, Loeb & Co. gezogen und bei der First Nationalbank zahlbar, durch das New Yorker Clearinghouse gegangen ist.

Der neue englische Kolonialminister

In England ist jetzt gute Zeit für ehrgeizige Politiker oder solche, die es werden wollen. Das Ministerium Balfour entblätterte sich bei dem Sturm, den die Verkündigung der Chamberlainschen Zollpläne entfachte, mit verblüffender Schnelligkeit. Vergeblich bot der Premierminister die vakanten Posten aus, die Staatsmänner von Ruf hielten sich vorsichtig abwartend zurück, denn die Wahlen sind nicht mehr allzufern, und so erging es ihm wie dem Mann im Gleichnis: da die geladenen Gäste nicht kamen, mußte er sich — mit der jüngsten Jugend begnügen. Besondere Schwierigkeit bot die Besetzung des Postens, den Chamberlain innegehabt hat. Lord Milner, der Prokonsul von Südafrika, lehnte wiederholt ab, und schließlich ging auch durch dies Ziel ein Außenseiter. Mr. Alfred Lyttelton war bisher ein ziemlich unbeschriebenes Blatt. Er ist zwar Advokat, Mitglied des Parlaments und hat in manchen Kommissionen gesessen, bekannt war er aber erst geworden durch wiederholte Siege im Kricketspiel. „Es ist nicht unwahrscheinlich," bemerkt ein boshafter deutscher Kritiker, „daß er diesen Erfolgen seine Wahl verdankt. Wann werden wir so weit sein, daß wir einen Ministerposten dem Manne verleihen, der in einem Turnier am häufigsten ‚Alle neune' geschoben?"

Warum ist der Himmel blau?

Nach dem berühmten englischen Physiker Lord Rayleigh wird das schöne Blau des wolkenfreien Himmels erzeugt durch die Luftmoleküle, die dies blaue Licht am intensivsten zerstreuen und zurückwerfen; je größer ihre Anzahl, um so reiner erscheint das Himmelsblau. Auf sehr hohen Bergen erscheint der Himmel dunkler blaugefärbt, weil die Luftschicht über dem Beobachter geringer ist und der dunkle leere Weltraum als Hintergrund mehr zur Geltung kommt. Ist umgekehrt die Luft mit Wassertröpfchen und größeren Staubteilchen mehr angefüllt, so tritt das Blau vor der grauweißen Farbe zurück, und mit sinkender Sonne wird das durchgelassene Licht zunehmend reicher an gelben und roten Strahlen. Diese Erklärung wird nun aber von W. Spring auf Grund von Experimenten mit gewichtigen Gründen bestritten. Nach seiner Ansicht ist das Himmelblau lediglich eine Folge der blauen Färbung des Sauerstoffs und Ozons der Atmosphäre, es ist also die Eigenfarbe der Luft. Wäre, sagt er, die Luft an und für sich farblos, so würde uns die Helligkeit des Himmels nicht vermindert erscheinen, wohl aber das zerstreute Tageslicht weißer, besonders in den höheren Teilen, gegen den Horizont hin etwas orangefarben infolge der Trübung der unteren Regionen.



Prinz Heinrich der Niederlande — Großherzog von Mecklenburg — Königin Wilhelmina

Eine Momentaufnahme vom letzten Rennen in Ludwigslust (Mecklenburg)

Die Feier des Geburtstages des Kaisers von China in Wuchang

Eigentlich hätte in diesem Jahre der Geburtstag des Kaisers Kuang-Hü am 20. August von den Bewohnern des „himmlischen Reiches“ gefeiert werden sollen; weil auf dieses Datum jedoch der Todestag eines früheren Herrschers fiel, so hatten die kaiserlichen Hofastronomen einen günstigeren Tag zur Feier ausgesucht, und zwar den 18. desselben Monats. Wie im ganzen Reiche begann am Morgen des Festtages die chinesische Beamtenschaft der Städte Wuchang, Hankou und Hanyang ihre Feier nach dem streng vorgeschriebenen Zeremoniell bei Sonnenaufgang mit dem „Kotau“ vor der Kaisertafel, die in jeder Provinzialhauptstadt ihren Platz in einem eigens dafür errichteten Gebäude hat. Gegen Mittag wurde in Wuchang eine Heerschau mit nachfolgendem Bankett abgehalten, wozu Tuan-Fang, der stellvertretende Generalgouverneur von Hupeh und Hunan, neben den Spitzen seiner chinesischen Behörden auch das gesamte Konsularkorps, Vertreter der chinesischen Seezoll- und Postverwaltungen und die Direktoren der Pei-Han-Eisenbahngesellschaft eingeladen hatte. Die Heerschau schloß mit dem Abspielen der chinesischen Nationalhymne, worauf die Truppen ein Hoch auf den Kaiser ausbrachten, indem sie dreimal Wan-Shou (d. h. wir wünschen dem Kaiser zehntausend Jahre) riefen. Bei dem nun folgenden Bankett, das in einer offenen, kühlen Halle der prächtig dekorierten Wuchanger Baumwollspinnerei stattfand, wurde von einem Dolmetscher im Namen des Generalgouverneurs eine Ansprache verlesen. Der amerikanische Generalkonsul Dr. L. Wilcox antwortete im Namen des Konsularkorps, dankte für die Einladung und brachte die Gesundheit des Kaisers von China aus. Den Schluß der Feier machte eine photographische Gruppenaufnahme, die wir untenstehend wiedergeben und die namentlich wegen der verschiedenartigen, darauf vertretenen nationalen Typen besonderes Interesse erregen dürfte.

Bevölkerungsdichtigkeit europäischer Grossstädte

Meist gilt London als die Stadt, worin die Menschen am dichtesten zusammengedrängt sind. Das Themsebabel, in dem die 4½ Millionen Menschen sich auf etwa 30000 Hektar verteilen, so daß ein Einwohner auf 60 bis 70 Quadratmeter kommt, wird jedoch an Dichtigkeit noch übertroffen von Paris, Rom, Berlin und Kopenhagen. Während in der Seinestadt schon auf 25 Quadratmeter ein Einwohner kommt, stellt die deutsche Reichshauptstadt ihren fast 2 Millionen Bewohnern reichlich 6000 Hektar zur Verfügung, für jeden Berliner also gegen 30 Quadratmeter. Rom steht mit Berlin etwa auf gleicher Stufe; Kopenhagen mit 50 Quadratmeter pro Kopf dagegen ist etwas günstiger gestellt. Von den übrigen deutschen Großstädten folgen Dresden mit 95, Hamburg mit 109, Leipzig mit 122, München mit 154 und Köln mit 298 Quadratmetern auf jeden Einwohner. Amsterdam steht ungefähr mit Dresden gleich, Wien mit Hamburg, Pest mit Köln.

Tuan-Fang, stellvertretender Generalgouverneur der Provinzen Hunan und Hupeh, in der Mitte der dritten Reihe von oben

Zur Feier des Geburtstages des Kaisers von China: Gruppenbild der europäischen und chinesischen Festteilnehmer

Die Viktoriabrücke bei Montreal

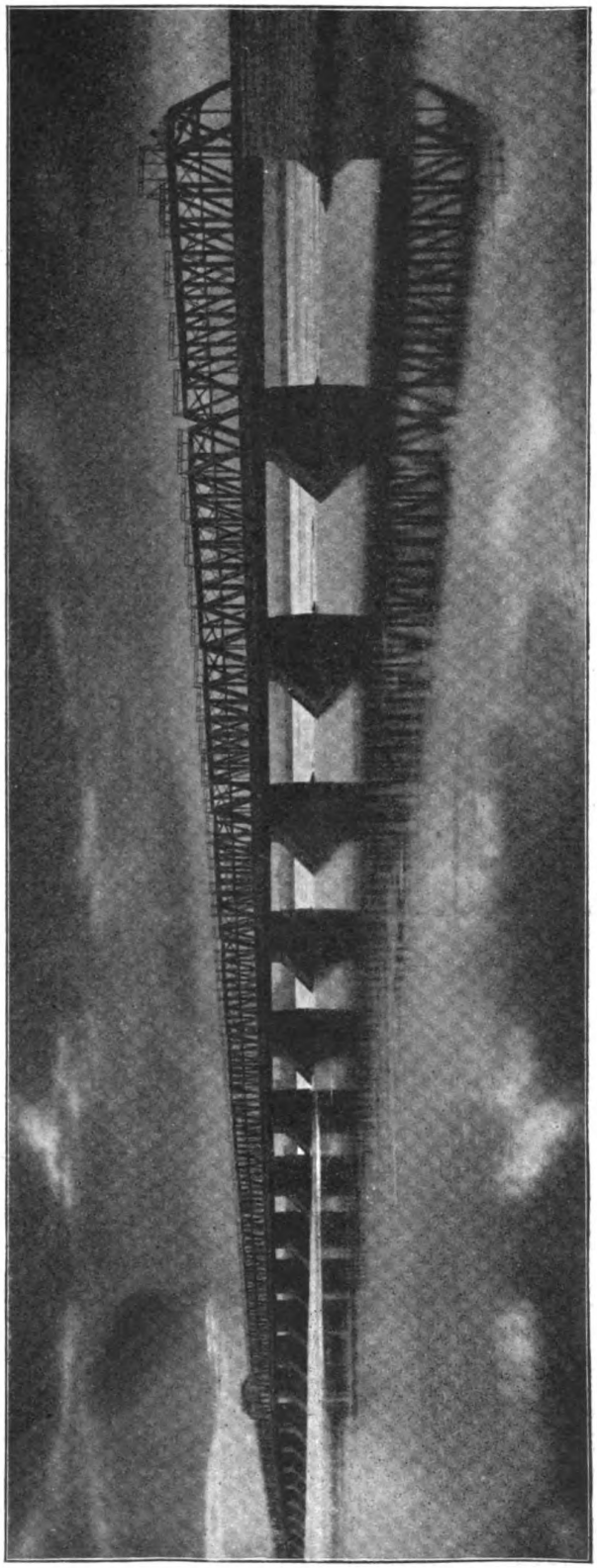
Als eine Art Weltwunder galt viele Jahre die von dem berühmten englischen Ingenieur Robert Stephenson für die Grand Trunk-Eisenbahn mit einem Kostenaufwande von 6½ Millionen Dollars erbaute Viktoriabrücke, die, bei Montreal in Kanada den St. Lorenzstrom überspannend, 1860 eröffnet wurde. Durch Jahrzehnte diente sie lediglich dem Bahnverkehr, aber als sich die Notwendigkeit einer Brücke für Personen und Wagen immer fühlbarer machte, beschloß man, die in Tunnelform hergestellte Brücke freizulegen und nach beiden Seiten hin wesentlich zu verbreitern. Diese Arbeit, die weitere 1½ Millionen Dollars erforderte, ist nunmehr beendet, und der mächtige, auf 25 Pfeilern ruhende Bau gewährt jetzt einen imposanten Anblick. Am meisten wird die Brücke vom Publikum aufgesucht, wenn zu Beginn des Frühlings der Aufbruch des Eises auf dem St. Lorenz zu erwarten steht. Tausende möchten dieses imposante Schauspiel genießen, aber nur wenige sind schließlich die Auserkorenen.

Drahtlose Telegraphie und Telephonie bei den Kabylen

Wie die westafrikanischen Neger ihre Neuigkeiten durch Trommelschläge in weitem Umkreise verkünden, so bedienen sich die Kabylen im Atlasgebirge von altersher einer eigentümlichen drahtlosen Telegraphie und Telephonie. Kommen Fremde nach Kabylien, so ist ihre Ankunft schon längst unter den Bergbewohnern bekannt, besonders wenn es Rumis, d. h. Europäer, sind. Auf den Felsen stehen Hirten, die jede Bewegung der Reisenden ihren entfernteren Landsleuten mitteilen. Andre liegen in den Zedernbüschen und telephonieren auf sonderbare Weise ihre Beobachtungen weiter. Man vernimmt eigentümliche Rufe, die von den nächstliegenden Wachtposten ausgehen und von Tal zu Tal wiederholt werden. Soll ein Spitzbube von den Gendarmen ergriffen werden, so hat er genug Zeit, zu entfliehen, denn das Kommen der Wächter des Gesetzes wird schon von größter Entfernung signalisiert. Außer den Rufen geben sie noch mit dem Burnus Signale, die von weitem bemerkt und verstanden werden. Man kann da nicht einmal den einheimischen Gendarmen trauen, die in Begleitung ihrer französischen Vorgesetzten kommen. Ein kleines Zeichen mit dem Burnus verrät den Kabylen ihre Absicht, so daß diese danach ihre Maßregeln treffen können.

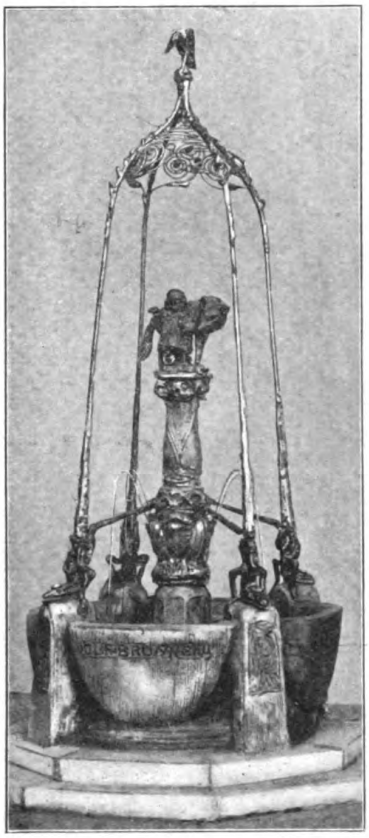
Der Gemüsegarten der Orientalen

Nicht annähernd so reichhaltig wie der unsrige ist der orientalische Gemüsegarten, was sich leicht erklärt, da Allah dort so ziemlich der alleinige große Gärtner ist. Es sind, wie man der „Köln. Volksztg." schreibt, eigentlich nur vier Gemüsearten, die in allgemeinem, ausgedehntem Gebrauche stehen: Bamia, die stechapfelkrautähnliche Melongena (Eierpflanze), beide in Nord- und Mitteleuropa wohl so ziemlich unbekannt, Kürbis und Tomaten. Die Bamia ist eine Eibischgattung aus der Familie der Malvaceen (Hibiscus esculentus L.). Einjähriges Kraut mit hochaufschießendem schlanken Stengel, fahlgrünen, weichhaarigen Blättern und gelben Blüten; in Ostafrika, beiden Indien, Aegypten, Syrien, Kleinasien bis nach Zentralasien heimisch, aber auch hie und da in Südfrankreich kultiviert. Die pyramidenförmigen hellgrünen, kantig gefurchten Samenkapseln, in Türkisch-Asien und Aegypten Bamia, in Indien Okra und Gómbo oder Gómbro genannt, werden unreif abgenommen und gekocht als Gemüse gegessen. In noch unentwickelterem Zustande macht man sie wie Kapern ein. Der Pflanzenstengel liefert Bastfaser, die bekannte Jute, und der reife Samen enthält ein Oel von unangenehmem Geruch und Geschmack. Die Früchte der Eierpflanze werden als Gemüse gekocht oder nach Art unsrer sauren Gurken eingelegt. Vereinzelt gibt es sonst noch Karotten, mehrere Sorten Rüben und Bohnen, Gurken, Weißkohl, Spinat und ziemlich selten Kartoffeln, die bei den Türken wenig beliebt sind und von den Arabern völlig verschmäht werden.



Die Viktoriabrücke bei Montreal

Zwei neue Zierbrunnen für München



Aus der Münchener Brunnen-Konkurrenz: Rotkäppchen-Brunnen von A. Düll und G. Pezold (I. Preis)

„Brunnenkonkurrenzen", d. h. Wettbewerbe um Entwürfe zu Zierbrunnen, gehören jetzt zu den regelmäßig wiederkehrenden Erscheinungen im Leben der Münchener Plastik. Fast jede nur einigermaßen bedeutende Stadt Bayerns, die was auf sich hält, läßt sich einen Monumentalbrunnen errichten, sei es zur Huldigung für das Königshaus, sei es zur Erinnerung an die Heldentaten von 1870 oder zur Verherrlichung bestimmter lokalgeschichtlicher Ereignisse. Und die Wahl einer Brunnenanlage, die einen frischen, idyllischen Zug in den so arg verfahrenen Denkmalsbetrieb bringt, ist dabei als ebenso glücklich zu bezeichnen wie die Ausschreibung von Wettbewerben, in denen sich die Künstler vor den Augen des Publikums messen und manch junges Talent zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Kunstfreunde auf sich lenkt. Denn die Entwürfe, die bei diesen, meist auch noch vom Staat unterstützten Konkurrenzen einlaufen, werden dann in München auch öffentlich ausgestellt, und diese Ausstellungen finden bei Künstlern und Laien immer lebhafte Beachtung. Besonderes Interesse weckten zwei solche Konkurrenzausstellungen, die in den letzten Wochen gleichzeitig in München stattgefunden haben; denn bei beiden handelte es sich um Brunnen, die der Stadt München selbst zum Schmucke gereichen sollen. Der eine, von der Stadtgemeinde gestiftete, soll auf dem Isartorplatz aufgestellt werden; die Wahl des Stoffs war hier ganz freigegeben. Der andre ist die hochherzige Schenkung eines kunstfreundlichen Privaten, der die Bedingung stellte, daß der figürliche Schmuck des Brunnens an seinen Namen, Wolf, erinnern solle. Diese Bedingung, von Laien anfangs viel bespöttelt, hat im Gegenteil, wie Erfahrene leicht voraussehen konnten, den Künstlern manch hübsche, volkstümliche Inspiration gegeben; und der mit dem ersten Preis gekrönte Entwurf von Düll und Pezold, der Rotkäppchen mit dem Wolf zeigt, ist denn auch eine sehr liebenswürdige, graziöse Schöpfung, in der Komposition dem ziemlich engen Platz, auf den dieser Brunnen zu stehen kommen soll (am Kosttor), geschickt angepaßt. Bei der andern Konkurrenz (für den Isartorplatz) hat Bildhauer Killer für seinen von einer zierlichen Fortuna gekrönten Entwurf den ersten Preis erhalten; eine mehr monumentale, großzügige Wirkung hat Hubert Netzer mit seinem „Nornenbrunnen" erstrebt, der mit dem zweiten Preis ausgezeichnet wurde und den wir nebst dem Rotkäppchen-Brunnen unsern Lesern im Bilde vorführen.

Babel und Bockbier

Der babylonische Gott Marduk, der Thôr der Germanen, ißt — wie Dr. H. Winckler in seinem Buch über „Die babylonische Kultur in ihren Beziehungen zur unsrigen" mitteilt — gern Erbsenbrei, und sein Tier ist der Eber: noch heute wird in manchen Gegenden Norddeutschlands am Donnerstag (Thôrs Tag) Erbsenbrei mit Schweinefleisch gegessen. Die Zwillinge des Tierkreises, in deren Zeichen am Anfang der babylonischen Kultur die Frühlings-Tagesgleiche fiel, wurden ursprünglich als zwei Ziegenböcke dargestellt. In der germanischen Mythologie wurden sie die beiden Tiere Thôrs, die er vor seinen Wagen spannt. Sie sind uns in ihrer Symbolik als Frühjahrszeichen wohlvertraut im — Bockbier, dessen Erklärung so lange rätselhaft war; es ist das Frühjahrsbier, und wenn Aegyptens Pyramiden die Ueberlieferung von fünf Jahrtausenden darstellen, so spricht aus dem Zeichen des Bockes ein Altertum von siebentausend Jahren.

Ein Telegramm um die Erde

Es ist gegenwärtig möglich, mit Hilfe des Kabels durch den Stillen Ozean und seiner unmittelbaren Anschlüsse an die übrigen Linien, eine Depesche binnen wenigen Minuten rings um den Erdball zu senden. Der „New York Herald" schickte kürzlich ein Telegramm von einem seiner Bureaus an ein andres in dem nämlichen Gebäude auf dem Umwege um die Erde, das nach 14 Minuten an der Bestimmungsstelle eintraf. Präsident Roosevelt hat an H. Mackay um die Erde herum telegraphiert, und zwar in der Richtung von Ost nach West. Das Telegramm gebrauchte 12 Minuten, um in die Hände des Empfängers zu gelangen. Dieser antwortete dem Präsidenten auf dem nämlichen Wege, aber in der Richtung von West nach Ost um die Erde. Obgleich die Antwort auf 19 Telegraphenstationen übergeleitet werden mußte, war sie 9 Minuten nach Absendung schon angelangt.

Die Brillanten der deutschen Kaiserin

Den Gesamtwert des Brillantenschatzes der Kaiserin Auguste Viktoria veranschlagen Kundige auf nahezu 5 Millionen Mark, wobei jedoch zu berücksichtigen ist, daß ein großer Teil dieser Edelsteine Eigentum des preußischen Krontresors ist. Sie werden aber bestimmungsmäßig der jeweiligen Königin von Preußen zur Verfügung gestellt. Der Kaiserin persönlich gehören nur die Brillanten, die sie schon als Prinzessin von Schleswig besaß, oder die sie von dem Kaiser und von andern zum Geschenk erhalten hat. Zu letzterer Gattung gehören u. a. mehrere Prachtstücke, die ihr von der Kaiserin Augusta und der Kaiserin Friedrich letztwillig vermacht wurden. Insgesamt bewertet sich das Privateigentum der Kaiserin an Brillanten auf 2 Millionen Mark.

Die neue Elisabeth-Brücke in Budapest

Die vom Schwurplatz in Budapest über die Donau führende neue Elisabeth-Brücke, die unlängst dem Verkehr übergeben worden ist, gehört in technischer Beziehung zu den bemerkenswertesten Bauten der Gegenwart. Das Bedürfnis nach einer weiteren Ueberbrückung des Stromes, die in erster Linie dem schweren Lastenverkehr zu dienen hätte, war schon seit den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts,

Aus der Konkurrenz für einen Brunnen auf dem Isartorplatz in München: Nornenbrunnen von Hubert Netzer (II. Preis)

Beethovens Sterbehaus in Wien. (Wird demnächst abgebrochen)

Beethovens Sterbehaus

In kurzer Zeit wird das Sterbehaus Ludwig van Beethovens, des größten musikalischen Genies aller Tage, vom Erdboden verschwunden sein. In dem riesigen Gebäude, das allein fast eine ganze Seite der Schwarzspanierstraße in Wien einnimmt, bewohnte der Tondichter zwei kleine Zimmer. Hier verbrachte er in tiefer Abgeschiedenheit die letzten Tage seines Lebens. Der Bau, der jedes besonderen architektonischen Schmuckes entbehrt, hat einen zwei Stock hohen Mitteltrakt, an den sich rechts und links je ein Seitentrakt mit drei Stockwerken anschließt. Ueber dem Eingangstor befindet sich eine Gedenktafel, die in halbverwitterten Lettern die Inschrift trägt: „Beethovens Sterbehaus 26. März 1827." Der Wiener Arzt Dr. von Bräuning, in dessen Hause der junge Beethoven freundliche Aufnahme gefunden hatte, als er noch arm und bedürftig bei Haydn und Salieri Musikunterricht genoß, erzählt, daß der Aufenthalt des Meisters im Schwarzspanierhause ihm im allgemeinen angenehm und behaglich gewesen sei. Dabei muß man allerdings die überaus geringen Bedürfnisse und die tiefe Abgeschlossenheit des unsterblichen Künstlers berücksichtigen. Außerdem hat aber Beethoven gerade in dieser Zeit durch das Verhalten seines Neffen wie seines Bruders Johann manchen Kummer erfahren. Das historische Haus befindet sich heute im Eigentum des Stiftes Heiligenkreuz.

als die Kettenbrücke im Bau stand, empfunden worden. 1887 beschloß die Legislative, aus den Brückeneinkünften über 650000 Gulden einen neuen Brückenfonds anzulegen, aus dem dann zunächst die Vorarbeiten für die nunmehr vollendete Elisabeth-Brücke bestritten wurden. In einem für die Pläne ausgeschriebenen Wettbewerb erhielten zwei berühmte englische Ingenieure den Preis, nach deren Entwurf die Brücke in einem einzigen Bogen unter Anwendung einer neuen Drahtkonstruktion errichtet werden sollte. Aus Gründen materieller und gewerbepolitischer Natur verzichtete die Regierung jedoch auf die Ausführung dieses Planes, sondern ließ in einer im Handelsministerium eigens dafür ins Leben gerufenen Donaubrückensektion einen neuen Entwurf ausarbeiten, der gleichfalls die Brücke in einem einzigen Bogen, ohne Mittelpfeiler, den Fluß überschreiten ließ. Im Frühjahr 1898 wurde der erste Spatenstich getan, und obwohl sich bei der Ausführung ganz unvorhergesehene Schwierigkeiten durch eine unvermutet zutage tretende Quelle geltend machten, war die Elisabeth-Brücke dennoch in ihrem konstruktiven Teil im Mai dieses Jahres vollendet. Der leicht geschwungene Bogen, in dem sich das mächtige Eisengerüst von einem Ufer zum andern spannt, überbrückt eine Strecke von 390 Metern, und mit dieser sonst noch nicht erreichten Spannweite stellt die imposante neue Brücke einen „Rekord" dar. Vier ungewöhnlich hohe Türme tragen die den Brückenkörper haltenden Ketten, die hier nicht in die Brückenpassage hineinragen, wodurch einerseits die sonst unvermeidlichen Schwankungen der Brücke bei stärkeren Erschütterungen vermieden werden und anderseits eine Scheidung von Fußsteig und Fahrdamm unnötig gemacht wird. Die einige Tage vor der Eröffnung der Brücke vorgenommene Belastungsprobe hatte das zufriedenstellendste Ergebnis; denn bei einem Gewicht, das dem von etwa 35000 Menschen gleichkam, war an keinem Teil der Schienen auch nur die geringste Deklination der Richtung wahrzunehmen.

Die neue Elisabeth- (Schwurplatz-) Brücke in Budapest

Für müssige Stunden

Magische Ecke

A	A	A	A	A	A	A	A	B
B	D	D	E	E	E	E	E	E
E	E	G	G	G	H	H	H	I
I	I	I	M	M	M	M	M	M
N	N	N	N	N	O	O	O	O
O	Q	R	R	R				
R	R	R	R	R				
T	T	T	T	U				
U	U	U	U	U				

Die Buchstaben in dieser Eckfigur sind so zu ordnen, daß die langen wagerechten Reihen und die entsprechenden senkrechten Reihen bezeichnen:

1. ein Küstenland Arabiens;
2. ein Fremdwort für das Studium der Landwirtschaft;
3. eine Hafenstadt Norwegens;
4. eine Stadt in Sachsen-Altenburg;
5. eine Stadt in Spanien, Provinz Malaga.

F. P.

Silbenrätsel

O weh! der Herr Student
Nicht mehr sein eigen nennt
Das zweite Silbenpaar —
Er wird das erste gar.
Dem Freunde zeigt er hin
Den Beutel, wo nichts drin,
Und spricht: „Hilf meiner Not!
Ich möcht' zum Abendbrot
In bräunlich-schwarzem Glanze
Mir kaufen nur das Ganze!"

F. M.-S.

Dreisilbige Charade

1, 3 ist Name, auch 1, 2,
Ein Ungeheuer 1, 2, 3.

E. S.

Scherzrätsel

Es kommt erst ganz zuletzt —
Habt ihr den Kriegsmann jetzt?

E. S.

Buchstabenrätsel

Ist euch im preußischen Sachsenland
Als Kreis und als Stadt ein Wort bekannt?
Es hat der Name acht Zeichen.
Wird man das letzte ihm streichen —
Eine Stadt dann wird es in fernem Land,
Die oftmals wird in der Bibel genannt.
Nimmt man nun Kopf und Fuß noch fort:
Zum Männernamen wird das Wort.

F. M.-S.

Füllrätsel

Ein Seebad liegt im Norden,
Umspült von der Wellen Gebraus;
Zweisilbig wird es geschrieben,
Einsilbig spricht man es aus.

Fügt in das Wort man r ein,
Dann nennt es sofort einen Mann,
Der Anwalt, Notar und Richter,
Minister selbst werden kann.

F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 1:

Des Kreis-Zickzackrätsels:
Großen Herren und schönen Frauen
Soll man gern dienen und wenig trauen.
(G. Rollenhagen, Froschmeuseler.)

Des Gitterrätsels: Des Silbenrätsels: Olga (Lago) Agatha — Golgatha. Des Citatenrätsels: Ich denke einen langen Schlaf zu tun. Des Füllrätsels: Jeremiade (Jade, Eremit). Des Anagramms: Neuenahr — Urahne. Des Worträtsels: Artillerie (Ar, Till, Erie).

	H		P		C		D	
P	o	m	o	l	o	g	e	n
	l		l		m		c	
P	o	l	y	g	a	m	i	e
	t		d		n		m	
K	o	l	o	s	c	h	e	n
	n		r		h		t	
K	i	l	o	m	e	t	e	r
	e		s		s		r	

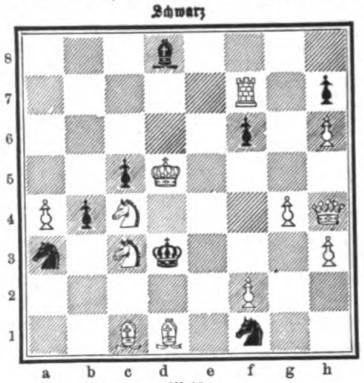
Schach (Bearbeitet von G. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe IV

Von **Karl Hoffmann** in Budapest (Neu)

Schwarz



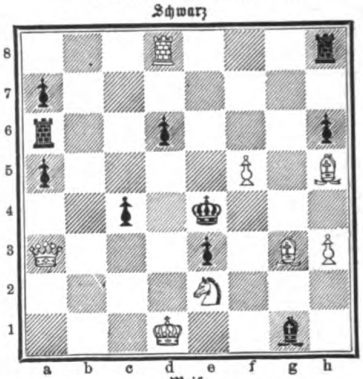
Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe V

Von **A. Elkan** in Skerniewicze

Schwarz



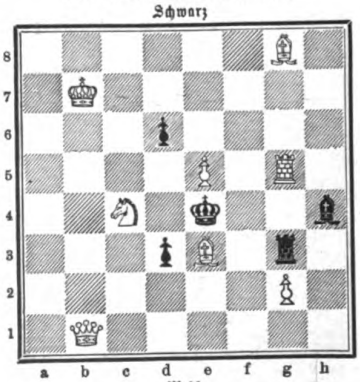
Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe VI

Von **A. V. Ohlsson** in Born

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe I

W. 1. Sd4—e6
S. 1. Sg7×e6
W. 2. Se8—b6†
S. 2. Kd5—d6, e4
W. 3. c7-c8S, Dc3-e3 matt.

A.

S. 1. Sg7—h5 (f5)
W. 2. Dc3—c5†
S. 2. Kd5—e4, ×e6
W. 3. De5(×)f5 matt.

B.

S. 1. Kd5×e6
W. 2. Dc3—d4 und 3
W. 3. Dd4—d6, bezw. d7—d8S matt.

C.

S. 1. Kd5—e4
W. 2. Dc3—d4†
S. 2. Ke4—f3
W. 3. Dd4—f4 matt.

D.

S. 1. Le8 beliebig
W. 2. Se6—f4†
S. 2. Kd5—e4
W. 3. Dc3—e3 matt.

Auflösung der Aufgabe II

W. 1. Sa5—c6
S. 1. Kb5×c6
W. 2. Lb3—a4 matt.

A.

S. 1. b7, Sc5×a6
W. 2. Sc6×a7 matt.

B.

S. 1. Kb5×a6, b7×c6, Sc5×b3
W. 2. Sd5—c7 matt.

C.

S. 1. Sb6×d5, —a8
W. 2. Lb3—c4 matt.

D.

S. 1. Sc5—e6
W. 2. Ta6—a5 matt.

E.

S. 1. La7—b8
W. 2. Ta6×b6 matt.

Auflösung der Aufgabe III

W. 1. Da1—h1!
S. 1. Ld5×h1, —f3
W. 2. Lb3—g8 und
W. 3. Se5—f7, g6 matt.

A.

S. 1. Ld5—f7
W. 2. Se5×f7†
S. 2. Kh8—h7
W. 3. Dh1×h5 matt.

B.

S. 1. Ld5—e4
W. 2. Se5—f7† oder auch
2. Dh1×h5† ꝛc.

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Ch. Vademecum. Eine ausgesprochene Individualität, ein energischer, tüchtiger Charakter, für den es keine Unentschlossenheit und kein Schwanken der Ansichten und Gefühle gibt. Sie sind treu und ausdauernd, wo Sie sich angeschlossen haben, und können sich für Menschen und Dinge begeistern. Es fehlt Ihnen keineswegs an Temperament, das sich mit Herz und Verstand in glücklicher Weise ergänzt. Ein Zug zur Größe und Noblesse charakterisiert Ihr ganzes Wesen; Sie sind an sorglose Verhältnisse gewöhnt, und ängstliches Berechnen, überhaupt jegliche Engherzigkeit liegen Ihnen fern. Fest und gerade gehen Sie Ihres Weges, ohne allzugroße Rücksichtnahme auf die Wünsche andrer. Wo sich Ihnen Schwierigkeiten in den Weg stellen, beharren Sie erst recht auf Ihrem Vorsatz. In Ihrer Ausdrucksweise sind Sie meist knapp und treffend, in Ihrer Lebensanschauung und Ihren Ansichten machen sich klarer Blick und ein gesunder Realismus geltend.

E. G. Lawken. Die Neigung, über Nebensächlichem die Hauptsache zu wenig in Betracht zu ziehen, haben Ihnen den Blick getrübt und erschweren Ihnen ein klares, objektives Urteil. Sie sind überhaupt in Gefahr, Kleinigkeiten zu viel Beachtung zu schenken und sich zu zersplittern. Von Natur wahr bis zur Unvorsichtigkeit, gehen Sie im Bestreben, diesen Fehler zu bekämpfen, manchmal zu weit in entgegengesetzter Richtung und sind deshalb nicht streng zuverlässig in Ihren Aussagen. Sie sind empfindlich und oft schroff abweisend, können durch Schärfe verletzen und haben nicht die Gabe, sich rasch und in liebenswürdiger Weise in andre einzuleben. Der Wille ist lebhaft, aber wirkliche Energie fehlt. Von sich haben Sie nicht die schlechteste Meinung. Ihre Ordnungsliebe und Pünktlichkeit streift oft an Pedanterie.

Alfred B. in Rh., Schweiz. In hohem Grade Gemütsmensch und als solcher mehr geneigt, sich durch Gefühl als durch Verstandesgründe leiten zu lassen. Dabei ist das Empfindungsvermögen weniger fein als stark und tief und die entschiedene Neigung vorhanden, alles gründlich zu machen und ernst zu nehmen. Materielle Genüsse lassen Sie nicht gleichgültig, aber ein raffinierter Genußmensch sind Sie nicht. Der Anlage nach hingebend und vertrauensselig, streben Sie doch nach Zurückhaltung.

KODOID-PLATTEN

ERHÖHEN DEN WERT EINER GLASPLATTEN-CAMERA UM 100%.

Sie bilden einen vollkommenen Ersatz für Glasplatten mit allen ihren Vorteilen jedoch ohne ihre Nachteile. Sie sind unzerbrechlich, leicht, dünn, hochempfindlich, orthochromatisch, lichthoffrei, mässig im Preise.

Bei allen Händlern zu haben. — Preisliste gratis. 185

KODAK Ges. m. b. H. BERLIN.

Billig im Verbrauch.

Ronnefeldt's THEE

aromatisch und ausgiebig.

Proben der 4 Hauptsorten **M. 1.—** Sendungen v. M. 10.— an „**Franco**".

Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Stotterer

erh. schnell u. sicher e. vollk. natürl. Sprache in der Anstalt von **Prof. Rud. Denhardt**, Eisenach i. Th. Einz. Anst. Deutschl. i. herrl. Lage, die mehrf. staatl. ausgez., wiederholt d. S. M. Kais. Wilhelm II. Prosp. grat. Honor. n. Heil.

Teppiche

Prachtstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M. Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. etc. billigst im **Spezialhaus** Berlin Oranienstr. 158

Katalog (900 Illustr.) gratis u. fr. **Emil Lefèvre.**

Klencke,

Die Mutter als Erzieherin

ihrer Söhne und Töchter zur physischen und sittlichen Gesundheit vom ersten Kindesalter bis zur Reife.

Ein praktisches Buch für deutsche Frauen.

11., neu durchgearb. Auflage.

Preis eleg. geh. 6 M., eleg. geb. 7 M.

Dieses Buch steht durchaus auf der Höhe der Wissenschaft und ist von den ersten Autoritäten Deutschlands warm empfohlen worden.

Ed. Kummer in Leipzig.

Wer abends bei **Lichtarbeit** über **Kopfschmerzen, Druck in den Schläfen, Brennen in den Augen etc.** klagt, während des Tages aber selbst bei anhaltender Arbeit diese Uebelstände nicht bemerkt, versäume nicht, **Optiker Wolff's hygien. Lampenschirm „Augenschutz"** an die Lampe zu hängen. Der Erfolg ist sicher überraschend!

Optiker Wolff's hygienischer

Lampenschirm „Augenschutz"

mit Luftkühlung

D. R. Patent No. 77822. Patent i. f. a. Staaten

ist der beste und vollkommenste, weil er:

1. durch **Ventilation** die den **Gesichts-** und **Kopfnerven schädliche Lampenhitze vollständig fernhält;**
2. die Augen vor **Blendung des Lichts rationell schützt, ohne** das Zimmer zu **verdunkeln;**
3. **an jeder Lampe** und **Beleuchtungsart sofort zu gebrauchen ist.**

Das Stück v. M. 1. — **an überall käuflich,** wo nicht, gegen Einsendung v. M. 1.20 franko

vom alleinigen Fabrikanten:

BERLIN W. Leipzigerstr. 101/102 **Josef Rodenstock** MÜNCHEN Bayerstrasse 3.

H. S. M. Hoflieferant

Wiederverkäufer überall gesucht.

Briefmappe

H. K. in Straßburg i. E. Das französische Wort Cabaret bezeichnet in der ursprünglichen Bedeutung eine vierteilige Kompottschüssel und wurde im 18. Jahrhundert allgemein für Schenke oder Garküche üblich. Da die fahrenden Spielleute dort die Gäste mit Gesang und Spiel unterhielten, wofür sie meist bewirtet wurden, blieb jener Name an den Orten haften, wo vorzugsweise die Volkskunst eine Heimstätte fand.

Aus Industrie und Gewerbe

Aus dem Publikum

Ueber die Herrlichkeiten, die Frau Mode für die kommende Saison bringen soll, schreibt uns die bekannte Seidenstoff-Fabrik-Union Adolf Grieder & Cie. in Zürich: Nachdem die Seidenindustrie seit bald zwei Jahren geruht, hat sie sich wieder aufgerafft, und der Erfolg ist ein durchschlagender. Die hervorragenden Pariser Schneider arbeiten ihre neuen Modelle beinahe nur noch auf Seide. Die Toiletten, die sie aufbauen, sind Kunstwerke, vom seidenen Unterrock angefangen bis zur letzten Schleife am Seidenkleide. „Weich, durchsichtig, schmiegsam" lautet die Forderung, die jetzt die Mode an die Stoffe stellt. Besondere Geltung erlangen daher alle crêpe- und gaze-artigen Stoffe wie Crêpe de Chine, Voile de Soie, Seiden-Mousseline Crêpe Météor, Crêpe Claire de Lune, Gazes-Ninon, Grenadines, Gazes façonnées u. a., und zwar einfarbig sowohl als bedruckt. Für die heurige Plissé-Mode, speziell für Plissés Eventail, sind diese Stoffe besonders geeignet. Ganz neu ist Voile Grenadine, ein leichtes, duftiges und doch solides Gewebe, das weich und geschmeidig die Figur umfängt. Alle die genannten Stoffe werden auf verschiedene Weise mit chiné-artigen Blumendessins oder halbverschwommenen Figuren bedruckt, und hierdurch haben besonders die Crêpes de Chine eine große Reichhaltigkeit erfahren. Die Druckmuster, die in zarten Pastelltönen den luftigen Geweben entsprechend auf die Stoffe hingezaubert erscheinen, geben ihnen ein reiches und doch zartduftiges Aussehen. Eine neue Behandlung besteht darin, das Dessin mit weißen Konturen zu umrahmen, wodurch der Ausdruck diskret und reizvoll gehoben wird. Chinés werden jetzt schon in ganz billigen Qualitäten hergestellt, und reich ist die Neuausmusterung in aparten Farbstellungen und Dessins. Statt taffetartigen Artikeln bringt man jetzt satinartige, weiche, einfarbige, dünne, geschmeidige Stoffe wie Nonpareil-Silk, Satin Mousseline, Messaline, die äußerst solide im Tragen sind. Grüne Farbtöne gelten für hochmodern, auch „Blaugrün" wird viel verlangt. Sammet spielt in dieser Saison eine große Rolle, doch sind es nicht nur die bisher gekannten Sammete und Plüsche, sondern man bringt langhaarige Gewebe, imitierte Tierfelle zahmer und wilder Spezies vom Maulwurf bis zum Tiger. Die Auswahl von Phantasiemustern ist eine so reichhaltige, wie wir es noch nie gesehen. Muster sendet die Firma jedem Interessenten gern zu.

Offerire garantirt reinen, echten

HONIG

unverfälscht. Naturprodukt der Biene (chem. analysirt) in Postbüchse z. 9 Pfd. netto incl. Büchse zu 7 Mk. franco!

Obere Apotheke und Nahrungsmitteluntersuchungs-Anstalt

Kitzingen 7 a. M.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2,40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Gratis!

erhält jeder, der durch Selbstunterricht **ohne Lehrer** und **ohne Vorkenntnisse** fremde Sprachen leicht, wohlfeil und sicher erlernen will, die Einführung in den Unterricht nach der **Methode Toussaint-Langenscheidt.** Letztere ermöglicht in kurzer Zeit das geläufige Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen fremder Sprachen und verhilft dadurch zu besserer Stellung mit höherem Einkommen. Tausende von Anerkennungen. Wir bitten um Angabe der gewünschten Sprache.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung

Berlin SW. 11 (Prof. G. Langenscheidt) **Hallesche Str. 17**

Lindenhof bei Dresden Bahnstation **Coswig**

Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke.

Entziehungskuren.

Näheres durch Prospekt. *Sanitätsrat Dr. Pierson.*

Münchner Wollfilz-Manufaktur **München** **Burg-Str. 9**

empfiehlt als Ersatz teurer Tuche **Tuchfilze** üb. 100 Farb. auf Lag. in garant. **reinwoll.** Qualitäten, 180 cm breit, von M. **2. 40** an für Damenkleider, Reform-Kostüme, Jupons etc. für **Portieren,** Vorhänge, Uebergardinen, Möbelüberzüge, **Tisch-, Kommode-, Klavier-** und **Kinderwagendecken,** zu **Theater-** und **histor. Kostümen,** zu Pelz- u. Felldecken-unterlagen **Stickerei-Tuchfilze. Teppichfilze.**

Abgabe und Versand jedes Quantums — Muster und Preisliste franko.

Danzig Dominickswall 1.

Köln Deutscher Ring 15.

Ambulatorien für **Herzkranke**

Hamburg Klopstockstr. 15

Posen Theaterstr. 6.

Aerztliche Leitung.

Conf. Dr. Smith über den heutigen Stand der functionellen Herzdiagnostik.

Dr. Hofmann über functionelle Herzmuskelschwäche und Nervensystem.

Populär gehaltene Brochure des Dr. Asch: „Wer ist herzkrank".

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Potsdamerstrasse 52 **BERLIN** Königgrätzerstr. 19.

Prospecte frei. ✻ Die Direction.

Briefmappe

P. K. in Düsseldorf. Die größte industrielle Organisation ist der amerikanische Standard Oil Trust, der nicht nur die halbe Welt mit Petroleum versorgt, sondern außerdem auch noch eine riesige Fabrikation von Fässern, Kannen, Pumpen u. s. w. betreibt und ein großes Geschäft in Nebenprodukten wie Gasolin, Naphtha, Schmierölen, Vaseline u. s. w. hat. Das Stammkapital der Gesellschaft beläuft sich auf 400 Millionen Mark, und im letzten Jahre bezahlte sie eine Dividende von 48 Prozent, was 192 Millionen Mark ausmacht. John D. Rockefeller, der Leiter des Trusts, teilte der Industrial Commission mit, daß sie im Jahre fast 200 Millionen Mark allein aus ihrem ausländischen Handel empfange.

Frau Ottilie Sch. in Hannover. Sie meinen ohne Zweifel das alte Volksrätsel, das Simrock in seinem „Deutschen Rätselbuch" mitteilt. Es lautet dort wie folgt: Tweebeen seet op Dreebeen, do neem Veerbeen Tweebeen Eenbeen, do neem Tweebeen Dreebeen un smeet Veerbeen, dat Veerbeen Eenbeen fallen leet, d. h. Zweibein saß auf einem Dreibein, da nahm Vierbein dem Zweibein das Einbein, da nahm Zweibein das Dreibein und schmiß damit das Vierbein, daß das Vierbein das Einbein fallen ließ. Das Einbein ist ein Knochen, das Zweibein ein Mensch, das Dreibein ein Schemel, das Vierbein ein Hund.

Ph. D. in Ulm. Die Zahl der Volksheilstätten für Lungenkranke beträgt gegenwärtig in Deutschland 74 mit 7200 Betten, was bei einem viermal jährlichen Belege, eine Gesamtzahl von nahezu 30 000 zu behandelnden Lungenschwindsüchtigen ergibt.

H. R. in G. Gern bringen wir von Ihren Dichtungen die eine, besonders herzige:

Der Schäfer.

Die Schäflein weiden im Wiesengrund,
Die Vöglein singen dazu,
Und all die Blumen weiß und bunt
Die bringen den Schäfer zur Ruh.

Der sitzt so lange am Bergeshang,
Er sitzet und sinnt und sinnt ...
Was sinnt der Schäfer denn so lang?
Denkt er wohl vielleicht an sein Kind?

Denkt er des rauschenden Wassers dort,
Wohin nur so schnell es zieht?
Ach nein, es geht dem Schäfer dort
Etwas andres durchs Gemüt!

Er denkt: Wie schön ist doch die Natur,
Wie schön die schöne Welt:
Am Tag die blaue Himmelsflur
Und des Nachts das Sternenzelt.

Frau Bertha H. in Erfurt. Durch eingehende Untersuchungen, die kürzlich in Schweden angestellt wurden, fand man die alte Erfahrung bestätigt, daß Schulkindern ein genügend langer Schlaf unbedingt nötig ist; unter denen, die zu wenig schlafen, kommen um 25 Prozent mehr Krankheiten vor. Nach Ansicht der mit jenen Untersuchungen betrauten Aerzte sollen Kinder von 4 Jahren im Durchschnitt 12 Stunden schlafen, Kinder von 7 Jahren 11 Stunden, neunjährige 10 Stunden, zwölf- bis vierzehnjährige 9 bis 10 Stunden, junge Leute von 14 bis 21 Jahren 8 bis 9 Stunden. Zu kurzer Schlaf wird sehr häufig die Ursache von Blutarmut, Bleichsucht u. s. w.

Leutnant v. G. in Wiesbaden. Wie die neue Rangliste angibt, werden die Kriegsdekorationen in der Armee bereits recht selten. Vom Eisernen Kreuz z. B. ist mit König Albert von Sachsen das Großkreuz ganz verschwunden; Eiserne Kreuze erster Klasse sind noch 43, Eiserne Kreuze zweiter Klasse 532 und solche am weißen Bande noch 52 in der Armee vorhanden.

E. M. in Innsbruck. Der Weltpostverein umfaßt jetzt 106 603 028 Quadratkilometer mit 1 102 658 581 Einwohnern, nämlich sämtliche Staaten und Kolonien der Erde mit geordnetem Postwesen. Noch nicht zu ihm gehören an 30 Millionen Quadratkilometer mit rund 400 Millionen Menschen.

Schwarze Seiden

in edelster Färbung u. Garantieschein für gutes Tragen, sowie Seidenstoffe jeder Art in großartiger Auswahl u. hochmodernen Dessins. Versandt in jedem Maß porto- u. zollfrei an Jedermann. Muster bei Angabe des Gewünschten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.

Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie, Zürich G 38
K. Hoflieferanten (Schweiz)

Briefliche Methode in 3 Monaten.

Ein Wort an Alle

die Deutsch, Französisch, Englisch, Italienisch, Spanisch, Portugiesisch, Holländisch, Dänisch, Schwedisch, Polnisch, Russisch od. Böhmisch wirklich ● sprechen lernen wollen. ● Gratis und franko zu beziehen durch die Rosenthalsche Verlagshandlung in Leipzig.

Zahlreiche Anerkennungsschreiben.

Probebrief für jede Sprache 50 Pf., einzelne Lieferungen à 1 M.

Rosenthal's Meisterschafts-System

zur Selbsterlernung moderner Sprachen.

Die Werke sind durch alle Buchhandlungen, sowie von unterzeichneter Verlagsbuchhandlung gegen Einsendung von

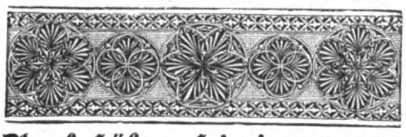
10 M. (6 fl.) für's **Deutsche** . . (10 Lief.)
15 M. (9 fl.) für's **Französische** . (15 Lief.)
15 M. (9 fl.) für's **Englische** . . (15 Lief.)
20 M. (12 fl.) für's **Italienische** . (20 Lief.)
15 M. (9 fl.) für's **Spanische** . . (15 Lief.)
10 M. (6 fl.) für's **Portugiesische** (10 Lief.)
10 M. (6 fl.) für's **Holländische** . (10 Lief.)
10 M. (6 fl.) für's **Dänische** . . (10 Lief.)
10 M. (6 fl.) für's **Schwedische** . (10 Lief.)
15 M. (9 fl.) für's **Polnische** . . (15 Lief.)
21 M. (12 fl.) für's **Russische** . . (21 Lief.)
10 M. (6 fl.) für's **Böhmische** . (10 Lief.)
7.50 M. (4.50 fl.) für's **Ungarische** (15 Lief.)

kompl. in eleg. Karton.

komplett und **in einzelnen Lieferungen franko** zu beziehen. Je 2 Sprachen **Französisch, Englisch** oder **Spanisch,** zusammen bestellt (exkl. Schlüssel) statt 30 M. (18 fl.) nur **27 M. (16 fl. 20 kr.) Italienisch** oder **Russisch** zusammen mit **Französisch** oder **Englisch** oder **Spanisch** (exkl. Schlüssel statt 35 M. (21 fl.) **nur 32 M. (19 fl. 20 kr.)** Schlüssel dazu **Französisch — Englisch — Italienisch Spanisch — Polnisch — Russisch** à M. 1.50 (90 kr.)

Rosenthal'sche Verlagsbuchhdlg., Leipzig I.

Kerbschnitzerei und Brandmalerei.
Vorgezeichnete Gegenstände



aus verschiedenen Holzarten in 1389 von Künstlerhand entworfenen Mustern, sowie Nagel-, Laubsäge- und Grundschnittarbeit. — Alle Werkzeuge zum Schnitzen, Brennen, zur Nagelarbeit und Laubsägerei. — Kerbschnitz-, Brandmalerei-Kästen. — Illustrirte Kataloge 50 Pfg., welche vergütet werden.

Paul Kühn, Leipzig, Petersstraße 24, Fabrik von Werkzeugen und Holzwaaren. Gegründet 1877.

Bleyle's Knaben-Anzüge

sind die gesundeste und bequemste Kleidung der Gegenwart.

Nur aus bestem, reinwollenen Kammgarn angefertigt, vereinigen sie in sich alle Eigenschaften, die an einen tadellosen Knabenanzug gestellt werden können; sie sind praktisch, **unübertroffen dauerhaft,** kleiden vornehm, haben flotten Sitz und bieten für jede Jahreszeit bei jeder Witterung die angenehmste und vorteilhafteste Kleidung. Zu haben für 2—16 Jahre. Ausführliche illustrierte Preislisten gratis und franko.

Aug. Friedr. Sauer, Stuttgart P. 47.
Einziges Spezialgeschäft für Bleyle's poröse Oberkleidung.

K. v. M. in N. und andre. Wir können nur wiederholen, worum wir schon häufig gebeten haben: zur Prüfung von Gedichten nicht einen ganzen Band einzusenden, sondern nur eine kleine Auswahl. Auch dann müssen Sie sich mit Geduld wappnen, denn das Angebot ist unendlich viel größer als unser Bedarf. Einen beschleunigten Bescheid können Sie nur dadurch erzielen, daß Sie der Sendung das entsprechende Porto beifügen. Alsdann erhalten Sie im Falle des Verzichts nicht durch die Briefmappe, sondern direkt Antwort. Auf eine detaillierte „Begutachtung" können wir uns überhaupt nicht einlassen.

C. B. in Ellwangen. Die Betäubung von Großvieh vor der Blutentziehung geschieht vielfach mittels eines Knopfbeiles oder der von Ihnen erwähnten Schlacht- (Schlag-)Maske; von dem Uebelstande, den Sie hervorheben, ist uns jedoch nichts bekannt. Bei sehr starknochigen, dickhäutigne Tieren (Ochsen, Bullen) benutzt man neuerdings den Schußapparat (Schußmaske) von Stoff; bei Schweinen und Kleinvieh erfolgt die Betäubung durch Schlag vor den Kopf oder ins Genick mittels Hammer, Keule oder unter Anwendung eines Bolzenapparates (Schlagbolzenmaske von Meurer). Unsre Tierschutzvereine haben sehr eingehende Untersuchungen darüber anstellen lassen, welcher von diesen Apparaten am schnellsten und sichersten wirkt; wenn Sie sich mit einem dieser Vereine (z. B. in Stuttgart oder Berlin) in Verbindung setzen wollen, so wird man Ihnen gern das Ergebnis mitteilen.

H. v. G. in K. Wie Sie sich inzwischen überzeugt haben werden, sind Ihre Wünsche zum größeren Teile bereits erfüllt. Das weitere wird folgen.

Marta N. in A., K. v. N. in Sch., S. M. in B. bei W., C. L. in L., K. W. in St., O. R. in K., F. P. in Z., L. E. in St., M. R. in W., A. T. in U. Mit Dank abgelehnt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen sofort dem Papierkorb.

Aus fremden Zungen.

Halbmonatsschrift für die moderne Roman- und Novellenliteratur des Auslands.

Das 21. Heft enthält: Ohne Sprache. Von Wladimir Korolenko. Aus dem Russischen. — Das grüne Land. Frische Dorfgeschichten. II. Die Jagd auf den Pooka. Von Andrew Merry. Aus dem Englischen. — Rauch. Skizze von Marya Konopnicka. Aus dem Polnischen. Lose Blätter: Erzählungen der armorikanischen Briten.

Monatlich erscheinen 2 Hefte à 50 Pfg.

Deutsche Romanbibliothek

Inhalt der Nr. 5: Die Reise nach Mentone. Eine Geschichte von der Riviera von Richard Voß. — Der Gardestern. Humoristischer Roman von Freiherrn von Schlicht. — Im Liebesgarten. Gedicht von Richard Zoozmann.

Vierteljährlich M. 2.—

Abonnements in allen Buchhandlungen und Postanstalten.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

EIN NEUES VEILCHEN-PARFUM
„VEILCHEN-TROPFEN"

F. WOLFF & SOHN · HOFLIEFERANTEN
BERLIN KARLSRUHE WIEN

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

William Lasson's Hair-Elixir

nimmt **unter allen** gegen das Ausfallen der Haare, sowie zur Stärkung und Kräftigung des Haarwuches empfohlenen Mitteln unstreitig **den ersten** Rang ein.

Es besitzt zwar nicht die Eigenschaft, an Stellen, wo überhaupt keine Haarwurzeln vorhanden sind, Haare zu **erzeugen** — (denn ein solches Mittel **giebt es nicht**, wennschon dies von manchen anderen Tincturen in den Zeitungen **fälschlich** behauptet wird) — wohl aber stärkt es die Kopfhaut und die Haarwurzeln **derartig**, dass das Ausfallen des Haares in kurzer Zeit aufhört und sich aus den Wurzeln, so lange diese eben noch nicht abgestorben sind, neues Haar entwickelt, **wie dies bereits durch zahlreiche praktische** Versuche **erprobt** und festgestellt ist. — Auf die Farbe des Haares hat dieses Mittel keinen Einfluss, auch enthält **es keinerlei der Gesundheit irgendwie schädliche Stoffe.**

Preis per Flacon: **4 M. 50 Pf.**
Niederlagen in allen grösseren Städten.
Generaldepot **O. Knop** in **Berlin S.W. 61**
Tempelhofer-Ufer 5.

Eckardt's selbstspielende **Christbaum-Ständer mit Musik**

drehen 1 Ctr. schwere Bäume.

60000 verkauft!

Mit Walzenmusik 2 Ausführungen: (Nickelgehäuse oder Felsgruppe).

Mit auswechselbaren Stahlnoten: **„Gloriosa".**

Hochf. mechan. Musikwerk fürs ganze Jahr. Zierde jed. Festtafel.

Wo nicht erhältl., direktv. Fabrik.

J. C. Eckardt,
***Cannstatt** bei Stuttgart.*

Illustrierte Preisliste frei.

Für **Asthmatiker, Wöchnerinnen, Herzleidende** etc. sind **Jaekel's** 15fach **verstellbare Keilkissen** unentbehrlich. Pr. 22 M. fr. überallhin.

Ill. Preisliste über Krankenmöbel, Fahrstühle etc. gratis.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik

BERLIN Markgrafenstr. 20. **MÜNCHEN** Blumenstr. 49.

Kronen-Quelle

zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes (Zuckerkrankheit), **die verschiedenen Formen der Gicht, sowie Gelenkrheumatismus. Ferner gegen katarrhalische Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.**

Die Kronenquelle ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegram-Adresse: **Kronenquelle Salzbrunn.**

Handschriften-Beurteilung.

Abonnent M. in Braunschweig. Der Schreiber hat einen gewissen Schwung und etwelche Phantasie, er ist warmherzig, begeisterungsfähig, hält aber auch, was er versprochen hat, und ist überhaupt eine wahre, gerade Natur. Er kann sich auf gewisse Dinge versteifen und führt sie dann mit Energie durch. Die Diskussion scheut er nicht, ist umgänglich und gesprächig. Er hat seine bestimmten Schutzbefohlenen, für die er auch bereit ist, Opfer zu bringen. Sein Auftreten ist sicher und selbstbewußt, er hält auf Wahrung des guten Tones.

L. Meyer, Ragaz (Schweiz)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Versenden gratis Katalog

alter Violinen,
Violen, Celli
mit Original-Illustrationen berühmter italienisch. Meister.
Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise.
Tausch. Gutachten.
Atelier für Reparaturen
Hamma & Co,
Grösste Handlung alter Meisterinstrumente,
Stuttgart.

Ziehung 9., 10., 11. u. 12. Decbr. 1903 zu Freiburg i. Br. 250 000 Loose.
3te Grosse Freiburger
Geld-Lotterie
zur Wiederherstellung des Münsters
Loose à M. 3.30 Porto u. Liste 30 Pfg. extra.
12,184 Geldgewinne ohne Abzug **Mark**
322500
Hauptgewinne: **Mark**
100000
40000
20000
10000

1 à	5000	= 5000
2 à	3000	= 6000
2 à	2000	= 4000
5 à	1000	= 5000
20 à	500	= 10000
200 à	100	= 20000
200 à	50	= 10000
1000 à	20	= 20000
2000 à	10	= 20000
8750 à	6	= 52500

Zu beziehen durch
Eberh. Fetzer in Stuttgart
u. Ludw. Müller & Co., Nürnberg.

J. L. Rex Berlin, W. Leipzigerstr. 22
G.m.b.H.
empfiehlt seine direckt bezogenen Thee's neu'ster Ernte
Specialmarken:
à ℔ 2,40 M Familien-
" " 3,00 " Frühstücks-
" " 4,00 " Five o'clock-
THEE
Rex'sche Thees werden seit 50 Jahren von allen Theekennern bevorzugt.

Fortuna-Spieldosen
à 12, 18, 30, 40, 60, 75—200 M. Musikschränke v. 175—750 M.
Die Fortuna-Spieldosen bieten durch ihre reizende Musik nicht nur eine schöne Unterhaltung für Jung und Alt, sondern sie tragen auch dazu bei, das musikalische Gehör und die Liebe zur Musik bei den Kindern zu wecken.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

„Trompeter von Säkkingen",
„Sei nicht bös", „Verlassen, verlassen", „Die Post im Walde", „Ich weiß ein Herz", „Washington-Post", „Cavalleria Rusticana", „La Paloma" und noch ca. 200 andere ausgewählte Musikstücke bläst **sofort** Jedermann **ohne Studium, ohne Notenkenntnisse,** auf unserer neuerfundenen 18 tönigen elegant ausgeführten Trompete
„Das Trombino"
durch bloßes Einfügen der dazu passenden Notenstreifen. Das überall Sensation erregende Trombino kostet mit leichtfaßlicher Anleitung und reichhaltigem Liederverzeichnis
I. Sorte, feinst vern., m. 9 Tönen M. 5.70
II. " " " 18 " 10.35
Notenstreifen für die I. Sorte 30 Pfg., für die II. Sorte 60 Pfg.
Allein-Versandt gegen vorherige Einsendung oder Nachnahme durch
M. Winkler & Co., München, Sonnenstr. 10/1.

Fix-Fix
(ges. gesch.)

entfernt sicher Falten, Runzeln, Pickel, Sommersprossen, Hautfehler aller Art.
Prospekt gratis.
Moderne Toilettenkunst
Berlin W. 104, Würzburgerstr. 16.

Sommer- u. Winterkuren.
510 m **BAD** ü. d. M.
Rudolfshöhe
bei Alpirsbach (Schwarzwald).
Streng wissenschaftlich geleitete Kuranstalt I. Ranges.
Modern eingerichtet mit allen neuzeitlichen Heilfaktoren. Zentralheiz. u. elektr. Beleucht. Prosp. grat. u. frco. durch die **Direktion.**

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
Kalodezma- GELEE SEIFE PUDER.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut!
F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Eine Last

sind veraltete Systeme!

Eine Lust

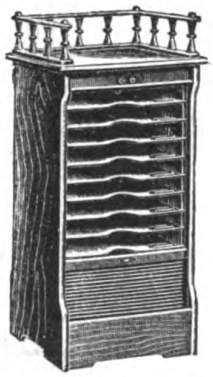
ist das Arbeiten mit System Stolzenberg!

Wie schaffen Sie am schnellsten und zweckmässigsten

Ordnung in Ihre Privatkorrespondenz?

Durch Anlegung einer kleinen Privat-Registratur

Stolzenberg



bestehend aus:

1 Aktenschränkchen No. 313

Gediegene Ausführung in Eichen, hell, mittel oder dunkel Mk. 55,—

Hochfeine Ausführung in Nussbaum „ 60,—

und eine Kollektion Stolzenberger Schnellhefter und -Locher à „ 5,—

Unübertroffen zweckmässig! * Beliebtester Geschenkartikel!

Wo nicht erhältlich, verlangen Sie Zusendung direkt ab

Fabrik Stolzenberg, G. m. b. H.

Oos/Baden.

Berlin W. 8, Charlottenstr. 23. **Frankfurt a. M., Kaiserstr. 60.**

Stuttgart, Leonhardsbau.

Wien I, Johannesgasse 3.

Vertretungen in allen grösseren Städten.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Burg Plaue in Thüringen

Nach einer Zeichnung von Ernst Liebermann

Das ſchlafende Heer

Roman

von

Clara Viebig

I

Wie im Backofen die Brote, ſo bräunten ſich jetzt die Landarbeiter in der glühenden, vor Hitze flimmernden Sommerluft. Auf den Hütten der Komorniks, die ſich hinter den Steinwall duckten, laſtete die Sonne. Heiß, unerträglich heiß war's ſchon in der Frühe um vier; kein Tau war gefallen, der die Erde erquickt hätte. Dreiſt ſpiegelte ſich das runde, tiefgelbe Sonnengeſicht in den blanken Senſen und leckte mit ſeiner gierigen Zunge über das flache, ſchier endlos eintönige Land; über meilenweite Kornfelder, die ſchwer ihre reifenden Aehren neigen, über dunkelſchollige Aecker, in deren fettem Boden, Pflanze an Pflanze gereiht, die Zuckerrübe wächſt, über verſtreute Herrenhöfe, die ſich, durch Baumtrüppchen markiert, aus dem Meer der Felder herausheben, über wenige, gleich dünnen Adern ziehende Straßen durchs ewig ſich wiederholende ſtaubige Grün der Rüben und ſtaubige Gelb der Weizenfluren.

Clara Viebig

Nach einem Paſtell von M. von Wartenberg-Esmarch

Von der Kreisſtadt her, deren Straßen kaum verlaſſen, auch ſchon verſchlungen ſind von der Uebermacht des Ackers, deren Dom allein, als einziges Wahrzeichen, noch eine Weile über die Getreidewellen ragt, kam ein Gefährt. Eine kleine Bryczka, überpackt mit Menſchen. Und dahinter, in langſamerer, ſchwer ratternder Fahrt, ein Leiterwagen, mit allem möglichen Haus- und Ackergerät belaſtet.

Der Mann auf dem Vorderſitz der Bryczka ſtieß jetzt den Kutſcher, der, ihm vor den Füßen hockend, ſehr geſchickt auf der Deichſelſtange balancierte, faſt herab, ſo haſtig drehte er ſich um. Ihm war, als hätte hinten im Korbwagen jemand aufgeſchluchzt. Was, fing die Frau ſchon jetzt mit Heulen an?!

„Kettchen!" Er ſagte es halb barſch, halb mitleidig; es war etwas Eignes in dem Ton, der ſtreng ſein wollte und doch eine gewiſſe Bangigkeit in ſich trug. Peter Bräuer fühlte ſelber ein ſeltſames Kribbeln in den Augen, die ihn ſchmerzten vom Sonnenbrand.

Zum Donnerwetter, daß auch hier gar kein Schatten war! Warum bepflanzten ſie denn nicht die Chauſſee mit Bäumen? Chauſſee! Hoppla, hat ſich was mit Chauſſee — au — war das ein Stoß!

Verdrießlich ſchob Bräuer die Mütze, die vom gewaltigen Ruck über einen Stein ganz auf den Hinterkopf gerutſcht war, wieder nach vorn.

„Nennt ihr dat hierzuland en Chauſſee? En ganz miſerablen Landweg is dat ja," brummte er und ſtieß den vor ihm Kauernden mit dem Knie in den Rücken.

Keine Muskel in dem ſtumpfen Geſicht des Kutſchers regte ſich. Er hob nur die Peitſche und ließ ſie mechaniſch auf den grau beſtaubten breiten Rücken des Braunen niederſchwippen:

„Huj, het!"

„Peter," bat jetzt die Frau in der Bryczka,

„sag ihm doch, er soll wat ruhiger fahren. Man is dat gar nit so gewohnt. Mir tun als so schon alle Knochen weh von dem langen Eisenbahnfahren. Bitte, sag et ihm doch!"

„Fahrt langsamer, fahrt wat langsamer!"

„Huj, huj, het!" Der Kutscher hieb wie toll auf das so wie so schon unruhige, von Stechfliegen gepeinigte Pferd ein.

„Hört Ihr dann nit? Langsamer!" schrie Peter Bräuer und faßte ihm über die Schulter in die Zügel. Der Esel mit seinem einfältigen Hujhet! Hinter sich hörte er sein Weib und seine Kinder laut aufkreischen und sein Jüngstes, das der heftige Ruck beim jähen Anziehen des Pferdes aus dem Schlafe geschreckt, jämmerlich weinen.

Unsanft packte er den Kutscher an: „He, Polack, habt Ihr dann kein Ohren?"

Der zuckte nur stumm die Achseln und spuckte dann aus.

Weiter ging es wie bisher, über Steine und durch Löcher.

Die Sonne sengte. Noch war nicht das erste Dorf in Sicht, und zwei Dörfer mußte man passieren, bis ganz hinten auf der Fläche, wie winziges Spielzeug unterm riesenweiten Horizont, die Häuschen der Ansiedlung auftauchten mit ihren Zäunen von unbehauenen Fichtenstämmen, mit ihren Aeckern rundum, die noch nicht teilhatten an der Fülle des Sommers.

Peter Bräuer schob sich die Mütze auf dem Kopf hin und her und rutschte unruhig auf seinem Sitz. Hm, was die Frau wohl dazu sagen würde? Ach je! Merkwürdig, und so weit und unbequem war ihm der Weg von der Bahnstation bis zur Ansiedlung noch nie erschienen, und er hatte ihn doch schon ein paarmal gemacht in den acht Tagen, die er nun hier war. Das erste Mal, als der Herr Gutsverwalter selber ihn abgeholt von der Kreisstadt und ihn hinausgefahren hatte, ihm die schriftlich erstandene Stelle zu weisen, hatte ihn Neugier beseelt, eine schier freudige Erregung. Da war es ihm gewesen, als führe ihn der, der ihm klar alle Vorteile des Ankaufs auseinandersetzte, in ein gelobtes Land. Mit Fleiß und Arbeit mußte es ja hier gelingen, der Boden würde schon wiederzahlen, was man hineinsteckte an Kraft — natürlich, das war außer aller Frage!

Peter Bräuer reckte sich in seiner ganzen Stattlichkeit, und dann klopfte er, wie prüfend, seinen gewölbten Brustkasten. Hei, noch ein Tüchtiger, trotz seiner Fünfzig, er nahm's noch mit jedem von hierzuland, und war der auch zwanzig Jahre jünger, leicht auf!

Kritisch betrachtete er den halb eingedusselten Kutscher — der hatte wohl Schnaps gesoffen, Wudki, wie sie den puren Kartoffelfusel nennen, daß er am hellichten Tage schlief?! Ein verächtliches Lächeln zog des starken Mannes Mundwinkel herab, aber gleich wurde sein Gesicht wieder ernst: 's war doch keine Kleinigkeit, mit fünfzig Jahren noch einmal von vorn anzufangen, noch dazu im fremden Land!

Was ihn vor acht Tagen, an der Seite seines beredten Führers, freundlich angesehn, dünkte ihn jetzt gewandelt. Blitzte ihn nicht der Himmel, der sich wolkenlos, stahlblau, ehern ob der hartgebrannten Erde spannte, so grimmig an, daß er die Blicke senken mußte?

Bah — er rieb sich ungeduldig die Augen — nur nicht zag! Warum denn bange sein? Es hatte ihn ja auch bisher noch kein banger Gedanke beschlichen, auch nicht, als er zum zweitenmal allein dieses Weges gekommen. Da war er sogar die vier Stunden zu Fuß herausgewandert und hatte sich trotzdem unermüdet gleich ans Werk gemacht, hatte seine Stelle abgeschritten und sich den passendsten Platz zum Bau des Gehöfts ausgesucht. Ein Brunnen war schon vorhanden; aber daß er sich nicht auch das Haus von der Kommission hatte herstellen lassen, das reute ihn nicht. Nein, eines so wie alle andern, so eine viereckige Dose, in die man Käfer sperrt, oder gar Stall und Scheune mit unter einem Dach — so eins stand ihm denn doch nicht an! Und kein Baum, kein Strauch, auch kein Garten dabei, nicht einmal eine grüne Bleiche, auf der die Hausfrau das Leinen spreiten kann! Nein, ein hübsches rheinisches Bauernhaus sollte es werden — ob weiß, ob wasserblau oder rosenrot getüncht, wußte er noch nicht —, und ein Rebstock mußte am Giebel sein, der sich bis zum Dachfensterchen reckt, daß man von droben wie aus einem grünen Kranz durchgucken kann hin zu den Sieben-Bergen jenseits des Stromes.

Ach, die Sieben-Berge — ein weicherer Ausdruck glitt über des Auswanderers hartes Gesicht — die würde man nun freilich hier nicht zu sehen kriegen! Aber ein Gärtchen wenigstens würde da sein, mit einer Laube, um die das Geißblatt am warmen Abend duftet, und Pflaumenbäume würden wachsen und Aprikosen am Spalier, daß die Frau was einzukochen hatte, leckeres Schmierchen für die Kinder aufs Vieruhr-Brot.

„Och, sieh ens, Peter, kein einziger Apfelbaum steht hier im Feld!" sagte die Frau jetzt hinter ihm. Da schreckte er zusammen.

Frau Bräuer stellte sich aufrecht, mit beiden Händen stützte sie sich auf ihres Mannes Schultern, um so einen Halt zu haben im hin und her schleudernden Gefährt. Halb neugierige, halb ängstliche Blicke ließ sie über die sonnenflimmernde Ebene schweifen. „Schöne Felder! Jeses, wat en Korn! So'n Felder gibt es bei uns zu Haus doch nit. Sag, wem hören die zu?"

Er zuckte die Achseln: „Weiß ich nit!"

„Och Gott!" Wie in einem plötzlichen Schmerz zog das Weib die Brauen zusammen: „Dat weiß

mer nit! Och je, wat is dat doch alles so — so — keine Häuschen, keine Dörfchen — Jeses, wat is dat alles eso leer!"

„No, dat kannste doch wahrhaftig nit sagen!" Er versuchte ein heiteres Auflachen. „Sperr doch die Augen auf! Du hast et ja selber gesagt — haste je so viel Korn auf einem Haufen gesehen? Siehste da, hier rechts, den Schlag Weizen? Kotzdonner, mindestens hundert Morgen sind dat — als immerfort Weizen, und so schön von Farb', als ganz dunkelgoldig! Et is en Staat! Hier links hat Roggen gestanden, den haben sie als geschnitten. Kuck einer an, den Klee drunter! Brrr!"

Er faßte wieder über den Kutscher weg nach den Zügeln und war dann mit einem Plumps vom Wagen. Schon trappste er jenseits des tiefen Grabens in die Stoppel. Und jetzt stand er wieder bei seiner Frau und hielt ihr eine Faust hastig ausgerupften Klees unter die Nase.

„En Mass' Vierblätter drunter! Und so fett! Wart nur, wenn wir erst so 'nen haben! Dann biste auch vergnügt, gelt, Kettchen?!"

„Ja, och ja!" Hastig nickte sie, aber sie vermied seinen Blick, der fragend den ihren suchte. Sie hätte ihren Mann nicht ansehen können, Tränen füllten ihre Augen, der strahlende Tag im wolkenlosen Mittagsglanz war ihr verdunkelt. Sie war froh, als Peter sich wieder vorn auf den Sitz schwang.

Und weiter ging die Fahrt, immer weiter durch die Endlosigkeit der reifenden Felder. Da stand Gerste, da Hafer — hoher, reichbesetzter Hafer, wie schwere Tränen hingen die Körner an der sich bleichenden Fahne — aber meist Weizen, Weizen so weit, bis dem Auge das tiefe Gold sich im gläsernen Blau des Himmels zu verlieren schien.

Der mußte bald geschnitten werden! Bräuer hielt prüfend Umschau. Herrgott, was war hier zu schaffen! Unwillkürlich wischte er sich den Schweiß von der Stirn. Da reichten Tausende von Händen nicht zu, all dies Korn zu schneiden, zu binden, aufzusetzen, zu verladen, heimzuführen in die Scheunen! Und da gab's auch riesige Rübenfelder! Wenn die Ernte auch noch lange ausstand, behackt will die Rübe auch sein, bepflügt und behäufelt.

„Frau, Kettchen," rief er ganz aufgeregt, „siehste alle die Zuckerrüben? Hier kannste billig Zucker in deinen Kaffee tun! Donnerwetter, is da aber en Unkraut zwischen. Da müßten emal so en Stücker hundert Arbeiter erein. Hau, is dat noch en Arbeit!"

„Mer sieht ja hier gar keine Leut," sagte die Frau leise; ihre Stimme klang gepreßt. Die Hand über die Augen haltend, spähte sie in die Ferne mit einem unruhig suchenden Blick. Kam die Ansiedlung denn noch nicht? So weit waren sie nun schon gefahren! Doppelt weit kam ihr diese Fahrt vor; nun sie dem Ziele so nahe, deuchten sie diese paar Stunden schier länger als die ganzen Tage der Eisenbahnfahrt vom fernen Rhein hierher in die östliche Provinz.

Wie mochte Pociecha aussehen? Gab's da Wälder, Berge, einen Fluß? Nein, aber Bäume würden dort sein — Peter hatte gesagt, ein Dorf sei ganz nah, ein altes Dorf —, da gab's dann Gärten mit alten breiten, vieläßtigen Obstbäumen. Eine wahre Sehnsucht nach Schatten, nach Bäumerauschen ergriff die in Hitze und Seelenunruhe fiebernde Frau.

Wohin führte der Peter sie? So weit in die Fremde? Und wie würden sich die Kinder schicken? Voll zärtlicher Sorge wendete die Mutter ihre Augen auf die Kinder — lauter Blondköpfe, zehn, acht, sieben und zwei Jahre alt, Settchen, Maria, Lena und das kleine Stinchen. Die drei ältesten mußten in die Schule. Frau Kettchen hielt nicht viel vom Studieren, aber schön schreiben und auch richtig schreiben mußten sie doch lernen, und hell singen und brav beten. Ob sie das auch alles hier lernen konnten?!

Ihr Blick suchte den Himmel: ach, der sah so verschlossen, so eisern aus wie ein blankes Schild, an dem auch die Gebete, gestammelt von der Unschuldigen Mund, abprallen! Mit leicht zitternder Hand fuhr sie über einen lieben Kopf nach dem andern.

Schlaftrunken, übermüdet rekelten sich die Kinder. Ihre blonden Häuptchen hingen matt und nickten willenlos hin und her wie schwere Aehren im Wind. Beim nächsten heftigen Rädergerumpel rutschten alle vier vom unbequemen Sitz; da lagen sie zusammen auf einem Häufchen am Boden der Bryczka.

Die armen Kinder! Frau Kettchen suchte sie zu ermuntern, aber dann gab sie's auf. Es war das beste, sie schliefen, zu sehen gab's doch immer nur dieselbe gleiche, eintönige Weite. Ein Gefühl unendlicher Vereinsamung durchschauerte sie plötzlich, fast überlaut stieß sie heraus: „Peter, Peter!"

„Wat dann, Kettchen?" Er drehte sich rasch nach ihr um, ihre Stimme hatte so verängstigt geklungen. „Is dir wat, Kettchen?"

„Och nix!" Sie schämte sich. Sie hätte es ihm ja auch gar nicht beschreiben können, wie ihr zu Mute war, nun sie immer weiter und weiter fortkamen von der Station, wo die Lokomotive schnaufte und dampfte, die sie der Heimat entführt, die sie aber auch wieder dorthin bringen konnte, dorthin, wo der Rhein fließt. War ihr nicht so, als läge die Welt und alles, was gut und schön und glücklich war, hundert Millionen Meilen weit hinter ihr? Sie schwebte in einem ungeheuren Raum, in dem ihr tastender Fuß keinen Boden, ihre suchende Seele keinen Halt fand.

„Peter, sind wir dann noch nit bald da?!"

„Nur noch en kleine Stund'!" tröstete er. „Dat erste Dorf kömmt jetzt gleich. Siehste, da is als Mais!" Er wies ihr die hohen, tiefgrünen Maisstauden, deren Fruchtkolben noch von weißlichen, löffelförmigen Blättern verhüllt waren, mit deren seidenfädigen Schweifen, die im Sonnenlicht wie silbernes Haar glänzten, aber das heiße Sommerlüftchen winkend wehte.

„Da dervon bauen wir uns auch wat an für die Hühner," sagte er. „Da legen sie gut nach. Und für die Schwein is dat überhaupt en Leckerbissen. Du sollst emal sehen, wat du für Eier nach der Stadt verkaufen kannst."

„Och" — ein wehmütiges Lächeln spielte um ihren Mund — „dat is doch nit wie bei uns zu Haus! Wie soll ich dann hier nach der Stadt kommen? Dat is ja viel zu weit!"

Aber gleich darauf machten sie doch miteinander Pläne:

Wenn sie erst Pferd und Wagen hatten, dann ging das doch! Oder noch besser, wenn erst die Eisenbahn fuhr — in einem oder spätestens zwei Jahren hatte man die ja hier, schon war die Strecke abgesteckt, Peter hatte es selber gesehen — dann konnte der Valentin leicht, immer regelmäßig zweimal die Woche, nach der Stadt fahren. Wo steckte übrigens der Junge? Bis vor kurzem noch war der Leiterwagen immer in Sicht gewesen, nun war der auf einmal ganz zurückgeblieben.

Besorgt schaute der Vater zurück. Aber so sehr er auch spähte, nichts zu sehen als die Wogen goldenen Korns und das Sonnengeflimmer zwischen Erde und Himmel. Dem Jungen würde doch kein Malheur passiert sein? Er war an solche Wege nicht gewöhnt und auch nicht an diese Rackers von Pferden. Bräuer machte sich Vorwürfe: hätte er doch lieber in der Stadt einen Kutscher auch für den Leiterwagen gedungen, anstatt auf den Valentin zu hören, der gemeint hatte, fahren könne er noch leicht so gut wie hier einer. Nun war bei der verdammten Rumpelei gewiß ein Rad abgegangen, oder der Wagen war in einem Loch stecken geblieben, lag vielleicht gar zur Seite in einem tiefen Graben?! 's war hier keine so glatte Chaussee wie daheim längs des Rheins, wo die Gäule nur immer so von selber dahin traben, als machte es auch ihnen ein heilloses Pläsier.

Das konnte eine schöne Bescherung geben! Nun, vorderhand mußte man erst mal noch geduldig ein wenig warten. Auf den Ruf, den der Vater zurückschickte, kam keine Antwort. Die Bryczka hielt an. Die Sonne prallte.

„Fahr ein bißchen im Schatten," bat die Frau.

Schatten, wo war der? Kein Baum, kein Gebüsch, nichts Ragendes in der ganzen Runde.

Doch, halt, dort in der Biegung des Seitenwegs, was war das?!

„Peter, och, kuck da!" Fast jubelnd streckte die Frau beide Hände aus.

Da stand eine Bozyamenka, ein Heiligenhäuschen, frisch getüncht, mitten im goldenen Korn, die Aehren streichelten seine rissigen Mauern. Wie ein Backofen sah sich's an in seiner rund gewölbten Buckelform; aber wo man sonst die Brote einschiebt, standen hier drei Steinpüppchen in der Nische, nicht mehr erkenntlich, Steinklümpchen gleich, die tausend Jahre im Acker gelegen. Aber nun hatte ein Pflüger sie aufgepflügt, und jetzt standen sie am Sonnenl cht in der Nische, und des gläubigen Volkes Hände hatten die Heiligen mit Flitter und Papierrosen, mit welkenden Sträußchen von Mohn und Kornblumen geehrt.

„Och, Peter, sieh, sieh!" Die Frau strebte vom Wagen, der Mann mußte ihr herunter helfen. Es zog sie allmächtig zu jener Nische — ach, wenigstens etwas hier so wie daheim!

Auf die Knie sinkend, sich bekreuzend und fromm die Hände hebend zum Himmel, der doch nicht verschlossen war, murmelte sie jenes Gebet, das sie daheim viel hundertmal gebetet:

„Gegrüßt seist du, Maria, voll der Gnaden —" und die Kinder, aufgeweckt von vertrauten Klängen, falteten auch ihre Händchen und stammelten mit.

Vom polnischen Dorf, vergraben hinter Kornwellen, kam jetzt dünnes Mittagsgeläut. Der Kutscher zog den runden Hut und bekreuzte sich, sich so tief dabei verneigend, als strebe er mit der Stirn zur Erde.

Peter Bräuer stand dabei und guckte ein wenig verdutzt von seiner Frau hin zum Kutscher und von diesem hin wieder zu jener — ja, sieh mal einer an, der betete auch!

Und plötzlich zog es auch ihn hin zu der kleinen Nische, eine Hand hatte auch ihn berührt, die reichte vom fernen West bis zum fernen Ost; rasch neben seine Frau tretend, beugte er das Haupt.

Peitschengeknall und ein heller Pfiff schreckten die gläubig Versunkenen auf. Mit Gerassel und Gepolter kam der Leiterwagen nachgefahren, Valentin stand aufrecht darin und hieb lustig auf die schnaubenden Gäule.

„He, Vater!"

„Endlich, Jung! Ich kriegt et als mit der Angst!"

Peter Bräuer stieß einen erleichterten Seufzer aus. Gott sei Dank, da war kein Malheur passiert! Die kleinen Schwestern in der Bryczka erhoben ein helles Jubelgeschrei, als sie den großen Bruder sahen.

„No, wat dann?" Der hübsche Bursche, dem eine noch unvertragene Soldatenmütze verwegen auf dem Krauskopf saß, zeigte lachend seine gesunden Zähne. „Habt ihr gedacht, ich wär' verloren gegangen? Ne — haha — so rasch nit!"

„Ne, aber man is doch hier noch fremd," entschuldigte Frau Kettchen und sah ihren großen

Stiefsohn freundlich an. „Ich glaub', der Vater hatt' als Angst, du hättst Malör gekriegt!"

Valentin lachte wieder. „Dat hätt' ich auch leicht gekonnt. Ich denk' an nix, auf einmal machen die Pferd en Satz, dat se mer die Zügel aus der Hand reißen: rechts aus dem Korn springen der Mädchen Stücker zehn, zwölf — wie 'n Volk Rebhühner — husch — über die Straße in 't Rübenfeld links. Ich glaub', se hatten ihr Mittagsschläfchen gehalten im hohen Korn. Ich schimpf' — sie lachen. Mutter, du glaubst gar nit, wie die eso frech waren! In einem fort gelacht, und sowie ich wat gesagt hab', haben sie noch viel mehr gelacht!" Jetzt schmunzelte der junge Mensch behaglich in sich hinein. „Und dann haben sie mir Kußhändches geschmissen und allerlei gerufen, wat ich nicht verstehen konnt'. ‚Demibuschi' und so wat! Weißte, Vater, polnisch müßt mer hier eigentlich doch können!"

„Unsinn — no, auch noch!" Bräuer konnte sich ordentlich ärgern. „Laß sie doch deutsch sprechen. Und nu voran!"

Staubwolken wirbelten, Hunde kläfften, Kinder, die, nur mit einem Hemdchen bekleidet, halbnackt zwischen den Schweinen auf der Straße herum wuselten, schrien gellend hinter den Wagen drein, die das Dorf passierten.

Frau Kettchen machte große Augen: gepflastert war hier nicht! O weh, wenn's hier regnete, dann tunkte man ja ein bis über die Knöchel! Unwillkürlich faßte sie nach ihren Röcken.

Im großen Pfuhl, den die durstige Sommersonne halb ausgetrocknet, wuschen Weiber ihre Wäsche zwischen dem grünschleimigen Entengrieß. Ueberm blanken Hemd nur einen kurzen Kattunrock, aber alle das Mützchen fest um die Ohren, schauten sie wenig freundlich den rasselnden Gefährten nach: he, wieder Neue!

Bräuers Kinder quälten die Eltern mit Fragen: war das ein Dorf? Doch nicht das Dorf, wo sie hinsollten?! Kam das denn noch immer, noch immer nicht? Aber als die letzte der aus grauem Lehm zusammengepatzten niedrigen Hütten mit ihrem dem Staub der Straße ähnelnden graugelben Strohdach verschwunden war, schloß ihnen die gleißende Monotonie der Felder bald wieder den Mund.

Frau Kettchens Gemüt, das sich noch eben aufgerichtet im Gebet, wurde wieder niedergedrückt — also das war ein Dorf? Die Hände im Schoß verschlingend, starrte sie trübe vor sich hin.

Die Stimme ihres Mannes schreckte sie auf. Peter Bräuer rief seinen Sohn an. Ein Zug nahte aus östlicher Richtung; buntgescheckt wie aus allerlei Flicken zusammengelappt, schob er sich heran durchs sonnige Gelb.

Die Frau reckte den Hals: wer waren die Männer im roten Hemd, Sensen auf der Schulter, Weiber müde dahinzockelnd wie Lasttiere, beladen mit Sack und Pack? Zigeuner etwa? Aengstlich sah sie auf ihre Blondköpfe — Zigeuner sollen doch Kinder stehlen! — und dann nach ihrem Leiterwagen, der das erste unentbehrlichste Gerät enthielt.

„Wanderarbeiter," sagte Peter Bräuer und beschattete die Augen mit der Hand, um besser ausschauen zu können. „Die kommen 'rüber von Russisch-Polen. Gott bewahr' uns, sind noch nit genug Polacken hier?! Aber sie sagen, selbst der deutsche Herr in Przyborowo hat ihrer welche zum Schnitt gedungen."

„Och, die Weiber, wat die sich abschleppen!" Frau Kettchens Stimme klang mitleidig, und als sie ein paar Halbwüchsige sah, die ins Korn liefen, Aehren abrupften und die Körner daraus aßen, fing sie an, im Körbchen, das ihr zu Füßen stand, zu kramen. „Jeses, die sind hungrig, mer könnt' ihnen doch wat zu essen geben! Unsre Kinder sind ja als satt!"

Aber ihr Mann verwies es ihr: „Laß dich nit ein! Die arbeiten im Akkord, die verdienen genug, aber im Winter wird eben alles verjuxt!" Doch sie konnte den Blick nicht wenden.

Näher und näher kam der Trupp, langsamen, aber durch seine Stetigkeit unaufhaltsam fördernden Schrittes. All die stumpfen Gesichter mit den breiten Backenknochen glänzten braunrot vom Sonnenbrand. Am hölzernen Weiser, der da, wo der eine breite Fahrweg sich in noch drei andre fahrbare Straßen verzweigt, seine Kreuzesarme reckte, stießen die Wanderer und die Wagen zusammen.

Der stumme Kutscher der Bryczka hielt an. Der vorderste der Sensenmänner war vor den Wagen getreten; den Hut bis zur Erde ziehend, schien er nach dem Weg zu fragen. Konnte er denn nicht lesen?

Bräuer wunderte sich. Da stand's doch groß und breit deutlich an jedem Kreuzesarm, wohin!

„Gwiadliborczyce" belehrte der jetzt plötzlich lebhaft gewordene Kutscher und wies nach rechts; und dann ein wenig mehr nach links: „Niemczyce" und dann ganz nach links: „Przyborowo."

„Przyborowo — Przyborowo!" Mit einem Aufatmen der Erleichterung wiederholte es die ganze Schar.

Mochten die müde sein! Frau Kettchens blaue Augen musterten die braunen Weiber — ach ja, die waren ja noch alle ganz jung, nur eine Alte schien dabei — und diese wiederum musterten sie. Plötzlich trat eine der Braunen, der das rote Kopftuch in einer spitzen Falte über der Stirn vorstand, dicht an die Bryczka, haschte nach dem Kleid der darin Aufrechtstehenden und drückte es demütig an die Lippen. Aus der an den vier Zipfeln zusammengebundenen Plachta, die ihr schwer auf dem Rücken hing und ihre Schultern nach vorn drückte, guckte neben dem irdenen Dwojak, dem Zwillingstopf zum Essentragen,

neben einer Kesseltülle, einer Hacke und einem Löffelstiel, in ein Bettkissen eingebündelt ein Kinderköpfchen. Allen Strahlen der Sonne preisgegeben, schlief der Säugling, beperlt von Schweiß.

Begehrlich funkelten die Augen der jungen Mutter; hastig langte Frau Kettchen nach ihrem Körbchen — ach, wie mochte der zumute sein! Und sie teilte aus in die ausgestreckten Hände, denn auch die andern Weiber hatten sich hinzugedrängt. Alle Müdigkeit schien plötzlich von den erschöpften Gestalten gewichen; die bei der Anstrengung des belasteten Wanderns zusammengepreßten Lippen hatten sich, glücklich lachend, geteilt, Dankesbeteurungen und Segnungen, von denen die deutsche Frau nichts verstand, rauschten nur so dahin.

Peter Bräuer hatte seine Frau gewähren lassen, ihn interessierten die Männer, diese untersetzten und doch muskulösen sehnigen Gestalten. Also so sahen die aus! Hm! Sahen schon aus, als wenn sie arbeiten könnten! Aber wer wird die nehmen? Solch fremdes Gesindel! Daß es sich hier festsetzt! Die Herren, die in der Zeitung schrieben, die man ihm zugestellt, hatten schon ganz recht: weg mit ihnen, deutsche Arbeiter her, dann hat man auch deutsches Land und dann —

„No, wat is dann?" Ein Zetergeschrei störte ihn in seinen Betrachtungen. Die Halbwüchsigen, die sich im Korn verloren hatten, kamen jetzt schreiend angerannt: „Poludnica, Poludnica!" Und die Weiber griffen den Schreckensruf auf: „Poludnica, Poludnica!" und gaben sämtlich Fersengeld. Die Männer blieben zwar stehen, aber auch sie blickten beunruhigt: war da das Mittagsgespenst, die Poludnica, die, wenn die Sonne hoch steht, durchs Korn streicht, um darin umherstreifende Kinder zu fangen?

Gen Niemczyce zu schlug das Korn im heißen Wind Wellen. Wie flutendes Wasser schwappte und wogte der goldene Schwall, und die scheitelrechte Sonne goß noch einen goldenen Strom vom Himmel dazu nieder. Mitten in diesem Meer, im blendenden Mittagszauber der Aehren war eine Gestalt aufgetaucht, hell der Hut und das Gewand, hell das Gesicht, und die Flechten wie reifer Weizen.

„Hu, Poludnica!" Noch einmal kreischten die Weiber auf.

Selbst die Bräuers waren erschrocken, hatten sie doch niemand kommen hören, noch sehen; im wogenden Getreide war jene sacht dahergewandelt, auf kaum kenntlichem Fußpfädchen. Verdutzt starrten sie in das helle Gesicht.

Aber der Kutscher war blitzschnell von der Deichsel gesprungen; den Hut bis zur Erde reißend, wie vorhin bei der Bozyamenka, grüßte er ehrfurchtsvoll-untertänig.

Da zog auch Peter Bräuer den Hut, — die schien eine vornehme Dame!

Ein rascher Blick aus den hellen Augen der blonden Frau streifte ihn, dann nickte sie ihm freundlich zu: „Guten Tag!"

Horch, was war das? War das Musik? Glockenklang aus heimischem Land? Oder kam's vom Himmel herab?!

Frau Kettchen war auf den Sitz zurückgesunken, ihre Lippen fingen plötzlich an zu zucken, heiß schoß es ihr in die Augen — jähe Tränen der Sehnsucht begannen über ihre Wangen zu rinnen. Aber es waren auch Tränen der Hoffnung. Einen Nebel legten sie vor ihre Augen; doch der Nebel war nicht grau wie die Schleier des Abends, golden durchleuchtete ihn Licht des Morgens, und mitten darin stand eine freundliche Gestalt, die Frau mit blonden Flechten und hellen Augen, und — die sprach deutsch.

„Guten Tag!" schrien die Kinder; es klang jubelnd.

„Guten Tag, gnädige Frau," rief Valentin keck.

„Guten Tag," sprach auch bedächtig und respektvoll der alte Bräuer, und seine Kettchen stammelte nach, leise, sie konnte nicht laut sprechen vorm heftigen Klopfen des gerührten Herzens: „Guten Tag!"

II

Auf Niemczyce-Deutschau stand die Gutsherrin, Helene von Doleschal, am Fenster ihres Zimmers und schaute, beide Hände auf die Brüstung gestützt, hinunter in den Garten. Die Terrassen abwärts, unten am See, von wo die leichte Brise wehte, spielten ihre Knaben, sie hörte die hellen Stimmen zu sich heraufschallen. Sie wartete auf ihren Mann; der war gleich nach dem Mittagessen wieder aufs Feld geritten. Kam er jetzt bald? Sie neigte sich weiter heraus; zwischen den Blumenbeeten herauf führte das Pfädchen, das er gern einschlug, wenn er, ungeduldig abkürzend, den Braunen allein zum Hof traben ließ und sich selber durchs Seitenpförtchen in den Garten stahl. Helene blickte über die Hängerosen unterm Fenster, die die Glocken ihrer Kronen auf den sammetig geschorenen Rasen niederstülpten, weg, hinüber zum Hügel, jenseits des Sees, dessen sandiger Gipfel, mit einer einzigen Kiefer beflaggt, fast wie ein Berg in der Ebene erschien. Dort hinter jenem Berge lag Kolonie Augenweide, der Weg war weit, und Hanns-Martin hatte doch versprochen, heute noch mit ihr hinzufahren! Neue Kolonisten bauten ein Haus — ob das die Leute waren, denen sie neulich an der Grenze begegnet war, als die mit ratterndem Leiterwagen und müden Kindern einzogen?

Wenn Hanns-Martin doch käme! Schon legte sich ein Schatten über die blanke Metallplatte des Sees; die Schwäne, die zur Zeit der hohen Sonne im Schwanenhäuschen unter der alten Silberpappel der Insel Zuflucht suchten, ruderten

jetzt langsam über die mildbeleuchtete Fläche, ihr Bild mit den schön gewölbten Flügelbogen schneeig im tiefen Wasser spiegelnd. Von den Blumenkissen der Terrassen stiegen verstärkte Wohlgerüche auf, die Heliotrope, Levkoien und Reseden, die um Mittag schlaff hängen, standen jetzt erfrischt; die waldigen Ausläufer des Parks bis zum sandigen Hügel hin, von beiden Seiten den See umschließend, zeigten um ihre Kronen schon weicheren Flimmer.

Nun kam er wohl nicht mehr zur Zeit!

Enttäuscht wollte Helene vom Fenster zurücktreten, da hörte sie seine Stimme. Die Gruppen der Kannas und Musen verdeckten noch seine Gestalt, aber jetzt, jetzt war er zu sehen. Eiligen Schrittes stürmte er den kleinen Pfad hinauf. Die Knaben hatten ihn entdeckt, ausgelassen umsprangen ihn die vier großen, den kleinen Kurt ließ er auf der Schulter reiten. Das Kindermädchen folgte, während wiederum hinter diesem, zeternd vor Besorgnis um ihres Herrn Küchlein, die alte Pelasia nachhumpelte.

Die Knaben jauchzten: hurra, nun rannte Väterchen über den Rasen, und der Gärtner durfte doch nicht schelten!

„Helene!" Schon war er unter ihrem Fenster. Die weiße Mütze aus der erhitzten Stirn zurückschiebend, schaute er zu ihr hinauf. „Endlich! Entschuldige, liebe Frau! Ich mußte noch aufs Vorwerk, Scheftel aus Miasteczko war da wegen der Milchkälber. Der Vogt wußte sich nicht zu helfen, der Kuhschweizer will sich immer von keinem Stück trennen. Sie zankten. Ich mußte ein Machtwort sprechen."

„Wie du dich um alles kümmerst," sagte sie zärtlich. „Hast du gut verkauft an Löb Scheftel?"

„Es geht. Na," — er klopfte sich mit der Gerte den Staub aus den enganliegenden Reithosen — „lassen wir das! Ich werde mich erst ein bißchen menschlich machen, und dann fahren wir."

Sie lächelte ihn an. „Komm herein, trink nur erst Kaffee! Die Mamsell hat schon sechsmal fragen lassen, ob sie die frischen Waffeln heraufschicken dürfte." —

Weniges später fuhren die Doleschals auf dem leichten Korbwägelchen davon. Kein Diener saß hinten auf. Er kutschierte selber, ein Zungenschlag trieb das gut eingefahrene Pferd an. Der schlichte Schleier, den Helene als einzigen Schmuck um den Hut trug, wehte im Sommerwind. Den Park zur Linken, immer am hohen Drahtzaun entlang, führte zuerst die Straße, dann trat sie näher zum See; mühselig knirschten die Räder durch tiefen Sand und dann noch mühseliger die Hügelsteigung hinan. Aber von oben herab lohnte ein herrlicher Blick auf den glatten See mit seiner bebuschten Insel, auf das weiße Herrenhaus jenseits, mit den Blumenbeeten davor, von den grünen Wipfeln des Parkes wie ein freundliches Bildchen eingerahmt.

Noch ein paar Räderumdrehungen, und rasch ging es jetzt wieder bergab; der Sandbuckel mit der einsamen Kiefer schob sich wie eine Schutzwand vor die Oase von Deutschau. Nichts begrenzte nun mehr den Blick. Felder, Felder, Felder. Einzig in der Ferne hinter Gwiadliborczyce ein paar Waldlinien, aber sie erschienen heut noch ferner als sonst; der staubige Dunst, der über der reifen Ebene lagerte, hatte das Blau des Kiefernforstes verhängt.

Ueberall wurde Weizen gehauen. Auf Deutschauer Land waren die Hemden der Schnitter alle weiß. Die Leute schafften schwer; jeder Mann hatte ein Weib hinter sich, oft ein kaum erwachsenes Mädchen, das mit keuchender Brust in unablässig gebückter Stellung hinter ihm drein schritt und die Schwaden raffte, die unter der blanken Sense fielen.

„Wir hätten Schnaps für sie mitnehmen können," sagte Helene, „bei dem Staub tut's ihnen not."

„Schnaps? Du weißt, ich bin nicht für Schnaps. Die Vögte sind angewiesen, Kaffee auszuteilen. Aber wie das Volk so ist! Kaffee wollen sie nicht, dann trinken sie lieber gar nichts."

„Sie sind eben mal Schnaps gewöhnt," entschuldigte sie. „Bei uns zu Hause gab es auch immer Schnaps in der Ernte. Mutter mischte ihn selber: ein Liter Kartoffelspiritus, ein Liter Wasser und ein bißchen Himbeer dazu. Weißt du, es war für mich das größte Vergnügen, wenn ich mit meinem Pony herumfahren durfte, ihn austeilen. Und wir waren doch ganz deutsch!"

„Nein, Fusel nicht," sagte er fast eigensinnig, und eine Falte der Verstimmung trat ihm zwischen die Brauen. Sie schwieg, kannte sie doch ihren Mann viel zu genau, um in solchen Momenten dagegen zu reden.

Noch hatten sie Deutschauer Land zu beiden Seiten, aber ein Zipfel von Gwiadliborczyce schob sich wie ein Keil von links her, mitten hinein, und aus der Weite zur Rechten tauchten die Akazien von Przyborowo auf. Auf Gwiadliborczycer Land gab's rote Hemden, ihre blutige Farbe, grell leuchtend im staubfarbenen Erntedunst, überschrie jede andre.

Alle Schnitter kannten das Gefährt von Niemczyce, aber nicht alle grüßten. Wenige nur; viele grinsten höhnisch: ach, der Niemczycer! Daß ihn der Donner erschlage! Die Arbeiter sollten nicht Schnaps bekommen? Haha, mochte er sehen, wo er noch Arbeiter herkriegte!

Der Gwiadliborczycer Inspektor, Herr Sziulc, der auf tänzelndem Braunen in der Nähe seiner Schnitter hielt und, mit der verknoteten, vielschwänzigen Lederpeitsche hier- und dorthin weisend, Befehle schrie, tippte mit dieser nachlässig an seinen Hut.

Das sollte ein Gruß sein? Unverschämt, dieser Schulz! Helene warf einen schnellen, ängstlichen Seitenblick auf ihren Mann.

Aber die Lider halb über die Augen sinken lassend, ignorierte der den Inspektor vollständig. Nur eine feine Röte überzog flüchtig sein blaßbräunliches Gesicht. „Sieh mal, Gwiadliborczycer Weizen!" Er zeigte mit der Peitsche.

„Aber er ist lange nicht so schwer wie unsrer," stieß sie hastig heraus; es drängte sie förmlich, ihm rasch etwas Angenehmes zu sagen.

„Du irrst dich, Kind, er ist ebenso wie unsrer. Er könnte sogar besser sein. Deutschau hat längst nicht den Weizenboden wie Gwiadliborczyce. Aber Garczynski will nichts mehr hineinstecken. Ich denke, er wird verkaufen."

„Was — Garczynski verkauft?! An wen denn? An die Kommission?" Helene blickte ganz entsetzt. „Sein schönes Gut! Ueber vierhundert Jahre in der Familie — wenigstens sagt er so! Muß er verkaufen? Schrecklich! Sag, Hanns-Martin, geht's ihm denn so schlecht?"

„Ach, Unsinn!" Doleschal lachte. „Das verstehst du nicht, Kind. Wie soll es ihm denn schlecht gehen — bewahre. Er mag vielleicht auch an die Erziehung seines Sohnes denken, er hat nur den einzigen Jungen, und seine Frau kann sich absolut nicht entschließen, sich von dem zu trennen, wie er erzählt. Und auf die Dauer geht das doch nicht: nur der Unterricht beim Vikar. Ich bitte dich, so ein katholischer Geistlicher — nur Seminarbildung —, was kann der Junge da lernen?! Aber vor allem, wenn es einem so bequem geboten wird wie jetzt! Er kann sich jetzt glänzend rangieren. Er geniert sich nur noch ein bißchen. Die Großpolen und die Volkspartei werden es ihm ordentlich anstreichen, wenn er an die Ansiedlung verkauft; das halftert ihm auch sein ‚Kuryer Poznanski' nicht ab!"

„Ich mag ihn nicht," sagte die junge Frau bestimmt, „ich mag ihn ganz und gar nicht. Wie kann er ohne zwingende Not verkaufen? Würdest du je Deutschau verkaufen, Hanns-Martin?"

„Da sei Gott vor — nie!" Sein Gesicht wurde sehr ernst. „Ich würde mich ja versündigen am Andenken meiner Vorfahren. Der Großvater, mein Vater haben es gehalten, mit vielen Opfern. Nun halte ich's!"

Sie lachte fröhlich. „Grade so denk' ich. Die Jungens sollen auch so denken. Weißt du, und dann werden wir im Erbbegräbnis, das der alte Großvater so schön im Park angelegt hat, alle miteinander schlafen. Es muß einem doch im Grabe noch ein angenehmes Gefühl sein: du liegst im eignen Grund und Boden!"

Er nickte. „Natürlich! Aber sprich nicht so was, Helene, wir sind noch zu jung dazu. Und wir haben ja noch so viel vor uns — zu schaffen, zu bessern! Wenn die Zeit nur reicht. Uebrigens, wenn Garczynski verkauft, soll mir's recht sein. Dann bekommen wir noch mehr Ansiedler her, hoffentlich rein deutsche und recht viele! Kleine Leute, die machen das Volk aus. Siehst du," — er hob die Peitsche und wies gerade aus, wo einzelne kleine Häuschen, wie ängstlich auf der weiten Fläche, sich zusammenduckten — „da haben wir Ansiedlung Augenweide!"

„Ach, und da ist der Kirchturm von Pociecha-Dorf! Sie haben ihn gerade im Rücken. Wie guckt er schwarz!"

„Laß ihn! Siehst du" — er hielt das Pferd an — „da, selbst der Grenzstein ist jetzt schwarzweiß! Holla, wer trampelt denn darauf herum? Ist das nicht der Gwiadliborczycer Schäfer?"

Auf dem Grenzstein, der auf schwarz geteertem Grund in weithin leuchtenden weißen Buchstaben „Ansiedlung Augenweide" wies, stand Dudek, der Schäfer.

Schwer stützte er sich, um oben auf dem schmalen, scharfgekanteten Stein die Balance zu halten, auf seinen langen Hirtenstab, der mit der eisengekrümmten Spitze wohl gewichtig genug war, einen Wolf niederzuschlagen. Der blaue Strumpf, an dem er sonst unermüdlich strickte, lag achtlos am Boden. Die vielen hundert Schafe, des Schäfers Obhut anvertraut, hatten sich von der Gwiadliborczycer Roggenstoppel längst hinüberverloren auf Nachbarland. Auch der Hütejunge war davongeschlichen und träumte im Grenzgraben unterm Dornenbusch einen schönen Traum.

Dudek, der Alte, hatte des alles nicht acht. Er stand ganz versunken, ragend wie ein dürrer, blattloser Baum unterm gläsernen Himmel, und starrte vom Grenzstein hinab auf die kleinen Häuschen, ängstlich in der großen Weite zusammengeschart. Er seufzte: was wollten die hier? Früher als sein, Kuba Dudeks, Vater noch jung gewesen, da war hier nichts gewesen als der Himmel und die Länder des Szlachcicen, nichts als die Hütten seiner Komorniks. Da konnte der Szlachcice reiten von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang — alles war sein. Und als er, Kuba Dudek, noch jung gewesen, da hatten alle gesprochen in der Sprache, die Gott der Herr spricht, darin die heilige Mutter zum Sohne spricht.

Die da — Hundeblut! Energisch hob der Alte das mit Lappen und Schnüren umwickelte Bein und stampfte mit dem Bastschuh den Grenzstein. Sein Mund, dessen Lippen so schmal geworden, daß sie ganz in der verschrumpften Kinn- und Backenhaut verschwanden, murmelten den Fluch: „Möge sie der feurige Blitz zerschmettern!" Konnten sie nicht bleiben, wo sie geboren worden? Jeder soll bleiben, wo ihn die Mutter geboren — was mußten sie hierher kommen?! Trugen sie keine Scheu, so dicht zu kommen zum Nest des weißen Adlers?

Drohend hob Dudek den schweren Stock, die

Im Atelier

Nach dem Gemälde von Walter Thor

geballte Faust schüttelte er gegen die kleine Kolonie. Da waren ihrer wieder neue hinzugekommen — weiße Eindringlinge mit gelben Haaren —, sie bauten ein Haus!

Noch schimmerten die unbedeckten Dachsparren wie die Rippen eines Skeletts, aber geschäftig eilten die Männer beim Bau; man sah ihre Gestalten sich richten und bücken, sich drehen und wenden in emsiger Bewegung, wie unruhige Zwerge auf dem Teller der großen Ebene.

„Sie bauen, sie bauen," rief Helene erfreut und klatschte in die Hände.

Da drehte sich der Alte um. Er hatte den Wagen nicht herankommen hören, sein Ohr war nicht mehr scharf, aber sein Auge noch. Ohne Uebereilung, schwerfällig stieg er nieder vom Grenzstein und zog, das Knie beugend, den Hut.

Freundlich grüßte ihn Helene, war doch seine Frau die Schwester von ihres Mannes einstiger Amme, der alten Pelasia.

„Tag, Dudek, wie geht's? Kommt Ihr nicht auf einen Sonntag die Pelasia besuchen? Sie beklagt sich, daß niemand nach ihr sieht!"

„Wenn sie sich sehnt nach ihren Eignen, soll sie kommen!"

„Ihr seid viel rüstiger als sie, Dudek, und Eure Frau ist auch wohl besser noch zu Fuß! Sagt, was machen denn Eure Enkel, der Jendrok und die Michalina? Daß ich's Pelasia erzählen kann!"

„Hat der Jendrok bei Soldaten gemußt. Haben sie ihn geschickt weit, sehr weit, wo niemand versteht ihn. Is die Michalina zu Herrschaft gezogen, is sie auch Amme geworden bei fremdes Kind!"

„Nun, Dudek, und was machen Eure Schafe? Ich sehe schon, sie sind gut imstande. Sie sind gewaschen, sind ja weiß wie Schnee!"

„Mutterschafe sind sich gewaschen; aber wie lange noch werden Lämmer seinige sein? Alles nimmt sich Fremder, alles!" In einer resignierten Melancholie ließ der alte Mann den Kopf auf die Brust sinken.

„Wieviel Schafe habt Ihr jetzt?" fragte Doleschal.

Nun hörte Dudek auf einmal gar nicht mehr. Mit weit ausholenden Schritten in die Roggenstoppel stapfend, schrie er schimpfend nach seiner Herde und dem lässigen Hütejungen. Der wolfsähnliche Hund, der bis jetzt träg am Stein geblinzelt, jagte mit wütendem Gekläff vor ihm her.

Vergebens rief Helene: „Soll ich Pelasia grüßen?" Keine Antwort mehr. Taub war der Schäfer, aber auch blind, denn er suchte seine Herde, wo die gar nicht zu finden war. Ein heißer Wind, der plötzlich mit Kraft über die Ebene schnob, lüftete seinen Schafpelz und warf die weißen Haare, die ihm langsträhnig unterm Hut vorhingen, wild durcheinander.

Als Helene nach einer Weile zurückblickte, stand Kuba Dudek wieder auf dem Grenzstein, unbeweglich, wie der Weiser an der Wegscheide reckte sich sein Arm. —

In der Kolonie war nicht die muntere Geschäftigkeit, die man aus der Ferne zu sehen vermeint. Nur die Bräuers waren beim Hausbau; von den andern Ansiedlern ließ sich niemand sehen. Helene war einigermaßen enttäuscht, hatte sie doch geglaubt, die Frauen auf den Türschwellen sitzend zu finden, schwatzend beim Kartoffelschälen, wie sie die Frauen viel hundertmal gesehen hatte im deutschen Dorf beim elterlichen Gut.

Aber Doleschal war sehr befriedigt: noch war nicht Feierabend gemacht. Drüben in Pociecha-Dorf stiegen schon Rauchsäulchen aus den zusammengesunkenen Schloten der grün vermoosten Strohdächer, aber hier schafften noch alle fleißig auf dem Felde.

„Soll ich dich mal über die Aecker fahren?" fragte er seine Frau. „Viel zu sehen wird freilich noch nicht sein. Aber sie haben ja die Freijahre!"

Wohlgefällig schaute er sich um. „Sieh mal, wie nett, wie sauber! Wie aus der Spielschachtel! Unsre Ansiedlung ist die am meisten versprechende. Erinnerst du dich noch, vor fünf Jahren, als sie hier das Gut parzellierten? Wie heruntergewirtschaftet das war?! Und wie sieht es jetzt aus? Freilich, es wird noch eine Weile dauern, bis der ausgesogene Boden sich wieder ganz erholt. Aber unter tüchtigen Arbeitshänden — da, sieh mal!" Sich unterbrechend, zeigte er auf eine kreisrunde mächtige Scheune: „Wie ein Zirkus! Ein bißchen groß, aber, na — die hat sich der Amerikaner gebaut! Famoses Ding, was? Links das niedliche Gehöft gehört einem Schwaben. Ach, sieh mal an, hat sich der Mann neben den Obstbäumchen auch Rebstöcke gepflanzt — ist das nicht rührend? Da hinten sitzen die Kolonisten hier aus der Provinz alle zusammen. Und hier sind wir bei den Rheinländern!"

Sie waren die ungepflasterte Straße, an der die Häuschen und die Scheunen sich rechts und links verteilten, ein paarmal langsam auf und nieder gefahren. Nun hielten sie bei dem Neubau an.

Peter Bräuer und sein Sohn sägten gerade an einem Balken. Die Säge war stumpf geworden, widrig klang ihr Gequietsch, und widerwillig nur gab der Balken nach. Mit einer gewissen Verdrossenheit arbeiteten beide Männer, sie blickten auch kaum auf, als Doleschal vom Wagen absprang und seiner Frau die Zügel übergab.

Er trat zu den Arbeitenden und sagte: „Nun, wie steht's mit dem Bau?"

„Tag!" Vater Bräuer faßte an die Mütze, während der Sohn die seine wohl heruntertat,

aber sogleich wieder aufsetzte. „Könnt' besser sein. Mer kömmt nit voran. Hätt' ich dat gewußt!"

„Wieso — hätten Sie was gewußt?" fragte Doleschal lebhaft. „Ueber was haben Sie sich zu beklagen?!"

„Der Herr ist wohl auch einer von der Kommission?" sagte Peter mißtrauisch und wechselte einen Blick mit seinem Sohne.

„Nein!" Doleschal hatte den Blick aufgefangen. „Aber Sie können mir ruhig sagen, was Ihnen nicht behagt. Ich interessiere mich für die Kolonisation, ich bin auch Deutscher. Hier in der Nachbarschaft ansässig — Doleschal auf Deutschau!"

„Aha, Sie sind der von Doleschal?! — So, no dann" — Peter Bräuer streckte treuherzig die Hand hin — „dann is dat wat andres. Ich hab' als von Ihnen gehört. Un dat is Ihre Frau?" Er grüßte mit einer ungelenken Verbeugung nach dem Wagen hin. „Ja, wissen Sie, Herr von Doleschal, Sie müssen mir dat nit übelnehmen, aber mer wird ganz mißtrauisch. Se haben einem dat doch all ganz anders vorgestellt — oder ob ich mir nur dat so anders gedacht hab'!? Ich weiß et nit. Jedenfalls hätt' ich, wenn ich früher gewußt hätt', dat mer hier so schlecht Arbeitskräft' kriegt — ich weiß nit, sind ihrer wirklich keine da oder wollen sie nur nit — mir dat Haus vom Bauamt bauen lassen. Se hatten mir dat angeboten, aber ich dacht', et käm' so billiger. Ja, und wenn ich dat all ganz genau gewußt hätt', wär' ich gar nit hierhin gekommen, da hätt' ich doch ebensogut nach Amerika auswandern können!"

„Das dürfen Sie nicht sagen!" Doleschal warf einen wohlgefälligen Blick auf den jungen Mann, der zu den Worten des Vaters beistimmend nickte. „Sie müssen doch Ihre Kinder, Ihren Sohn da dem Vaterland erhalten!"

„Och, wat dat anbelangt, de kann in Amerika ebensogut deutsch bleiben wie hier. Un hier muß mer sich ja plagen, genau so wie wo anders — ne, noch viel mehr!"

Es tat dem Mann augenscheinlich gut, sein Herz zu entlasten. Da hatte ihm wohl die Kommission fast alles, was zum Hausbauen gehörig, prompt und nicht teuer zur Stelle geliefert: Mauer-, Ziegel-, Firststeine, Feldsteine zum Fundament, und auch Bauholz — auch hatte er für sich und seine Familie derweilen drüben in der Holzbaracke die erste Unterkunft gefunden, aber nun würde der Bau doch doppelt so lange dauern als vorausgesehen, denn der Zimmermann mit seinen Gesellen aus Miasteczko war nur zwei Tage erschienen, dann nicht mehr, und der Maurer drüben aus dem Dorf, der sich, gegen hohen Tagelohn, für die ganze Zeit verpflichtet, war nach einer halben Woche auch nicht mehr gekommen. Als Valentin hingegangen, ihn zur Rede zu stellen, hatten sie sich durchaus nicht verständigen können; ein wüstes Gezänke war's geworden. Wer konnte es dem Jungen denn verdenken, daß er mit der Faust auf den Tisch schlug, war er nicht im guten Recht?! Aber das Gesindel hatte lautes Hallo erhoben, und die Frau hatte drohend nach dem Wasserkessel gegriffen, der grade auf dem Herd sprudelnd kochte. Und niemand, niemand anders war zur Hilfe aufzutreiben gewesen. Ganz allein blieben sie sitzen mit aller Arbeit. Ein Glück noch, daß sie etwas davon verstanden, aber freilich, 's war nur ein Stall gewesen, den sie derzeit allein gebaut hatten, und noch dazu zu Hause am Rhein!

Der Gutsverwalter auf dem Restgut, an den man sich doch mit allen Anliegen wenden sollte, hatte die Achseln gezuckt: ja, warum mußte denn durchaus selber gebaut sein?! Und mit den Leuten hierzulande müßte man eben in Frieden auskommen, sagte der. Er könnte da auch gar nichts bei machen!

Unwirsch fuhr sich der Vater durch die Haare: „Et geht so langsam, viel zu langsam! Un dat Kettchen jammert in der Barack — keine Ordnung, keine Reinlichkeit is möglich! Un da sind gestern noch welche derzugekommen — sie sagen, sie sind deutsch, der Mann spricht auch deutsch, aber die Weibsleut schnattern polackisch — und mit den Weibern soll nun meine Frau in einem Raum schlafen. Denken Sie nur! Und wie lang noch, und et is hier schon Herbst! Die Tag sind so heiß, aber die Nächt sind als kühl — bei uns zu Haus ist dat anders, da blühen Allerheiligen die Rosen noch. Och, hätt' ich dat gewußt! Ne, ich sag' schon — wie krieg' ich dat Haus trocken?!"

Eine tief innere Angst lag unter diesen Worten; Doleschal fühlte sie heraus.

„Ich werde Ihnen meinen Stellmacher zu Hilfe schicken. Der Mann hat freilich noch kein Haus gebaut, aber er wird doch jedenfalls von Nutzen sein. Und er ist deutsch."

„Dat — dat wollten Sie tun?!" Ein Ausdruck freudigster Erleichterung erhellte des Ansiedlers bekümmertes Gesicht. „Den Stellmacher — Donnerschlag! Valentin, Jung, hörste, wir kriegen Hilf'!"

Der Sohn hatte die Mütze vom Kopfe gerissen, sein ganzes hübsches Gesicht lachte. Unverfrorene Herzlichkeit lag in der Bewegung, mit der er nun rasch auf den Herrn zutrat; man sah's, er hätte dem gern die Hand geschüttelt, aber der beim Militär anerzogene Drill hielt ihn zurück.

Er nahm die Hacken zusammen: „Besten Dank, Herr Baron!"

Wohlgefällig musterte Doleschal den stattlichen Menschen: „Garde, was?"

„Nein, Herr Baron, Deutzer Kürassier!"

„So, so! Ich bin Rittmeister bei den Gardekürassieren!"

Valentin schlug wieder die Hacken zusammen. Er murmelte etwas von großer Ehre, und eine helle Röte stieg ihm dabei ins Gesicht, man hörte seiner Stimme die Freude an.

Eine Verbindung war plötzlich vorhanden, zwischen ihm und jenem vornehmen Herrn da.

Auch Doleschal sagte: „Wir müssen zusammenhalten hier!" Die Leute gefielen ihm, der Alte war recht ein knorriger Stamm, der dem Wetter trotzt, und der Junge, nun — unwillkürlich verglich er zwischen sich und dem krausköpfigen Burschen — der war ja fast noch schlanker als er selbst, und elastisch in jeder Bewegung wie ein gut Trainierter! Die Leute mußten unterstützt werden, nach Kräften.

„Ich werde Ihnen morgen meinen Stellmacher herschicken und auch noch den Schmied!" —

Helene saß schon lange wartend auf dem Wagen. Sie hatte ihren Mann, den einen Fuß auf den Balken stützend und die Hand mit der Peitsche in die Seite gestemmt, den Leuten zuhören sehen; nun verschwanden alle drei miteinander hinterm Neubau.

Sie wartete noch eine Weile ganz geduldig, aber als sie noch immer nicht zurückkehrten, schlang sie die Zügel um den Haken am Kutschbock und sprang vom Wagen. Der Traber stand auch so.

Ueber den gläsernen Himmel, leicht angegraut vom mehligen Dunst der Felder, kroch schon ein Abendrot. Im Schleier der sich mählich ankündenden Dämmerung wurde alles milder. Noch lag viel Glanz über der Flur, aber kein grausamer mehr, der den Augen weh tut; er wurde friedlich. Aus einem Tümpel, den man nicht sah, stieg Fröschesang, wie im Schlaf, ganz traumhaft. Und — horch! — war das nicht schon die Wachtel, die zu Abend im Kornfeld ruft?

Die junge Frau lächelte: sieh da, ganz dicht hinter jener Ansiedlerscheune kam jetzt ein Rebhuhn aus dem Acker spaziert! Als wüßte es, daß die Jagd noch nicht drohe, trippelte es vertrauensselig, wie eine gute Henne auf dem Hühnerhof, über die Straße, in den Acker jenseits, und die jungen Hühnchen folgten unbefangen.

Langsam glitt das Abendrot weiter und weiter über die Himmelsglocke, während das kolossale Rund des Sonnenballs ungehindert, von überall frei zu sehen, mehr und mehr hinabrutschte gegen ihren Rand. Wie schön!

Von einem Gefühl, das sie manchmal überwältigte, angesichts dieses weiten Himmels, der wie ein Meer über dem Meer der Felder schwimmt, ohne Ufer, ohne Begrenzung, schauerte die Einsame. Am wirklichen Meer war sie gewesen, die mächtigen Wogen der Nordsee hatte sie aufgewühlt im Sturm gesehen, und auch wieder glatt. Ihr Mann hatte sie auf Schweizergipfel geführt — sie standen auf einem sehr hohen Berg und sahen unter sich alle Schätze der Natur und ihre Herrlichkeit, im sich teilenden Grauen der Morgennebel glänzte die Weite der Welt zu ihnen herauf, sie selber waren ein junges Paar im ersten Rausche nicht endenden Glücks gewesen — aber nie, nie war ihr die ewige Unendlichkeit so klar geworden wie hier.

Starren Auges schaute sie: da gradaus Pociecha-Dorf, der Turm der schwarzen Holzkirche zeigte es weithin! Dort Gwiadliborczyze! Ganz auf der andern Seite: Przyborowo, Miasteczko, das kleine Landstädtchen, im Rücken! Und dort grüßte der Deutschauer Berg! Lysagora, kahler Berg, wie ihn die Leute nannten. Jeden Gutskomplex — eine Insel im Meer — wußte sie zu benennen, wußte, wieviel Pappeln die dünne Allee von Gwiadliborczyce zählt, hatte so oft schon die dornigen Akazien von Przyborowo blühen und sich entblättern sehen, war so glücklich hier, und doch — sie fühlte die Nebel der Niederung, die um Sonnenuntergang plötzlich schauern, durchs leichte Sommerkleid kalt auf der Haut.

„Hanns-Martin," rief sie fröstelnd, „Hanns-Martin, wo bist du?"

Ihr Ruf hallte. Aus der Holzbaracke, unweit des Neubaus, trat eine Frau, und Kinder drängten sich ihr nach; sie schauten alle neugierig zu der fremden Dame herüber.

Helene erkannte die Frau: es war dieselbe, die sie letzthin bei den einziehenden Kolonisten gesehen, aber deren Gesicht sah jetzt älter aus, als seien nicht erst vier Wochen seit jener Begegnung am Kreuzweg verstrichen.

„Wünscht die Dam' wat?" fragte die Frau höflich.

Helene trat rasch auf sie zu. „Mein Mann ist, glaube ich, mit Ihrem Mann fortgegangen, sonst hätte er mich gehört. Ich werde hier bei Ihnen warten!" Sie hatte das Bedürfnis, nicht länger allein zu sein.

„Settchen, hol der Madam rasch ene Stuhl heraus," wies Frau Kettchen ihr ältestes Töchterchen an; und als die Kleine einen Schemel brachte, wischte sie, wie entschuldigend, mit der Schürze drüber hin: „Nehmen Sie als vorlieb! Wir sind et auch besser gewöhnt, Madam! Aber mer muß sich als jetzt in alles schicken, sagt mein Mann." Sie seufzte. „Mer darf der Mut nit verlieren, und, sagt der Peter, die Kommission hat uns hierher gebracht, die hat nu auch für uns aufzukommen. — Sie sind wohl auch nit von hier, Madam?"

Augenscheinlich erkannte sie die Dame nicht wieder. Als Helene sie an ihre erste Begegnung erinnerte, schossen ihr plötzlich die Tränen in die Augen.

„Och, wie wir zugezogen sind — dat waren Sie? Och herrje!" Geschwind faßte sie nach Helenes Hand: „Dat freut mich aber, dat ich

Ihnen danken kann! Dat erste Guten-Tag! Ne, dat hab' ich nit vergessen! Och, Madam, entschuldigen Sie," — sie fuhr sich mit der Schürze über die Augen — „bei uns zu Haus bin ich gar nit so, aber hier muß ich immer weinen!"

Helene tröstete: „Das ist nur im Anfang so, der ist ja überall schwer. Passen Sie mal auf, nächstes Jahr wissen Sie nichts mehr von Heimweh; da lachen Sie drüber. Es ist hier auch schön!"

„Meinen Sie?" Zweifelnd schüttelte die Frau den Kopf. „No, wenn Sie 't sagen, dann soll et wohl wahr sein."

Vertrauend schaute Kettchen zu der hochgewachsenen Dame auf, und dann lächelte sie hoffnungsvoll: „Wenn et so kommt, wie Sie sagen, Madam, dat et uns gut geht hier, dann will ich auch wallfahren gehen nächstes Jahr. Sicher und gewiß, dat gelob' ich. Hier kann mer doch wallfahren gehen, gelt, Madam?"

„O ja." Eine leichte Zurückhaltung lag plötzlich in Frau von Doleschals Ton — wie schade, diese nette Frau nicht protestantisch!

Und als ob die andre instinktiv diese Enttäuschung fühle, hielt auch sie sich mehr zurück.

Schweigend blickten beide hinaus auf die Ebene, in den lastenden Horizont, den flammende Abendröte wie mit blutigen Schwertern zerfetzte.

Als Helene jetzt ihren Mann sehr eilig zwischen den Ansiedlern daher kommen sah, unterdrückte sie nicht einen Vorwurf: „Aber Hanns-Martin — endlich!"

„Verzeih! Ungeduldig geworden, mein Herz?! Bitte, verzeih! Es hat mich so interessiert! Herr Bräuer hat mir seine ganze Stelle, seinen Bau, seinen Acker, kurz alles, was drum und dran, gezeigt." Er war angenehm erregt und reichte beiden Männern die Hand zum Abschied: „Es wird jetzt schon werden, wird ganz famos werden. Auf Wiedersehen!"

„Du," sagte Helene leise, als sie am Arm ihres Mannes zum Wagen schritt, „die sind katholisch. Und ich dachte doch, hier sollten nur Evangelische her?" Es klang bedauernd. „So nette Leute!"

„Ja, das läßt sich doch nicht so streng durchführen, diese Sonderung der Konfessionen. Aber was macht's? Es sind doch Deutsche!"

Der Traber, der bis dahin lammfromm gestanden, stutzte plötzlich, nun sie einsteigen wollten. Unruhig zog er an, stieg wild und prallte dann zur Seite; grade noch, daß Doleschal ihn vom Graben zurückriß. Eine Staubwolke kam vom Dorf her über die Felder geflogen, und in der Staubwolke Peitschengeknall, Pferdegetrappel und Hundegebell.

„Ach, die Garczynskis!" Nicht angenehm überrascht, faßte Helene nach dem Arm ihres Mannes.

Da war auch schon der hochrädrige Jagdwagen, glänzend lackiert, mit viel Rot an den Rädern, und innen die Sitze hell ausgeschlagen.

„Attrappiert, meine Herrschaften — halt!"

Auf einen Ruck standen die vier jungen Pferde neben dem Korbwägelchen, mit schnaubenden Nüstern, noch zitternd vor Erregung, und schäumten ins Gebiß; zwei englische Doggen, riesige Tiere mit Stachelhalsbändern, schnappten ihnen dumpf bellend nach den Mäulern.

Der Lenker hoch oben auf dem Bock grüßte galant mit der Peitsche: „Ich lege mich Ihnen zu Füßen, gnädigste Baronin — das nenne ich Glück, Ihnen hier zu begegnen! Ihr Diener, Doleschal! Ihr Weizen ist großartig! Sehr erfreut, wie steht das Befinden?"

Herr von Garczynski hatte viel von einem Pariser oder Wiener an sich. Gewandt schwang er sich vom hohen Sitz herunter, dem Diener, der hinten aufgehockt und nun beflissen herbei eilte, die Zügel zuwerfend. An ihre Seite tretend, führte er Helenes Hand an die Lippen.

Die Doleschals mußten halten bleiben.

Im Gwiadliborczyzer Jagdwagen saßen gegenüber von Frau von Garczynska der einzige Sohn, ein vornehm aussehender Junge, und der Vikar Gorka.

Frau von Garczynska hatte sich den Sitz auf der seitlichen Bank noch durch eine Menge von seidenen Kissen bequemer machen lassen; sie lag zurückgelehnt, und der Schirm, den eine blonde junge Person, halb Dame, halb Dienerin, zum Schutz zwischen sie und die feurig untergehende Sonne hielt, ließ warmrosige Schatten auf ihr blasses Gesicht fallen.

„Gnädigste Baronin haben sich wohl Neues in der Kolonie angesehen?" fragte Garczynski. „Sehr erfreulich, nicht wahr? — sehr! Wir haben unsern hochverehrten Herrn Vikar ein wenig entführt. Die Herrschaften kennen sich? Ah, nur vom Hörensagen? Gestatten Sie!" Er stellte vor, und dann verwickelte er, den Arm auf die Lehne des Korbwägelchens gelegt, Helene in ein längeres Gespräch. Eingehend fragte er nach ihren Kindern.

Es blieb Doleschal nichts übrig, als sich mit Frau von Garczynska zu beschäftigen. Sie winkte ihn zu sich herüber. Mit dem zärtlich-wehmütigen Lächeln, das ihr Gesicht sehr anziehend machte, lächelte sie ihn an, als er zu ihrem Wagenschlag trat. Ob diese Frau glücklich war? Doleschal legte sich im Augenblick, als ihn ihr Lächeln traf, diese selbe Frage vor, die sich schon viele vorgelegt. Der feuchte Flimmer in den Augen kam von Tränen, und was suchte dieser starr verlorene Blick in weiter Ferne?

Als Doleschal die weiche Hand bei der Begrüßung in die seine nahm, fühlte er einen kurzen, festen Druck, den er diesen zarten Fingern kaum zugetraut.

„Ich werde zu Ihnen herüber kommen," sagte sie. „Ich setze mich in Ihr Korbwägelchen, es ist ganz reizend! Ja, ich will," setzte sie im Tone eines verzogenen Kindes hinzu, als er etwas von unbequem und eigentlich nur zwei Sitzen murmelte. „Ihre Gattin wird mit Garczynski auf dem Thron sitzen. Alekſander," rief sie ihrem Mann zu, in elegantem Polnisch, „wir fahren gleich weiter, ich bin müde. Die Kolonie interessiert mich zu wenig — ein andermal! Nimm die Baronowa auf deinen Bock; ich fahre mit Doleschal. Wir fahren über Niemczyce nach Haus zurück!"

Plötzlich lebhaft geworden, drückte sie ihrem Gegenüber, dem priesterlichen Herrn, ein paar der weichen Kissen in die Arme: „Hier, Herr von Gorka, seien Sie auch einmal galant! Bitte, tragen Sie mir die dort hinüber! Herr von Doleschal, bitte!" Ganz hilflos streckte sie beide Arme aus. „Der Wagen ist abscheulich hoch, ich traue mich nie allein herunter. Ah — ah —!"

Wie eine Feder flog sie durch die Luft; als Doleschal sie herunterhob, fühlte er ihre ganze Grazie. Ihr ein wenig verschobenes Kleid zurechtzupfend, lachte sie und klatschte dankend in die Hände: „Scharmant, ganz scharmant! Changez les dames, changez!"

‚Muß ich?' schien Helenes Blick ihren Mann zu fragen, als Herr von Garczynski ihr die Hand zum Umsteigen bot. Doleschal senkte die Lider — sie verstand diese stumme Bejahung; es lag ihm nun einmal daran, mit den Nachbarn, wenn auch nur in rein äußerlich aufrecht erhaltenen, guten Beziehungen zu stehen. So schickte sie sich darein; aber ihre Bewegungen waren steif, ihre Mienen abgemessen.

Mit liebenswürdigen Lobpreisungen nestelte sich Frau von Garczynska auf dem kleinen Korbwägelchen ein; sie war noch nie so niedlich gefahren; dies war tausendmal bequemer als der große Jagdwagen! Als der junge Vikar ihr die gewünschten Kissen in den Rücken schob, dankte sie ihm mit ihrem zärtlichsten Lächeln; aber sie hatte die hier gar nicht nötig, er konnte sie nur wieder mitnehmen.

Mit einer stummen Verbeugung trat er zurück. Er hielt sich ebensogut in der Zucht wie seinen Schüler. Sie hatten beide noch kein Wort gesprochen.

Auch die blonde Zofe, die sich anschickte, mit dem Schirm hinter ihre Herrin zu klettern, wurde zurückgewiesen. „Ich brauche dich nicht, Stasia! — Wie herrlich ist die Sonne, wie wunderbar gefärbt die Wolken sind!" Frau Jadwigas Augen schwammen. „Fahren Sie, Baron, he, voran!" Ihre Brust hob sich, als wolle sie springen im Uebermaß der Empfindung. „Ich bin entzückt! Fahren Sie, fahren Sie — schneller in die Sonne hinein, schneller!"

Der Traber strengte sich an. Mit ausgezeichneter Kunst die vier wilden Pferde, die der Diener inzwischen kaum hatte zügeln können, zu langsamem Tempo zwingend, fuhr Garczynski nach.

Im Jagdwagen lachte die Zofe plötzlich auf, und dann, wie erschrocken über ihr Lachen, warf sie von unten her einen verstohlen schielenden Blick auf Lehrer und Schüler. Der Vikar hatte ein Büchlein herausgezogen, in das er mit ernster Miene vertieft war; das junge Herrchen dagegen merkte auf. Ein Aufflackern seines Auges begegnete dem leicht schielenden Blick der Blonden. Da lächelte sie kaum merklich, aber weiche Grübchen kamen in ihre jungen Wangen; sie lehnte sich ein wenig hintenüber, ließ die Wimpern über die Augen fallen und spielte am Schirmgriff ihrer Herrin.

Der Traber, durch die vier Pferde, die hinter ihm schnaubten, durch das Gebell der Doggen, die wie rasend zwischen beiden Wagen hin und her sprangen, nervös gemacht, schoß dahin wie ein Vogel auf fliehendem Flug. Das Viergespann ihm nach. Sich verfolgende Schatten, durch steigende Nebel vergrößert, jagten über die rasch dunkel werdende Ebene.

Dudek, der Schäfer, schlug ein Kreuz: wer war das?! Fliegende Pferde, fliegende Wagen und fliegende Hunde? Heilige Mutter, hilf, das war Myslimypan, der Nachtjäger, auf wilder Fahrt! Scheu pfiff er seinem Hund und trieb eilig die Schafe zusammen. Daß die heilige Mutter sie hüte! Auch über ihnen machte er das fromme Zeichen.

Horch, klang's jetzt nicht schon ferner, das ‚Huch haha' und das ‚Hoho'? Aber jetzt noch ein Lachen, hell, wie die Kania lacht, wenn sie am Himmel im Abendrot fliegt und Seelen raubt und sie dahin trägt, von wo sie nie mehr zurückfinden können.

„Herr Gott, sei bei uns!" Sein Haupt verhüllend vorm Grauen der Ebene, betete Kuba Dudek, der Alte.

III

Tiefes Dunkel der Auguſtnacht hüllte das Herrenhaus von Gwiadliborczyce wie in ein dickes, warmfeuchtes Tuch.

Der Vikar hatte sich eben von den Herrschaften verabschiedet. Es war spät geworden, der Umweg über Niemczyce hatte das Nachhausekommen verzögert, dann war gespeist worden, und dann hatte der Vikar wie immer, wenn er in Gwiadliborczyce als Abendgast blieb, eine Andacht gehalten, an der auch das Gesinde teilnahm. Frau Jadwiga war ihm dankbar dafür, sie hatte ihn auch heute, trotzdem sie erschöpft war bis zum Umsinken, wie sie sagte, darum gebeten.

Nun stand Gorka draußen, unten am Fuß der ausgetretenen und vielfach gerissenen Freitreppe, die vom Gartenzimmer hinab in den Park

führte, war erschrocken, als ihm seine Uhr — ein kostbares Namenstaggeschenk der Garczynskis — halb elf wies, und zögerte doch noch.

Drinnen spielte die Garczynska Chopin — warum tat sie das, wenn sie müde war?!

Tadellos perlten die Läufe, aber — Xaverius Gorka schüttelte den Kopf — so war's doch nicht gut. Sie spielte denn doch zu willkürlich launenhaft, presto, wo ritardando sein mußte, con dolore anstatt scherzando. Das hatte er schon viele Male besser spielen hören.

Aber er blieb noch stehen. Garczynski hatte für ihn anspannen lassen wollen — es war ja selbstverständlich, daß der Herr Vikar fuhr, — doch er hatte dankend abgelehnt. Er wollte heute gehen, mußte gehen, es war ihm Bedürfnis, sich müde zu laufen.

Zwischen den geborstenen Steinplatten der Treppe und im hohen Gras der verwilderten Parkwiese schirpten Hunderte von Grillen; unausgesetzt, gleich melodielosem Saitenschwirren klang ihr Gezirp, ohne Tonfülle, ohne Poesie, und doch war etwas darin wie im Lied der Nachtigallen. Deren hatte es viele gegeben im Seminargarten zur Frühlingszeit, und der junge Gorka hatte oft gestanden im weichen Dunkel, damals so wie heute hier. Hörten die andern Seminaristen denn nicht die Nachtigall? — sie hatten es nie gesagt.

In Gwiadliborczyce gab's keine Nachtigall; in den beiden Frühjahren, die er nun schon hier erlebt, hatte nie eine ihren schluchzenden Aufschrei erhoben. Man hielt ein Katzenrudel, denn aus dem Wallgraben, der den Park umschließt, stiegen Ratten und zernagten die Portieren und Fenstergardinen im großen Eßsaal zu ebener Erde.

Aber jetzt — horch! Durch die zwei Reihen der uralten Hainbuchen, die sich wie ein dicht gefügtes Dach über den Wallgang diesseits des Grabens wölben, fuhr ein halb erschrockener, halb jauchzender Mädchenschrei. Aha, da badeten wieder die Hofmägde im Wallgraben, und die Knechte kamen ihnen dabei über den Hals! Wenn die Nächte so schwül sind und der Ernteſtaub so brennend, dann heben sich die Leiber, die behend Rock und Hemd abgestreift, wie weiße Statuen jenseits vom dunkeln Grabenrain, leuchtend glänzen sie herüber zu der einsamen Bank, die ganz verborgen steht unter den tiefhängenden Buchenästen.

Das Baden im Wallgraben war dem Gesinde verboten — ob man es anzeigte? Lieber nein! Der Inspektor war gleich grob, schlug darauf los mit der Ledergeschwänzten oder zog Strafgeld vom Lohn ab. Und wusch das etwa die Seele rein, die eine Verfehlung auf sich geladen?!

Ein feines Lächeln überhuschte für einen Augenblick des Geistlichen ernstes Gesicht; langsam streckte er die Hand aus, hielt sie hinaus in die Dunkelheit und zog sie dann langsam und fest zur Faust geschlossen wieder an sich zurück. Diese Hand, so dünn, daß die Adern blau durchschimmerten, diese Hand, zart wie eine schöne Frauenhand, diese hielt viel!

Ein Atemzug hob die schmalschultrige Gestalt; sie schien sich höher zu recken. Die trocknen Lippen mit der unruhigen Zungenspitze befeuchtend, lächelte der junge Vikar überlegen. Und diese Vikarzeit bei dem bäuerischen, stumpfsinnigen alten Propst von Pociecha, war sie nicht nur ein Uebergang? Was sollte wohl ein Gorka bei den Bauern? Den Zögling, dem man beim Abschied vom Seminar von ‚besonderen Hoffnungen' gesprochen, die man auf ihn setzte, den Erben eines uralten Namens — freilich nur eines Namens — den Verwandten eines Kardinals, läßt man nicht hier verkommen! Und war nicht die Freundschaft mit den Garczynskis schon ein Tritt auf die erste Sprosse der Leiter? Garczynski würde keinen andern simplen Dorfvikar den ‚hochverehrten Lehrer' seines Sohnes nennen — da hatten sich schon Einflüsse von oben her geltend gemacht. Es war kein Genuß, den jungen Boleslaw zu unterrichten, der Junge war sündhaft faul, — faul wie alle, die einen reichen Vater hinter sich wissen — aber diese Zubereitung des kommenden Geschlechts, das Polens neuen Glanz wieder begründen soll, war ein Vertrauensvotum. Polens neuen Glanz begründen — die?!

Hastig wendete sich der Einsame um: hatte jemand gelacht? Niemand war da, nur die Nacht auf verfallender Treppe und im verwilderten Park. Nein, diese Jungen, die französisch plappern bei der Bonne, dann am Wissen herumnippen und dann im preußischen Drill ihr Vaterland öfter verleugnen wie Petrus Jesum Christum, den Herrn, die gründen kein neues Polenreich, wenn nicht diese, diese — die Hand wieder ausstreckend, sie erhebend in der Dunkelheit, atmete der Priester tief auf — diese hier sie stützt! Vom Dom in der Stadt auf den sieben Hügeln hallen die Glocken weit ins Land. Der Komornik im langschößigen Rock, die Kobieta im sonntäglichen Spenzer, das Mädchen mit vielfarbenen Bändern an der Halsperlenschnur, Männer, Weiber, Bursche, Dirnen, Greise, Kinder, Abgeschiedene und noch Ungeborene, alle liegen vor dem Altar im Staub, gehorsam der einen großen, heiligen, unergründlichen Macht, alle, auch diese da drinnen!

Der Vikar drehte sich um nach den Fenstern des Gartenzimmers; sie waren nicht mehr erleuchtet, das Spiel hatte aufgehört. Da ging er.

Die Grillen im Gras und Gemäuer zirpten immer ungestümer, wie bebend vor Liebesungeduld. Jetzt hörte er sie nicht mehr.

Als er über den dunkeln Hof stieg, vorsichtig, auf den Zehen, und seinen langen Rock raffend, daß ihn die Jauche, die da floß, nicht bespritze, hörte

er auch nicht das sehnsüchtige Muhen einer Kuh im dunstigen Stall halb im Schlaf durch die nächtliche Stille rufen und das Schnaufen des Bullen an der ihn fesselnden Kette.

Beim Futterspeicher begegnete ihm der Stórz, der Nachtwächter; den Spieß vorgestreckt, die trübselige Laterne hochhaltend, daß sie doch ein wenig leuchte, schrie der grob den heimlichen Wandrer an: „Wer geht da? Hundeblut, verfluchter Dieb!“

Aber als der alte Mann den jungen Vikar erkannte, sank er zusammen wie niedergeschmettert. Seine von Nachtwachen und Schnapstrinken rotplierigen Augen verdrehten sich vor Ehrfurcht; demütig küßte er das Kleid des geweihten Herrn.

An den Hütten der Komorniks vorbei führt der Weg nach Pociecha. Wie dunkle Haufen liegen die Häuser, niedrig an der Straße, selten daß ein glattes Dach sich viel höher erhebt als der aus Feldsteinen unsymmetrisch zusammengetragene Wall, der zu schützen hat gegen Sturm und Schnee, gegen Kälte und Sonne. Vorn an der Straße ein paar halbabgestorbene Pappeln, hinter den Hütten als einzig Ragendes die Stange eines Ziehbrunnens, der mit seinem gen Himmel gerichteten hohen Arm, daran der Eimer hängt, einem Galgen nicht ungleich sieht.

Alle Häuser waren dunkel; nur aus der einen Stube, darin man fremde Schnitter untergebracht hatte, flinzelte Lichtschein. Die Männer hatten sich schon aufs Stroh gestreckt, mit dem roten Hemd, wie sie's am Tag tragen, angetan; die Fußsohlen gegen das Fenster gekehrt, schnarchten sie alle in einer Reihe. Die Weiber hatten sich noch nicht hingelegt. Sie kauerten bei der Alten um den Kartoffelhaufen, der inmitten des Raumes auf den Estrich geschüttet war, und halfen ihr die Knollen abkeimen zur morgenden Mahlzeit. Eine junge Dirne saß noch und flickte eine Männerhose; ungeschickt hielten die müde gearbeiteten Finger die Nadel. Sie flickte den Riß zusammen, wie man einen Sack flickt, und doch gab ihr das Lämpchen auch hierzu kaum Licht genug; trüb nur schwelte es durch die Stube, deren Luft dick war vom Dampf der Feuerstelle, vom kellerigen Dunst der keimenden Kartoffeln, vom Schweiß und Staub und Atem der zusammengepferchten Männer und Weiber.

Aber der durchs Fenster Lugende sah: das Lämpchen brannte unterm Muttergottesbild.

Der Vikar fuhr vom niedrigen Fenster zurück. Ihm war, als sei durchs trennende Glas der geschlossenen Scheibe doch etwas zu ihm durchgedrungen von der verpesteten Luft da innen. Verletzt rümpfte sich seine Nase. Er lief eilig, bis ihn die reine Luft der freien Felder ganz umfing.

Durch die Einsamkeit tönte der zitternde Schrei eines Brachhuhns — wie, schon Herbst? Unwillkürlich verlangsamte Gorka jetzt wieder seinen Schritt, nahm den runden Hut ab, dessen Troddel ihm in den Nacken baumelte, und ließ den Tau, der in der großen Stille hörbar tropfte, seine Stirn kühlen.

War's möglich, schrie der Brachvogel schon auf der Stoppel? Der Sommer war vorbei, und er hatte ihn nicht gesehen, trotz Erntefeldern und Sonnenglut?!

Ein flüchtiges Bedauern huschte über das ernste Gesicht und machte dessen Züge für Augenblicke jugendlich weich. Der Mund öffnete sich und sog durstig die von Grün und Tau vollsatte Luft ein.

Ach, jetzt sich hinlegen, dort an den Rain unter die Feldblumen, die, wenn der Nachttau ihnen den Staub abgewaschen, süß duften! Horch, die Grillen schrillen noch immer herüber aus dem fernen Park!

Sich umwendend blickte Gorka noch einmal zurück nach Gwiadliborczyce. Das dunkle Herrenhaus hob sich nicht mehr ab von der dunkeln Fläche; auch der Park, die Hainbuchen und die Pappeln waren zerflossen in der Nacht. Doch jetzt blinkten zwei gelbe Pünktchen auf, sie schienen heller und heller — das waren die Lichter im oberen Stock, im Zimmer der gnädigen Frau! Auf einem Nebelstrahl zitterte der Glanz, flimmernd umwoben, hinaus bis in die Felder.

Mit großen Augen starrte der junge Mann: jetzt sitzt die Garczynska im Sessel, bereit, sich von der Zofe das lange Haar auskämmen zu lassen — die runden Arme des dienenden Mädchens bewegen sich zierlich — ach, und jetzt! — die zitternden Strahlen verschwanden — jetzt hat Stasia die Laden vorgelegt, ihr blonder Kopf neigt sich hinaus mit einem leisen „Pst“ für den unten auf sie lauernden Inspektor — — —

Dunkel ward's. Wie aus einem Traum auffahrend strich sich Gorka über die taugenäßte Stirn und setzte sich den Hut auf. Nun aber rasch! Peter Stachowiak, der Propst, würde heut schon vergeblich auf ihn gewartet und noch ein Glas Ungar mehr getrunken haben, zur Tröstung in seiner Vereinsamung.

Wie war es doch geisttötend, alle Abend bis Mitternacht mit Dem Karten zu spielen! Aber es half nichts, es war ja nur ein Uebergang.

Raschen Schrittes eilte nun der Vikar, unbeirrt vom Spuk der Nachtebene, der den Bauer ängstigt, auf Pociecha zu.

*

Das blonde Mädchen hatte wirklich die Läden im Schlafzimmer der Herrin vorgelegt, aber diese schien noch nicht daran zu denken, sich zur Ruhe zu legen, sehr zum Verdruß von Stasia, die unruhig hin und her trippelte. Heute war ‚Anastasia‘, ihrer Heiligen Tag, und Pan Sziulc, der Inspektor, wollte den mit ihr feiern. Wie lange das heut wieder dauerte! Zornig biß Stasia die Unterlippe — daß der Teufel sie alle miteinander hole, die einem im Wege sind! Aber beim armen Menschen heißt's eben immer: ‚Duck dich!‘

Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Sie alle folgen dem Stern

Nach dem Gemälde von Peter Janssen

„Die Nepomukena wartet schon seit einer Stunde," wagte sie endlich leise zu sagen.

„Laß sie warten!" Frau Jadwiga, die im Sessel vor ihrem Bett mit den blauen Seidengardinen saß, hob gähnend die Arme und legte sie hinter den Kopf. „Ich langweile mich, erzähle mir was!"

„Gnädige Pani sollten schlafen gehen — ich weiß nichts!"

„Ich kann nicht schlafen. Wo ist der gnädige Herr?"

„Er sitzt im Bureau. Er wird noch dem Schreiber diktieren."

Frau von Garczynska zuckte unmutig die Schultern: „Ach, immer diese Rechnereien! Ich komme hier um. Wenn wir nur erst in Posen wären, besser noch in Warschau, am besten in Paris! Was würdest du sagen, Stasia, wenn ich dich mit nach Paris nähme? Oder sonst wohin, wenn der Herr verkauft hat!"

„Wird der gnädige Herr verkaufen?" fragte neugierig-hastig das Mädchen.

„Das gebe die heilige Mutter!"

Die Augen des jungen Mädchens funkelten — ach, das war noch eine Aussicht, dafür ließ man sich's schon noch eine Weile gefallen! Unterwürfig schlich Stasia zur Herrin heran und küßte ihr die Hand: „Ich danke der gnädigen Pani tausendmal! Gott wolle es ihr segnen millionenmal, ihr und an dem gnädigen Herrn, und an dem gnädigen jungen Herrn, daß sie will an mich denken, wenn es ihr gut geht! Wird der gnädige Herr bald verkaufen, wenn Pani die Frage gestatten?"

„Ich weiß nicht. Ach!" Ungeduldig seufzend sprang Jadwiga auf und ging hastig hin und her. „Sie finden noch immer den geforderten Preis zu hoch. Ja" — sie lachte auf — „das möchten sie wohl, selber abschätzen! O nein, wir gehen nicht ab vom Preis! Wenn ihnen daran liegt, nun, dann sollen sie wenigstens genug zahlen, diese —!" Sie verschluckte das letzte Wort.

Die Zofe lachte leise. „Gnädige Pani lieben die Schwabbe*) nicht sehr?!"

„Wieso?" Die Garczynska sah ihr Mädchen einen Augenblick hochfahrend an, dann aber lachte sie, wie dieses lachte. „Du bist ein Racker!" Doch jetzt wurde ihr lächelndes Gesicht plötzlich ernsthaft, zornig zog sie die Brauen zusammen. „Habe ich etwa besondere Ursache, sie zu lieben, he? Und du? Kam nicht deine Mutter zu mir und hat die Hände gerungen: ‚Meine Tochter lernt deutsch in der Schule, wird sie auch nicht ihre Muttersprache verlernen?' Ach, unsre Männer sind feige, sie dürften kein Wort deutsch leiden! Aber sie lassen sich ducken!"

„Ja, Pani haben keine Angst," schmeichelte Stasia. „Was wir gelernt haben, verdanken wir allein unsrer gnädigen Herrschaft!" Sie küßte, da sie die Hand nicht erhaschen konnte, den weiten Aermel am Negligé der Herrin. „Neulich sprach erst die Michalina zu mir, als sie kam, ihre Familie zu besuchen auf einen Sonntag: ‚Das Glück, was ich gemacht, verdanke ich allein Pani von Gwiadliborczyce!' Pani erinnern die Michalina, die mit den schwarzen Zöpfen, die Enkelin vom Schäfer Dudek und der Nepomukena; sie saß neben mir im Unterricht, den gnädige Pani uns gaben. Es geht ihr sehr gut, freilich bei deutscher Herrschaft, aber," — sie zuckte die runden Schultern — „was tun? Man muß mit den Wölfen heulen!"

„Man muß mit den Wölfen heulen!" Nachdenklich wiederholte die Herrin die Worte der Dienerin. „Du bist klug, Stasia! Es kommt nichts heraus bei der offenen Feindschaft. Ich begreife oft unsre Politiker nicht. Aber ist es denn nicht auch schändlich, wie man uns unterdrückt? Uns, die wir mehr Bildung haben, mehr Vaterlandsliebe, mehr Opferfreudigkeit, mehr Mut, mehr — mehr ..." Die Stimme versagte ihr vor Erregung. Sie war ganz blaß geworden, jetzt wurde sie glühend heiß. Mit dem Fuß aufstampfend, schrie sie laut: „Und wir haben sie arglos aufgenommen, gastfreundlich in unser — ja, in unser Land! — zum Dank wollen sie uns ausrauben, ganz herausdrängen. Aber das gelingt ihnen nicht!" Leidenschaftlich ballte sie die Hände. „Wir Frauen werden nicht müde, wir haben unsern Glauben und —" hastig vor den großen Spiegel tretend, sah sie ihr Bild vom Kopf bis zu den Füßen und lächelte wieder.

„Ich begreife nicht, warum Pani sich so erregen," sagte die Zofe ruhig.

„Was du verstehst!" Jadwiga kehrte sich vom Spiegel ab und gähnte laut. „Huh, diese Nachbarn, gräßlich! Man verbauert hier. Ich werde krank, langweilig, häßlich! Zum Sterben langweilig, wie die Baronowa mit den strohgelben Flechten!" Sie lachte hell auf: „Als ob sie einen Stock im Rücken hätte, so steif!" Und unsre Przyborowoer Nachbarn — Gott sei uns gnädig! Er ist ein großer Bauer — weiter nichts. Haha! Kriecht dabei um einen Orden — wie alle Deutschen! Hast du gesehen, Stasia, wie er neulich betrübt die Augen auf sein leeres Knopfloch niederschlug?"

„Unser gnädiger Herr hatte alle seine Orden zum Diner angelegt!" sagte geschmeidig die Zofe.

„Ja, ja, das war ganz nett!" Jadwiga ließ sich lachend in ihren Sessel fallen, aber dann gähnte sie wieder und sah mit einem trostlosen Ausdruck ins Leere. „Das sind aber doch nur Momente! Das Leben ist zu eintönig. Ich kann doch unmöglich, wie die Przyborowoer Frau, in hohen Stiefeln durch den Mist stapfen und höchst eigenhändig die Mägde ohrfeigen!"

*) Spottname für die Deutschen.

„Haha, das tut sie, ja, das tut sie!" Hell lachend schlug Stasia die Hände zusammen, und dann schwatzte sie: „Gnädige Pani wissen doch? Der Sohn, was der Husar ist, der junge Rittmeister, der soll Vater sein zu der Michalina ihrem Kind. War die Michalina doch Stubenmädchen in Przyborowo. Und da soll der Alte, der Herr Keszner, sie furchtbar geschimpft haben und mit dem Stock bedroht; aber nur gedroht hat er. Aber die Pani hat sie beim Arm gekriegt und ihr links eine geschlagen und rechts eine. Da ist sie vor Angst gelaufen, so schnell sie konnte, und hat sich nie mehr aufs Dominium getraut. Was sagen gnädige Pani zu der Geschichte?" Stasia stemmte die Arme in die Seiten und sah ihre Dame erwartungsvoll an; man merkte ihre Freude, ein wenig skandalieren zu können.

„So — nun, und was weiter?" Jadwiga gähnte anhaltend. „Man kann hier keinem Menschen was übelnehmen, dem nicht und auch dem nicht — bei dieser Langeweile! Ach! Doleschal wäre noch der einzige, der passabel sein könnte!"

„Und hat er sich in die Pani verliebt?" fragte vertraulich blinzelnd das Mädchen.

„Du bist unverschämt!" Die Garczynska zuckte wie von einer unangenehmen Erinnerung berührt.

Stasia schlug die Augen nieder. „Verzeihen gnädige Pani, ich bin nicht unverschämt. Ich bin nur wißbegierig. Möchte gern wissen, ob der große Niemczycer Baron auch so leicht zuschnappt wie so ein kleiner Schwabbe. Da braucht's nur einen Blick — nur ein ganz kleines Blickchen!" Sie lachte spitzbübisch und hob die demütig gesenkten Augen mit drolligem Ausdruck.

Die Herrin war schon wieder versöhnt.

Eine Neigung, mit der ihr Mann sie oft neckte, zog Frau von Garczynska zu Stasia. Als Tochter des langjährigen herrschaftlichen Försters, hatte die von vornherein eine andre Stellung eingenommen wie ein gewöhnlicher fremder Dienstbote. Schon die zierliche Siebenjährige war aufs Schloß gekommen; sie hatte der Pani Erdbeeren aus dem Gwiadliborczycer Wald gebracht, und dann — wenn auch Förster Frelikowski einst Fröhlich geheißen — zu den polnischen Kindern gehört, die den besonderen Unterricht der gnädigen Herrin genossen.

Wenn Garczynski sie mit ihrer Vorliebe für die Förstertochter aufzog und Frau Jadwiga schlechter Stimmung war, pflegte sie von einer Wüste zu sprechen, in der man einen grünen Fleck schon einen Garten nennt. Dann neckte er nicht mehr, im Gegenteil, er pflichtete ihr bei. Ja, wie anders war es früher hier gewesen! Unbefangener der Ton, heiter die Geselligkeit, geradezu glänzend! Man hatte sich amüsiert auf den Bällen in Posen — auf einem dieser Bälle hatte er die schöne Tochter des reichen Warschauer Bankiers kennen gelernt, dessen Reichtum weder, noch dessen Katholizismus ererbt waren — auch die Kasinofeste in der Kreisstadt waren sehr angenehm gewesen. Man war eben unter sich. Aber jetzt —?! Auf dem Lande wenigstens, eingekeilt zwischen deutschen Besitzern, war es nicht möglich, exklusiv zu bleiben. Und immer näher rückte einem Plebs auf den Hals. Wer hatte sonst hier kleine Leute gekannt? Leute, die kaum zehn Hektar ihr eigen nannten, oft nicht einmal so viel, machten jetzt Anspruch, wie Besitzer gegrüßt zu werden. Schmarotzend, wie Milben auf der kranken Rose, hockten die Ansiedler im Land. Unerträgliche Zustände!

Alexsander von Garczynski vergaß ganz, daß in seiner Jugendzeit Przyborowo und wenigstens Niemczyce längst schon in deutschen Händen gewesen, aber er hatte es damals nicht so unliebsam empfunden. Woran lag das?!

Nun, jedenfalls so schnell wie möglich verkaufen. Und so hoch wie möglich. Wenn Garczynski an die Ansiedlungskommission dachte, fühlte er sich sehr erleichtert. Ueberdies waren ihm die letzten Jahre nicht günstig gewesen, und die Bank Ziemski würde nicht in der Lage sein, ihn so mit einem Ruck sicher hinzustellen wie die deutsche Ansiedlungskommission.

Auch an diesem späten Abend noch beschäftigten ihn solche Gedanken. Sie beschäftigten ihn so lebhaft, daß er, trotz der Tinte an seinen Fingern und ohne den Rock zu wechseln, der von der Nähe des Schreibers unliebsam angezogen hatte, seine Frau aufsuchte.

Stasia konnte einen kleinen Freudenschrei kaum unterdrücken, als der gnädige Herr unvermutet eintrat.

„Soll ich jetzt gehen und die Nepomukena wegschicken? Sie wartet schon zwei Stunden!"

Aber sie kam doch nicht fort, wie sie gehofft.

„Laß sie warten," war die Antwort, „und du warteſt auch!"

„Es ist nur Stasia," sagte Jadwiga zu ihrem Gatten, als sie seinen unwilligen Blick bemerkte.

„Ich möchte etwas mit dir allein besprechen!"

„Nun, so sprich doch! Nun? Was willst du?"

Sich auf die Seitenlehne ihres Sessels setzend, nahm er spielend ihre Hand. Und dann sagte er ihr, daß er eben vom Schreiber habe ausrechnen lassen, daß Gwiadliborczyce so und so viel bringen müsse, wenn der Verkauf lohnen sollte.

„Du bist eine kluge Frau, Jagusia," sagte er zärtlich und küßte ihre Hand, „und —" er hielt an und ließ seinen Blick über sie hingleiten mit einem leichten lächelnden Nicken — „du bist eine schöne Frau! Was hältst du davon, mein Täubchen, wenn wir die Herren von der Kommission zum Diner einlüden? Doleschal möchte ich auch dazu bitten. Er ist mir wichtig. Er ist mit der Regierung liiert; ich habe gehört, erst neulich war er in Posen beim Oberpräsidenten. Ist dir's

recht? Mach's echt national, mein Seelchen! Barszcz und Entenpotrawka und — ach, du wirst's schon wissen! Und viel alten Ungar! Ich sage dir, sie trinken beim Dessert aus deinem Schuh. Sag, was hältst du davon?"

„Sehr viel," sagte sie lächelnd und lehnte den Kopf an seine Schulter. „Und dann ziehst du auch mit mir hin, wo mir's gefällt, nicht wahr, Sascha?"

Er strich ihr sacht über die gelöste Frisur: „Dein schönes Haar!"

„Psiakrew!" Aergerlich bog sie den Kopf zur Seite; es fing an in ihrem Gesicht zu zucken, als wollte sie weinen. „Verkaufe doch endlich! Was habe ich davon, wenn's zu spät ist! Sieh hier" — sie ließ die Strähnen durch die Finger gleiten — „ich werde grau! Schon lange Fäden. Aus Kummer, aus lauter Kummer! O, unser armes Polen! Täglich gelobe ich bei der heiligen Mutter: kein Kleid aus Berlin — keinen Hut aus Wien — nicht Wiesbaden, nicht Homburg im künftigen Jahr — nicht einmal in die deutsche Konditorei zu Posen! Ach, hätte ich dich doch nicht geheiratet! Wär' ich in Warschau geblieben! Lieber unter Russen als in dieser langweiligen Oede!"

Sie ließ ihren Mann gar nicht zu Wort kommen, heftig schrie sie ihn an: „Gedenke deiner Pflichten gegen Boleslaw! Wenn Gorka von hier fortkommt, was doch gewiß sein wird, was dann? Dann ist alles aus! Diese Hauslehrer mit den schwarzen Nägeln, die mit allen Mägden herumliebeln — pfui, widerlich! Wir haben das doch zwanzigmal durchgemacht! Gorka sagt: ‚die Zukunft Polens ist in der Mütter Hand gegeben' — nun wohl, ich bin eine Mutter! Und ich sage dir, wenn du nicht bald verkaufst, so ziehe ich allein mit Boleslaw in die Stadt. Ich bin es meinem einzigen Sohn und meinem Vaterland schuldig!"

Der Gatte erhob sich leise. Seine Frau auf die Schulter küssend, machte er keine weiteren Unterhaltungsversuche mehr. Nun wußte er, er konnte getrost die Einladungskarten verschicken.

„Schlaf wohl, mein Herz! — Stasia!" Die Zofe fuhr auf. „Rufe die Nepomukena!" Er ging, um wieder ins Bureau zurückzukehren, wo der todmüde Schreiber noch immer saß und jetzt krampfhaft die verschlafenen Augen aufriß. Die Einladungen wurden noch postfertig gemacht. —

Oben, ins Zimmer der gnädigen Frau trat die alte Nepomukena ein; ihr schneeweißes Haar war mit Fett unter die Haube gestrählt, und sie hatte sich gewaschen. Sich zu den Füßen der Herrin, die regungslos saß, das Gesicht in den Händen verborgen, niederkauernd, begann sie, ihr die Pantöffelchen und Strümpfe abzuziehen. Sacht strich sie dabei über den hohen Spann, und dann über die Waden; immer herauf, herunter — und wieder: herunter, herauf.

Seit fünfzehn Jahren, seit der Geburt des jungen Herrchen, schonte die Nepomukena ihre Nägel, und nahm sie in acht, daß sie nicht immer wieder abstumpften bei der Arbeit — die Pani liebte das Kratzen mit stumpfen Nägeln nicht.

Garczynski hatte seiner Frau schon mehrmals einen hölzernen Kratzer mit langem Stiel aus Posen mitgebracht, auch Händchen aus Elfenbein mit spitzen Krallen, auch ein Bürstensystem, aber das Streichen und Kratzen der alten Hand, deren Haut von der schweren Arbeit eines Lebens so rauh geworden wie ein Reibeisen, war nicht zu ersetzen.

Nun schnitt die Filomena, die Mutter der Michalina, schon ihre Nägel spitz, denn Großmutter Nepomukena fürchtete, daß bald der Tod kommen würde, sie holen — und wer sollte dann die Herrin kratzen?!

Auf den schwachen Knien liegend, bückte die alte Nepomukena ihren alten Rücken geduldig. Wie früher hinterm raschen Schnitter im Korn, so hielt sie ihn in einem fort gebeugt; sie richtete ihn gar nicht auf.

Die Uhr schlug Mitternacht, da ließ sich die Herrin ins Bett helfen. Das Gesicht nach der Wand gekehrt, auf der Seite liegend, ließ sie sich auch den Rücken kratzen. Immer auf, ab — ab, auf.

Stasia schlief in einem Winkel. Der hübsche Kopf war hintenüber gesunken — so pflegte sie immer am Abend zu sitzen, ein Fettfleck an der rissigen Tapete bezeichnete die Stelle —, sie hielt den Mund halb geöffnet und lächelte wie ein Kind im Traum.

Auch Frau Jadwiga fielen die Augen zu, aber sie riß sie immer noch einmal auf; sie dehnte und reckte sich im überrieselnden Wohlgefühl.

Die alte Nepomukena kratzte und kratzte, die Waden, den schlanken Rücken herauf — den Rücken, die Waden herunter; auf, ab — ab, auf — hin, her — her, hin. Mit seltsamer Kraft strömte etwas aus von diesen verarbeiteten Fingern, von der Hand, die noch dient an der Schwelle des Grabes.

IV

Wie eine Offenbarung kam es über Herrn Kestner zu Przyborowo, als er, unter seinem Hoftor stehend, von Miasteczko her zwei Wagen auf voller Fahrt in der Richtung nach Gwiadliborczyce sah. Sie nahmen nicht die Straße über Przyborowo-Niemczyce, sondern den schlechteren, aber direkteren Landweg quer durch die Felder.

Aha, also es war wirklich so, die Kommission, die heute vormittag die Parzellierungen beim Städtchen in Augenschein genommen, fuhr jetzt zu Garczynski? Ja, der Pole war ein Schlauer, der wußte es geschickt anzufangen! Und hier waren sie nicht einmal vorgekommen; sie hatten

Przyborowo links liegen lassen, als wäre das gar nicht vorhanden!

Der Przyborowoer zog die Stirn kraus: man muß eben Pole sein, um Seide zu spinnen! Diese Bevorzugungen von seiten der Regierung gingen doch wirklich zu weit — das reine Kokettieren!

Die Sonne blendete. Der Gutsherr trat unter die Akazie beim Hoftor, die wenigstens einigen Schatten gab, und blickte, die Hand über die Augen gelegt, hinaus auf sein Reich.

Ueberall Schober. Räder knarrten. Jenseits der Straße, gleich drüben auf der ersten Stoppel, standen drei große Weizenschober; und vier, fünf hochbepackte Erntewagen schwankten eben von weiterher noch heran, um auch hier abzuladen. Die Schober standen wie im Feuer; gleich hinter der Stoppel, die mit scharfem Rand gegen den Himmel abschnitt, stand das Riesenrund der Sonne. Als tauchten die Wagen aus der Sonne empor, so kamen sie daher; feinem Gespinst gleich hoben sich die Speichen der Räder gegen die goldrote Scheibe, und die Rothemden, die hoch auf dem Korn thronten, flammten. Sie stakten die Bunde auf und schwangen sie, mit starkem Arm die Gabel hochhaltend, von oben niederwärts. Jedes Garbenbündel schwebte für Augenblicke, wie ein dunklerer Fleck, aber von einer Gloriole umstrahlt, mitten im Rund der großen Sonne, als teile die selber gütige Gaben in unendlicher Fülle aus.

Der Przyborowoer rechnete: was kostete das nun wieder für Arbeitslöhne! War die Ernte geringer, brachte sie nichts ein — war sie gut, so brachte sie erst recht nichts ein. Man weiß wahrhaftig nicht, um was man heutzutage bitten soll!

Vor sich hin grämelnd stand er.

Gelächter schallte von der Stoppel herüber und dazwischen Kommandorufe des Vogtes. Beim neuen Schober tummelten sich die Arbeiter. Ein paar Abstakerinnen, die kattunenen Kopftücher tief über die Mützchen gezogen, in flatternden Röcken, kamen jetzt gegen das Hoftor geweht mit dem staubigen Wind. Ihre geleerten Wasserkrüge brachten sie.

Aber mit strengem „Dali, dali" und in die Hände klatschend, wie man die Gänse scheucht, jagte der Herr sie zurück an die Arbeit: hier wurde nicht beim Brunnen gelungert! Kestner schüttelte den Kopf: ja, Therese hatte ganz recht, der Hoppe war gar nicht mehr recht auf dem Posten, Ohren und Augen nicht mehr scharf genug, die Leute tanzten ihm auf der Nase! Wenn der Inspektor schneidig wäre, würden auch die Vögte schneidiger sein. Wie durften die Dirnen sich unterstehen, mitten aus der Arbeit wegzurennen! Ja, wenn man den Sziulc aus Gwiadliborczyce kriegen könnte! Der verstand die Bande zu nehmen!

Mit weitausholenden Tritten schritt Rittergutsbesitzer Kestner über die Straße auf die Stoppel und weiter über diese auf den neuen Schober zu. Der fing schon an, sich aufzurichten. Die unterste Runde war bereits gelegt; in der Mitte stand ein Rothemd und ordnete die Bündel, und die Mägde fingen an, hinaufzuklettern und die Mandeln festzutrampeln. Die Knechte starrten mit lachenden Mäulern nach den vom kitzelnden Stroh zerstochenen Waden.

„Wlódarz!" brüllte der Herr mit aller Kraft. „Wlódarz!"

Der Vogt, der dem eben anrumpelnden nächsten Wagen entgegengegangen, kam gesprungen.

„Wlodarz, daß mir hier ordentlich gerichtet wird! Setzt den Schober nicht auch wieder so schief wie die andern! Wie sieht denn das aus? Wo ist denn der Inspektor?!"

Der Vogt wußte es nicht.

Natürlich, wo wäre denn je ein Inspektor da, wo er sein sollte! Der Herr ließ die Blicke über die Endlosigkeit seiner Felder schweifen.

Aha, ganz dahinten, wo die Rübenfelder des Vorwerks einen grünen Strich unter dem Himmel ziehen, tauchte jetzt etwas auf! Ein krabbelndes Käferchen. So langsam, wie eine Schnecke so langsam. Man sah kaum das Sichbewegen der Pferdebeine. Wahrhaftig, nicht mal mehr reiten konnte der! Nein, nein — Kestner schüttelte energisch den Kopf — man mußte hier keinen Deutschen nehmen, der Hoppe hatte sich kolossal früh verbraucht!

Mit einem ‚Padam do nók' knickften die Erntearbeiter, als der gnädige Herr musternd seinen Blick über sie hingleiten ließ. Die Männer sahen rotbraun aus, kupfern wie die Indianer, das Hemd stand ihnen auf der Brust offen, die Hosen in den hohen Stiefelschäften waren bei der angestrengten Bewegung gerutscht, kaum hielt sie mehr der verschabte Ledergurt, darin der Wetzstahl für die Sense steckte. Auch die Mädchen waren halb aufgelöst. Wie eine Wolke hüllte ein ätzender Schweißgeruch den Schwarm und den Schober ein.

Befriedigt nickte Kestner: die konnten arbeiten! Schafften in einer Stunde mehr als deutsche Leute in dreien!

„Wlódarz, laßt den Leuten heut die doppelte Ration geben — auch den Weibern das Mäßchen voll!"

Der Vogt bückte sich:

„Ich falle zu Füßen!" Und dann mit einem ermunternden Blick ringsum: „Pan Keszner gibt euch doppelt so viel Schnaps heut — daléj, daléj, arbeitet flink! He, aufgepaßt! Wir danken dem gnädigen Herrn!" Er riß den runden Hut bis zur Erde: „Daß der gnädige Herr lebe!"

Schnaps — die doppelte Ration Schnaps heut?! Alle Hüte flogen herunter. „Wir danken! Daß der gnädige Herr lebe!"

Alle Arbeitenden stimmten in den Ruf mit ein; in einem kurzen Aufjauchzen schoß der über den Schober. —

Als Kestner in sein Hoftor zurücktrat, prallte die Sonne noch; nur an den Aehren, die vor den geschlossenen Türen der Scheunen zertreten lagen, und an denen sich eine Schar von Gänsen, Enten, rotgelappten Puten und Perlhühnern gütlich tat, merkte man den Herbst. Wie ein Ungetüm stand unterm schindelgedeckten Remisendach die Lokomobile. Der Monteur aus der Kreisstadt schaffte um sie, und der Stellmacher vom Dominium leistete ihm Handlangerdienste.

Morgen sollte sie hinaus, den Anfang machen auf der entferntesten Stoppel und fauchen und fressen und stöhnen und Garben schlucken, als wären's Halme, und sich so durchfressen, immer näher, bis zu den letzten Weizenschobern auf der Stoppel beim Hoftor. Aergerlich genug, daß man schon ausdreschen mußte, aber was sollte man machen? Die Scheunen waren voll, man würde zu früh verkaufen müssen!

Mit hochgezogenen Augenbrauen stand der Przyborowoer vor der mit eisernen Bändern beschlagenen Tür seines Kornspeichers und besah sich dies langgestreckte, einzige massive Gebäude des Hofes vom untersten Mauerstein bis zum obersten Dachziegel: für diesmal viel zu klein! Und doch ein andermal wieder viel zu groß!

Die Mauer entlang, auf dem schmalen Pflasterstreifen, zwischen dessen spitzen Steinen Stechapfel wuchs und sehr viel Brennessel, saßen Weiber, den Rücken gegen die Speicherwand gelehnt, die Beine platt in den Hof hinaus gestreckt. Das waren die Frauen der Komorniks, Mütter und Großmütter, die jetzt die Kornsäcke zu flicken hatten, die von den Mäusen zernagt. Alle Säcke würde man brauchen.

„Dali, dali," sagte der Herr wieder. Sein Blick streifte die lange Reihe: wahrhaftig, da hatte schon jede einen großen Topf bei sich stehen! Da würden sie nun gleich in den Kuhstall rennen, sowie die Glocke zur Melke ertönte, gierig auf ihr Deputat — keine kleine Abgabe, diese zwei Liter fette Milch täglich!

„Ksch, ksch, wollt ihr gehen?!" Aergerlich trieb Kestner das Federvieh auseinander, das um verlorene Körner zankte. Wo war denn die Hütemagd? „Marinka, Marinka! — Unverschämtes Viehzeug — ksch, ksch!"

Schnatternd watschelten Gänse und Enten dem kleinen Pfuhl zu, der mitten in der grasbewachsenen Narbe des ungepflasterten Hofes wie ein rundes, tiefes Loch sich auftat, während die Hühner verängstigt umherrannten.

„Ksch, ksch, ksch!" Zornig schleuderte Kestner seinen Stock mitten unter sie, ein junges Perlhühnchen sank um und stand nicht mehr auf. Hatte er nicht schon hundertmal befohlen, das Federvieh sollte sich nicht hier bei Futterspeicher und Tennen herumtreiben? Wie leicht, daß sie ein Loch fanden, um bequem hineinzuschlüpfen! Das verstand Therese nun doch nicht so, im kleinen muß auch gespart werden! Die Ausgaben wurden zu groß, was kosteten die Jungen nicht alles! Es war schrecklich. Sie dachten wohl, des Vaters Tasche wäre unerschöpflich!

Mit einem Seufzer bückte sich der Vater und las eine Handvoll der verstreuten Aehren zusammen. Sie wie einen Strauß in der Hand haltend, blickte er, den Kopf nachdenklich wiegend, darauf nieder.

Die Hühner, die sich vom ersten Schrecken erholt, kamen schon wieder dreist nach dem Futter gerannt; auch die Enten, ein blaugrüner Erpel voran, nahten mit „katsch, katsch". Selbst die Tauben, die bis dahin in ihrem Schlag, der sein hölzernes Häuschen mit dem runden Durchschlupftürchen auf baumhoher Stange beim Pfuhl erhob, gegurrt hatten, ließen sich jetzt nieder wie eine besonnte weiße Wolke vorm Scheunentor.

„Marinka! He, Marinka!"

Laut hallte der Ruf über den weiten Hof und weckte das Echo, das hinterm Kuhstall wohnte. Zum Kuckuck, wo schlief denn die faule Dirne?! Hatte denn niemand Ohren?

„He — psiakrew!"

Von den Pferdeställen her kam jetzt ein Fornal gestürzt. O weh, der gnädige Herr war böse! Scheu guckte der Knecht; es war seines Amtes, draußen bei den Gespannen zu sein, aber die noch grünen Winteräpfel und die Mistbeetmelone, die er heut nacht mit dem Stróż zusammen aus dem Herrschaftsgarten geholt, kollerten ihm im Leibe. Vor Schmerzen und Verlegenheit schnitt er ein klägliches Gesicht.

Aber der gnädige Herr bemerkte es nicht. „Wo ist die Marinka — he?!"

Der Pferdeknecht atmete erleichtert auf, wenn ihm auch grade wieder ein Schneiden durch den Leib fuhr wie mit Messern. „Ah, die Marinka?! Die Marinka, da ist sie, beim Kompost!" Der Schmerz verzog sein grinsendes Gesicht, er verschwand eilig.

Auch Kestner verließ schnell den Hof, durchs Lattentor mit dem Stacheldraht schritt er in den Garten. Da lag hinterm Treibhaus der Komposthaufen, an dem Frau Therese die Champignons züchtete, die sie frisch den Söhnen schickte oder auch eingemacht.

Wollte das Frauenzimmer, die Hühnermagd, etwa auch Champignons pflücken, jetzt, wo alles draußen auf dem Felde und sie sich unbeobachtet wähnte? Ganz sacht schlich der Herr sich heran, den Stock erhoben — weiß Gott, da kniete die Diebin vorm Komposthaufen, ganz vertieft in ihre Mauserei!

„Daß dich die Kurzcepluka*) hole! He, du!"

Schwer ließ der Herr seinen Stock auf den Rücken der Knienden niederfallen.

Mit einem erschrockenen Aufschrei fuhr die kleine Marinka herum. Ihr Gesicht war ganz von Tränen überströmt; ein sich sträubendes, junges Perlhuhn hatte sie unter den Händen, zwischen den Zähnen hielt sie das zum Schlachten bestimmte Messer.

„Werd' ich es ja schlachten, gleich, gleich!" schluchzte sie. „O mein liebes Hühnchen, so jung und soll schon sterben. Sagt die Mamsell, gnädige Pani hat bestimmt dieses, es muß gebraten werden und fahren weit, wo ist Deutschland. Hat es gelbe Füßchen und ist so schön schwarz und weiß! Ach, Panie Keszner" — sie drückte das zitternde Huhn an ihr Kindergesicht und sah den gnädigen Herrn, unter Tränen blinzelnd, bittend an: „Muß Hühnchen dieses wirklich sterben?!"

So — hm — also Therese schickte schon wieder einen Freßkober nach Berlin? Als ob man da nicht genug zu essen kriegte. Der Junge ließ sich doch wahrlich nichts abgehen! Kestner zog die Augenbrauen hoch, aber dann sagte er unwirsch: „Dali, dali, laß die Pani nicht warten! Schlachte sofort das Huhn! Und hier" — er scharrte mit dem Stock — „hier gräbst du die Eingeweide ein!" Das gab guten Dung für die Champignonbrut, die wuchsen dann reichlicher. Die Jungen würden sich freuen!

Er ging am Bienenstand und den Spargelbeeten, die jetzt in hohen grünen Bäumchen mit roten Beeren standen, vorbei, und durch das Blumenrundell zur Veranda auf der Rückseite des Wohnhauses.

Die kleine Marinka, das Messer zwischen den Zähnen, sah ihrem Herrn traurig nach. Ach, armes Hühnchen! Wenn sie „put, put" gemacht, war es immer zuerst gekommen!

Unwillkürlich lockerten sich ihre Hände, mit einem Aufkrähen entwischte ihr das Huhn — fort war es, saß auf dem Lattentor und drehte äugelnd das Köpfchen, war jetzt schon drüben auf dem Hof und stob mit gespreizten Flügeln davon.

Sie war ihm nachgelaufen, die Hände ausstreckend, um es zu greifen. Ueber den Hof bis zur ersten Scheune ging die Jagd. Es ließ sich nicht fangen.

„Put, put — put, put!" Da hielt es zutraulich an, plusterte sich auf und pickte ein Körnchen.

Heilige Maria, nein, sie konnte es nicht schlachten! Vater, Mutter waren im Himmel, Hühnchen durfte nicht auch dahin gehen! Sich niederkauernd beim pickenden Liebling, weinte die kleine Marinka aufs neue bitterlich. Hilfesuchend irrte ihr Blick über den öden Hof. Da — sah sie recht? — wie Sonnenschein blitzte es plötzlich durch den Schleier ihrer Tränen, schnell war sie auf den Füßen, schnell zugesprungen — da lag was am Boden zwischen Unkraut und Spreu mit gelben Füßchen und schön schwarz und weiß und war schon tot!

„Heilige Mutter, heilige Schutzpatronin, du hast gesehen armes Waisenkind!" Entzückt stammelte die kleine Marinka; das Messer entglitt ihren Zähnen, flugs nahm sie es wieder zur Hand. Rasch das tote Hühnchen noch abgeschlachtet! Perlhuhn ist Perlhuhn — wer wird es merken?!

Frau Therese war beschäftigt, in der geräumigen Speisekammer, auf dem Tisch hinter dem nach dem Hofe herausgehenden stark vergitterten Fenster, die Kiste für ihren Aeltesten zu packen. Er hatte geschrieben, daß er einem abkommandierten Regimentskameraden ein letztes kleines Frühstück zu geben beabsichtige. Und das war so viel gemütlicher in den eignen hübschen Räumen als bei Dressel — und auch so viel billiger! Die Mutter schickte. Ein Korb Krebse, in Nesseln verpackt, kam morgen früh noch dazu, per expreß; Löb Scheftel hatte sich beim Haupt seiner Kinder verschworen, daß er die in der Nacht gefangenen Krebse bereit halten würde bei Morgengrauen. Der Milchjunge konnte sie bei ihm abholen, vielmehr besser, sie besorgten beide miteinander die Kollis zur Post, Scheftel den Milchjungen und der Milchjunge den Löb Scheftel kontrollierend.

Die Krebse aus dem See von Miasteczko hatten eine gewisse Berühmtheit im Kreis der Kameraden; Frau Therese konnte schon eine ganze Anzahl von Ansichtspostkarten aufweisen:

‚Der gütigen Frau Mama unsers lieben Kestner heißen Dank!'

Die selbstbereitete Gänseleberpastete — die Mamsell hatte ein Geheimrezept — war auch nicht zu verachten, konnte neben jeder Straßburger bestehen. Entenpotrawe in einem hohen Steintopf, sorglich mit Pergament verbunden, brauchte nur warm gemacht zu werden; Rebhühnchen, in Weinblättern und Speckscheiben geschmort, lagen ein Dutzend bei, und für Paul, der keine Rebhühner mehr sehen konnte, wurde eben noch rasch ein ganz zartes Perlhuhn abgebraten.

Wenn nur alles gut ankam, die frischen Butterkuchen nicht zermürbten, die Ananaserdbeeren im dicken Zuckersaft und die Glaskrause voll Rumfrüchte nicht in Scherben gingen!

Besorgt packte die Mutter, und ihr strenges Gesicht wurde weich dabei. Der gute Junge, wie würde er wieder schmunzeln! Sie sah so deutlich sein gebräuntes Gesicht mit der weißen Stirn über dem roten Attila und seine lachenden Augen. Sie konnte es nicht ändern, der Husar war nun einmal ihr Verzug; nicht, daß sie den Referendar weniger geliebt hätte, aber der war ja so in der

*) Gespenst mit Hühnerfüßen.

Nähe, kam fast alle Sonntage von Posen herüber. Und Cornelia? Nun, die war ohnehin schon des Vaters Liebling! Frau Therese wußte, ihr Mann legte bereits zurück für eine große Mitgift.

Wenn nur der Hoppe nicht so abgängig wäre, dann würde man noch besser fahren bei den schlechten Zeiten! Solange sie selber ihren guten Augen trauen durfte, ging's ja noch an, aber wenn Gott ihr die Kraft nicht mehr ließ, was dann? Wenn denn durchaus keiner der Söhne Przyborowo übernehmen wollte — und konnte man's ihnen verdenken, daß sie nicht auf der Klitsche verbauern, sich nicht in der Provinz vergraben wollten? — war es das beste, zu verkaufen. Der Boden war glänzend und noch hoch in Kultur — das liebe Przyborowo, es war einem doch sehr teuer!

Frau Kestner verschloß ihre Vorratsschränke und hakte die Schlüssel in ihren Schlüsselbund; den überließ sie niemand, auch der Mamsell nur für Augenblicke. Mit dem Bewußtsein, die Kiste bis zum Rande gefüllt zu haben, schritt sie, ihre stattliche Gestalt ein wenig bückend, unter den selbst gegossenen Talglichtern her, die in langen Kränzen von der Decke baumelten, zum Ausgang.

Da hörte sie ihren Mann aufgeregt rufen: „Therese, Therese!"

Gott verhüte, es war doch etwa keine schlechte Nachricht von den Jungen gekommen? Eben hatte sie den Landbriefträger mit seinem Knotenstock und der umgehängten Posttasche vom Hof gehen sehen.

Sie lief ins Studierzimmer.

Kestner saß auf seinem Sofa unter dem Bildnis des Kaisers und rang nach Luft.

„Da siehst du nun, Therese, da haben wir's — da schreibt der Paul schon wieder nach Geld!" Er legte den im ersten Aerger zerknitterten Brief vor sie auf den Tisch. „Und warum? Haha!" Er lachte gezwungen. „Weil er jetzt, da er Rittmeister geworden, noch ein Pferd haben müßte — was sagt man dazu: zwei für sich, eins für den Burschen und eins für das neue Break! — Der Junge denkt wohl, ich finde das Geld auf der Straße! Lies nur, lies!"

Sie las, las lange. Die großen steilen Schriftzüge waren leicht zu entziffern, viel stand nicht auf dem Bogen, aber sie überlegte bei jeder Zeile: war es wirklich nur wegen des neuen Pferdes, oder hatte er etwa wieder gespielt?!

Kestner stöhnte. „Da hab' ich ihm was von ganz leidlicher Ernte geschrieben — natürlich, nun wird gleich darauf losgelebt wie ein Wilder!"

„Das kannst du nicht sagen, das ist unrecht!" Die Mutter hielt sich den Brief dichter vor die Augen und las und las. „Er schreibt, alle andern haben mindestens so viel im Stall!"

„Unsinn! Das soll er jemand anderm einreden — mir nicht!"

„Aber da lies doch — es ist nicht anders möglich!" Theresens Stimme klang gereizt. „Baron Kramstal hat vier, Herr von Korendowski fünf, Graf Dohnat vier, Falk von Falkenstein fünf, und der Bleichmeier hat sogar einen ganzen Rennstall! Da kann man es Paul doch wahrhaftig nicht verdenken, daß er nicht gänzlich zurückstehen will. Du mußt ein Einsehen haben, Moritz! Dann hätten wir unsern Sohn eben nicht Offizier werden lassen dürfen!"

„Ja, da hast du recht — hm, ja!" Er nickte mehrmals rasch hintereinander. „Freilich — was sein muß — hm — muß sein!" Den Kopf in die Hand stützend, grübelte er vor sich hin.

Therese stand ruhig und wartete. Sie wußte, er würde sich ihrer besseren Einsicht nicht verschließen. Sie würde übrigens mal selber Hoppe vornehmen und sich informieren, was in diesem Monat einging. Ohnehin wollte sie ihm sagen, daß diese Verschwendung von Hofpersonal nicht am Platz sei. Mochten die Dirnen nur draußen mehr mithelfen — weibliche Arbeitskraft ist doch immer noch nicht so teuer wie männliche —, wenn zwölf zur Melke blieben, waren's reichlich genug, die konnten siebzig Milchkühe bequem schaffen, mochten sie ihre Daumen brauchen! Und die Hühnermagd konnte noch die Schweine mit übernehmen — Hühner machen ja gar keine Arbeit! Man mußte sparen an allen Enden!

Ihre scharfen Augen gingen durchs Fenster auf den Hof, dessen Breite, mit dem Tor in der Mitte, man bequem vom Studierzimmer aus übersehen konnte. Und noch weiter sah man, wie ein Bild, von den Pfosten des offenen Hoftors eingerahmt, ein Stück der Felder, sich in den Himmel verlierend.

Auf der baumlosen Fläche, dunkel gereckt, ragte am Horizontrand der Turm von Pociecha. So hatte man den immer gesehen, alle die 35 Jahre, die man hier gewohnt, er würde einem ordentlich fehlen. Aber daß sich da jetzt noch Ziegeldächer erhoben — wenn die Sonne darauf schien, blendeten sie — das war störend!

„Du," sagte Frau Kestner plötzlich und wendete sich ihrem Manne zu, „ist es wahr, daß der Niemczycer mit den Ansiedlern fraternisiert? Er soll immer hinfahren, sich um jeden Quark kümmern, als wär's seine eigne Angelegenheit. Wenn Scheftel das Fleisch in die Küche liefert, erzählt er immer der Mamsell — natürlich, der Jude ist entzückt von so was! Ich muß gestehen, ich hätte Doleschal für innerlich vornehmer gehalten. Man sieht, das Hochnäsigsein macht's nicht!"

„Ein Esel ist er!" Unwirsch fuhr Kestner auf. „Proletariat ladet er uns auf den Hals! Was sollen wir mit den Leuten? Zu Arbeitern sind sie viel zu anspruchsvoll, sie hetzen uns nur unsre eignen Leute auf. Hätte sich früher einer von den Hiesigen unterstanden, zu sagen, er will nur

bis acht Uhr arbeiten?! Bis die Sterne am Himmel standen, bei Mondschein noch haben unsre Sensen gemäht! Die Russen im Akkord hauen die ganze Nacht durch, wenn's sein muß. Und Sonntag, Sonntagsruhe — ei, daß dich!" Er zog die seidene Mütze herunter, die er immer trug, sowohl im Hause als auf dem Hofe, und warf sie auf den Tisch. „Nun muß man ruhig zusehen, wie einem das ganze Getreide verpladdert!"

„Rege dich nicht auf," bat Therese. „Jeder vertritt eben, was er für gut hält!"

„Gut hält — gut hält! Kann ich denn tun, was ich für gut halte?! Wie ein Spürhund ist die Regierung einem auf den Hacken. Und der Doleschal macht den Aufpasser. Ich werde es aber Paul sagen, daß mir die dicke Freundschaft nicht mehr paßt. Wenn wir uns hier zusammenschlössen, alle an einem Strang zögen, dann möchte ich doch sehen, wer die Karre anders schiebt. Aber Doleschal ist eben liiert mit dem H-K-T — seit wir den hier haben, ist alles zugespitzt. Es ist einfach nicht mehr auszuhalten!"

„Ja," sagte sie rasch, „es wäre das beste, wir verkauften, dann wissen doch auch die Kinder, woran sie sind."

„Nun natürlich!" Er stand auf und ging an seinen Geldschrank. Umständlich schloß er auf. Und dann entnahm er einem besonderen Kästchen einen Schein. „Da, schick das dem Jungen! — Aber nicht von Miasteczko aus," grämelte er nach einer Pause, in der er gestanden und starr in den noch geöffneten Geldschrank hineingeguckt. „Es wird sonst gleich ruchbar. Ich mag nicht, daß sie wissen, was ich verschicke. Man wird so wie so immer überschätzt."

„Ich werde morgen nach der Kreisstadt fahren — schade, daß es heute zu spät — und von da schicken, per eingeschriebenen Brief. Bei der Gelegenheit fahre ich bei der Landrätin vor. Ich will ihre Kinder in den Herbstferien zu uns heraus laden."

„Die Kinder — in den Ferien?" Sein Gesicht wurde lang. „Muß das sein?!"

„Ich bitte dich, Moritz, es muß nicht grade sein, aber" — eine kleine, ungeduldige Röte stieg in ihr Gesicht — „wenn wir verkaufen wollen! Und — da es mir gerade einfällt —, du hättest auch längst mal einen Besuch bei Doleschal machen können! Garczynski ist zehnmal klüger — neulich sollen sie sogar zusammen spazieren gefahren sein. Das weißt du doch selbst ganz gut, wie man sich heutzutage dazu halten muß!"

„Gott weiß es — das muß man!" Er stieß einen tiefen Seufzer aus. —

Ueber den Hof kam jetzt der Inspektor Hoppe. Breitbeinig ging er, man sah's, er war steif vom Reiten.

Therese, die schon im Gehen begriffen, zögerte noch. Da konnte sie ihm ja gleich wegen morgen sagen.

Hoppe trat zugleich mit seinem Klopfen ein; mit den schweren, vom Ackerstaub wie mit grauem Mehl besiebten Stiefeln tappste er achtlos in die Stube.

Ein unwilliger Blick der Gutsherrin traf ihn: hatte der denn noch immer nicht gelernt, eine saubere Diele zu schonen? Womöglich lief er so auf den Teppich! Und nicht einmal die Mütze nahm er ab!

Die Miene des Inspektors war erregt; die Zornesader seiner Stirn dick geschwollen, aber um den Mund lag Bekümmernis. „Herr Kestner," sagte er hastig, „kommen Sie doch, bitte, mal 'raus! Herr Kestner, beim neuen Schober machen sie Skandal!"

„Wo, wer? Ach was!" Ungläubig sah ihn der Herr an. Frau Therese lächelte ein wenig spöttisch: da wurde mal wieder aus der Mücke ein Elefant gemacht!

„Herr Hoppe," sagte sie, „ich brauche morgen den Landauer. Bitte, um zwei Uhr! Und schicken Sie gefälligst den Milchwagen statt um vier schon um drei Uhr nach Miasteczko. Eine Kiste muß zur Frühpost zurecht kommen."

Er hörte sie gar nicht. „Sie glauben es nicht, Herr Kestner? Sehen Sie!" Er nahm die Mütze ab. Ueber den grauen Kopf, mitten herüber, lief eine tüchtige Schmarre; das Blut war geronnen und hatte ringsum das Haar verklebt. Der wetterharte Mann schloß einen Moment wie im Schmerz die Augen, und dann machte er sie groß und vorwurfsvoll auf. „Sie haben den Leuten die doppelte Ration Schnaps geben lassen, Herr Kestner! Auch den Weibern. Nun sind sie aus Rand und Band. Halb acht Uhr Arbeitsschluß wollen sie jetzt haben. Der Vogt hat mich zur Hilfe gerufen, er ist ihnen nicht gewachsen."

„Und Sie auch nicht," brüllte der Przyborowoer. „Dummes Zeug! Warum haben Sie nicht drunter gehauen?!"

„Ich habe."

„Aber wie! Ich weiß ja, es widerstrebt Ihnen, sonst wäre die Sache sofort erledigt. Also heute abend: keinen Gurkensalat fürs Gesinde, die saure Milch pur zu den Kartoffeln! Und den Komorniks erlaube ich es nicht mehr, daß sie sich die Sau halten, wenn sie nicht kuschen. Ueber den Scheffel Weizen reden wir auch noch einen Ton. Und den Russen sagen Sie nur: ‚paschol' — einfach ‚paschol'!"

„Herr Kestner, wir brauchen aber die Leute, alle Leute!"

„Ach was! Offner Aufruhr, was wollen Sie denn?" Er zeigte auf des Inspektors blutrünstige Schmarre. „Sie sind Zeuge. Na, die haben Ihnen ja ordentlich eins ausgewischt! Mütze vom Kopf 'runter geschlagen, und dann mit

der Gabel drauf los — was? Und die Weiber natürlich! Haha! Kenne ich. Auf mich sind auch schon mal ein paar Abstakerinnen losgegangen — wegen 'ner Lappalie, sozusagen aus Uebermut — ich habe sie aber umgeritten, und nachher war nie mehr davon die Rede. Wie die Kinder sind sie, wie die Kinder, nicht wahr, Therese?"

Frau Kestner nickte stumm. Sie ärgerte sich über den Inspektor.

Der Gutsherr hatte sich nach und nach beruhigt. „Keine Sorge, Hoppe, die Kerle gehen nicht; wohin sollen sie denn auch jetzt? Ruhe, sonst pascholl! Ich brauche nur zur nächsten Behörde zu schicken, und — eins, zwei drei — über die Grenze seid ihr per Schub!"

Der Inspektor sah vor sich nieder; er ging noch nicht, es kämpfte in seinem Gesicht. „Wenn die Weiber wenigstens um halb acht aufhören dürften! Es sind Mütter darunter von ganz kleinen Kindern. Und die Arbeit ist schwer!"

„Lieber Hoppe, tun Sie mir den Gefallen," — verdrießlich faßte sich der Przyborowoer an die Stirn — „kommen Sie mir nicht mit den Geschichten! Die Leute sind an Arbeit gewöhnt. Um acht, nicht früher, sagen Sie ihnen das! Sie müssen eben 'ran, jede Minute ist kostbar!"

Schwerfällig wandte sich der Inspektor zur Tür.

„Bitte, einen Augenblick!" Frau Kestner hielt ihn noch zurück. „Also der Milchwagen fährt morgen um drei statt um vier, nicht wahr?"

„Schon um drei?! Gnädige Frau" — er sah sie verdutzt an —, „dann müßten die Mägde ja schon um zwei in der Frühe zur Melke aufstehen!"

„Es muß unbedingt etwas zur ersten Post!" Die helle Röte stieg ihr ins Gesicht. Der Ton, in dem sie jetzt sagte: „Und um zwei nachmittags den Landauer mit den beiden Füchsen für mich!" hatte nichts mehr von einer Bitte an sich.

Sie sah nach ihrem Manne hin: würde der ihn nicht zurechtweisen?

Der Inspektor hatte einen ungeschickten Diener gemacht, aber er stand noch wie angewurzelt. „Herr Kestner," — er sagte es leise, aber es zitterte etwas in seiner Stimme — „könnte die gnädige Frau nicht vielleicht einen andern Tag fahren? Grade morgen?! Die Gespanne haben dringend zu tun. Das Wetter droht umzuschlagen. Ich brauche alle Pferde, auch die Kutschpferde; sie müssen eben 'ran, jede Minute ist kostbar!"

Kestner zögerte, der Einwand leuchtete ihm ein. Frau Therese sah's an seiner gerunzelten Stirn und dem verlegenen Blick. So sagte sie schnell — der Schein brannte sie förmlich in der Tasche —: „Moritz, bedenke — Paul wartet!" Und dann, mit einem verabschiedenden Neigen des Kopfes: „Ueberhaupt, Feldarbeit ist viel zu schwer, die Füchse müssen geschont werden!"

(Fortsetzung folgt)

Das deutsche Vereinshaus zu Rawitsch in Posen

Nach einer Radierung von Ludwig Richter

Verlag von Alphons Dürr in Leipzig

Weihnachten in der klassischen Kunst

Von

Prof. Dr. Eduard Heyck

Bei dem Worte „Weihnachten“ strahlt in unsrer Vorstellung der flimmernde, glitzernde Tannenbaum mit seinen Lichtern auf, mit seinem satten Grün und seinen goldenen Sternen und Flittern. So untrennbar scheint das alles zum deutschen Weihnachten zu gehören, daß der Verzicht auf den Tannenbaum beinahe schon Verzicht auf Weihnachtsstimmung überhaupt ist. Doch erst seit dreihundert Jahren hat sich der lichtstrahlende Weihnachtsbaum über die deutschen Landschaften verbreitet. Und zwar nicht etwa von den großen Waldgebieten Skandinaviens, wie viele unwillkürlich annehmen, sondern vom deutschen, alamannischen Südwesten her, wo ihn neuere Forschung als zuerst in Straßburg auftauchend nachgewiesen hat. Von Straßburg aus hat er sich, zuerst langsam, dann rascher, das protestantische Deutschland erobert und ist in jüngerer Zeit auch in die katholische Weihnachtsfeier eingedrungen, wo er als siegreicher Wettbewerber der „Krippen“ auftritt. Heute geht sein Siegeslauf über die Welt, als eine Neuerung, die immer mehr Eingang bei den gebildeten Schichten der übrigen Nationen findet: in diesem Falle eine Kulturmode, die ausnahmsweise nicht bloß der üblichen Nachahmungssucht und Neuigkeitshascherei entspringt, sondern bei der die Saiten des Herzens mitklingen.

Die Kulturgeschichte des Weihnachtsbaumes liegt noch zu großen Teilen im Dunkel. Auf jeden Fall wird der Ausgangspunkt bescheidener, bäuerlich-ländlicher Art sein. Das Bedürfnis, auch zu Weihnachten den volksbeliebten grünen Baumschmuck der übrigen Jahresfeste nicht ganz zu entbehren, hat sowohl den Nadelbaum wie ganz ebenso die englische Mistel, diese beiden Immergrünen des Nordens, ins Haus geführt. Kerzen brannte man an den Abenden ohnedies, als man noch nicht die bis zur Stubenfähigkeit verbesserten Lampen hatte; da lag es nicht allzu fern, daß man diese Lichter auf dem Tannenbaum selber anbrachte, zumal dadurch sonstige Vorrichtungen (z. B. die „Pyramiden“) überflüssig wurden, worauf man sonst die festlich vermehrte Zahl der Kerzen herrichtete. Hiermit ist eigentlich die Herkunft des Weihnachtsbaumes schon bezeichnet. Dann spielt die uralte, im germanischen Heidentum wurzelnde Opulenz und Freigebigkeit der schmausenden Julzeit mit hinein; Springerle, Hutzelbrot, Schnitzlaib, Lebkuchen, Gutzele, Konfekt, und was man sonst etwa an den Tannenbaum hängen mag, das hat seine ehrwürdigen Ahnen schon in jenen honiggesüßten, heidnisch-symbolisch geformten „Gebildbroten“, die die germanische Hausfrau für die Julzeit in Vorrat buk.

Mit dem ganzen lieblichen Zauber seiner zum deutschen Herzen redenden Kunst hat Ludwig Richter den lichterflammenden Weihnachtsbaum gezeichnet, mit dem die Engel durch die Christnacht herabschweben ins altertümliche Städtchen und ins Haus, wo seiner die selige Ungeduld der Kinder harrt (s. S. 250). Und ebenso hat die farbenschöne und poesievolle Aquarellistik Paul Mohns (des Schöpfers der schönsten Kinderbücher, die es gibt) Christnacht und Weihnachtsbaum im Bilde verewigt und mühelos den gewissen Widerstand überwunden, den der lichterbrennende Baum einer malerischen Behandlung entgegenstellt. Die übrige Kunst ist den beiden auf diese Behandlung des Themas wenig gefolgt, sie geht, wenn man von Bildern wie das des Grafen Kalckreuth absieht (vgl. die Bilder-Beil. d. H.), dem Tannenbaum aus dem Wege. Durchaus logisch und berechtigt stellt sie über die Weihnachtsfeier den Weihnachtsgedanken, was selbstverständlich auch jene beiden dadurch nicht ändern wollten, daß sie die Weihnachtsfeier so lieblich darstellten. Die Karl Müller, Sinkel, der Engländer Prynne oder wie sonst die Maler volkstümlich-gemeinverständlicher Weihnachtsbilder heißen, sie halten sich stofflich in der alten Tradition, die seit vielen Jahrhunderten die gleiche ist und bis in die Frühzeiten der abendländischen, ja der christlichen Kunst überhaupt zurückleitet. Selbst Uhde und die von ihm beeinflußten Künstler haben wohl die Personen und Szenerie des Weihnachtsbildes ins Realistische zu verträglichen gesucht, an dem tausendjährigen Inhalt an sich aber nichts geändert. „Weihnachten in der Kunst“ wird somit seit ältesten bis in neueste Zeiten repräsentiert durch die Darstellung der heiligen Nacht von Bethlehem. Diese Darstellung geschieht gleicherweise durch die Malerei wie durch die Skulptur, in deren Kreis sich auch die mehr oder minder kunstvoll geschnitzten und bemalten Weihnachtskrippen mit einreihen, die man seit früh nicht bloß in den Kirchen, sondern auch in den Familien aufgestellt hat und vielfach noch heute aufstellt. Man sieht, mit der Veranschaulichung der heiligen Nacht stehen wir, anders als beim Tannenbaum, überall auf dem Boden uralt zusammenhängender Tradition. Diese nun sollen unsre heutigen Darlegungen für das Gebiet der großen Malerei verfolgen und sie durch eine Auswahl von Weihnachtsbildern veranschaulichen, die der Kunstgeschichte angehören.

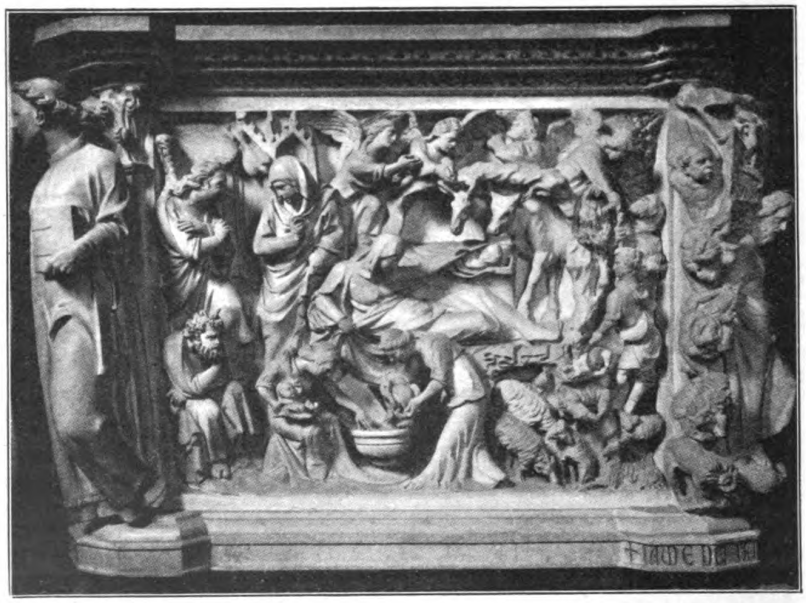
Duccio de Buoninsegna, Geburt Christi — Berlin, Galerie

lichkeit und wird aus lauter Uebergängen schließlich doch ein Neues. Wenn die Abbildungen, die diesen Aufsatz begleiten, immerhin eine gewisse Mannigfaltigkeit darbieten, so muß man sich vergegenwärtigen, daß sie zwischen Tausenden von Wiederholungen und Einförmigkeiten als interessantere Erscheinungen herausgehoben worden sind.

Weihnachtsdarstellungen hat es natürlich erst gegeben, seit Weihnachten selber, die Geburt Christi, zum kirchlichen Gedächtnisfest geworden war. Der Märtyrerstimmung der ersten frühchristlichen Jahrhunderte entsprach es mehr, die Todestage zu feiern. Hierbei gilt das gleiche wie von den Aposteln und Heiligen, von Christus selber, und Karfreitag mit Ostern ist demnach früher als Weihnachten zum großen Kirchenfest geworden. Erst nach dem Siege des Christentums über das römische Weltreich gesellte sich die Geburtsfeier mit ähnlich hoher Festbedeutung hinzu, und zwar so, daß seit der Mitte des vierten Jahrhunderts der 25. Dezember als der Geburtstag des Heilandes galt.

Das Datum von Bethlehem wird von den Evangelien nicht überliefert. Aber nicht etwa des germanischen Julfestes wegen, wie gern gemeint wird, hat man Weihnachten auf seinen winterlichen Termin verlegt. Vielmehr ist dies auf Grund einer schon älteren chronologischen Konstruktion geschehen. In dem julianischen, d. h. von Julius Cäsar reformierten Kalender der Römer bezeichnete der 25. März den Frühlingsbeginn. Auf diesen Kalendertermin alles wiedererwachenden Lebens konnte die frühe

Für die Geschichte des Weihnachtsbildes bezeichnend ist nicht so sehr die Mannigfaltigkeit als vielmehr die Sparsamkeit und gewisse Scheu, womit sich Neuerungen vorwagen. Der konservative Charakter jeder religiösen Kunst, und zumal der älteren, wird dadurch bedingt, daß die Laien schon an der äußeren Behandlung des Gegenständlichen, an der Gruppierung der Personen und an deren Gebärden ohne weiteres erkennen sollen, was das Bild darstellt. Die Verkündigung an Maria, die Geburt Christi, die Anbetung der heiligen drei Könige, die Stationen der Passion Christi, das alles waren Darstellungen mit feststehendem Personal und unverbrüchlicher Anordnung. Der Künstler blieb an diese gebunden; nur in den Einzelheiten hatte er Spielraum, konnte er seine individuelle Fähigkeit zur Charakteristik oder sein malerisches Talent entfalten. Und jeweils nur ganz leise, so daß er das sofortige Verständnis nicht trübte, durfte ein schöpferischer Künstler an der stofflichen Darstellung selber modeln. Erst durch den weiten Bogen von mehr als einem Jahrtausend verfolgt, erhalten diese kleinen Wandlungen Beträcht-



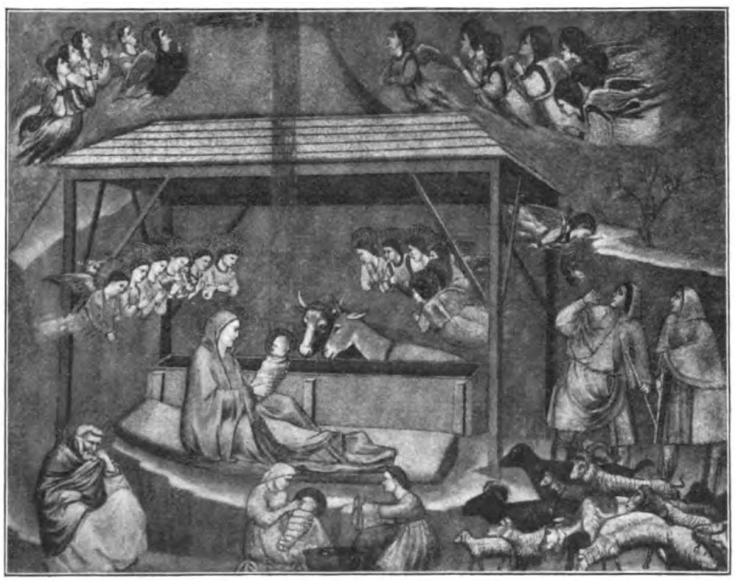
Giovanni Pisano, Geburt Christi — Pistoja, Kirche S. Andrea

Kirche nun zwar nicht die Geburt dessen verlegen, der selber im höchsten Sinne das Leben war; sie wäre damit zu sehr in die geschichtlich begründete Osterfestzeit hineingeraten. Wohl aber legte sie auf diesen 25. März die Verkündigung von Christi Geburt durch den der Maria erscheinenden Engel. Also den Vortermin, den Beginn seiner Menschwerdung, womit sich dann der drei Vierteljahre später liegende 25. Dezember von selber als Geburtstag ergab.

Giotto, Weihnachtsfeier in Greccio Assisi, Oberkirche

Als Geburtstag Christi stand der 25. Dezember bereits fest, wie die Mission zu den Germanen kam. Die Jahresrechnung der vorchristlichen Germanen war keine so exakte gewesen, wie die der Römer. Sie rechneten genauer nur mit Voll- und Neumond, wonach sich u. a. ihre Thingtage richteten; bei allem dagegen, was mit der Sonne zusammenhing, kam es auf ein paar Tage so genau nicht an. Den Germanen waren die „Zwölften" unheimlich, die von allem Geisterspuk erfüllten zwölf trübsten Tage und längsten Nächte des Jahres; ferner feierten sie, als „Julzeit", die deutlich werdende Wiederzunahme der Tage mit Gelagen, Spenden und Mummereien, deren Fröhlichkeit und Scherzen allerlei mythologische Vorstellungen zugrunde liegen. Erst der bei den Germanen eingeführte christlich-römische Kalender band jene Zwölften oder Rauhnächte an die bestimmte Zeit vom 25. Dezember bis Epiphanias, den Tag der Ankunft der Weisen aus dem Morgenlande (6. Januar). Und er hat ferner eine Art Aufteilung des Julfestes verursacht, das ursprünglich etwa um Ende Januar gefeiert wurde. Dasselbe wurde nun einerseits von den schon sichtbar zunehmenden gegen die kürzesten Tage zurückgerückt, d. h. mit Weihnachten und Epiphanias verbunden, anderseits vermochte es aber auch noch der christlichen Vorfastenzeit einen guten Teil seiner Fröhlichkeit und seiner Maskeraden zu hinterlassen.

Seit der Zeit, da die frühchristliche Kirche die Geburt Christi zu beachten und zu feiern begann, stellte man diese unter den christlichen Malereien dar, womit man die Grabgewölbe und Andachtstätten schmückte. Ferner fehlen auf den gemeißelten Sarkophagen, die noch immer nach altrömischer Sitte mit Reliefs verziert wurden, wenn auch sparsamer und bei sinkender Kunst, die Bezüge auf Weihnachten nicht. Der Akt, der dargestellt wird, ist nun niemals die Fleischwerdung selber, sondern regelmäßig die Verehrung des schon in Windeln daliegenden Kindes. Und zwar haben bei dieser Verehrung die Hirten den zeitlichen Vorrang, Maria ist sehr viel seltener in den ältesten Darstellungen anwesend. Noch weit entfernt von aller Marienmystik des künftigen Mittelalters faßt diese Zeit die Mutter Christi einfach als die Wöchnerin auf, der man außerhalb der Szene Ruhe gönnt. Dagegen tauchen neben den Hirten sehr früh, auf Grund frühchristlicher, apokrypher Legenden, zwei Frauen auf, die hilfreich das Kind waschen und pflegen, eine Salome und ihre Freundin Zelemi. Diese beiden Frauen gehören durch das ganze Mittelalter zum Weihnachtsbilde und schwinden erst in der Zeit der Frührenaissance aus den Schilderungen des Vorganges. Dagegen verschwinden überhaupt nicht wieder, sondern gehören bis auf den heutigen Tag zu der Szene der heiligen Nacht



Giotto, Geburt Christi Assisi, Unterkirche

untrennbar zwei Lebewesen, die von den ersten Anfängen an aufgenommen worden waren. Das sind der Ochse und der Esel, letzterer als das alltägliche und gegenüber dem Pferde viel wichtigere Reittier Palästinas. Sie in erster Linie sollten die Eigenschaft der Geburtsstätte als Stall kenntlich machen, während die biblische Krippe dem Künstler die Veranschaulichung eines darin liegenden Kindes etwas unbequem erschwerte. Mit der unbekümmerten Naivität, die der frühmittelalterlichen Kunst überhaupt eigen ist, zeigt man nun das Christuskind durchweg zweimal im Bilde anwesend. Das eine Mal, wie es von den beiden Frauen gebadet wird, das zweite Mal, wie es gewickelt in der angedeuteten Krippe oder auf einer stellvertretenden Plattform liegt, und Ochs und Esel mit zutunlichem Anschnaufen ihre großen Nasen in seine unmittelbare Nähe strecken. Maria wird, nach den allerfrühesten Darstellungen, dann ebenfalls in die Szene mit eingeführt. Aber stets noch als ausruhend lagernde Frau, durchaus als Mutter, noch nicht als die über das Wunder auf ihrem Schoße staunende mädchenhafte Jungfrau der hochmittelalterlichen Auffassung und der späteren Kunst.

Fra Angelico, Geburt Christi Florenz, S. Marco

Dies ist für die Schilderungen der Weihnachtsszene der Kanon, der sich durch das eigentliche Mittelalter hindurch erhält. Man mag zu den anbetenden Hirten umrahmend auch noch die lobpreisenden Engel gesellen, wesentlich für die Hauptdarstellung ist doch immer die Wochenstubenstimmung. Die Oertlichkeit war von der altchristlich-orientalischen Kirche und in deren bildlichen Darstellungen regelmäßig als eine Höhle, eine Felsgrotte aufgefaßt worden. Solche dienten (und dienen) in Palästina tatsächlich als Unterschlupf für Vieh und Menschen. Sie sind gerade im Kalkgestein um Jerusalem und Bethlehem sehr häufig; eben über einer dieser Felsgrotten von Bethlehem, derjenigen, die die lokale Tradition bezeichnete, ist im Jahre 335 die heute noch stehende Geburtskirche des Heilandes erbaut worden. Auf den abendländischen Schilderungen dagegen hatte man die Höhle als Geburtsort durch eine Art Stadel, ein Schutzdach für Weidevieh, ersetzt, weil das den dortigen Vorstellungen geläufiger war und sich natürlicher mit dem italischen Hirtenwesen verband. Seit aber das verkehrsreiche Zeitalter der Kreuzzüge das Abendland auch mit den religiös-künstlerischen Schöpfungen des Morgenlandes und des Byzantinertums in sehr viel engere Beziehung setzte, nehmen wir wahr, wie im Abendlande eine Kombination des Schutzdaches mit der Felsgrotte aufkommt, die sich neben dem einfacheren, auf freiem Felde stehenden Stadel erhält.

Um in den Abbildungen zu unsern Darlegungen das Mittelalter nicht unvertreten sein zu lassen, geben wir die im Berliner Museum befindliche Geburt Christi von dem Sienesen Duccio di Buoninsegna (um 1260 bis nach 1320 wieder (s. S. 252), dessen Anmut die Scheidewände niederlegt, die in der Regel zwischen der mittelalterlichen Kunst und dem Geschmack unsers Publikums bestehen bleiben und letzterem einen unmittelbaren Genuß verkümmern. Das Bild ist kein großes selbständiges Gemälde, sondern nur ein Teil von der Predella des großen Altarwerkes, das Duccio seit 1308 für den Dom der südtoskanischen Stadt Siena, der damaligen Führerin in der Kunst Italiens, geschaffen hat. Aber um dieselbe Zeit, da die Bürger von Siena Duccios Altarwerk mit Glockengeläute und Trompetenfanfaren aus der Werkstatt in den Dom überführten und es als das vollendetste aller jemals erlebten Gemälde feierten, wurden schon durch einen künstlerischen Schulgenossen Duccios diejenigen neuen Wege der Malerei gewiesen, auf denen sie weiterhin die Höhen der Renaissance erreichen und zu Leonardo, zu Michelangelo und zu Raffael gelangen sollte. Was Giotto di Bondone (um 1266 bis 1337) bedeutet, vermag der heutige Betrachter völlig nur dann nachzuverstehen, wenn er den Künstler an dem mißt, was vor ihm war, wenn er die Fesseln erkennt, die dieser bahnbrechende Florentiner, der Freund Dantes, von sich geworfen hat. Giotto erlöst von dem Schablonentum und der innerlichen Starrheit. Das Konventionelle,

Typenhafte der mittelalterlichen Malerei macht bei ihm Platz für menschliche Erscheinungen, die weniger anmutig sein mögen als oft bei den gleichzeitigen Sienesen, die aber Eigenleben und Inhalt besitzen. Giotto steht seinem Thema nicht als der ängstliche Schüler des Bisherigen gegenüber, sondern packt es mit originalem Denken an. Er schafft aus sich selber ein jedesmal Eignes, und daher sind auch seine Figuren Individualitäten, sind Menschen. So auf dem Geburtsbilde aus der Reihenfolge des Lebens Christi, die er in der Franziskanerkirche zu Assisi gemalt hat (s. S. 253). Wie natürlich ausdrucksvoll (italienisch = natürlich!) sind die Hirten, die der Botschaft des Engels lauschen, desgleichen die das Kind wartenden Frauen; wie gut kommt die beabsichtigte Stimmung Josephs heraus, dem seit Jahrhunderten, aus einer Art halbbewußter Ironie, im Weihnachtsbilde nur die Rolle des Ueberflüssigen,

Perugino, Anbetung der Könige Perugia, Pinakothek

des Grübelnd-Unbeteiligten zugestanden worden war! Was aber in dieser Giottoschen Schilderung das ganz Neue ist, das ist, daß Maria sich aufgerichtet hat und mit zärtlichem Ausdruck ihr Kindchen auf den Arm nimmt, anstatt es fürder dem Ochsen und Esel zu überlassen. Mit dieser einen Neuerung wird der Bannkreis der alten Darstellungen in folgenwichtiger Weise durchbrochen. Die Szene zerfällt nicht mehr in eine Anzahl isolierter Figuren, es kommt Zusammenhang, Charakteristik, Erzählung und Einheit in das Ganze. Nun ist es lediglich weitere Konsequenz, wenn von den Schülern Giottos die abgesonderte Badeszene beseitigt wird. Die beiden Frauen bleiben zwar zunächst noch erhalten, denn, wie gesagt, alle Neuerungen geschehen und müssen geschehen in allmählichen Uebergängen. Aber die Doppelvorführung des Kindes wird nach Giotto vermieden. Es wird von Marias Armen gehalten, ruht in deren Schoß

Raffael, Die Anbetung der Könige Rom, Vatikan

oder auch auf dem Boden, die beiden Frauen jedoch nehmen mit ihrer Waschwanne und ihren Tüchern lediglich eine dienstbereite, zuwartende Stellung ein. Sie ordnen sich mit in die verehrenden Zuschauer ein, und während des fünfzehnten Jahrhunderts, des Quattrocento, haben sie die weitere Diskretion, aus der Darstellung völlig zu verschwinden.

Von Giotto besitzen wir aber noch ein Unikum von ganz besonderem Interesse für unsern Gegenstand. Das ist die Schilderung einer zeitgenössischen, resp. ums Jahr 1200 gedachten Weihnachtsfeier in Italien. Sie liegt vor in Giottos gleichfalls zu Assisi in der Kirche gemalten Freske: wie der Heilige dieser Kirche, Franziskus, in dem Orte Greccio das Geburtsfest des Herrn begeht (Abb. a. S. 253). Die Feiernden haben eine Art lebendes Bild geschaffen, nämlich eine Krippe aufgestellt und Ochs und Esel herbeigeführt, die man ganz klein im Vordergrunde erblickt. Lichter brennen, denn als die Zeit des heiligen Ereignisses gilt allgemein die Mitternacht, und die religiöse Feier findet daher in dieser Stunde statt. Ueber der Krippe hält der Heilige die Messe ab, laut erschallt der Lobgesang der an ihren Tonsuren kenntlichen Jünger des liebenswürdigen Ordensstifters und Heiligen. So weit ist es ganz die zeitgenössische Weihnachtsfeier mit der aufgestellten Krippe, was geschildert ist. Hier kommt nun aber noch das Wunder hinzu, das ein anwesender frommverzückter Laie, Giovanni di Greccio, beobachtet und berichtet hat: in der Krippe erscheint plötzlich während der Messe die leibliche Gestalt des Christuskindes, und Franziskus, der es gleichfalls wahrnimmt, schließt, sich herabbeugend und von Ehrfurcht durschschauert, den Heiland der Welt in seine Arme.

Was die Skulptur anlangt, so haben wir nun auch bei Giovanni Pisano (ca. 1250—1328) die anteilnehmende Bewegung der Maria, während die älteren Mitglieder der Familie nur die hoheitsvoll ausruhende Frau gezeigt hatten. Auch bei den jüngeren Bildhauern, italienischen wie deutschen, hält sich die Plastik in Uebereinstimmung mit der Malerei.

Denn wir können weiterhin zwei Hauptrichtungen unterscheiden, worin sich die Schilderung der Geburt Christi seitens der von Giotto eingeleiteten Renaissance bewegt und ausbildet. Die einen Künstler wollen vor allen Dingen erzählen, sie schwelgen in der Fülle des Dargestellten. Die andern verfolgen das vornehmere Ziel der harmonischen Vereinfachung, der Konzentration und Verinnerlichung. Als Beispiel für letztere Art sei die Darstellung Fra Angelicos in dem von ihm ausgemalten Kloster San Marco zu Florenz genannt (s. S. 254). Die ganze demutvolle Andacht und herzenseinfache Innigkeit, die in diesem Dominikanermönche von Fiesole, dem Manne des beginnenden fünfzehnten Jahrhunderts, wohnt, gelangt in dem kompositionell fein abgewogenen Bilde zum unmittelbarsten Ausdruck. Und dann sei etwa noch Perugino (1446 bis 1524), der Lehrmeister Raffaels, genannt (s. S. 255), dessen liebe Art eines Kommentars gleichfalls nicht bedarf.

Auf der andern Seite die Erzähler. Aber eines bleibt ihnen nun mit Fra Angelico gemeinsam: die geistige Einheitlichkeit in der Hauptgruppe. Der halb verdrossen für sich hockende Joseph des Mittelalters kommt nur noch ganz ausnahmsweise vor; die Regel ist, daß er sich anbetend zu Maria gesellt. Hauptgedanke des Bildes ist durchaus diese Verehrung des Kindes geworden, womit letzteres viel eindrucksvoller als in den mittelalterlichen Szenen zum Mittelpunkt des Ganzen wird. Darum auch wird es von der Krippe gelöst und frei sichtbar auf den Boden gelegt, nicht ohne daß ihm sorglich eine Bahn des mütterlichen Mantels oder ein besonderes Gewandstück untergebreitet sind. Verschwunden sind die Windeln und Wickeln; die Freude der Renaissance an der Darstellung des Körperlichen führt uns den nackten Putto mit mehr oder minder natürlichen Bewegungen vor.

So ist der Wochenstubencharakter der Szene in seinen letzten Resten beseitigt; der Kulturhistoriker, der ihn sucht, möge sich an den Schilderungen der Geburt Mariä entschädigen, wie ihn Ghirlandajo, Andrea del Sarto oder der kölnische Meister des Marienlebens liebevoll erhalten und ausgestattet haben.

Zu der Prachtentfaltung, die die quattrocentistischen Erzähler lieben, war nun die Höhle oder der Stall von Bethlehem nicht ganz der geeignete Ort. Aber man wußte sich zu helfen. So eröffnet uns Signorelli (1441 bis 1523) einen aus halber Kenntnis phantasievoll gestalteten Ausblick von Bethlehem auf das unferne, „hochgebaute" Jerusalem (S. d. Abb. a. S. 257). Kulturgeschichtlich bemerkenswert ist der Hirte mit dem Dudelsack, der in der Felsöffnung zur Rechten sitzt; wir werden diesem heute fast verschollenen oder für spezifisch „schottisch" erachteten Hirteninstrument aus dem Ziegenbalg auch auf einem deutschen Gemälde noch wieder begegnen. Domenico Ghirlandajo (1449 bis 1494) muß zwar auch die Dürftigkeit des Stadels von Bethlehem respektieren, und er tut es durch ein verkommenes Bretterdach, aber er setzt dieses auf schön kannelierte Renaissancepfeiler (S. d. Abb. a. S. 259). Und den beiden von dem Vorgange unzertrennlichen Tierfiguren, Ochse und Esel, gibt er zum Trog einen jener schönen antiken Sarkophage, wie man sie in Italien überall massenhaft hatte und, statt sie schon in Museen zu tun, tatsächlich gern als Brunnenbecken, als Stallkrippen und derlei benutzte. Wenn nun ferner bei Maria und Joseph ebensowenig Kleiderstaat zu machen war wie bei den Hirten, so fanden die Künstler doch einen Ausweg: auch bei Ghirlandajo öffnet sich der Blick in die Landschaft des heiligen Landes, so wie die italienische Phantasie sich dieses dachte, und auf dem Felswege von Osten her, durch einen schönen Portikus hindurch, rückt bereits der Zug der Weisen aus dem Morgenlande, der heiligen drei Könige, mit Rossen und Waffenträgern und Dienern, mit schimmernden Brokatgewändern und edeln Weihnachtsgeschenken stattlich und prunkvoll heran. Vollends in den vielgemalten „Anbetungen der heiligen drei Könige", die aber aus unserm Thema hinausführen, zieht diese ganze Pracht in den Vordergrund ein. Durch sie erhalten die Künstler die Gelegenheit, in allem Geschmack und Reichtum ihres Zeitalters zu schwelgen und die staunenden Beschauer dieser Altargemälde, die einfachen Leute der Gemeinden, auf dem psychologischen Wege einer mehr kleinbürgerlich-naiven Bewunderung als der religiösen Vertiefung zu erfüllen mit der Herrlichkeit

Die Geburt Chriſti

Nach dem Gemälde von Luca Signorelli (London, Nationalgalerie)

des von so großen und reichen Königen angebeteten Christuskindes.

Die florentinische und römische Hochrenaissance auf ihrer geistig und künstlerisch vollendeten Stufe hat dieses religiöse Prunken mit irdischem Reichtum endgültig überwunden und durch die innere Erhabenheit der Vorgänge ersetzt. Anderseits wird um diese Zeit der Stoffkreis der Malerei beträchtlich und namentlich nach der weltlichen Seite hin erweitert. Gerade Raffael hat seine höchste Kraft auf die gewaltigen historisch-theosophischen Fresken in den Gemächern des Vatikans gewendet. Aber auch bei seinen lieblich-frommen Schilderungen der Madonna mit ihrem Kinde, also bei denjenigen seiner Gemälde, womit er von unsern Herzen für alle Zeiten Besitz genommen hat, ist er der Darstellung der heiligen Nacht aus dem Wege gegangen, bis auf ein allenfalls zu nennendes Bild in den vatikanischen Loggien (s. S. 255), das ihn doch nicht selb-

Antonio Rossellino — Geburt Christi
Neapel, Kirche zu Monte Oliveto

ständig und vollständig vertritt. Das Thema der heiligen Nacht an sich bleibt darum doch auch nach Raffael erhalten. Die Venezianer haben es mit ihrer ganzen Freude an leuchtender Farbe und anmutig-schöner, bewußter Menschlichkeit gemalt. Und anderseits bot sich just die Geburtsszene Christi in allererster Linie dar, als in der nachraffaelischen Periode die Künstler sich, wenn sie noch etwas Neues erschließen wollten, auf die noch unangerührten Probleme des Lichtes und der Beleuchtung gewiesen fanden, weil nunmehr auf dem Gebiete der edelharmonischen Komposition, des seelischen Ausdrucks und der schönen Inhaltsvertiefung nichts mehr zu erobern übrig geblieben war. Eben aus solcher Absicht nahm man mit Bewußtsein wieder auf, woran schon Fra Angelico und andre, aber nur ganz nebenbei, gedacht hatten: das himmlische Kind, dessen Menschwerdung die Welt erleuchtete, zur Lichtquelle des

Palma Vecchio, Anbetung der Könige — Petersburg, Eremitage

Domenico Ghirlandajo, Anbetung der Könige — Florenz, Akademie

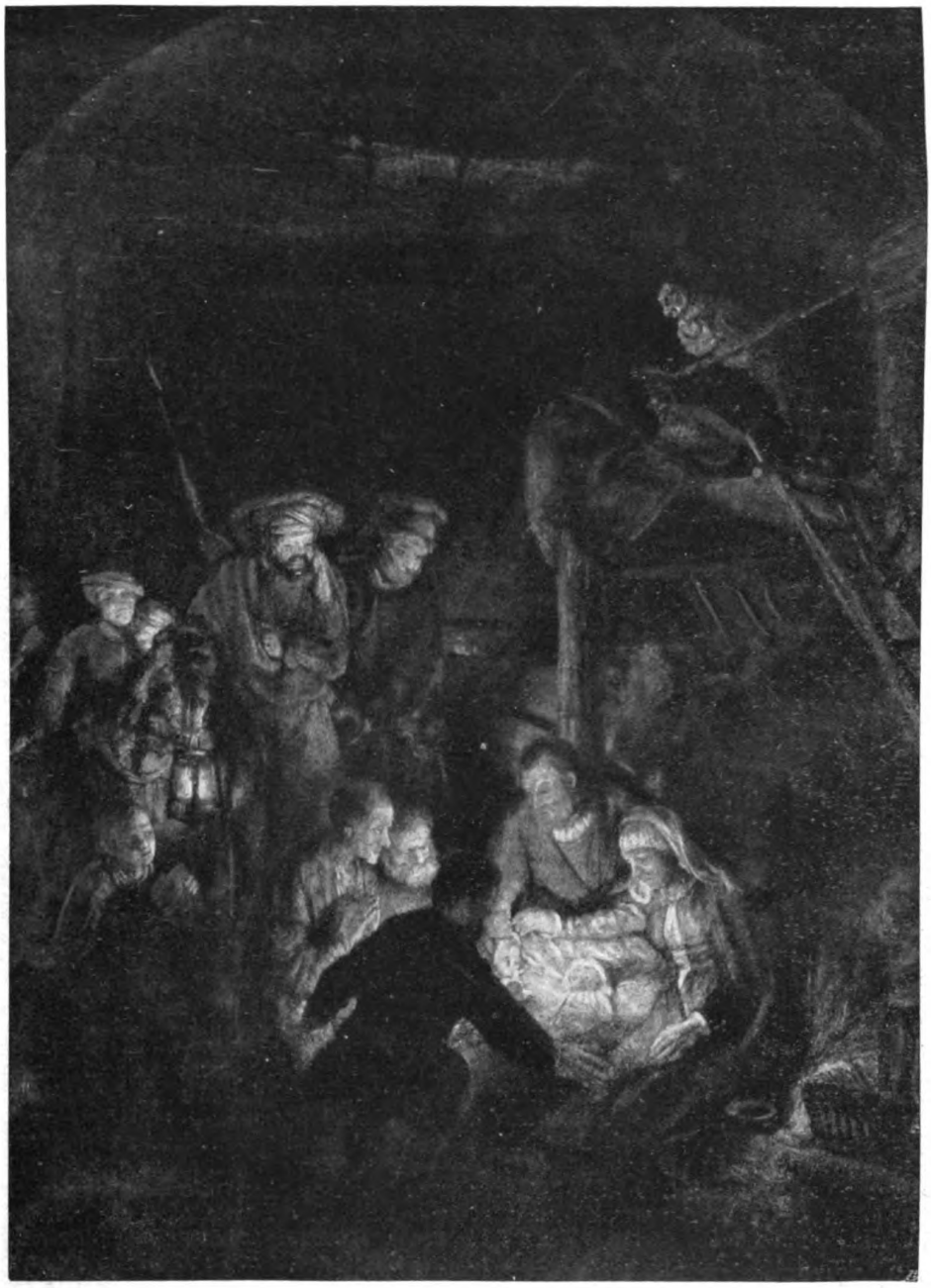
Gemäldes zu machen. Die Meiſterſchaft, wie Correggio mit dem vom Kinde ausgehenden Glanze nicht nur die unmittelbar nahe Mutter, ſondern auch die Hirten und Engel überflutet und die Wirkung des wunderſamen mächtigen Schimmers erſt in der umgebenden Nacht da draußen auszittern läßt, das iſt es, was den Weltruhm ſeiner Heiligen Nacht (Dresdener Galerie) ausmacht. Auf die gleiche Weiſe haben ſowohl anderweitige Cinquecentiſten Italiens wie die Spanier des ſiebzehnten Jahrhunderts, voran Velasquez und Murillo, den Beleuchtungseffekt zur vertieften Stimmungsgebung verwendet.

Fragen wir, wie die germaniſche Malerei diesſeits der Alpen ſich mit unſerm Weihnachtsbilde abgefunden hat, ſo ſpringt auch von dieſer Seite her der enge Zuſammenhang der ganzen älteren Kunſt, ihre internationale Einheitlichkeit in die Augen, die ſich keineswegs ja nur auf die gemeinſamen chriſtlich-religiöſen Auffaſſungen und Aufgaben ſtützt. In den mittelalterlich-deutſchen Schilderungen der heiligen Nacht macht ſich zwar gegenüber den Mittelmeerländern die etwas abweichende Täglichkeit geltend, worin unſre Vorfahren lebten. Wir haben mehr Holzbau, wo die Italiener Stein haben, haben Korbflechtwerk anſtatt des antiken Sarkophags, woraus bei jenen der Ochs und Eſel ihr Heu zupfen; anſtatt in bronzener Wanne wird das Chriſtuskind in einem biederen Holzbottich gebadet und ſchließlich wohl in eine deutſche Gängelwiege gelegt. Aber ſonſt, in den Grundzügen, iſt alles dasſelbe, und bei dem regen Kulturaustauſch zwiſchen Italien und Deutſchland, der ganz voran auf der „Pfaffengaſſe“ des Rheins ſtattfand und ſich bis in die Niederlande erſtreckte, hat man diesſeits der Alpen auch mit jenſeits aufkommenden Neuerungen gleichen Schritt gehalten. Die Darſtellungen der heiligen Nacht durch die große altniederländiſche Kunſt um 1500,

in den reichen, blühenden Städtelanden Flandern und Brabant, weichen im Vortrag des Stoffes kaum von den Italienern ab. Die immerhin bemerkbaren Unterschiede erstrecken sich auf die veränderten Rassegesichter der Menschen, die bedächtige niederdeutsche Germanen sind und deren trotz aller Innigkeit unverkennbare persönliche Zurückhaltung einerseits die lebhafte Gestikulation der Romanen ausschließt, andrerseits sich aber auch nicht ganz mit deren zeremoniöser Grandezza deckt. Natürlich haben wir Schulunterschiede und solche der Technik; die altniederländische Kunst ist namentlich, von Anfang an, von den van Eycks her, viel minutiöser, weil sie durch die mikroskopisch feine Miniaturmalerei erzogen war. Und dann ist der Germane stets der Denker und Logiker gegenüber dem leicht durch die Erscheinung an sich, durch das Auge befriedigten Italiener. Der Italiener malt ein schönes Weib und hält ihre Schönheit für Motivierung genug; der Germane gibt ihr noch einen Spiegel und nennt's „Eitelkeit", weil er nach einer stofflichen Begründung seiner Darstellung sucht. Diese stete germanische Mitarbeit des Gedanklichen finden wir außer bei den Altniederländern, und sogar noch deutlicher, in den Malerschulen Deutschlands (im engeren, heutigen Sinn) auch dann, wenn sie die Bethlehemszene darstellen. Stoffliche Erfindungsgabe waltet hier umfänglicher als bei den Italienern, die, von Ausnahmen und gelegentlichen Neuerungen abgesehen, den gleichen herkömmlichen Vorgang schildern und ihn nur durch die künstlerische Sonderart des betreffenden Malers variieren. Daher die auf deutscher Seite relativ größere Mannigfaltigkeit und geistige Unabhängigkeit. Sie tritt uns schon in einem Kölner Werke aus dem ausgehenden 14. Jahrhundert entgegen, das mit unter dem Sammelnamen des „Meisters Wilhelm" geht und, abgesehen von dem bereits erwähnten Hirten mit dem Dudelsack, in ganz ungewöhnlicher Weise Maria und Joseph als diejenigen zeigt, die das Kind baden. Sie bleibt auch, als die niederländischen Kunsteinflüsse auf dem Wege über Köln das übrige Deutschland erfassen und mächtig dazu helfen, dessen Malerei auf die Höhe der deutschen Renaissance zu führen.

Gerade im Gedankenreichtum, in der Unerschöpflichkeit der Erfindung kommt niemand Albrecht Dürer gleich. Niemand überhaupt kann wesensdeutscher sein als dieser Nürnberger Meister mit der Grundtüchtigkeit seiner ganzen Veranlagung,

Hugo van der Goes, Anbetung der Könige — Florenz, Uffizien



Die Anbetung der Hirten

Nach dem Gemälde von Rembrandt (Münchener Pinakothek)

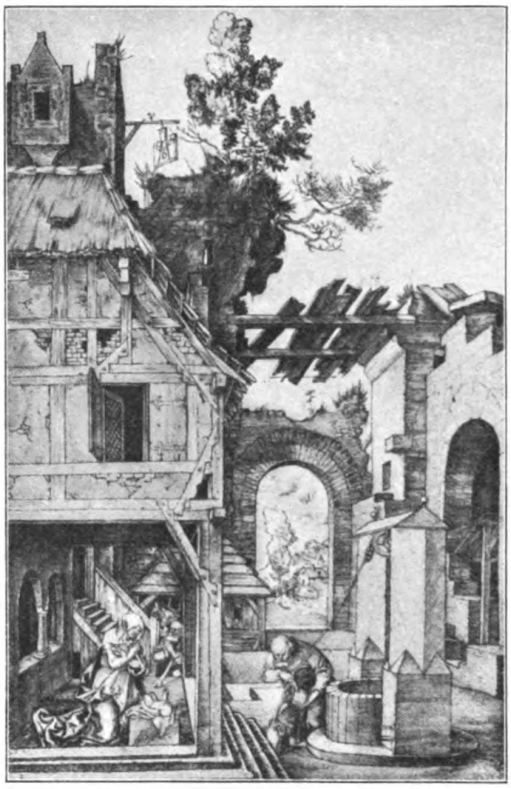
Probe-Abbildung aus dem Rembrandt-Bande der „Klassiker der Kunst“ (s. S. 304)

Stephan Lochner, Anbetung der Könige Köln, Dom

der Innigkeit seiner Auffassung und nicht zuletzt mit seinem die freie Bahn erst eröffnenden poetischen Landschaftssinn. Konnte Dürer diesen bei dem Thema der Geburt Christi weniger betätigen — um so weniger, als er den Hergang konzentrieren und ihn nicht in der Art der schilderungsfrohen italienischen Quattrocentisten räumlich zerflattern lassen wollte —, so fühlt sich Dürer überhaupt in der Malerei, bei aller Höhe des hier Erreichten, doch nicht derartig frei und überlegen, wie dies im Kupferstich und Holzschnitt bei ihm der Fall ist. Und so hat er gerade in einem Kupferstich die anmutigste Geburt Christi geschaffen (s. d. Abb. a. S. 262). Die Szenerie ist eine etwas herabgekommene Herberge unmittelbar an zerbrochener Stadtmauer. Sie hat eine offene Laube im Erdgeschoß, das auch den Stall (für Esel und Ochs) enthält, wie man ähnliches noch jetzt in mainischen und andern fränkischen Gegenden zu sehen vermag. In der offenen Laube herbergt Maria mit dem Kinde; Joseph aber, worauf kein Italiener verfallen wäre, ist sorglich-hausväterlich beschäftigt, vom Ziehbrunnen im Hofe Wasser zu holen. Alles traulich-bürgerlich, nichts von Engeln; selbst die Hirten sind nur durch eine bescheiden im Hintergrunde, beim Stall, zurückbleibende Gestalt vertreten. Mit Recht ist von dieser Schöpfung einmal gesagt worden, daß kaum eine Darstellung so unmittelbar wie diese aus der Dürerschen Zeit hinüberleite zu Ludwig Richters Art.

Im Gegensatz zu solcher ganz ins Schlichte und Heimische gewendeten Auffassung, die Dürer auch bei seinem jetzt in München befindlichen „Paumgärtnerschen" Altargemälde nicht verläßt, steht die mächtige italienische Hochrenaissancearchitektur, wohinein ein Gemälde in der Universitätskapelle des Freiburger Münsters die Geburt Christi mit den anbetenden Eltern und Hirten verlegt (s. d. Abb. a. S. 263). In bemerkenswerter Weise geht hier das Licht schon von dem auf weißem Laken liegenden Kinde aus. Die Urheberschaft des Gemäldes ist neuerdings in Erörterung gezogen worden, doch wird daran festzuhalten sein, daß Hans Holbein d. J. es in der Zeit nach seiner oberitalienischen Reise, um 1521, geschaffen und nur einen Teil der Fertigstellung seinem älteren Bruder Ambrosius überlassen hat.

Mit seiner ganzen Sturmgewalt, die er in den herbeieilenden Hirten lebendig macht, schildert der Vlame P. P. Rubens auch die heilige Nacht, während man bei Rembrandt, dem Niederländer der protestantischen Nordstaaten, die Correggioschen Lichtprobleme mit unerreichter Kunst des Helldunkel behandelt findet (s. d. Einschaltbild d. H.). Nur das Gemälde selber, das die Münchener Pinakothek bewahrt, kann allerdings die volle Wirkung der Meisterschaft erkennen lassen, womit der Künstler das von dem Kinde ausgehende göttliche Licht in die Finsternis hineinleuchten läßt und der ganzen Nachtszene ein feierlich-geheimnisvolles Leben gibt.



Albrecht Dürer, Weihnacht

Mit Dürer und Holbein hatte die deutsche Malerei ihren Höhepunkt erreicht, um dann sehr bald noch rascher und noch vollständiger als diejenige Italiens zu verflauen und herunterzukommen. Die Jahrhunderte der neueren deutschen Geschichte haben Geisteskämpfe gewaltigster Art durchzukämpfen gehabt, aber nicht Evolutionen der Kunst zu vollziehen. Auch das suchende Wiederzurückgehen auf die klassische Renaissance, das am Anfang des 19. Jahrhunderts durch P. Cornelius und die Nazarener geschah, brachte noch keine selbständige Neuerhebung. Als dann jedoch später, in der heute jüngst zurückliegenden Generation, wieder einmal der Sturm und Drang ehrlichen naturalistischen Vonvornbeginnens die Kunst ergriff, da ist hiervon auch das religiöse Weihnachtsbild nicht übergangen worden, und namentlich ist es allbekannt, wie Fritz v. Uhde neben andern heiligen Szenen die Geburt Christi unter moderne arme Leute verlegt hat. Etwas Nachdenkliches, eine Art bewußter oder unbeabsichtigter religiöser Idee liegt in seinem Verfahren unzweifelhaft. Andrerseits lassen sich aber wieder logische Einwände erheben. Die einstigen Menschen des 15. und 16. Jahrhunderts, für die man mit damals moderner und heimischer Umgebung die Szene von Bethlehem malte, respektive im Schwarzweißbild zeigte, ahnten noch nichts von

Oberrhein. Meister, Schnitzaltar Freiburg i. Br., Münster

Michael Pacher, Schnitzaltar München, Nationalmuseum

Kostümgeschichte und Kulturwandel; ihnen war das Bild desto natürlicher und vertrauter, je weniger fremdartig es erschien. Heute dagegen hat der Ungelehrteste eine Vorstellung von dem historischen Abstand Christi und von Palästina. Außerdem ist er nun einmal gewöhnt, die Kostüme der heiligen Personen zwar nicht in der wirklichen Originalität, wohl aber so zu sehen, wie sie vor und seit Raffael traditionell immer wieder gemalt worden sind. So wird dem Heutigen die Weihnachtszene eher erst ins Fremdartige und Unbehagliche verkehrt, wenn man ihn zwingen will, sie als etwas mitzuerleben, das sich soeben im modernen Nachbarhause begibt; der Zweck, sie uns „näher zu rücken", wird, vorläufig wenigstens, nicht erreicht.

Uebrigens ist alles schon dagewesen, wie Ben Akiba sagt. Im 16. Jahrhundert hat Pieter Breughel der Aeltere etliche Szenen von Bethlehem, Schatzung und Kindermord, mit spielender Absicht zwischen die kahlen Obstbäume und die Backsteinhäuser eines tief verschneiten flandrischen Dorfes verlegt. Mit diesen (im Brüsseler Museum befindlichen) Gemälden hat schon der alte vlämische Meister das Konsequenteste an Modernisierung von Vorgang und Menschen aus der biblischen Geschichte geleistet, was bis auf den heutigen Tag überhaupt gewagt worden ist.

Hans Holbein d. J., Geburt Christi und Anbetung der Könige — Freiburg i. Br., Universitätskapelle im Münster

Weihnacht

Nun prangt herein der heil'ge Abend,
Geſchmückt, entflammt ſteht mancher Baum.
Der heil'ge Chriſt macht, hold begabend,
Mit Glanz und Duft die Herzen labend,
Zur Wahrheit frommer Kinder Traum.

Die Alten ſchauen zu und ſonnen
Sich in dem ſel'gen Wunderglück.
Sie trinken aus dem Märchenbronnen
Der eignen Jugend Himmelswonnen;
Nach Eden ging ihr Weg zurück.

Mir aber lächelt keine Feier.
Wie taugte ſie in mein Gemach!
Kalt weht herein der Dämmrung Schleier,
Begraben liegt die goldne Leier,
Wie dort der Schnee begrub das Dach.

Hart treibt der Wanduhr lautes Ticken
Mein Sinnen in ein ödes Nichts.
Kein Gottesſternlein läßt ſich blicken,
Mir iſt's, als zög' mit Todesſtricken
Mich alles fort vom Quell des Lichts.

Der Weihnachtsglaube? Eitles Wähnen!
Was hielt der Kindheitstraum dem Mann?
Was frommen Reu' und Sehnſuchtstränen,
Wenn Schuldabgründe mich umgähnen,
Der Zweifel mich zum Raub gewann?

Ha! Ködert Narren mit den Brocken
Verbrauchter Schwärmerphantaſie.
Ihr könnt den Wiſſenden nicht locken,
Und zögt ihr tauſend Weihnachtsglocken,
Mich zwingt kein Ton zur Krippe. Nie!

Doch horch! Was taſtet auf der Stiege?
Nun pocht's behende an die Tür,
Und ſchon zu zärtlichſtem Geſchmiege
Stürmt's an die Bruſt im ſichern Siege! —
Gemach! Du tolle Ungebühr!

Doch die ruft: „Ohm, wie haſt du's dunkel!
Hu! Warum biſt du ſo allein?
Treibſt mit Geſpenſtern du Gemunkel?
Komm mit zum Weihnachtsbaumgefunkel!
Wir alle, alle harren dein!"

Und ich, ich gebe mich gefangen —
Wie kam der Schwachheit ſolche Macht? —
Bin ſtille mit dem Kind gegangen,
Und in mein einſam Herz mit Prangen
Zog ein der Glanz der heil'gen Nacht.

Ernſt Willich

Weihnachten. Nach dem Gemälde von Graf Leopold von Kalckreuth

1. Saccolabium Giganteum
2. Oncidium Ampliatum Majus
3. Odontoglossum Humeanum
4. Laelia Harpophylla
5. Lycaste Skinneri und Alba
6. Oncidium Jonesianum Phaeanthum
7. Maxillaria Sanderiana

Heimische und fremdländische Orchideen

(Mit Abbildungen nach Aquarellen von **Chr. Dotteler**)

Orchideen sind die Modeblumen und Luxuspflanzen der Gegenwart. Durch die Seltsamkeit ihrer Blütenformen, die funkelnde Farbenpracht und den süßen Wohlgeruch verdienen sie auch vollauf die Bevorzugung, die sie genießen. Hier begegnet sich einmal die Mode mit wirklicher Schönheit. Aber es gibt kaum eine Pflanzenfamilie, über die irrtümlichere Auffassungen herrschen. Wer weiß etwas von unsern heimischen Orchideen? Ja, es ist kein Scherz, auch auf deutschem Boden grünen und blühen Orchideen. Und sie sind nicht weniger anziehend in ihrer ganzen Eigenart und ihren wechselnden Lebensbedingungen als ihre fremdländischen Verwandten.

Auf den Mooren Norddeutschlands, in den Buchenwäldern Schleswig-Holsteins, den Fichtenwäldern Pommerns, der Mark und der Lausitz, auf den Wiesen der Niederungen, auf den Matten und Gehängen Thüringens, des Harzes und des Erzgebirges, überall werden Orchideen angetroffen. Sie steigen sogar das Hochgebirge hinauf und bewohnen noch die grasigen Hochtriften der Alpen und ihrer Ausläufer. Zumeist wachsen sie nicht gesellig, nur im Mittel- und Hochgebirge trifft man sie mitunter so zahlreich, daß durch ihre leuchtenden Blumen in roten und gelblich-weißen Farben die grüne Grasnarbe in einen bunten Teppich verwandelt erscheint. Der Blütenreichtum wechselt übrigens in den einzelnen Jahren recht beträchtlich. Zuweilen muß man nach blühenden Orchideen aufmerksam suchen, dann wieder blüht und blinkt es allerwegen, so daß man von wirklichen Orchideenjahren reden kann.

Man zählt in Deutschland 55 Hauptarten. Ist auch eine Reihe von ihnen, wie die Hundswurz, das rote Waldvögelein und die Saleporchis, mit prunkenden Farben geschmückt, so ist es doch mehr der zarte Schmelz, der bei der falben Orchis sogar mit demjenigen tropischer Alpenrosen wetteifern kann, und die eigentümliche Form der Blüten, die unsern Orchideen den fesselndsten Reiz verleihen. Im allgemeinen gleicht die Einzelblüte einem Helm. Am bemerkenswertesten ist jenes Blütenblatt, das gewöhnlich nach abwärts gewendet ist und nach unten am weitesten hervorragt und, wie schon angedeutet, wegen seiner Gestalt als Lippe bezeichnet wird. Jedoch hat es verschiedentlich

Ophrys Aranifera

auch die Form einer Zunge, eines Kahnes oder eines Schuhes. Die Lippe dient den Insekten, die die Orchideen ihres Honigs willen besuchen, als Anflugsplatz. Die Hummeln suchen auf die Saleporchis, die Wiesenorchis, den Kriechstendel, die Bienen den Frauenschuh, die weiße Sumpfwurz, die Wespen die grüne Sumpfwurz, Schlupfwespen und Käfer das Wiesenzweiblatt, die Fliegen die Fleckenorchis, die Nestwurz und die Fliegenorchis, Nachtfalter die kleine Stendelwurz und die große Nacktdrüse. Bei dem Aufspüren des Honigs beladen sich die Insekten mit dem Blütenstaub der einen Blüte, den sie dann bei der Absuchung der andern Blüte auf deren Narbe übertragen. Gerade unsre heimischen Orchideen zeigen Einrichtungen von wunderbarer Vollendung, um die Beladung der Insekten mit dem Blütenstaub und seine Uebertragung zu bewirken. Es seien nur einige der interessantesten Beispiele davon angeführt. Die Lippe unsers Frauenschuhs gleicht einem Holzschuh mit einer weit hinaufreichenden Kappe für die Zehen und den Fußrücken. Von dem Hackenteil dieses Holzschuhs wölbt sich eine breite, schildförmige und purpurgefleckte Platte in die Höhlung des Schuhs hinein. Diese Platte trägt unten an ihrer Spitze

Cattleya Citrina

Laelio-Cattleya Honble. Mrs. Astor

die Narbe und weiter hinten an der rechten und linken Seite je ein Blütenstaubkölbchen. Es werden auf diese Weise drei Oeffnungen hergestellt. Die eine, und zwar die größere, befindet sich oben zwischen dem Rand der Schuhkappe und der von hinten vorspringenden Platte, die beiden andern kleineren dagegen liegen rechts und links von der Platte zwischen ihrer Ansatzstelle und dem Hackenteil des Schuhs. Auf dem Boden der Schuhhöhlung stehen saftefüllte und winzige, Nektartröpfchen ausscheidende Haare. Die Besucher der Frauenschuhblüten sind eine kleine Bienenart. Wollen die Bienchen zu den saftreichen Haaren gelangen, um sie auszusaugen, so kriechen sie durch die obere und größere Oeffnung in die Schuhhöhlung. Haben sie die Haare ausgesaugt und trachten sie danach, die Höhlung wieder zu verlassen, so ist für sie jetzt die obere, große Oeffnung nicht passierbar. Denn die inneren Seiten der Wände der Schuhhöhlung sind sehr glatt und ihre Ränder etwas nach einwärts gebogen. Es bleibt ihnen daher nichts andres übrig, als unter der Spitze der Platte und der Narbe hindurchzukriechen und durch eine der beiden hinteren seitlichen Oeffnungen einen Ausweg zu suchen. Während sie sich durch die eine dieser kleinen Oeffnungen hindurchzwängen, streifen sie je nachdem mit der rechten oder linken Schulter ein Blütenstaubkölbchen und beladen sich dabei mit dem klebrigen Blütenstaub. Bei der nächsten Blüte, der sie einen Besuch abstatten, wiederholt sich der ganze Vorgang. Wollen die Bienchen diese Blüte verlassen, so müssen sie auch hier zuerst unter der Narbe hinwegkriechen und streifen dabei den auf der Schulter haftenden Blütenstaub der ersten Blüte an der Narbe dieser zweiten Blüte ab.

1. Cattleya Dowiana Var. Chrysotoxa — 2. Laelia Hybrida Behrensiana — 3. Dendrobium Hybridum Chassiope — 4. Cymbidium Hyb. Winnianum — 5. Hybrid. Masdevallias Courtauldiana — 6. Laelia Grandis — 7. Selenipedium (Hybridum) Weidlichianum — 8. Oncidium Tigrinum — 9. Cattleya Warschewiczii

Die grüne Sumpfwurz besitzt eine andre, aber ebenso sinnreiche Einrichtung. Ihre Besucherinnen sind Wespen. Die Lippe der grünen Sumpfwurz ist in ihrem oberen Teile beckenförmig vertieft und birgt dort reichlichen Honig. Ueber der Ansatzstelle der Lippe liegt die viereckige Narbe, über dieser eine Warze, die eine vogelleimartige, klebrige Masse aussondert, und über dieser Warze und an ihren Fußenden mit ihr verbunden stehen zwei Blütenstaubkölbchen. Die herbeigeflogene Wespe leckt das

Cattleya Granulosa Var. Schofieldiana Selenipedium Hyb. Nitidissimum

honighaltige Becken der Lippe von unten nach oben aus, drückt dabei auch die Stirn auf die Klebscheibe der Warze, die nun sogleich auf der Stirn der Wespe festklebt. Bei der Hebung des Kopfes reißt die Wespe die beiden an der Klebscheibe ansitzenden Blütenstaubkölbchen aus der Blüte heraus, und wenn sie jetzt davonfliegt, so hat sie auf dem Kopf in Gestalt der beiden Staubkölbchen zwei kleine Hörner stehen. Diese Hörnchen stehen zunächst noch aufrecht. In den nächsten Minuten indessen biegen sich die Blütenstaubhörnchen nach vorn gegen die Mundwerkzeuge der Wespe herab. Wenn jetzt die Wespe auf der nächsten Blüte wiederum deren Lippe von unten nach oben nach Honig absucht, so berührt das Insekt mit den beiden Blütenstaubwülsten die Narbe und läßt auf ihr den Blütenstaub zurück. Das so zweckmäßige und wunderbare Herabbiegen der Staubkölbchen kommt auch bei den Nacktdrüsen und den Stendelwurzarten vor. Die Blütenstaubvermittler sind hier Falter. Sie müssen sich so weit in den Dienst ihrer Lieblingsblüten stellen, daß zeitweilig ihr Sehvermögen beeinträchtigt wird. Wollen die Falter den Honig aus dem langen Sporn der Lippen dieser Blüten aussaugen, so müssen sie den Kopf unter den beiden Staubkölbchen hinwegführen und zugleich die dort befindlichen Klebscheiben streifen. Die Kölbchen mit ihren Klebscheiben stehen hier weiter auseinander, so daß die Scheiben zum Teil auf den Augen der Falter festhaften. Ihr Sehvermögen wird demnach beschränkt. Sie gewinnen es erst vollständig wieder, wenn die Staubkölbchen auf den Narben der nächsten Blüte kleben bleiben und sich von den Augen abreißen. Bei dem Wiesenzweiblatt spielt sogar eine Explosion mit. Der Klebstoffbehälter wölbt sich hier blattartig über die Narbe, und auf dem Rücken des Blättchens sind zugleich die Staubkölbchen angebracht. Bei der leisesten Berührung explodiert der Klebstoffbehälter und stößt zwei sich zu einem Tropfen vereinigende Massen von Klebflüssigkeit aus, die sich an die Schlupfwespen und Käfer anklebt und die Staubkölbchen befestigt. Die Explosion geschieht so schnell, und die an der Luft erhärtende Flüssigkeit ist so klebrig, daß es schwer hält, den Klebstoffbehälter mit einer Nadel zu berühren, ohne die Staubkölbchen mit zu entfernen.

Die Blüten unsrer Orchideen zeichnen sich außerdem durch lange Dauerhaftigkeit aus. Sie bleiben wochenlang frisch und welken auch abgeschnitten nur sehr langsam. Der Same ist staubförmig klein. Ein Samenkörnchen der Fliegennacktdrüse wiegt 0,000008 und dasjenige des Kriechstendels sogar nur 0,000002 Gramm.

Unsre heimischen Orchideen verdienen aber auch in andern Beziehungen eine eingehende Beachtung. So entwickeln die in den Sümpfen wachsenden Orchideen an den oberirdischen Teilen Brutknospen, die, wie schon ihr Name besagt, die Grundlage von jungem Nachwuchs abgeben. Bei der Torforchis

entstehen diese winzigen Brutknöspchen an der oberen Blattfläche und am Blattrande der grünen Laubblätter; sie sehen wie kurze Wimperhärchen aus. Wer es nicht weiß, daß diese Brutknöspchen Gebilde der Laubblätter sind, würde sie für Samenkörnchen halten, denn sie ähneln in ihrem feineren Bau dem Samen der Torforchis außerordentlich, indem sie aus einem gelbgrünen Kern bestehen, der von einem lockeren Säckchen umschlossen wird. Eine andre Sumpforchidee entwickelt aus dem untersten Gliede des Blütenstandes eine wirkliche kleine Luftknolle, ein Vorgang, der sonst nur den tropischen Luftorchideen eigentümlich ist. Die Bildung von Brutknospen und Luftknollen hat den Zweck, die Erhaltung der Art zu fördern. Die sumpfliebenden Orchideen sind sehr klein und werden leicht vom Sumpfmoos überwuchert. Durch die Ueberwucherung wird dann der Insektenbesuch erschwert und damit die Entstehung des Samens gehemmt, wenn nicht völlig verhindert. Das Ausbleiben der Samenbildung wird ersetzt durch die Brutknospen und

1. Epipogium Aphyllum — 2. Cypripedium Calceolus — 3. Orchis Latifolia — 4. Ophris Musifera — 5. Nigritella Angustifolia

Epidendrum Arto-Purpureum Var. Randianum

Luftknollen. Sie lösen sich ab, fallen zu Boden, keimen und wachsen zu neuen Pflanzen heran.

Wir haben in unsrer Heimat nur Erdorchideen. So merkwürdig die Ernährung der tropischen Luftorchideen ist, die mit ihren Luftwurzeln aus der Atmosphäre Wasserdampf und Nährgase aufsaugen, so merkwürdig sind doch auch in ihren Ernährungsverhältnissen einige der bei uns verbreiteten Orchideen, so daß sie einen Vergleich mit ihren tropischen Verwandten sehr wohl aushalten. Zu diesen unsern Ernährungssonderlingen gehört in erster Linie die Korallenwurz und das Ohneblatt. Man kann sie als wurzellose Pflanzen bezeichnen, insofern wenigstens, als sie keine Wurzelhärchen, die die Nährstoffe aus dem Boden aufnehmen, besitzen. Diese im schwarzbraunen Waldhumus stehenden Orchideen endigen nach unten in einen Wurzelstock. Bei der Korallenwurz gehen vom Wurzelstock blaßbraune, breit gepreßte und lappenförmige Verzweigungen aus, die sich untereinander verschränken und in ihrer Gesamtheit an einen Korallenstock erinnern. Ganz ähnlich sind auch die unterirdischen Teile des Ohneblatts gestaltet, nur daß von ihnen noch längere Fadensprossen auslaufen, die an ihren Enden knollig anschwellen. Die Ernährung dieser Pflanzen übernehmen nun verschiedene Gattungen von im Waldhumus gedeihenden Kleinpilzen. Die

Laelia Autumnalis Xanthotropis

Kleinpilze siedeln sich zuerst auf der Oberfläche der unterirdischen Teile an, wuchern dann in die Oberhautzellen hinein, entwickeln sich hier zu förmlichen Nestern und Knäueln, werden aber dann von dem flüssigen Zellinhalt ausgesogen und ihrer Eiweißstoffe, an denen sie sehr reich sind, beraubt. Die Eiweißstoffe finden im Haushalt der Pflanzen Verwendung. Man kann daher diese Orchideen Pilzfresser nennen. Sie sind auf den Wiederersatz der verdauten Kleinpilze zur Befriedigung ihrer Nahrungsbedürfnisse ebenso angewiesen wie die Spinne auf das Einfangen der Fliegen in ihrem Netz. Unsre heimischen Orchideen haben den Vorzug, daß sie sich ohne größere Schwierigkeiten im Garten ziehen lassen. Berücksichtigt man auch nur einigermaßen die besonderen Anforderungen, die die einzelnen Arten stellen, indem man den Kalkliebhabern eine leichte Kalkdüngung gibt und denen, die ihren natürlichen Standort auf schwerem Lehmboden haben, lehmige Erde unter den Gartenboden mischt, so gedeihen sie vortrefflich. Eine sonnige Lage vertragen auch diejenigen gut, die eigentlich im Waldesschatten wachsen. Dazu sind sie winterhart. Endlich blühen die verschiedenen Arten das ganze Jahr hindurch. Anfang Mai blüht die Saleporchis, Ende Mai die Helmorchis und die falbe Orchis, im Juni gelangen zur Blüte die Waldvögelein und der schwarzrote Stendel, im Juli die Hundswurz, im August Stendelwurzarten und im September die Schraubenorchis. Wer den Versuch macht, in seinem Garten ein Orchideenbeet anzulegen, wird an ihm Vergnügen und Freude erleben.

Die fremdländischen Orchideen sind im Gegensatz zu unsern heimischen vorwiegend Luftorchideen. Mit ihren von einer weißen Hülle umgebenen Luftwurzeln saugen diese Ueberpflanzen jedes Wassertröpfchen wie Löschpapier auf. Feuchtigkeit und Licht bestimmen ihren Wohnort.

Man kennt gegenwärtig 410 Gattungen mit gegen 10000 Arten. Die Gattung Odontoglossum und Masdevallia zählen 100 verschiedene Arten, Dendrobium und Oncidium je 300 und Epidendrum über 400 Arten. Die Hauptverbreitungsgebiete der Luftorchideen sind Süd- und Mittelamerika, sowie die südlicheren Teile Nordamerikas, mit Brasilien, Peru, Ecuador, Guayana und Mexiko, Südasien mit Ostindien, Birma, Java und China, und die Küstenstriche Westafrikas. Etwas mehr zurück tritt Polynesien und Australien. Von den in unsern Gewächshäusern am häufigsten gepflegten und zu den Blumen-

Odontoglossum Edwardii

arrangements am meisten verwendeten Orchideen entstammen die Gattungen Cattleya, Epidendrum und Oncidium: Brasilien, die Arten von Odontoglossum, Masdevallia und Stanhopea: Mexiko und Guatemala, während die Dendrobium- und Vandaarten Ostindien angehören. Schon diese kurze Uebersicht deutet an, daß die fremdländischen Orchideen nicht ausschließlich ein tropisches Klima erfordern, sondern daß sie auch in der gemäßigt wärmeren Zone gedeihen. Im Himalaja steigt eine Vandaart sogar bis zu dem Gürtel der Eichenwaldungen auf. Die feuchten, vom Urwald bedeckten Bergabhänge, wo die Luft beinahe vollständig mit Wasserdampf gesättigt ist, sind denn auch die Lieblingsstätten der Orchideen. Hier wachsen sie auf den Stämmen und in den Gabelungen der Zweige oder auf gestürztem Holz. Daneben breiten sie sich über Felsen aus und hängen an den Stirnflächen steiler Felsgründe herab. Keineswegs aber darf man glauben, daß man von der Ueppigkeit der Entwicklung und von der Farbenpracht und Formenfülle der Blüten auf Schritt und Tritt geblendet wird. Die Größe der einzelnen Orchideenarten schwankt vielmehr außerordentlich. Es gibt unter ihnen winzige, kriechende Stämmchen, die mit ihrer kleinen und flachen Beblätterung Moosen gleichen. Auf der andern Seite bilden die großen Grammatophyllumarten Borneos eine dichte Masse von drei Meter langen, laubreichen Schössen. Die Riesenvanda Birmas trägt mehr als einen Fuß lange, hängende Blütentrauben von gelbleuchtender Farbe Eine einzelne, von einem Baume losgelöste Pflanze macht eine schwere Manneslast aus. Der glänzende Prunk der in unsern Gewächshäusern gezogenen Orchideenarten erweckt in uns wiederum eine falsche Vorstellung über die Farbenpracht und den Blütenreichtum dieser Pflanzenfamilie. Viele tragen nur unansehnliche Blüten. Man führt diese Arten nicht ein, weil sie für die Kultur nicht lohnen. Außerdem blühen die einzelnen Arten zu verschiedenen Zeiten.

Indessen überraschen die Orchideen vereinzelt auch in ihren Heimatländern durch ihre Blütenfülle. Die goldenen Oncidien der überfluteten Wälder des oberen Amazonas, die wellig gekräuselten Cattleyas der mehr trockenen Wälder, die träumenden Cölogynes der Sümpfe und die fast drei Meter langen Blütentrauben der Vandas in den Hügelwäldern Borneos bieten einen Anblick von entzückendem Reiz. Aber wir brauchen heute nicht mehr in die Ferne zu schweifen. Die Kunst und der Fleiß unsrer Gärtner führen uns die zauberhafte Schönheit dieser Pflanzenfamilie tagtäglich vor Augen. Welch ein wundersamer Wechsel der Formen! Falter, Kolibris, Ampeln, Urnen, Kelche, zierliche Pantöffelchen werden in diesen Blüten verkörpert. Und welch ein berückender Farbenrausch!

1. Cattleya (Hybrida) Hardiana — 2. Laelia Purpurata — 3. Masdevallia Chimaera Var. Mooreana — 4. Miltonia Moreliana — 5. Laelio-Cattleya (Hybrida) Phoebe — 6. Spatoglottis Kimballiana — 7. Arachnanthe Clarkei

Wer hätte ſie nicht ſchon feſtgebannt bewundert: die weißblütigen, gelb getupften Blütenzweige von Odontogloſſum, die gelbzungigen Blütenbüſchel von Dendrobium, das rotgetigerte Trichocentron, die weißen oder zartroſa Cattleyas mit purpurroten Lippen, die lila Vandablütenähren, die großblütige, rote Masdevallia mit gedrehtem Sporn, die weißen, gelben und rötlichen Trauben der Lälienarten, die einen halben Meter langen, ſchmalen braunen Wimpel von Selenipedium und die braungelben, gefleckten Falter von Oncidium und Stanhopea? Ein Formenreichtum verbindet ſich hier mit einer Farbenſymphonie, wie ſie nur die Vollkraft der Natur erſinnen und ſchaffen kann. Wie man bis vor kurzem die Schwierigkeiten bei der Kultur unſrer heimiſchen Orchideen überſchätzt hat, ſo hat man ſich vordem ſelbſt Hinderniſſe für eine erfolgreiche Aufzucht der Ausländer entgegengeſtellt. Man ſtand unter dem Banne des Irrtums, es durchweg mit Tropenkindern zu tun zu haben, und heizte ſie zu Tode. Jetzt weiß man, daß eine ganze Reihe nur eine Temperatur von 12 bis 20° C. verlangt, und damit ſtiegen einerſeits die Zuchtergebniſſe, während anderſeits für die willigeren Arten die Preiſe fielen. Man braucht heute nicht mehr ein eignes Orchideenhaus zu beſitzen oder Millionär zu ſein, um ſich einen Strauß mit Orchideen in die Vaſe ſetzen oder eine roſarote Cattleya mit ſchwefelgelber Lippe im Zimmer halten zu können, die raunend erzählen, wie es im fernen Urwald lebt und webt.

Th. Seelmann

Cattleya Mendelli Quorndon House Var.

Wie wohnen wir?

Eine volkswirtschaftliche Skizze

von

Max May

Die Antwort auf diese Frage dürfte bei den Lesern sehr verschieden lauten; man wird mancherlei an Größe, Lage, Komfort, Ruhe der Wohnungen, die man inne hat, tadeln, wird über die Stockwerkhöhe oder über Staubbelästigung klagen, wird die Mietpreise zu hoch finden, die Hausordnung als schikanös bezeichnen, aber alle diese Klagen kommen nur wenig in Betracht gegenüber der so viel erörterten Wohnungsnot. Beschwerden über schlechte Wohnungen gab es längst; aber die neueren allgemeinen Klagen haben einen Kern, der mit der modernen Entwicklung zusammenhängt, und eine weitere Begründung in der fortschreitenden Erkenntnis über Volkskrankheiten und deren Uebertragung und Verbreitung in den Fortschritten der Hygiene und den Naturwissenschaften. Gegen üble Gewohnheiten und schlechte Anlagen der Menschen muß man mit Aufklärung vorgehen, und gegen die alten schlechten, zu engen oder sonstwie ungesunden Wohnungen muß der Gesetzgeber und die Verwaltung in Stadt und Land einschreiten. Wenn aber von Wohnungsnot allgemein die Rede ist, dann hat man vorzugsweise oder überhaupt nur im Auge die Wohnungsnot in Städten, in Industriezentren, vor allem in den Großstädten, und sie ist erst erzeugt durch die große Bevölkerungszunahme im allgemeinen und speziell an den genannten Orten.

Die Zunahme der Bevölkerung ist zwar zu erheblichem Teil durch Abnahme der Sterbefälle entstanden, aber die Menschlichkeit erfordert es, diese noch mehr zu beschränken, und die Wissenschaft bietet uns die Hilfe hierfür. Zu den Hindernissen der Erhöhung von Lebensdauer und Volksgesundheit gehört die schlechte Wohnung, wie sie bei dem Zustrom der Bevölkerung in den Städten und Industrieorten nur dargeboten werden kann. Man wähne nicht, daß diese Abwanderung vom Lande — das ja auch schlechte Wohnungen und nicht nur für die Aermsten genug aufweist — etwa aus Uebermut, Vergnügungssucht und ähnlichem erfolgt, sondern bedenke, daß sie eine Notwendigkeit ist, weil das Land den Zuwachs der Bevölkerung nicht beschäftigen kann und nicht zu ernähren vermag, die Stadt, die Industrie, der Handel und Verkehr aber Arbeitskräfte in großer Zahl bedürfen und sie auch zu ernähren vermögen. Das Wohnungsbedürfnis ist daher in den Städten und Industrieorten, aber auch in sogenannten Fremdenstädten, die durch Lage und Naturschönheiten, durch Darbietungen der Kunst und der Wissenschaften (soweit sie etwa Hochschulen und Akademien beherbergen) ein so starkes geworden, daß die Bautätigkeit und die Herstellung von kleinen Wohnungen nicht zu folgen vermochte oder bezüglich letzterer auch des rechten Willens entbehrte. Es sind nicht nur die eigentlichen Großstädte, die über Wohnungsnot klagen, sondern auch viele kleineren Gemeinwesen, und die Klage beschränkt sich auch nicht auf den Mangel an kleinen Wohnungen, sondern gilt auch der erheblichen Verteuerung durch das Steigen der Grundstückpreise.

Wohnt auch in der Regel der Inhaber kleiner und kleinster Wohnung relativ teurer als der einer größeren, so ist doch gerade auch der Mittelstand, sowohl bezüglich der Wohnung als auch der Räume für den Gewerbebetrieb von den Steigerungen der Mieten infolge der Verteuerung von Grund und Boden hart betroffen. Manches zu enge Wohnen hat darin seine Ursache auch beim Mittelstand, und die hohen Grundstückpreise sind die Folge der gesteigerten Nachfrage nach einem doch nicht vermehrbaren Naturprodukt, dem Grund und Boden. Man muß sich zu Entsagungen auf andern Gebieten, an Speise und Trank, an Kleidung, an geistigen Genüssen entschließen, um die teure Wohnung zu bestreiten, wenn das Einkommen ein festes, nicht steigendes oder etwa gar ein fallendes ist durch Minderwerte und dergleichen.

Hart betroffen sind Gewerbetreibende, die sich an Zahl ja mehren müssen, wenn sie einer allgemeinen Bevölkerungsvermehrung gerecht werden wollen, indem sie in Verkehrszentren einander die Mietpreise oder Hauspreise erst recht ins Ungemessene steigern. Dazu kommt bei Handwerksbetrieben ein Verdrängen aus den Verkehrsmittelpunkten durch größere Betriebe, durch Umbauten der Häuser zu Wohnzwecken, Läden, Wirtschaften u. s. w., aber auch diese Umstände stehen in innigem Zusammenhang mit dem allgemeinen Wachsen der Bevölkerungszahlen.

Die hauptsächlichste Not aber trifft die weniger bemittelte Mehrheit der Bevölkerung, die entweder schwer Wohnung findet oder eine schlechte nehmen muß und deren Einkommen in krassem Mißverhältnis zu den Wohnungspreisen steht. Betrachten wir uns diese Mehrheit etwas näher und zwar an der Hand der preußischen Steuerstatistik, die sich anlehnt an die Bevölkerungszahlen und an die Berufszählung von 1895, die ja die letzte dieser Art ist. Nach jener Statistik und Zählung gab es damals in Preußen 13 588 134 Berufstätige, und davon hatten nur 2 278 998 Personen ein Einkommen über 900 Mark im Jahre, 324 294 nur ein solches

von 3000 Mark und darüber; während 10 984 842 Personen, weil sie weniger als 900 Mark Jahreseinkommen hatten, steuerfrei bleiben mußten. Von 13 1/2 Millionen Berufstätigen blieben in dem nicht als zu milde in Steuersachen verrufenen Preußen 11 Millionen mit weniger als 900 Mark Einkommen, also etwa 4/5 der Berufstätigen des Landes. Von diesen Berufstätigen wohnt, wie wir schon erwähnt, nicht aus Uebermut und Genußsucht, die Mehrheit heute in Städten und Industrieorten, und daß sie dort gebraucht werden, zeigt uns deutlich, daß sie in normalen Zeiten beschäftigt sind und daß man in Zeiten des industriellen Aufschwungs genötigt war, noch aus dem Auslande Arbeitskräfte mit heranzuziehen. Erfordert doch neben der Industriearbeit auch schon die Bedienung der Wohlhabenden, die Herstellung und Ausstattung der Wohnungen der Wohlhabenden und Reichen einen steten Zuzug von Arbeitskräften. Ist doch auch tatsächlich die Wohnungsherstellung für Wohlhabende neben den vielen öffentlichen Bauten in den letzten günstigen Wirtschaftsjahren, Ende des 19. Jahrhunderts, hinter dem Bedürfnis zurückgeblieben, weil es an geeigneten Arbeitskräften fehlte oder die Nachfrage nach solchen die Löhne in die Höhe trieb und die Bauunternehmungen dadurch abschreckte. Daß in solchen Gemeinwesen dann auch kleine Wohnungen fehlten und selbst Familien dazu gedrängt wurden, nur Schlafstellen zu mieten und ihre Speisen dem Wirtshaus zu entnehmen, ist mehrfach zu öffentlicher Erörterung gelangt. Dieses Abvermieten von Zimmern hat dann auch wieder böse Rückwirkung auf die Inhaber von an sich für die Familien zureichenden Wohnungen.

Fehlt es aber schon dem Mittelstand an Wohnungen, dann selbstverständlich den Kleinen und Kleinsten erst recht. Ist es doch eine Tatsache, daß das Unternehmertum nur schwer an die Herstellung von Häusern mit kleinen Wohnungen geht, weil sie schwerer verkäuflich sind als die mit größeren und weit größere Mühe und Unannehmlichkeiten bereiten, wenn man sie vermietet. Sowohl der Hausbesitzer, der das Vermieten als Gewerbe betreibt und der ja nur in größeren Städten vorkommt, als auch der Besitzer, der das Vermieten nur als Nebenerwerb oder als mehr oder weniger notwendiges Uebel betreibt, weil er ein eignes Haus für sein Gewerbe braucht, sie alle ziehen es vor, mit wenigen Mietern und nicht mit kleinen Leuten zu tun zu haben, denen die Aufbringung des Mietzinses schwer fällt.

Nur der Umstand, daß das Vermieten kleiner Wohnungen lukrativer ist als das größerer; der Umstand, daß die Not die kleinen Leute zwingt, verhältnismäßig höhere Miete per Kubikmeter Luftraum, ja sogar per Quadratmeter Fläche zu zahlen als sie die Inhaber größerer Wohnungen zahlen, schafft noch Unternehmer für Vermietung und Herstellung kleiner Wohnungen; der Wohnungswucher schafft noch einigermaßen Obdach für zahlreiche kleine Leute.

Die Beobachtung des wirklichen Mangels an kleinen Wohnungen, an Wohnungen jener Millionen, die unter 900 Mark oder wenig darüber Einkommen haben, sowie die Erkenntnis, daß diese um ihres geringen Einkommens von direkter Staatssteuer frei gelassenen erwerbstätigen Personen einen sehr erheblichen Teil ihres Einkommens (von 20 bis 35 %) für mangelhaftes, zu kleines oder schlechtes Obdach ausgeben müssen, hat dann auch dazu geführt, daß auf verschiedene Weise eine Fürsorge getroffen wurde, Arbeitern Wohnungen darzubieten. Industrieunternehmungen haben schon in ihrem eignen Interesse behufs Sicherung eines entsprechenden Arbeiterstammes Wohnungen für ihre Arbeiter gebaut und zum Selbstkostenpreis an diese vermietet, teilweise früher auch verkauft (neuerdings nur noch selten) und sich die vorgestreckten Summen allmählich abzahlen lassen. Weiter haben gemeinnützige Gesellschaften Arbeiterhäuser zum Verkauf auf langsame Abzahlungen oder zum Vermieten gebaut, haben sich Genossenschaften aus Arbeitern und andern Ständen gebildet, um durch Selbsthilfe und mit Kapitalunterstützung von Stiftungen und gemeinnützig denkenden Privatpersonen Häuser für ihre Mitglieder zu errichten oder Miethäuser zu erbauen, in denen sie preiswert gesunde Wohnung finden sollten. Diese Baugenossenschaften haben erst eine leichtere Existenz errungen durch die bei den Genossenschaften im allgemeinen seit 1889 ermöglichte beschränkte Haftpflicht im Vergleich zu der früheren Haftpflicht, die auf jedes Genossen ganzes Hab und Gut gerichtet war. Aber wesentliche Fortschritte haben sie erst gemacht, als die Invaliditätsversicherungsanstalten, die Landesversicherungsanstalten begannen, den Wert der guten Wohnung für die Gesundheit der Arbeiter und somit die Hinausschiebung des Alters der Invalidität zu würdigen und den Wohnungsbau für Arbeiter oder der Arbeiter, sei es in Genossenschaften oder allein, direkt oder durch Gemeindevermittlung mit Kapital zu mäßigem Zins zu unterstützen.

Auch manche Städte haben sich direkt für das Beschaffen kleiner Wohnungen im Interesse der Wenigbemittelten und speziell der kinderreichen Familien interessiert, haben entweder selbst Wohnhäuser gebaut und vermietet oder solche Bauten, die von gemeinnützigen Gesellschaften ausgeführt wurden, mit Baugrund, mit Kapital, neuerdings durch Ueberlassung von Bauplätzen auf Erbbauvertrag unterstützt. Wenn Städte für ihre Angestellten oder für einen Teil des Personals gewisser Gemeindebetriebe Wohnungen schufen, haben sie nur das gleiche getan, was, wie schon erwähnt, auch Industrielle taten und immer aufs neue tun.

Wenn wir uns aber gründlich umsehen in manchen Großstädten, in denen die herrlichsten Paläste für öffentliche wie für Wohnzwecke, die prachtvollsten Villen, die schönsten Straßen mit Läden, Verkaufsstätten aller Art, Gasthäusern und Cafés, Bier- und Weinrestaurants sich häufen und entweder vom Volksreichtum zeugen oder solchen vermuten lassen, wenn wir da in die alten Stadtteile oder in die Außenteile, die der Industrie dienen oder den Stätten derselben nahe liegen, kommen und die Mietskasernen nicht nur von außen, sondern auch von innen betrachten, dann sehen wir, wie eine große Mehrheit der Bevölkerung schlecht, eng, ungesund und doch teuer wohnt, da erkennen wir, was Wohnungsnot bedeutet. Gar manches dieser Viertel, das in den letzten Jahrzehnten erst erstand, zeigt uns solche Mietskasernen,

Ein gefährliches Tete-a-tete: Miß Heliot mit ihrem Lieblingslöwen

Nach einer Naturaufnahme von Hofphot. Hildenbrand in Stuttgart

die von außen einen ganz günstigen Eindruck machen, aber fragt man nach der Zahl der Bewohner solcher Häuser mit Hinter- und Seitenbauten, dann kommt uns mit dem Erstaunen über die Zahlen auch zugleich das Bedenken, wie elend diese Menge untergebracht sein muß.

Wir haben keine Gesamtbilder von den Wohnungszuständen großer Städte, aber die Statistiker wie die Hygieniker und Techniker haben doch manches Einzelbild aus solchen Städten geliefert und darauf ihre Forderungen zur Abhilfe von Wohnungsnot an Reich, Staat und Gemeinde, aber auch an die wohlhabende und reiche Bevölkerung begründet. Nehmen wir hier aus solchen Bildern einiges heraus und beginnen mit Berlin, wo man bei dem ungeheuren Wachstum nach der Schaffung des neuen Reiches die Not zuerst am heftigsten spürte und sie schon 1872 auf dem Vereinstag des neu begründeten Vereins für Sozialpolitik besprach. Wir entnehmen der mit der letzten Volkszählung am 1. Dezember 1900 verbundenen statistischen Aufnahme, daß dort damals 4086 Wohnungen gezählt wurden, die nur aus einer Küche bestanden. Die Vororte Berlins zählten solcher kleinster Wohnungen auch noch nahezu 600.

In solchen Wohnungen, in denen mindestens eine Person, aber manchmal selbst 12 Personen Obdach hatten, mußten die Bewohner teilweise ganz und gar leben, ein Teil, der am Tage auswärts arbeitete, doch die Nacht verbringen, und es wurde darin auch gekocht und gewaschen. In 250 solcher Küchen wurden noch je vier Bewohner gezählt, die Mehrzahl allerdings blieb unter vier Bewohnern und mehr als vier (bis zu 12) waren es nur eine kleinere Zahl, als die eingangs gedachte. Ein unheizbares Zimmer ohne Küche diente 745 mal als Wohnung und dabei war zweimal die Familie 9 Köpfe, zweimal 8, sechsmal 7, siebenmal 6, 21 mal 5, 35 mal 4 Köpfe stark. Ein unheizbares Zimmer teilweise mit, teilweise ohne Küche wurde als Familienwohnung 2114 mal vorgefunden, und es gab darunter 38 Familien mit 8 Köpfen, aber je kleinere Zahlen mit Familien von 9, 10, 11, 12 und 13 Köpfen. Ein heizbares Zimmer ohne alle Nebenräume hatten 36 537 Familien als Wohnung. Ein heizbares Zimmer mit Nebenraum oder Küche hatten 248 552 Familien als Wohnung inne. Zweizimmerwohnungen wurden 175 331 gezählt. Dabei bedenke man, daß bei den Zweizimmerwohnungen und den Einzimmerwohnungen mit Küche oder Nebenräumen noch eine sehr große Zahl gefunden wurden, die noch Schlafgänger außer den Familienangehörigen aufwiesen.

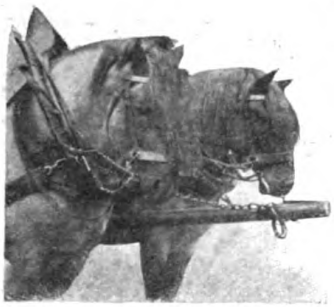
Brauchen wir bei Besprechung dieser kleinen Wohnungen noch besonders darauf hinzuweisen, daß hier keine Trennung von alt und jung, keine Trennung der Geschlechter möglich ist, und wie in solchen Räumen, in denen man stetig, Tag und Nacht haust, kocht und wäscht, die Luft sein muß? Einmieter und Schlafgänger kommen aber auch noch bei den Dreizimmerwohnungen vor, und auch unter diesen ist eine sehr große Zahl als Pestherd mitzuzählen; Pestherd nicht nur in hygienischem Sinne, sondern auch im sittlichen. Ist nun auch in Berlin mit den bei dieser statistischen Aufnahme in Betracht kommenden Vororten nur der vierundzwanzigste Teil des deutschen Volkes zu Hause, und dürften gleich schlimme Zustände — wenn man nur die absoluten Zahlen ins Auge faßt — nirgends weiter vorhanden sein, so ist doch dieses Vierundzwanzigstel schon bedenklich genug. Wir wissen aber, daß ähnliches in allen Großstädten und Industrieorten mehr oder weniger gefunden würde, wenn man gründliche Nachschau hielte. Immerhin wollen wir zeigen, daß es z. B. in süddeutschen Großstädten, die Untersuchungen und Zählungen, wenn auch keine Totaluntersuchungen vornahmen, weniger schlimm aussieht als in der so rasch und erheblich gewachsenen Reichshauptstadt. In einer Schrift des Statistischen Amts der Stadt Stuttgart über Stadterweiterung wird berichtet, daß 1880 bis 1898 10 117 Stockwerke in Stuttgart errichtet wurden und daß diese, für je 5 Personen berechnet, Wohngelegenheit für 50 588 Personen Bevölkerungszunahme boten, letztere betrug aber in der Periode 55 151 Köpfe. Die Wohnungsgelegenheit hatte sich also auch gemindert, aber nicht so kraß. In jener Schrift wird auch gesagt, daß 1898 für Familien mit 500 bis 1000 Mark Einkommen 112 Wohnungen hätten zur Wahl stehen müssen, es waren aber davon nur 10 Einzimmerwohnungen dafür frei.

In Mannheim ergaben die Untersuchungen und Wohnungszählungen fortgesetzt Mangel an kleinen und kleinsten Wohnungen; jetzt aber, in wirtschaftlicher Depression, ist daran schon Ueberfluß vorhanden. In Karlsruhe waren unter 20 680 gezählten Wohnungen nur 1295 mit einem Zimmer, aber dagegen 6781 Zweizimmerwohnungen, also ein wesentlich günstigerer Zustand als in Berlin. Immerhin ließen sich auch krassere Zustände aus kleineren Industrieorten und Städten mit rapidem Wachstum nachweisen, doch liegen dafür keine amtlichen Belege vor. Unbestritten und unbestreitbar ist, daß die überwiegende Mehrheit unsers Volkes unzureichend oder schlecht wohnt, und wenn unsre Reichshauptstadt selbst auch noch besser daran ist als etwa Ost-London (Whitechapel), so sind doch die gesundheitlichen und sittlichen Wohnzustände höchst betrübend.

Wer aber wohnt von uns wirklich gut? Nur ein verhältnismäßig kleiner Teil und ein weiterer Teil, wenn auch einigermaßen befriedigend, — teilweise aus eigener Schuld, teilweise durch die gesamten Verhältnisse und Zustände doch nicht ganz zureichend. Hohe Mietpreise, hohe Grundstückpreise erschweren der übergroßen Mehrheit das genügend gute Wohnen, aber der großen Zahl der Schlechtwohnenden kann nur geholfen werden durch Aenderung unsers Rechts, durch mannigfache Verbesserung unsrer Gesetzgebung und durch Aenderungen in unserm Wirtschaftswesen, wie z. B. Verlegung der Industrie aufs Land, wo man billig bauen könnte. Dazu gehören lange Zeiträume, inzwischen aber kann und muß gebessert und geholfen werden von Reich, Staat, Gemeinde, gemeinnützigen Vereinen und gemeinnützig denkenden wohlhabenden Einzelpersonen. Dann wird die Beantwortung der Frage, wie wir wohnen, immerhin von Jahr zu Jahr weniger ungünstig beantwortet werden als heute noch unsre Antwort lautet.

Wie das Münchener Bier entsteht

Plauderei von **B. Rauchenegger**



Ein Gespann Münchener Bräupferde

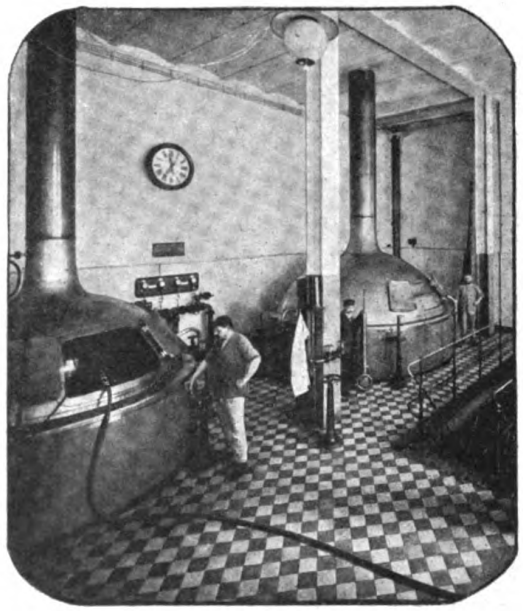
Unter den vielen Tausenden, die jährlich die Stadt München besuchen, werden nur wenige weiter wandern, ohne dem berühmten Produkt des Münchener Gewerbefleißes, dem Münchener Bier, und dem, was damit in Zusammenhang gebracht werden kann, einige Aufmerksamkeit geschenkt zu haben. Unter den sogenannten Sehenswürdigkeiten der bayrischen Metropole nimmt z. B. das Hofbräuhaus einen hervorragenden Platz ein. Man geht dorthin, um den originellen Verkehr in Augenschein zu nehmen, der sich schon zur Vormittagszeit in den weitgedehnten Hallen entwickelt. Da gibt es keine Seidel- oder Schoppengläser; der Gast versieht sich mit einem der zu Hunderten vorrätig dastehenden Steinkrüge und holt sich in den meisten Fällen sein Liter Bier selbst, das von den flinken Schenkknechten eilfertigst abgegeben wird, weil die Abwicklung dieses dringenden Geschäftes keine Verzögerung gestattet. Dann nimmt der Fremdling mit einiger Befangenheit Platz, wo eben Platz zu finden ist, gleichviel, in welche Gesellschaft er versetzt wird; Rangunterschiede gibt es bekanntlich im Hofbräuhause nicht. Er kann nicht begreifen, daß man um diese Zeit Bier trinken könne; aber er nippt an dem schäumenden Getränk, er nippt wieder — es darf auch eine „sie" sein — und endlich ist der Zeitpunkt des Begreifens erreicht.

So wie hier geht es aber auch in den verschiedensten andern Domänen des Gambrinus zu; München steht eben im gewissen Sinne unter der Herrschaft des Bieres, das als Genuß- und Volksnahrungsmittel eine hervorragende Stellung einnimmt.

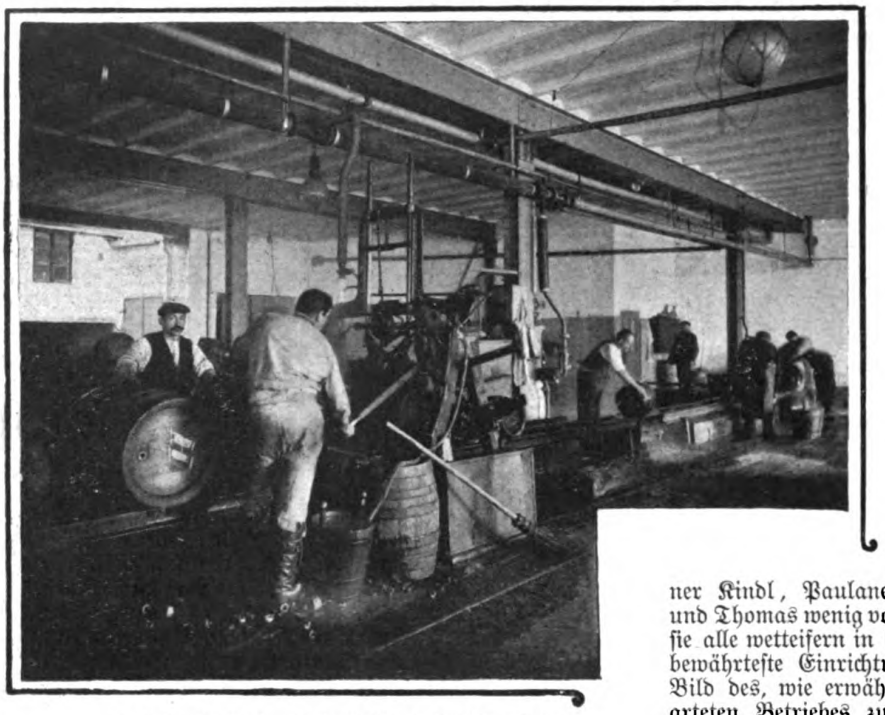
Aber die Beliebtheit des Münchener Bieres ist nicht durch die Mauern der Stadt begrenzt; seine Verehrer sind über das ganze Erdenrund verstreut; das echte Münchener geht durch alle Länder und Zonen und findet überall freudigen Willkomm. Der hierdurch bedingte Konsum hat die kleinen Braustätten zu Großbetrieben umgewandelt, und heute hat München eine Bierindustrie, deren Wesen einer, wenn auch nur skizzenhaften, Betrachtung wert ist.

Um welche Zeit die erste Braustätte in München entstanden ist, weiß auch der Chronist nicht genau anzugeben. Ein herzogliches Brauhaus gab es schon im dreizehnten Jahrhundert; im Jahre 1286 verlieh Herzog Ludwig der Strenge dem Spital eine Bierbrauergerechtigkeit. 1360 gab es schon 12 Brauer; 1372 bereits 21, Anno 1500 deren 38, im Jahre 1618 zählte man 69; ihre Zahl sank im weiteren Verlaufe der Zeit bis auf 18 im Jahre 1870 und stieg dann im Jahre 1900 wieder bis auf 36. Im Hofbräuhause wurde im Jahre 1591 mit dem Brauen begonnen; der erste Braumeister war Haimeran Pongraz aus Geisenfeld; dieser bezog einen Wochenlohn von 2 Gulden. Im Jahre 1621 wurde das erste Bockbier gebraut; 1808 siedelte das Bräugeschäft nach dem „Platzl" über; 1890 wurde die Bierfabrikation in ein für den Großbetrieb eingerichtetes Anwesen verlegt; 1897 wurde der gegenwärtige Prachtbau bezogen.

Eine der ältesten Brauereien Münchens ist die Löwenbrauerei; sie wird in der Chronik der Stadt schon um das Jahr 1500 erwähnt; damals befand sie sich inmitten der Stadt in der Nähe der Frauenkirche. Sie hat sich, wie bekannt, als Aktiengesellschaft zum größten Einzelbetriebe in ganz Deutschland entwickelt. Alle Münchener Brauereien betrieben ihre Bierfabrikation anfänglich in ihren in der Stadt gelegenen Anwesen; die zur Lagerung des Bieres notwendigen Keller befanden sich außerhalb der Stadt auf den diese umgrenzenden, damals noch nicht bebauten Höhen. Mit Beginn des Großbetriebs wurden alle Sudwerke dorthin verlegt, und an Stelle der alten Braustätten erhoben sich fast durchweg prächtige Bierpaläste, die nur noch dem lokalen Absatz dienen. Wie ganz anders stellt sich jetzt der fabrikmäßige Großbetrieb im Gegensatz zum handwerksmäßigen Betrieb dar! Das Verfahren ist ja im Grunde genommen das gleiche. Zuerst kommt die Malzbereitung, dann die Bereitung der Würze, hernach die Gärung und



Im großen Sudhaus



Ein Fortschritt der Technik: die Faßwaschmaschine

biere, solche mit mehrmonatlicher Lagerung Sommerbiere.

Zur Bierfabrikation bedient man sich der verschiedenartigsten sinnreich konstruierten Maschinen. Bei den Großbrauereien ist durchweg der Dampfbetrieb eingeführt. In der Art und Weise der Produktion werden die Münchener Großbrauereien: Augustiner, Bürgerbräu, Eberl, Franziskaner, Hacker, Hofbräuhaus, Löwenbräu, Matheser, Münchner Kindl, Paulaner, Pschorr, Spaten und Thomas wenig voneinander abweichen; sie alle wetteifern in bezug auf neueste und bewährteste Einrichtungen. Um aber ein Bild des, wie erwähnt, überall gleich gearteten Betriebes zu geben, soll einiges über Produktion und Produktionsverhältnisse des größten Einzelnbetriebes, der Löwenbrauerei, hier kurz erwähnt werden.

schließlich die Lagerung. Das Mälzen oder die Verwandlung der Gerste in Malz geschieht folgendermaßen: Zuerst wird die Gerste geputzt, sortiert und gewaschen, dann wird sie in Wasser eingeweicht, um das notwendige Keimen zu fördern, und endlich wird die gekeimte Gerste getrocknet und kommt dann auf die Darre, um hier förmlich geröstet zu werden; das so behandelte Produkt ist das Malz. Das fertige Malz wird wieder geputzt, d. h. von den Keimen befreit, und dann in sogenannten Silos, geschlossenen Kästen aus Holz oder Eisen, sechs bis zehn Wochen gelagert. Hierauf wird es zur Würzebereitung hergenommen. Das Malz wird auf der Schrotmühle zerquetscht, dann mit Wasser gemischt, und nun gelangt es zuerst in den Maischbottich, dann in den Maischkessel, in den Läuterbottich und endlich in die Würzepfanne. Das Umrühren der Maische, das früher von den Bräuknechten mit großem Kraftaufwand besorgt werden mußte, geschieht jetzt auf mechanischem Wege. Beim Kochen der Würze wird das nötige Quantum Hopfen zugesetzt. Nach dem Kochen muß die Würze möglichst rasch abgekühlt werden, das geschieht auf den Kühlschiffen; zuvor passiert sie den Hopfenseiher, der das Hopfenstroh zurückhält. Nach der Abkühlung wird die Würze in den Gärkeller geleitet und in Eichenbottiche, die einen Inhalt von 20 bis 30 Hektolitern haben, abgefaßt; dann wird die Hefe zugegeben. Die Temperatur im Gärraum wird immer mehr verringert, bis sie derjenigen des Lagerkellers gleich ist. Nunmehr wird das Bier gefaßt, d. h. auf irgend einem Wege in den Lagerkeller abgeführt, wo es eine nochmalige Gärung durchmacht. Biere mit einer Lagerdauer von drei bis sechs Wochen heißen Winter-

Diese Brauerei arbeitet mit fünf Dampfmaschinen von mehr als 600 Pferdekräften, neun Dampfkesseln mit 660 Quadratmetern Heizfläche; in der Mälzerei können 250000 Hektoliter Malz hergestellt werden. Damit ist jedoch der effektive Bedarf nicht gedeckt; es wird noch an verschiedenen andern Stellen für die Brauerei gemälzt. Die mit Solnhofener Platten gepflasterten Malztennen haben einen Flächeninhalt von 18861 Quadratmetern $= 5^1/_2$ bayrischen Tagwerken. Die 15 Doppeldarren bemessen sich auf 1156 Quadratmeter. Auf 4 Sudwerken können täglich über 2000 Hektoliter Bier gesotten werden. Die Gär- und Lagerkeller sind mit einer modernen Kühlanlage auf Grund großartiger Lindeschen Eismaschinen versehen, die im Jahre 56940000 Kilo Eis liefern können. Teilweise wird diese Kälte auch zur Erzeugung von Eis zum Versand und zur Abgabe an die Kunden benutzt. In den Lagerkellern können 200000 Hektoliter Bier gelagert werden; die Leistungsfähigkeit der Brauerei beträgt im Jahre weit über eine halbe Million Hektoliter.

Etwa zwei Dritteile des erzeugten Bieres werden in der Stadt München und Umgebung konsumiert; das letzte Drittel wird durch die Bahn versendet, zu welchem Zwecke die Brauerei über 100 eigne Eisenbahnwaggons angeschafft hat. Interessant dürfte auch sein, daß der sogenannte Haustrunk, d. h. das Freibier, das täglich an die in der Brauerei beschäftigten Personen abgegeben wird, ein Quantum von 25 bis 30 Hektolitern repräsentiert, was einem Jahreskonsum von 7500 bis 8000 Hektolitern gleichkommt. Die Anzahl der Versandfässer beträgt 80000 Stück. An Transportkosten

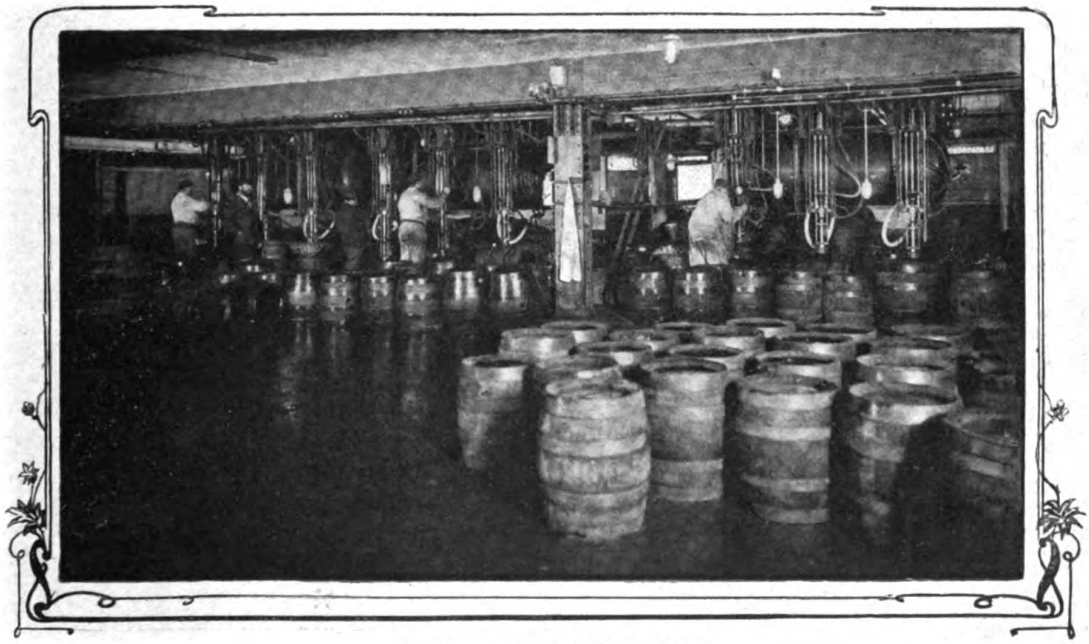
für Materialien und Bier werden an die bayrische Staatsbahn allein über 1 Million Mark bezahlt. Bemerkenswert erscheint auch der außerordentliche Wasserverbrauch einer solchen Brauerei; er beträgt in der Löwenbrauerei täglich etwa 4 Millionen Liter, und die Brauerei hat einen jährlichen Wasserzins von etwa 90000 Mark an die Stadt München zu bezahlen. Die Brauerei beschäftigt durchschnittlich 600 bis 700 Personen.

Der Export geht, wie bei den andern Brauereien, nach allen Ländern der Welt; in die überseeischen Länder wird das Bier in Flaschen verschickt, sonst erfolgt der Versand in Fässern. In Paris und London hat die Brauerei eigne Kellereien angelegt, dorthin wird nämlich das Bier in größeren Gebinden geschickt, die dann am Platze in kleinere Fässer nach Bedarf abgefüllt werden. Der Grund hierfür liegt darin, daß z. B. in Frankreich Bier nach dem Gewicht, wobei die Behälter mit eingerechnet werden, verzollt werden muß.

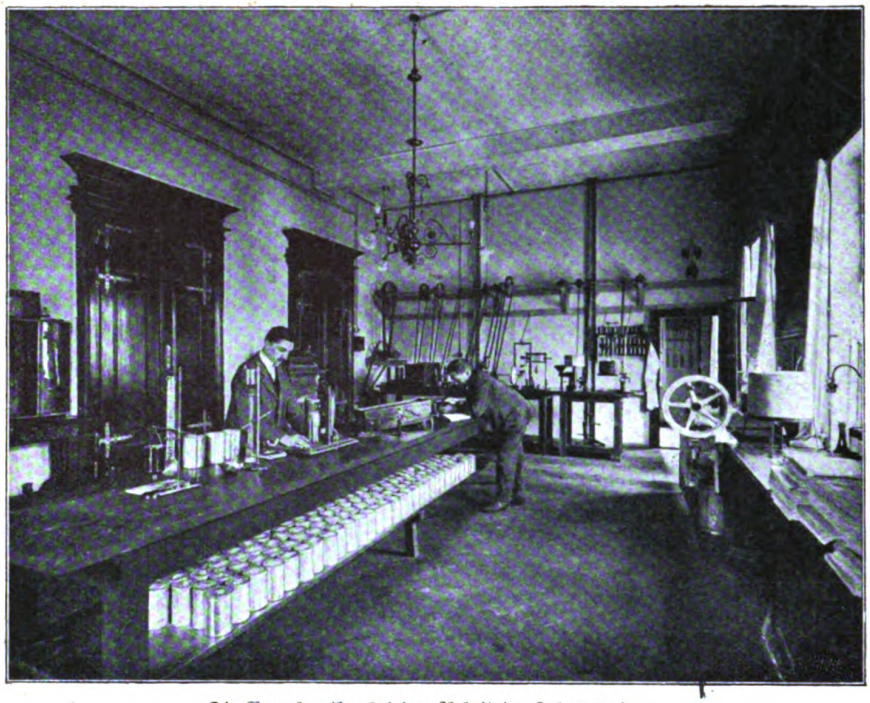
Ein mächtiger Wagenpark ist für Transportzwecke am Platze vorgesehen; die Bespannung besteht aus ungefähr 100 Pferden belgischer Abkunft und ebensoviel Zugochsen.

Selbst für den Laien ist es höchst interessant, den ganzen Betrieb in voller Tätigkeit zu sehen, weil sich gar vieles seinen Blicken bieten wird, von dem er bislang kaum eine Ahnung gehabt hat.

Betritt man den Hofraum, so wird man sich in erster Linie über die Masse des aufgestapelten Faßmaterials wundern. Ganze Eichenwälder sind solchem Bedarfe zum Opfer gefallen; glücklicherweise kommt dabei nicht unsre vielbesungene deutsche Eiche, sondern hauptsächlich slavonisches und bosnisches Produkt in Betracht. Die Fässer werden gewaschen und zwar mittels besonderer Vorrichtungen auf mechanischem Wege; ist die Manipulation vollzogen, dann wird noch jedes Faß eigens elektrisch durchleuchtet und einer strengen Kontrolle hinsichtlich der höchsten Sauberkeit unterzogen. Dann kommt es erst zur Füllung. Die für auswärtige Sendungen bestimmten Fässer werden innen ausgepicht; das Pichen war ehedem eine gefährliche und beschwerliche Arbeit, die zudem der Nachbarschaft viele Belästigung durch Rauch und Geruchsbeleidigung verursacht hat. Heute benutzt man auch zu diesem Geschäfte einen Dampfapparat, der die ganze Prozedur schnell und sicher in kürzester Frist erledigt; an den verpichten Fässern müssen jeweils die lose gewordenen Reifen wieder angetrieben werden; das besorgt gleichfalls eine sinnreich konstruierte Maschine, die mit gewaltigem hydraulischen Druck die ehemalige Arbeit des Eisenschlegels vollzieht. Es ist eine Freude, durch die Sudhäuser zu wandern und die blitzblanken Maschinen und Kessel zu betrachten; alles zeigt die peinlichste Reinlichkeit. Man läßt sich hier den ganzen Prozeß der Biermacherei erklären und betrachtet mit Befriedigung alle Apparate, die so genau, so sicher und mit so großer Rücksichtnahme auf die Hygiene arbeiten; aber der Aufenthalt in dieser Bierküche ist nicht besonders angenehm wegen der dort herrschenden tropischen Hitze. Bei Besichtigung der prächtigen Malzböden kann man sich etwas abkühlen, während beim Betreten der riesigen Lagerkeller mit ihrer künstlich niedergehaltenen Temperatur eine gewisse Vorsicht nötig ist, um sich gegen Erkältung zu sichern. Es ist geradezu unheimlich, zwischen den Riesenfässern in dieser totenstillen Unterwelt herumzuwandeln, und man steigt gern wieder ans Tageslicht empor zu jenen Räumen, wo die Flaschenfüllerei sich befindet. Auch hier erfreut



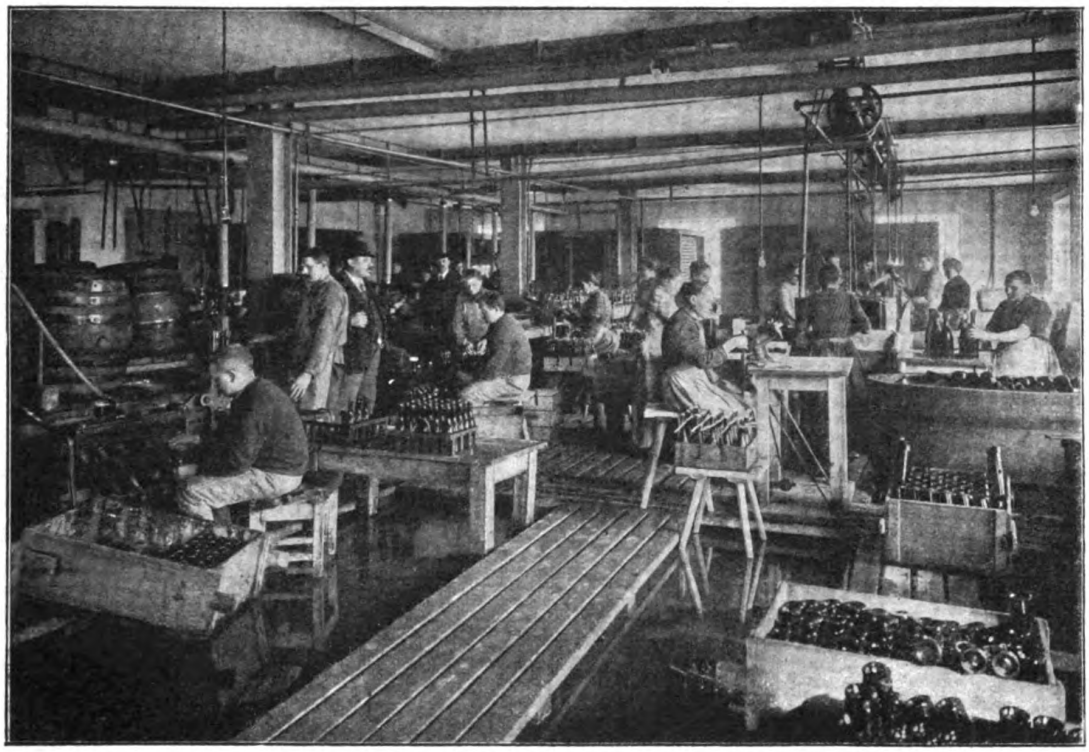
Das Bier wird in die Fässer gefüllt



Die Brauchemiker bei der Arbeit im Laboratorium

man sich an der außerordentlichen Reinlichkeit, mit der die leeren Flaschen behandelt werden. Das Putzen und Ausspülen der Flaschen geschieht wieder auf mechanischem Wege, ebenso rasch wird das Füllen und Verschließen besorgt. Die für die überseeische Reise bestimmten Flaschen werden noch pasteurisiert; sie kommen nämlich nach und nach in ein Bad mit etwa 56° R. Wärme, wodurch auch die letzten Gärkeime vernichtet werden; dann folgt eine wiederholte Abkühlung, und nun kommt die seetüchtige Verpackung. Die Kisten, die bereits die Aufschrift ihres Bestimmungsortes tragen, werden nicht genagelt, sondern verschraubt, und jede Flasche erhält noch ein hübsches Reisekleid aus Stroh. Eine eigne kleine Fabrik beschäftigt sich mit Herstellung dieser Hülsen. Mitleidig sehen wir Besitzer der massiven Literkrüge auf die kleinen Flaschen, die nach den fernsten Zonen wandern, um dort die Lebemänner und Wohlhabenden zu erquicken, aber mit einem gewissen Stolze muß es uns doch erfüllen, daß auch diese kleinen Flaschen dazu helfen, das Lob der deutschen Industrie in die fernsten Weltteile zu tragen und überdies dem fernen Landsmann freundliche Grüße und Augenblicke beseligender Erinnerung an das Heimatland übermitteln.

Eine Lagerkellerabteilung drei Stock unter dem Straßenniveau



Füllen und Verschließen der Flaschen in der Brauerei

Verpackung des Flaschenbiers für den überseeischen Transport

Weihnachtstage in den Alpen

Eine Skizze aus dem Kärntner Volksleben

von

Hans Kerschbaum

Der Städter, der im Sommer zum Vergnügen in den Bergen umhersteigt, ist oft der Meinung, daß es wohl um die Sommertage in den Alpen eine recht schöne Sache sei, im Winter aber, denkt er sich, sehe es in diesen entlegenen Bergnestern und einsamen Bauernhöfen übel aus. Aber es ist gar nicht so schlimm! Der Sommer mit seinem lustigen Alm- und Waldleben ist freilich ein flotter Geselle. Wer kümmert sich da weiter viel um ein schützendes Dach, um einen warmen häuslichen Herd? Verstreut in Berg und Wald leben die Leute, dort schaffen sie, kaum daß sie für die Nacht ihre Wohnstätten aufsuchen; viele von ihnen lassen auch das sein, so die Holzer, die Köhler, die Senner, die Jäger und andre, deren Arbeitsstätte fernab von ihrem Heim liegt, die Tage, Wochen und Monate auf den Almen und in den Wäldern zubringen.

Wenn aber das Laub der Bergwälder rötlich zu werden beginnt und fahle, welke Blätter über die dorrenden Matten hin tanzen und wirbeln und rascheln, wenn das schneidige Berglüftel über die Höhen pfeift und durch den Hochwald singt, daß die Bäume winseln, und wenn die Nebelschwaden schon tagelang an den Berglehnen hängen wie ein grauer Wall — dann kommen sie sacht hervor, aus den Bergen und Wäldern, von den Almen und aus den Schluchten, wo sie ihr Sommerquartier gehabt, und ziehen heimwärts.

Der Summar geht umar,
Das Lab fallt vón Bam;
Jetzt ziag'n die lustigen
Senderleut ham —

singt der Almhirt, der den ganzen Sommer über in Gemeinschaft mit seiner Rinderschar auf den Hochweiden sein Heim aufgeschlagen hatte; der Abtrieb von der Alm bedeutet für den Aelpler das Ende des Sommers; das trauliche Klingeln und Schellen der Leittiere ist auf den Almen verstummt, draußen wird's unfreundlich, aber in Haus und Hof wird's um so lauter und lebendiger; die Leute sind alle wieder beisammen, am Abend brennt wieder die Kienholzleuchte, und in der Stube heben die Spinnräder zu schnurren an, die Männer klieben Brennspäne und schnitzen allerlei Geräte für die Wirtschaft, und auf der Ofenbank ist's schon recht behaglich. Da sitzt die Ahnl und erzählt den Enkelkindern Geschichten; die Leute wissen viel Neues zu berichten vom Alm- und Waldleben im Sommer, von bösen Wettern und allerlei Gefahren, wie sie den Alpenbewohner heimsuchen. Die Geselligkeit findet kaum anderswo eine so fürsorgliche Pflegestätte als in der Bauernstube zur Spätherbst- und Winterszeit; bei den zumeist wenig anstrengenden häuslichen Arbeiten haben die Leute gern ihre Unterhaltung. Das Schaffen geht dabei kurzweiliger von statten, und die Winterszeit, die in den Bergen sonst freilich öder und langweiliger wäre als anderswo, wird leichter überstanden. Es ist daher ganz natürlich, daß sich gerade zu dieser Zeit das Seelenleben des Bauernvolkes am reichsten entfaltet, und die Tage um die Wintersonnenwende sind in dieser Hinsicht die bedeutsamsten. Die Rauchnächte sind für den Alpenbauer nicht nur eine geheimnisvolle, sondern auch eine heilige Zeit, und bis dahin trachtet er, mit allen schweren wirtschaftlichen Arbeiten zu Ende zu kommen, weil er die Tage vor dem Weihnachtsfeste in andrer Weise benutzt.

Mit der Thomasnacht hebt es an, das ist die erste der Zwölfnächte, in denen der Bergbauer seine Hausräume mit Waldweihrauch und Wacholderbeeren ausräuchert und mit Weihwasser besprengt, damit sein Heim gefeit sei gegen alles Ungemach, Krankheit und böse Anfechtung. Bei dieser Verrichtung hat er seine besonderen Meinungen und wendet alle Vorsicht daran, daß bei der Räucherung kein Stück Kohle aus der Glutpfanne zu Boden fällt, denn dies hätte eine schlimme Vorbedeutung für sein Haus: eine in der Wohnstube gefallene Kohle zeigt den Tod eines Familienmitgliedes an, in der Küche oder im Keller bedeutet es eine Mißernte, unterm Dachboden Feuers- oder Kriegsgefahr und im Stall eine bösartige Krankheit unterm Vieh.

Weil in den Rauchnächten der Mensch nach der Meinung des Volkes auch in die Zukunft zu blicken vermag, gelüstet's schon in der Thomasnacht manch junges Dirndel oder manch vorwitzigen Burschen, auf einem Kreuzweg „losen" zu gehen, allwo dem Lauscher seltsame Dinge zu Ohren kommen. Mit einem Stück geweihter Kreide wird ein Kreis gezogen, damit die bösen Geister ordentlich Respekt kriegen; dann wartet man der Dinge, die da kommen mögen. Es sind Stimmen aus dem Jenseits, und wenn dem neugierigen Horcher auch nicht unmittelbar über sein zukünftiges Geschick etwas gesagt wird, vermag er sich dennoch die Sache trefflich zu deuten; und wenn das lauschende Dirndel nur den Laut eines Juchzers, eines Gesanges oder gar etwas wie Musik vernimmt, dann weiß es ganz sicher, daß es im kommenden Jahre für sie lustige Zeiten, wenn nicht gar vielleicht eine Hochzeit gibt. Jener aber, der beim „Losen" ein Poltern oder Hämmern vernimmt, der mag sein Testament machen, der überlebt das neue Jahr nimmer.

Die jungen Mädchen sind schrecklich neugierig; deshalb unternehmen sie in der Thomasnacht die seltsamsten Dinge, wobei sie freilich die Kammertür verriegeln, so daß es nicht zu kontrollieren ist, ob es damit seine Richtigkeit hat, was das alte Threfele erzählte, daß nämlich die heiratslustigen Dirndeln in der versperrten Kammer wichtige Unterhandlungen mit dem heiligen Thomas anbinden. Der heilige Thomas, sagt das Threfele, kennt sich woltern gut aus in den Ehestandsangelegenheiten, und wenn so ein Dirndel gern heiraten möchte, dann wendet es sich an den heiligen Thomas. Wenn es recht schön umgehen kann mit

Neue Nachrichten

Nach dem Gemälde von Mathias Schmid

ihm, so läßt er sich schon herbei, ihr ihren Herzallerliebsten im Traume zu zeigen. Das ist eine sehr schöne Sache; damit sie aber auch richtig gelinge, muß die liebesdurstige Maid sich am Abend vor dem Schlafengehen am ganzen Leibe sauber waschen und mit dem linken Fuß zuerst ins Bett steigen!

Es gibt aber auch ein einfacheres Mittel, um diesen Zweck zu erreichen. Das Mädchen streut, im Bette liegend, eine Handvoll Leinsamen rückwärts über den Kopf und spricht dazu:

„I saa (säe) an Sam'
In Thomas Nam'.
In Thomas Garten
Will i auf mein Liebsten warten."

Und vielleicht gar, daß er schon draußen steht vor dem Fensterlein, der Tone oder der Franze oder sonst einer! Mancher Kirschbaum wird geschüttelt in der geheimnisvollen Thomasnacht, und das Gebell eines Hundes gibt dem Mädchen den Fingerzeig, von wannen der Zukünftige kommen wird. Nebst andern Bräuchen ist auch das „Löseln" (Bleigießen) während des Abendläutens üblich. Viele dieser Bräuche wiederholen sich am heiligen Abend, so das „Losengehen", das Bleigießen u. a. Am Christabend geht der Bauer wieder mit Rauchfaß und Weihwasser durch das Haus, und dem Vieh steckt er frisches Futter in die Krippe, weil des Nachts das neugeborene Jesuskind darauf ausruhen wird, und das bringt Segen für das Gedeihen der Haustiere und für das Wachstum des Futters.

Die Kinder, denen ja das Weihnachtsfest als die freudenreichste Zeit im Jahre gilt, eilen nach dem Ave Maria-Läuten durchs Dorf und singen vor den Häusern, wofür ihnen mancherlei Gaben zuteil werden. Der Bauer geht in der Abendstunde mit seinen Hausleuten um sein Gehöft, wobei der Rosenkranz gebetet wird. Wenn die Leute in die Stube zurückkehren, trägt die Bäuerin das Abendessen auf, denn es wurde den ganzen Tag strenge gefastet. Nach dem Essen trinken sie wohl auch einen Kranebetschnaps (Wacholder), der, am heiligen Abend genossen, gegen Krankheiten schützt. Der „Tschok", ein tüchtiger Holzklotz, wird in die Glut gelegt, um die Stube warm zu halten, bis gegen Morgen die Leute von der Christmette heimkehren. Auf dem gedeckten Tische stehen das Kruzifix und geweihte Kerzen, die während der Mette brennen.

Am Weihnachtsabend sitzen die Leute bei der Kienholzleuchte in der sauber gescheuerten Stube und erzählen sich allerhand Geschichten, damit sie nicht schläfrig werden bis zur Mitternachtsstunde, da die Glocken der Dorfkirche zu klingen anheben und zur Mette rufen. Mit flackernden Kienholzfackeln eilen die Leute über verschneite Berge, durch finstere Wälder dem lichtstrahlenden Gotteshause zu, um dort dem neugeborenen Jesuskindlein ein Loblied zu singen. Sie kommen heraus aus den Waldschluchten und herab von den Höhen, wo zu dieser Stunde die Gehöfte vereinsamt sind. Der Bauer allein ist daheim geblieben, um Haus und Hof vor Dieben zu schützen, die es in der Christnacht auf die verlassenen Gehöfte abgesehen haben und dem Bauer gern den Weihnachtsbraten, so ein solcher vorhanden ist, ausführen möchten. Es sind einsame Stunden im Hause; eine geweihte Kerze brennt auf dem weißgedeckten Tische, und nachdem der Bauer den Kindern, die in der Kammer vom lieben Christkindel träumen, die Weihnachtsgaben in die aufgestellten Teller und Schuhe gelegt hat, setzt er sich mit einem Erbauungsbuch an den Tisch, um die Christmette mitzufeiern.

Wenn gegen Morgen die nächtlichen Kirchgänger ins Bauernhaus heimkehren, ihre Kleider und Stiefel oft voll Schnee, dann werden die Kinder geweckt, und da gibt es dann einen frohen Jubel bei jung und alt. O du hochgefeierte Weihnachtszeit! Wie sie gucken, die Kleinen! Und dann wollen sie über das liebe Christkindel allerhand wissen, wie es denn ausgesehen und was es gesagt habe — ja, dem Vater wird ordentlich warm bei den vielen Fragen der glückstrahlenden Kinder.

In der Glut liegt der glimmende Tschok, der die Stube warm gehalten, und nun macht sich die Bäuerin gleich daran, den Leuten einen heißen Kaffee zu kochen. Wenn sie beim Frühstück zusammensitzen, dann wissen sie zu erzählen vom Christkindel, von der Mette und von Bekannten, die sie getroffen im Kirchdorf, und dabei schmecken ihnen der Kaffee und das Zubrot wie nur etwas.

Am Christmorgen geht der Bauer wieder in den Stall, um die Futterkrippen frisch zu füllen, denn auch das liebe Vieh soll es merken, daß Festtage angebrochen sind. Mittags kommt dann das Beste auf den Tisch, vielleicht sogar ein frischer Schweinebraten mit Erdäpfelsalat, und hierauf bringt die brave Hausmutter Kletzenbrot oder gar einen „Habennickel", damit es zur Festtagszeit keine Not im Hause hat.

Der Stephanitag (26. Dezember) bringt mitunter eine Veränderung im Hause mit sich. Jene Dienstboten, die für das folgende Jahr nicht mehr bei dem Bauer bedienstet bleiben, schnüren an diesem Tage ihr Wanderbündel und nehmen Abschied vom Bauernhause und seinen Bewohnern.

Der Johannitag (27. Dezember) gehört bei den Bauern auch noch zu den Festtagen, wenn auch nicht mehr ganz so wie sein Vorgänger. Die Arbeit, die zu dieser Zeit meistens nicht drängt, läßt man ruhen und geht dafür in die Kirche, um sich den Johannissegen zu holen; am Nachmittag gehen die Bauern gern ins Wirtshaus, um den Johanniwein zu trinken. In Uggowitz (Oberkärnten) tragen am Johannestage die Burschen die „Brina" — das ist ein mit Geldstücken geschmückter großer Tannenast — im Dorfe umher und suchen die heiratsfähigen Mädchen auf, die sie mit der kostbaren Seite der „Brina" berühren; läßt das Mädchen sich dies gern gefallen, dann gilt dies als Jawort für den Burschen, der es mit der „Brina" berührt hat.

Mag's ergründen wer will, die Leute wissen es heute gar nicht mehr, woher solch sonderbare Gebräuche gekommen sind, aber sie üben sie immer noch und haben ihr Ergötzen daran.

In den Tagen zwischen Weihnachten und Dreikönigsfest ziehen die Dreikönigsinger mit ihren naiven Hirtenliedern im Lande umher und heimsen als Lohn für ihre Aufführungen die Ueberreste der Festtagskuchen ein. In früheren Jahren gingen die sogenannten „Sternsinger" im Kirchspiel herum. Das war der Organist mit seinen Chorsängern; sie

trugen auf einer Stange einen großen „Kometstern“ und sangen den Bauern Weihnachtslieder vor, bei welcher Gelegenheit der Organist seine Naturalgebühren einsammelte. In besseren Häusern gab es dabei manche Bewirtung, so daß es sich mitunter zugetragen, daß die Sänger auf dem Heimweg ihren papierenen „Kometen“ verloren.

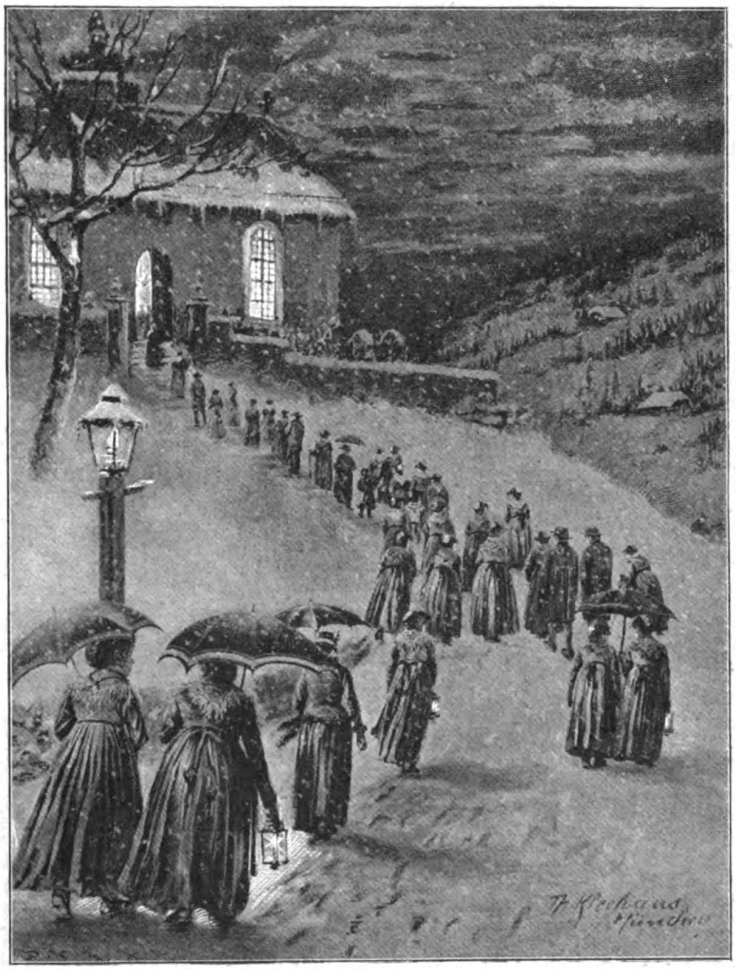
Der Altjahrstag bringt wieder manch Orakelhaftes mit sich, und dem Bauer gilt er auch als Lostag für die Witterung und die Fruchtbarkeit des neuen Jahres. Für die Dorfjugend ist der Unschuldigen Kindertag noch eine vergnügte Zeit in der Weihnachtsperiode. Schon am frühen Morgen sind die Kinder auf den Gassen und stürmen mit ihrem „Pließnastl“ und dem Sammelsack in die Häuser, um die erwachsenen Personen, die ihnen in den Weg kommen, zu „schappen“ und ihnen ein „Frisch und g'sund“ anzuwünschen. Am Abend gehen dann auch die erwachsenen Burschen mit Ruten zu ihren Dirndeln im Schappen herum.

Am Abend vor Heiligendreikönig, als der letzten Rauchnacht, nimmt der Bauer nochmals eine Räucherung seiner Hausräume vor, und gleichzeitig schreibt er mit geweihter Kreide auf alle Thüren die Namen der drei Weisen aus dem Morgenlande, Kaspar, Melchior, Balthasar in folgender Form:

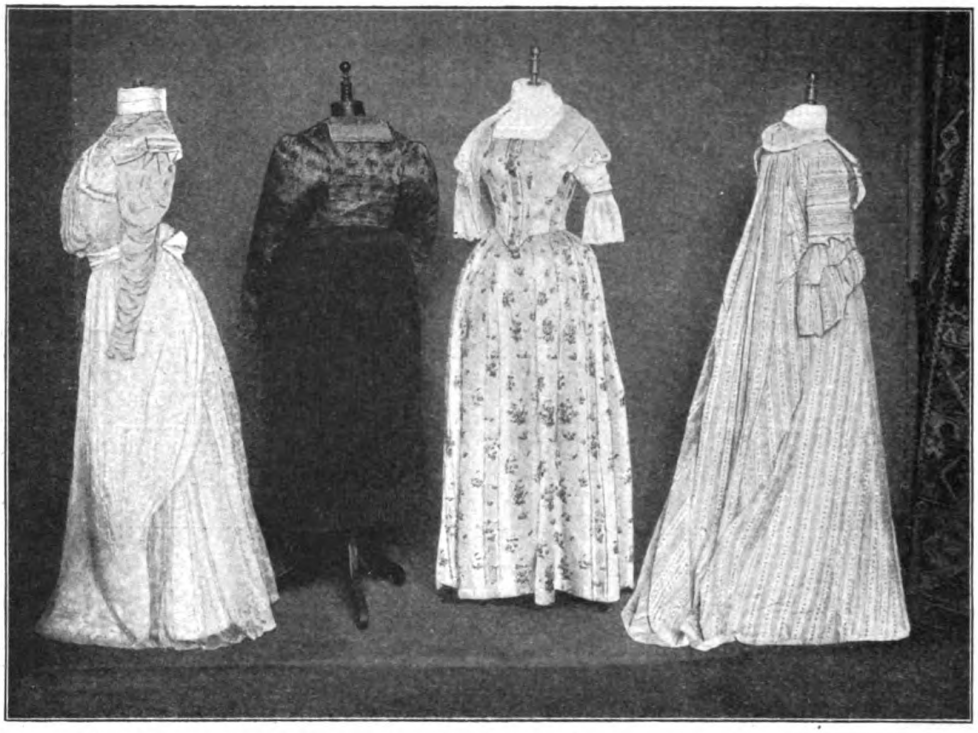
19 K + M + B + 03

und zur Vorsicht malt der Knecht noch an die Stalltür ein fünfzackiges Trudenkreuz, und die Mädchen tun desgleichen an ihren Bettstätten, damit keine böse Trud über sie komme.

Mit der letzten Rauchnacht hat auch die geheiligte Adventzeit ihr Ende erreicht, es winkt schon wieder die Lustbarkeit, die tolle Fastnacht hebt an, und am Dreikönigstag fahren die Alpenbauern lustig in den „Haarlang“ aus, hinaus ins Kirchdorf. Dort streichen die Musikanten die Fiedel und spielen zum Tanz auf. Wer möchte noch zweifeln, daß es im winterlichen Bergdorf lustig ist?



Christmette in den Bergen. Nach dem Gemälde von Th. Kleehaas



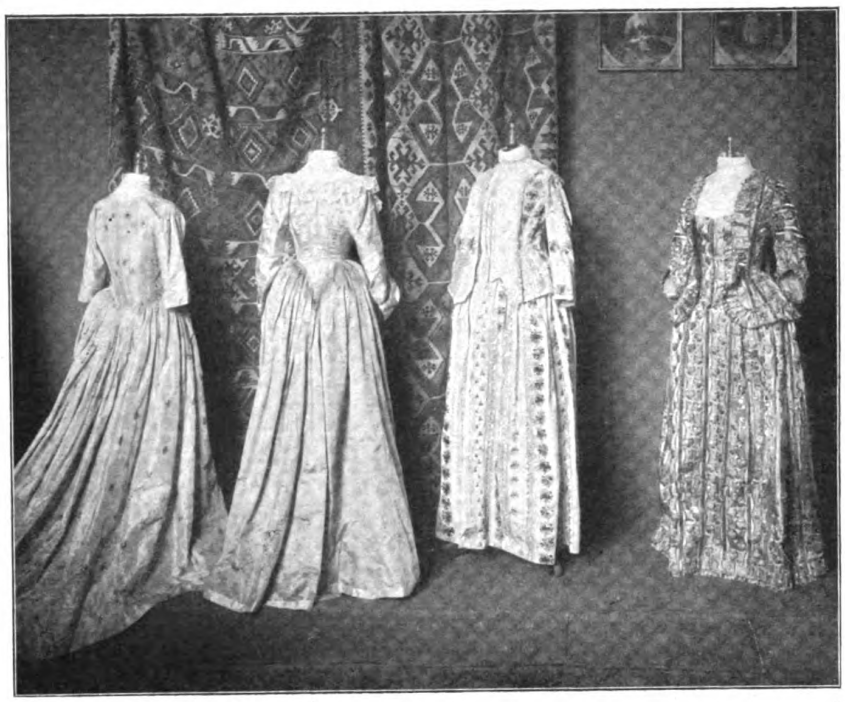
Moderne Korsettfigur | Dachauer Bäuerin | Biedermeierkleid | Rokoko-Kostüm

Korsett-Trachten von heute und einst

Frauentracht und Frauenschönheit

Im kurbayrischen Intelligenzblatte von 1783 findet sich unter der Ueberschrift: „Warnung an das Frauenzimmer" ein von einem Arzte geschriebener Aufsatz, der höchst erbaulich zu lesen ist und also beginnt: „Alle Aerzte kommen darin überein, daß die Schnürbrüste, oder Mieder, wie man sie hierzulande nennt, auf die Gesundheit die schädlichste Wirkung haben, und einige neuere eifern dagegen mit Gründen, die das beredsamste Frauenzimmer zu widerlegen vergebens suchen wird. Frauenzimmer, die sich in diesen Küraß so gern einpanzern, mögen es zu ihrer Warnung, und die, welche denselben selten oder gar nicht anlegen, zur Befestigung ihrer vernünftig gefaßten Gesundheitsregel lesen." Dann kommt ein ausführliches Verzeichnis aller durch das Korsett hervorgerufenen Krankheiten, eine lange Liste, die heute noch ihre Geltung hat, abgesehen vielleicht von einer zu starken Hervorhebung der Milz, deren Bedeutung in der ganzen älteren Heilkunde überschätzt wurde. Der Aufsatz schließt mit den Worten: „Wahrlich eine Summe aller möglichen Uebel! Bloß darin könnte man den Schnürbrüsten oder Miedern einigen Nutzen eingestehen, daß sie gewissen Leibsmängeln aushelfen könnten." So geschrieben in jener Zeit, da Philosophen und Künstler gegen die Ueberkultur des Rokoko zu Felde zogen, der Klassizismus den „Zopfstil" bekämpfte und die Schäferinnen in Reifrock und Schnürbrust schließlich den à la grecque gekleideten Schönen weichen mußten. Fast ein Menschenalter behauptete sich die Empiretracht, die den Frauen die Wertschätzung der eignen unverschnürten Körperschönheit wiedergab. Erst als nach dem Empire die ganze organische Kunstentwicklung abbrach, tauchte das Korsett wieder auf, und auch die Krinoline blieb dem 19. Jahrhundert nicht erspart. Die Aerzte waren resigniert geworden, die Künstler, selbst die Plastiker, begannen schon da und dort den durch die Tracht verbildeten Körper als den normalen anzusehen und in die Kunst zu übertragen. Erst in den letzten Jahren regt es sich wieder mächtig, um dem Frauenkörper zu seinem natürlichen Rechte zu verhelfen und ihn von Fischbein und Stahl zu befreien. Heute wie damals im 18. Jahrhundert tönt der Mahnruf der Aerzte sehr vernehmlich, und eine Menge namhafter Künstler ist an der Arbeit, die naturgemäße und hygienische Kleidung auch schön zu gestalten.

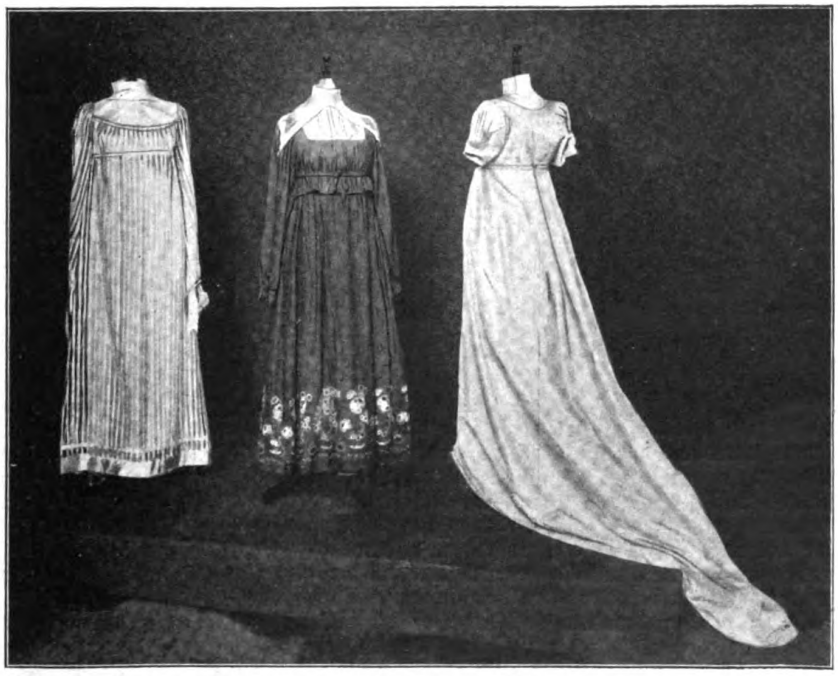
In München fand unlängst eine Ausstellung statt, die ein getreues Bild vom gegenwärtigen Stande der Bewegung gab, um so mehr, als gerade in München zum erstenmal die ganze Frage in umfassender und dadurch um so überzeugenderer Weise behandelt wurde. Auch an Ausdehnung übertraf die Münchener alle bisherigen ähnlichen Veranstaltungen; nahm doch die Ausstellung das ganze



Rokoko-Kostüme aus dem Familienbesitz Bassermann-Jordan in Deidesheim

Studiengebäude des Neuen Nationalmuseums, 12 Säle mit mehr als 1000 Quadratmetern Flächenraum, ein.

Gleich beim Eingang fanden sich in Rahmen eine große Anzahl von Modebildern aus illustrierten Zeitschriften ausgestellt, sowie Photographien nach bekannten Pariser und internationalen Modekönigginnen. Zu denken gab schon ein Rahmen mit Illustrationen aus französischen und deutschen Korsettkatalogen, inmitten aber eine antike Gewandstatue. Noch beunruhigender wirkte die Gegenüberstellung der Körperumrisse einer Modeschönheit, wie sie erstrebt, wenn auch glücklicherweise nicht immer erreicht werden, daneben die Gestalt eines Kaffernweibes, und wir sind überrascht, zu sehen, daß beide ganz bedenkliche Aehnlichkeiten aufweisen. Allmählich dämmert das Empfinden auf, daß wir den bekleideten, verschnürten Körper zwar schön finden, denselben Körper dagegen in nacktem Zustande nicht mehr, sondern daß hier das Schönheitsideal der Antike und der Renaissance auch noch das unsre ist, so sehr sich auch die Mode bestrebt, es zu entstellen und unwiederbringlich zu zerstören.



Hygienische Trachten der Vergangenheit (Empire)

In einer eignen anatomisch-pathologischen Abteilung der Ausstellung wurde dann mit Hilfe von anatomischen Präparaten, Abgüssen nach Leichen, Röntgenaufnahmen u. s. w. die Schädlichkeit des Korsetts dargelegt. Nichts hatte man beschönigt, nichts verschwiegen, aber auch nichts übertrieben, wie die als Gegenbeispiele überall angebrachten Photographien von Modeschönheiten zeigten. Es wurde im Gegenteil besonderer Nachdruck darauf gelegt, die Schädlichkeit auch des nicht fest geschnürten Korsetts zu

Schwarze Crêpe de Chine-Toilette, entworfen von Max Pfeiffer (München)

beweisen, was um so wichtiger ist, als sich bekanntlich keine Dame — nach ihrer eignen Aussage — überhaupt schnürt oder je geschnürt hat. Besonders überzeugend wirkten zwei Skelette, das normale einer jungen Frau, mit nach der Leibesmitte zu immer weiter und kräftiger ausladenden Rippen, das andre mit verschnürtem, nach unten trichterförmig sich verengerndem Brustkorbe. Anatomische Abgüsse nach geöffneten Leichen machten die Beweisführung in diesem Teile der Ausstellung besonders drastisch, aber auch unbedingt zwingend; mit so reichem und überzeugendem Material ist sie noch nie versucht worden. Also das Korsett soll fallen, ebenso alle Schnürvorrichtungen an der Unterkleidung; der Rumpf muß seine volle Bewegungsfähigkeit wiedererlangen. Das Gewicht der Oberkleidung wird soviel wie nur möglich verringert und von den widerstandsfähigsten Teilen des Knochengerüstes, den Schultern vor allem, aber mit Zuhilfenahme des festen Beckengürtels getragen, bei der Arbeitskleidung sogar vorwiegend von den Hüften. Der wichtigen Frage der Unterkleidung war ein ganzer Saal gewidmet.

Der nächste Saal gab eine Geschichte der Korsett-

Helles Festkleid für junge Frauen, entworfen von Max Pfeiffer (München)

trachten, dargestellt durch ein reiches Material von gleichzeitigen Gemälden, Handzeichnungen und Stichen seit dem Ende des 15. Jahrhunderts. Daneben fehlten nicht Originalmieder vom 16. bis zum 18. Jahrhundert, Rokoko- und Biedermeierkostüme, Karikaturen gegen das Korsett und gegen die Krinoline des 18. und des 19. Jahrhunderts, sowie die älteren Streitschriften der Aerzte. Als Beispiel für unhygienische Volkstrachten war das Kleid einer Dachauer Bäuerin ausgestellt, die einen Teil ihres Wohlstandes auf dem Leibe trägt, indem sie einen Rock aus über zehn Metern schwersten Wollenstoffs benutzt. Den gegenwärtigen und hoffentlich endgültigen Schlußpunkt der Reihe bildete eine moderne Toilette „façon sans ventre".

Der nächste Raum suchte die Vorstellung vom normalen weiblichen Körper und von einer naturgemäßen Bekleidung wieder wachzurufen und zu befestigen, nachdem sie uns, dank unsrer heutigen modischen Frauentracht, fast ganz verloren gegangen ist. Hier ward deshalb eine größere Zahl von Abgüssen nach antiken Bildwerken und solchen aus der Renaissance ausgestellt, die uns alle, wenn auch in verschiedenen Stilisierungen, eine Vorstellung

geben vom normalen weiblichen Körper und seinem Mangel an allem, was die Mode „Taille“ nennt. Aus der ganzen Reihe der korsettlosen und gesunden Trachten des vorklassischen Altertums, der asiatischen Kulturvölker, sowie des ganzen Mittelalters waren nur verhältnismäßig wenige Proben gegeben, da die oft sehr primitive Stilisierung und das geringe Verständnis der alten Künstler für den von der Kleidung bedeckten Körper meist nicht normale Körper, sondern lediglich die gesunden Trachten wiederzugeben imstande war.

In allen übrigen Sälen fand man nun die Kleider ausgestellt, die als Vorwürfe für gesunde und dabei künstlerisch schöne Frauenkleidung dienen können. Schmuck und Spitzen waren dabei so wenig vergessen wie naturgemäßes Schuhwerk, das beiden Geschlechtern noch in gleicher Weise fehlt.

So war es eine Menge des Anregenden und Hochkünstlerischen, das man hier bot, neben manchem noch Unfertigen und einzelnem Mißglückten freilich. Ausgeschieden waren alle Sack- und Trägerkleider, die der guten Sache in der Oeffentlichkeit bisher nur schadeten. Das Gesellschaftskleid und das Hauskleid überwogen zwar noch, doch fanden sich auch einfache Straßenkleider und zweckmäßige Arbeitskleider, die vor allem nottun, schon in größerer Anzahl ausgestellt. Zwei Gruppen von Kleidern sind vor allem zu unterscheiden, eine kleine, die in Aeußerlichkeiten nicht alle Beziehungen zur herrschenden Mode abbrechen will, um zaghaften Frauen, die nicht auffallen wollen, den Uebergang zur neuen Tracht zu erleichtern, und eine größere Gruppe, die auf eignen Wegen zu ganz neuen, selbständigen und durchaus persönlichen Ergebnissen gelangt ist. Wir müssen leider hier darauf verzichten, einzelnes von dem hervorzuheben, was uns als besonders gelungen aufgefallen ist.

Die Liedersängerin Bokken Lasson als ‚Gerd‘ in Holger Drachmanns ‚Junker Kai‘
Erstaufführung am Stuttgarter Hoftheater. Spezialaufnahme von Hofphotograph H. Brandseph

Daß die neue Frauentracht allmählich aufhört, nur belächelt und bewitzelt zu werden und Stiefkind der modernen Kunst zu sein, bewies das lebhafte Interesse, das man in München und auch außerhalb Bayerns der ganzen Ausstellung entgegenbrachte. Bayerns greiser Regent und fast alle zurzeit in München anwesenden Prinzen und Prinzessinnen des königlichen Hauses haben eingehend die Ausstellung besichtigt, die von einer ganzen Anzahl von Staatsinstituten in jeder Weise gefördert wurde. Schon zwei Wochen nach der Eröffnung hatten über 11000 vollzahlende Besucher die Ausstellung besichtigt, an 2000 Schülerinnen städtischer und privater Lehranstalten wurden durch Führungsvorträge mit den Zielen der Veranstaltung vertraut gemacht, die dahin gehen, nicht eine neue Mode zu schaffen, die rasch verschwindet, ohne Fortschritt gebracht zu haben, vielmehr eine gesunde Grundlage, die der Weiterentwicklung der Mode in Zukunft den weitesten Spielraum gewähren soll für lange Zeit.

Wenn Prophezeiungen überhaupt zwecklos sind, so sind sie es besonders auf dem Gebiete der Entwicklung unsrer Tracht. Tatsache ist, daß heute schon Tausende von Frauen in Deutschland den Mut gefunden haben, sich loszumachen von der herrschenden, gesundheitschädigenden Mode.

Die Münchener Ausstellung wird die Zahl derer, die sich gesund und vernunftgemäß kleiden, beträchtlich vermehren und dazu beitragen, daß die Frage der Umgestaltung der Frauenkleidung auch immer mehr in künstlerischer Weise beantwortet wird.

In der Premiere
Nach einer Zeichnung von Ed. Cucuel

Chamberlain zu Hause

Zum Rücktritt des englischen Kolonialministers

Joe Chamberlain hat sein Amt niedergelegt und das Regierungsgebäude in Downingstreet verlassen. Wie lange er zwar dieser seiner Wirkungsstätte den Rücken kehren wird, steht noch nicht fest, und ob er nicht in ganz kurzer Frist dort wieder seinen festlichen Einzug hält, wer weiß? Indessen hat er sein prachtvolles Heim in Highbury wieder bezogen, das er jetzt zum Hauptquartier bei seinem großen rednerischen Feldzug für eine neue englische Zollpolitik gemacht hat. In Deutschland ist Chamberlain immer noch eine der bestgehaßten Persönlichkeiten auf der politischen Bühne; die brutale Vergewaltigung der beiden Burenrepubliken ist heute noch zu frisch in aller Erinnerung. In seinem Vaterlande dagegen genießt er eine Popularität, wie nur die größten Staatsmänner der früheren Zeiten. Das Volk nennt ihn meistens nur mit seinem Vornamen Joe (Josef), und wo er sich nur zeigen mag, das stereotype Monokel ins Auge geklemmt, eine prachtvolle seltene Orchidee im Knopfloch, das englische Publikum, das für eigentlich staatsmännisches Wirken immer mehr Sympathie gehabt hat als andre Nationen, jubelt ihm stürmisch entgegen. Als die Nachricht von seinem Rücktritt sich verbreitete, nannten englische Blätter diese Abdankung sogar das größte politische Ereignis seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck. Das ist etwas hoch gegriffen in der Wertung des Mannes, der für uns doch niemals mehr als der groteske Nachahmer des Eisernen Kanzlers sein wird. Jedenfalls steckt aber in dem ehemaligen Schraubenfabrikanten eine gewaltige Energie, eine große Summe lebendiger Kraft; er weiß die Augen einer großen Nation immer wieder auf sich zu ziehen, und die ganze gebildete Welt verfolgt sein Wirken mit Spannung.

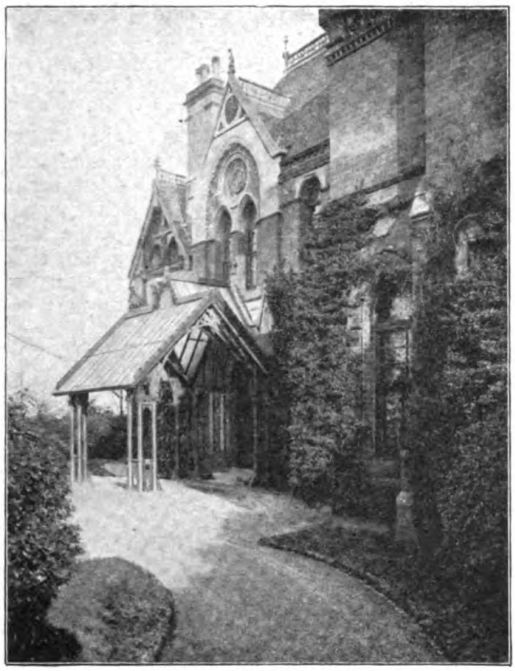
Chamberlain bei einer Agitationsrede

Wie anders ist die Stellung, die der gewesene Kolonialminister zurzeit in England einnimmt, verglichen mit der Rolle, die ein gestürzter Minister in Deutschland spielt! Hier das stille, lautlose Verschwinden auf einen Oberpräsidentenposten oder eine ausländische Botschaft — dort das fortgesetzte politische Wirken großen Stils, hinausgetragen in die weiteste Oeffentlichkeit vor das Forum eines ganzen Volkes.

Chamberlain kann sich das leisten! Ein nicht geringfügiger Faktor, die englischen Minister selbständig zu machen, ist der Umstand, daß sie meistens pekuniär unabhängig gestellt sind. So trat denn auch Chamberlain erst in das politische Leben ein, als er bereits in jungen Jahren ein beträchtliches Vermögen erworben hatte und den Launen der veränderlichen Hexe Politik ruhiger zusehen konnte. Obwohl er eigentlich ein Londoner Kind ist — er wurde dort im Jahre 1836 geboren, zählt also bereits 67 Jahre —, war Birmingham, die Metropole des Midland, die Stadt, wo er zuerst im Geschäft seines Vaters Reichtum und als kommunaler Politiker auch Ruf erwarb.

Als er dann zum ersten Male im Unterhause erschien, betrachtete Disraeli, damals sein wütendster Gegner, lange die markante Figur und bemerkte dann trocken: „Er trägt sein Monokel wie ein Gentleman!“ Welche Fülle der Ironie in diesen Worten aus dem Munde des frischgebackenen Lord Beaconsfield. Und ganz leicht ist die Stellung des Birminghamer Großindustriellen inmitten eines hocharistokratischen Kabinetts niemals gewesen. Uebrigens

Chamberlains Haus und Park in Highbury



Eingang zum Tuskulum des früheren Kolonialministers

ist es nicht richtig, Chamberlain als den Typus eines Vollblutengländers hinzustellen, er hat viele durchaus unenglische Eigenschaften. So steht er z. B. dem Sport, diesem Schoßkind der ganzen Nation, ziemlich kühl gegenüber, und besonderen körperlichen Anstrengungen ist er durchaus abgeneigt. Richtiger Engländer ist er jedoch in seinem „home". Er hat selber einmal scherzhaft in einer Rede geäußert, man müsse nicht glauben, daß er einen kleinen Buren täglich zum Frühstück verspeise, und in der Tat führt er ein einfaches, herzliches Familienleben und ist ein musterhafter Gatte und zärtlicher Familienvater. Wenn es sich um seine Kinder handelt, kann dieser Mann mit der ehernen Stirn sogar weich werden. Als sein Sohn Austen Chamberlain, der jetzt, dank der väterlichen Fürsorge, Finanzminister mit einem jährlichen Einkommen von 100000 Mark geworden ist, im Unterhause seine Jungfernrede hielt, bemerkte Gladstone, dem gerade damals Chamberlain durch seinen Abfall in der irischen Politik wohl den schwersten Schlag seines Lebens versetzt hatte, das sei eine Rede, über die das Herz eines Vaters sich freuen könne. Da stürzten ihm die Tränen aus den Augen!

Seine Vorliebe für die Orchideen, diese Modeblumen unsrer Zeit, ist weltbekannt. Einen großen Teil seiner freien Zeit verbringt er in den riesigen Gewächshäusern, und seine Fürsorge für diese zarten Kinder Floras kann man beinahe zärtlich nennen. In seiner Heimat ist er jedoch noch bekannter als Landschaftsgärtner. Immer weiter hat er seinen Besitz nach und nach ausgedehnt, und jetzt umgeben sein Heim weite Rasenflächen, prächtige Parkanlagen mit stillen Seen und fließendem Wasser. Sein Haus zeigt den charakteristischen englischen Villenstil. Ein Ziegelrohbau mit mannigfachen Erkern und Vorbauten, von frischem Grün umrankt, paßt es sich harmonisch der umgebenden Landschaft an. Eine große Halle empfängt den Besucher, ein helles Kaminfeuer verbreitet an trüben, unwirtlichen Tagen, die ja in England nicht selten sind, eine angenehme Wärme, und die vornehm einfache Ausstattung des Raumes, die bequemen Polstermöbel, mit dunklem Leder bezogen, lassen bald die behagliche Stimmung aufkommen, die jedem, der einmal in England gelebt hat, unvergeßlich sein wird. In dieser Umgebung bereitet zurzeit Chamberlain seine großen Redeschlachten vor. Er ist ein Mann von eisernen Nerven, dem man sein Alter nicht anmerkt. Stundenlang kann er vor einem Auditorium von Tausenden von Köpfen sprechen, ohne zu ermüden. Ob ihn rasender Beifall umtost oder ob gellende Pfiffe seine Ausführungen begleiten, er bleibt völlig gelassen. Auch am Tage vor solchen entscheidenden Reden ist ihm keine Erregung anzumerken. Er arbeitet wie gewöhnlich. Schon im Bette beginnt er mit der Lektüre der Zeitungen, denn er ist kein Frühaufsteher. Dann folgt die Erledigung der Korrespondenz und der Verkehr mit den Vertretern der Presse, denen Chamberlain besonders liebenswürdig entgegenkommt. Nur das gemeinschaftliche Dinner am Abend mit seiner Familie reißt ihn für kurze Stunden aus der Arbeit. Seine Frau — er ist zum zweitenmal verheiratet —, eine geborene Amerikanerin, nimmt lebhaftesten Teil an seiner

Der See in Chamberlains Garten

öffentlichen Tätigkeit. Als ihn nach der glücklichen Beendigung des südafrikanischen Krieges die Nation nach dem unglücklichen Lande entsandte, damit er nach den Kriegsjahren den Boden für die Saat des Friedens bereiten möge, war sie an seiner Seite.

Chamberlain benutzt für seine großen öffentlichen Reden meistens eigne Notizen; für seinen zollpolitischen Feldzug jedoch haben ihm außerdem hervorragende Autoritäten auf diesem Gebiet das nötige Material geliefert. Es heißt, daß er förmliche Generalproben vor seinem Auftreten auf der Rednerbühne abhält. Sein Sekretär stellt das Auditorium dar, er selbst geht deklamierend im Zimmer auf und ab. In dieser Werkstatt werden dann die prägnanten Sätze, die klingenden Schlagworte, die darauf bedacht sind, von Mund zu Mund zu gehen, sehr sorgfältig geprägt und fein säuberlich ziseliert. Im übrigen ist die Gabe der politischen Beredsamkeit in England zu Hause, und Chamberlain hat im englischen Parlament manchen nicht unebenbürtigen Gegner. Austen Chamberlain ist das treue Abbild seines Vaters, sogar das Augenglas fehlt nicht. Nur weisen seine Züge nicht diese unheimliche Schärfe auf. Er begann seine Karriere als Sekretär seines Vaters und lebte auch bis jetzt in seinem Hause. Nach seiner letzten Beförderung erlauben ihm seine Verhältnisse allerdings, sich etwas auszudehnen.

Chamberlains Lieblinge: Orchideen im Treibhaus

Man mag über den Politiker Chamberlain denken, wie man will, mag vor der Skrupellosigkeit, mit der er seine Mittel wählt, innerlich zurückbeben — eine imposante Erscheinung bleibt er immerhin, der „Abenteurer aus Birmingham", wie man ihn wohl treffend genannt hat. Seine Pläne sind groß gedacht, vielleicht manchmal uferlos, seine Rede dagegen von äußerster Prägnanz, von lakonischer Schärfe und ungeheurer Treffsicherheit, seine Wirkung auf die große Masse beinahe unwiderstehlich. Wenn aber etwas imstande ist, Licht und heitere Farben dem Bild dieses düsteren und scharfen Charakters zu verleihen, so ist es sein Leben im Kreise der Seinen in Highbury.

Gustav Eberleins: Kapitän Braun auf dem untergehenden „Iltis"

(Zu dem Bilde Seite 297)

Es ist in Deutschland noch unvergessen, wie das Kanonenboot „Iltis" mit 6 Offizieren und 62 Unteroffizieren und Mannschaften am 23. Juli 1896 in einem Taifun während einer Kreuztour von Schifu nach Kiautschou unterging. In der vom Wirbelsturm durchbrausten regnerischen Nacht befand das kleine Fahrzeug sich nicht weit von dem Vorgebirge von Schantung; es wurde durch eine unwiderstehliche Strömung zu dicht an die chinesische Küste herangetrieben und dann von den wilden Wogen mit solcher Macht auf einen Felsen geschleudert, daß es in zwei Teile zerbarst. Den Tod unmittelbar vor Augen, brachte der Kommandant, Kapitänleutnant Braun, drei Hurras auf den Kaiser aus, in die die todesmutige Mannschaft begeistert einstimmte. Dann verschwand das Hinterschiff mit sämtlichen Offizieren und dem größten Teil der Mannschaft in den Wellen; alle sanken furchtlos in das nasse Grab, unter den Tönen des vom Feuerwerksmaaten Rähm angestimmten deutschen Flaggenliedes. Nur elf Mann von der ganzen Besatzung wurden gerettet, von denen zwei an die Küste gespült wurden, während die andern auf dem Vorderschiff ausharrten, bis das Unwetter vorüber war, und dann vom Land aus geborgen wurden. An diesen Schiffsuntergang, der eines der ruhmreichsten Blätter in der Geschichte der deutschen Kriegsmarine darstellt, erinnert nun Eberleins monumentales Bildwerk.

Meyer

Novelle

von

Georg Freiherrn von Ompteda

Herr Meyer hatte eben die Abfahrt der Hochzeitswagen von der Jerusalemerkirche mit angesehen. Die Menge verlief sich, er ließ sich von ihr treiben, nachdenklich, denn er überlegte eben, ob es nicht angebracht wäre, auch zu heiraten.

Aber wie? Er war kein Jüngling mehr und hatte auch kein leicht entzündbares Herz, er war also vollkommen geeignet, um in aller Vernunft und Ruhe sich eine Frau zu wählen, deren Vermögensverhältnisse seinen Wünschen entsprochen hätten, deren Familie keinen Makel aufwies, die einen guten verträglichen Charakter besaß.

In früheren Jahren, als er noch als Wildfang auf der Friedrichstraße gebummelt, da wäre es etwas andres gewesen, da hätte er sich die Sache nicht so überlegt. Wenn er damals geheiratet hätte, o Gott! O Gott! Eigentlich konnte er sich freuen, daß er es nicht getan, denn er wäre sicher dabei 'reingefallen. Und er dachte an die stolze schlanke Helene Schlackenberg, in die er so verliebt gewesen, daß es doch beinahe zur Hochzeit gekommen wäre. Und was hätte er davon gehabt? Heute hatte sie schon den dritten Mann unter die Erde gebracht, er hätte also schon zwei Nachfolger gehabt!

Meyer ließ sich weiter von der Menge treiben, aber immer kehrte ihm der Gedanke wieder, denn der Bräutigam, der eben an der Seite seiner jungen Frau die Kirche verlassen, war auch nicht jünger als er und hatte es doch noch gewagt, er hatte sogar ein ganz junges Mädchen genommen, denn die Braut mochte kaum mehr als achtzehn Jahre zählen. Aber nein, nein, so etwas tat er nicht; seine Frau hätte älter sein müssen; er wollte Ruhe haben in seiner Ehe und nicht noch Aufregung, da brauchte er sich ja gar nicht erst zu verheiraten.

Und merkwürdig, da fiel ihm wieder Helene Schlackenberg ein. Heute hieß sie natürlich ganz anders, aber wer konnte sich das merken, da sie doch dreimal schon den Namen gewechselt. Im Grunde genommen — Gott, vielleicht hatte sie auch ihre drei Männer nicht gerade unter die Erde gerärgert, sie hatte eben Pech gehabt. Es gab ja auch Leute, die das Pech hatten, ihre Ehehälfte siebzig Jahre lang zu behalten; bei ihr war es eben gerade das Gegenteil.

Herr Meyer begann schon in Gedanken allerlei Gutes an Helene Schlackenberg zu finden. Er überlegte: wie alt mochte sie sein? Nun, höchstens achtunddreißig bis neununddreißig! Er war ein hoher Vierziger, also gerade recht. Und plötzlich ertappte sich Herr Meyer dabei, daß er links abgebogen war und im Begriff stand, nach der Wilhelmstraße zu gehen, wo sie wohnte. Er hatte sich die Nummer genau gemerkt, er wußte sie, seitdem die Todesanzeige ihres letzten Mannes gekommen, denn im stillen hatte er immer einmal seine alte Liebe aufsuchen wollen.

Das Haus enthielt unten links einen Korsettladen, die andre Seite neben der Tür hatte ein Buchhändler inne. Herr Meyer blieb stehen und sah zu den Fenstern hinauf; er wußte nicht, in welchem Stock sie wohnte, konnte den Portier auch nicht fragen, denn er hatte den Namen vergessen. Wer sollte sich denn auch dreimal einen andern merken?

Während er noch überlegte, ob es vielleicht besser wäre, nach Haus zu gehen, um die Todesanzeige zu suchen, erschien ein Schatten in der Tür. Er prallte zurück. Eine gewaltig dicke Dame kam heraus, in stolzer, aufrechter Haltung, von einer andern, viel kleineren, ganz schlanken gefolgt. In einem Augenblick war es Herrn Meyer klar, weniger durch die Augen als durch das Gefühl: das war Helene Schlackenberg, und unwillkürlich lüftete er den Hut, indem er zurücktrat und ihr Platz machte.

Die Dame blickte ihn an, dankte durch ein leises Kopfnicken, und über ihr Gesicht ging etwas wie ein Lächeln. Er redete sie an: „Ach, gnädige Frau, Sie sind es!"

Sie fragte zögernd, als wäre sie ihrer Sache nicht ganz gewiß: „Herr Meyer?"

„Gewiß, August Meyer. Ich habe doch die Ehre, mit Frau Schlackenberg zu sprechen?"

Sie verbesserte ganz mechanisch: „Kirchhübel!"

Und er sagte, ohne darauf einzugehen: „Ich wollte mir gerade erlauben, Ihnen meine Aufwartung zu machen!"

„Sehr liebenswürdig!"

„Ich habe nämlich ein schlechtes Gewissen. Sie haben einen so schweren Verlust gehabt!"

Frau Helene Kirchhübel meinte nur trocken: „Ja, mein Mann ist vor einem halben Jahr gestorben!"

Er fuhr fort: „Und Sie haben die Liebenswürdigkeit gehabt, es mir anzuzeigen, und ich habe darauf gar nichts getan, und das wollte ich erklären, ja mit — ja, eigentlich mit meiner Vergeßlichkeit und Bummelei."

Sie waren ein paar Schritte die Straße hinuntergegangen, da erinnerte sich Frau Kirchhübel ihrer Tochter und stellte Herrn Meyer vor. Sie gebrauchte dabei die Worte: „Ein Jugendfreund".

Das gab den Anlaß, daß er von der Vergangenheit sprach, und indem er die drei Männer überschlug, die er nicht gekannt hatte, eigentlich immer wie mit der stolzen einstigen Helene Schlackenberg redete. Auch Frau Kirchhübel frischte Erinnerungen auf, und der Spaziergang endigte an der Leipzigerstraße damit, daß die Witwe sagte: „Ich habe jetzt während meiner Trauer keinen ‚Jour', aber kommen Sie doch einmal so zu uns, morgen zum Beispiel bin ich zu Hause."

Er zog zum Abschied den Zylinder, der wundervoll glänzte, wie er sich dabei durch einen Seitenblick überzeugte. Die beiden Damen gingen weiter, und er kehrte denselben Weg wieder zurück. Er fühlte sich ein wenig enttäuscht. Donnerwetter noch mal, war die dick geworden! Der reine Koloß! Und dabei hatte er sie in der Erinnerung schlank wie eine Pappel!

Sofort war er sich darüber klar: Frau Kirchhübel kam für ihn nicht in Frage! Aber die Tochter, den Teufel noch mal, das war ja die Mutter wie vor zwanzig Jahren, nur nicht ganz so groß! Immerhin kein Nachteil, denn Helene war, noch verstärkt durch ihre gewaltige Körperfülle, doch vielleicht etwas zu groß für ihn, aber die Tochter wäre schon recht gewesen.

Am nächsten Tage erschien Herr Meyer zur festgesetzten Zeit. Kirchhübels wohnten im ersten Stock, und es war ein prachtvolles Haus. Der Salon war reizend, das Boudoir ein Idyll; im Herrenzimmer, das etwas Unbewohntes hatte, schien wirklich der Geist der drei Verstorbenen zu schweben. Sie machten schnell die Tür zu, — da war es drüben hübscher. Nur eins ärgerte Herrn Meyer: die Tochter erschien nicht! Aber er war mit Frau Kirchhübel sehr liebenswürdig. Sie erzählte ihm ihre Lebensgeschichte, und er hatte offenbar richtig geurteilt, sie hatte wirklich Pech gehabt. Die Männer waren ihr nur so unter den Händen gestorben.

Als Herr Meyer wieder auf der Straße stand, war er sich über eins noch klarer als am Tage zuvor: Nr. 4 würde er nicht sein! Dagegen Schwiegersohn . . . na, das ließe sich hören. Und hierin ward er noch mehr bestärkt. Zufällig erfuhr er im Café durch einen Bekannten, daß das ganze Riesengeld von dem ersten Mann, einem Herrn Säumling, dem Vater des jungen Mädchens, stammte; die beiden andern hätten nicht einen Pfennig besessen.

Ein paar Tage darauf machte Herr Meyer seinen zweiten Besuch. Geduldig saß er eine Viertelstunde da, aber immer erschien nicht die Tochter. Da fragte er endlich nach ihr. Es hieß, sie wäre von einer Freundin abgeholt worden. Nach ein paar Augenblicken stand Herr Meyer auf und empfahl sich.

Er ließ wieder ein paar Tage verstreichen, dann kam er, aber etwas früher, da konnte sie doch nicht ausgegangen sein. Er saß abermals eine Viertelstunde da, dann fragte er wieder nach der Tochter. Sie war vom Spaziergang noch nicht zurückgekehrt, und Herr Meyer, dem die wohlbeleibte Jugendfreundin auf die Nerven zu gehen begann, erhob sich beinahe sofort.

Frau Kirchhübel schien traurig, daß er sie verlassen wollte; sie sagte, sie fühle sich sehr einsam, die Trauer brächte es mit sich, daß sie beinahe keinen Verkehr hätte, und sie lud ihn zu Tisch ein. Er nahm dankend an und rieb sich vergnügt die Hände, denn einmal mochte er, der Feinschmecker, das Junggesellenleben im Restaurant nicht leiden, und dann mußte er ja nun endlich die Tochter sehen.

Den ganzen Tag war er guter Laune und konnte den Augenblick kaum erwarten. Aber die Tochter erschien nicht im Salon. Das Mädchen machte die Tür auf, man sah den gedeckten Eßtisch. Herr Meyer reichte Frau Kirchhübel den Arm, und die beiden setzten sich zu Tisch.

Bevor er seine Suppe zu essen begann, fragte er: „Nun, das gnädige Fräulein?"

Ueber das runde Gesicht der liebenswürdigen Wirtin lief ein freundliches Lächeln: „Ach, ich vergaß es Ihnen zu sagen, lieber Freund, meine Tochter ist nämlich gerade heute eingeladen."

Herr Meyer war verschnupft, er sagte sich: ‚Aha, das ist Absicht, sie soll versteckt werden!' Und der Entschluß stand bei ihm fest, trotz allem offenbaren Entgegenkommen seiner Jugendfreundin, auf sie keinesfalls hineinzufallen! So eine Hinterlist mußte bestraft werden.

Er sprach kaum ein Wort mehr, aber das Essen schmeckte ihm sehr gut. Er hatte keinen festen Mittagstisch, sondern pflegte, wie es gerade kam, in der Stadt herum zu essen, und das hatte er schon sehr satt. Denn da er, der nichts war und nur eine magere Rente besaß, aus Sparsamkeit nicht gerade die ersten Restaurants aufsuchte, so pflegten seine Mahlzeiten ihm meist nicht zu schmecken. Eins konnte er aber gestehen — man muß immer gerecht sein —, eine solche Suppe hatte er seit Jahren nicht mehr gegessen. Sie war mit Liebe gemacht; sie enthielt die kondensierte Kraft von vielen Pfunden Fleisch. O, er war einst Kenner gewesen!

Das Mahl verlief ziemlich einsilbig; einerseits war Herrn Meyer die Laune verdorben, anderseits aber sammelte er seine ganze Aufmerksamkeit auf das Essen. Denn in demselben Stil wie die Suppe ging es weiter. Teufel noch einmal, die Jugendfreundin schien auf gute Küche zu halten. Das war ja alles erste Klasse! Keine komplizierten schwierigen Speisen, aber richtige, gute bürgerliche Küche. Und der Fasan — Donnerwetter! — war der getrüffelt! Das war ja schon mehr Trüffeln mit Fasan! Herr Meyer aß dreimal davon.

Und einen Salat gab es! Einen Salat, scharf wie der Teufel, daß einem gleich ganz heiß wurde! O, wie er den liebte! Er hätte ganze Berge davon vertilgen können.

Endlich wischte sich Herr Meyer den Mund, man stand auf, und feierlich führte er seine Gastgeberin wieder in den Salon zurück.

„Hat es Ihnen geschmeckt?" fragte sie freundlich und schien gar nicht darauf zu achten, wie einsilbig er gewesen.

Er antwortete in ehrlicher Begeisterung: „So gut habe ich seit Jahren nicht gegessen!"

Da ging ein strahlendes Lächeln über ihre Züge, und sie sagte: „Ja, sehen Sie, mein lieber August," — jetzt nannte sie ihn angesichts ihrer alten Freundschaft beim Vornamen —, „hätten Sie sich Ihrer alten Freunde erinnert! Das kommt davon, wenn man sie so lange vergißt. Na, ich hoffe, daß Sie nun öfters bei mir essen werden. Es ist so traurig,

Kapitän Braun bringt auf dem untergehenden Schiff „Altis“ das letzte Hurra auf den Deutschen Kaiser aus

Gipsgruppe von Gustav Eberlein (Text S. 294)

so ganz allein!" Dabei machte sie mandelförmige, schwermütige Augen, so daß sie ihm doch nicht ganz ohne Reiz zu sein schien.

Sie setzten sich jetzt ins Boudoir, und zum erstenmal, seitdem sie sich wiedergesehen, begann sie von ihren verstorbenen drei Männern zu sprechen. Sie redete von ihnen weich und zärtlich, aber doch wie von etwas, das eben längst hinter ihr lag. Jeder hatte seine besonderen Verdienste gehabt. Den ersten hatte sie seines Vermögens wegen geheiratet, und sie ließ dabei durchblicken, als hätte sie es bloß getan wegen ihres Schmerzes, daß sich ihr einst ein gewisser August Meyer nicht genaht. Den zweiten hatte sie genommen wegen seiner unendlichen Güte, und vom dritten hatte sie sich eigentlich, wie sie gestand, überrumpeln lassen, allerdings mit dem Gedanken, daß es für die Zukunft ihrer Tochter besser wäre, wenn ein Mann im Hause sei. Am Schluß begann sie zu weinen, und das konnte Herr Meyer nicht vertragen. Wenn eine Frau weinte, war es um ihn geschehen, da mußte er gleich mittun. Und da er seine Schwäche schon kommen fühlte, stand er auf und empfahl sich, mit dem Versprechen, bald wiederzukommen.

Am nächsten Tage saß er in einem kleinen Restaurant in der Taubenstraße, wo eilige Geschäftsleute zwischen zwei Abschlüssen in einer Viertelstunde für ein geringes Geld ihr Mahl hinunterwürgen. Er fand schon die Suppe so entsetzlich, das reine Spülwasser, daß er kaum den Mut mehr hatte, weiter zu essen. Am zweiten Tage ging er in ein Bräu im Norden. Das tausendmal tausend Menschen vorgesetzte Allerweltsessen zu gewiß sehr annehmbaren Preisen flößte ihm fast Ekel ein. Und richtig, am dritten Tage sagte er sich, wie er versprochen, bei seiner Jugendfreundin an.

Die Tochter war wieder nicht da, sie weilte auf einige Zeit bei einer Freundin in Stendal, wie die Mutter erzählte. Aber ihre Abwesenheit kränkte Herrn Meyer diesmal nicht, er dachte eigentlich nur ans Essen. Schweigend setzte er sich hin, schweigend genoß er einen Gang nach dem andern: ausgezeichnet, ja fast noch besser wie das erste Mal. Und am Schluß wischte er sich den fettigen Mund, trank den Rest seines Glases Schloßabzug und sagte, als er mit Frau Kirchhübel im Salon stand: „Das war aber gut!"

Sie strahlte über das ganze Gesicht: „So, hat es Ihnen geschmeckt? Das freut mich. Ich lege nämlich Wert aufs Essen!"

Nun begannen sie von der Küche zu reden. Er klagte sein Leid, wie schlecht man im Durchschnitt äße, und er sagte, obgleich das der Wahrheit nicht ganz entsprach, denn bei seinen nicht glänzenden Verhältnissen und da er nie in seinem Leben eigentlich etwas getan, konnte er die erstklassigen Restaurants nicht aufsuchen:

„Ich esse ab und zu bei Hiller, Riebenstahl, Bristol oder bei Borchert, aber wissen Sie, so wunderbar es dort ist, ich ziehe doch die richtige Hausmannskost vor, die echte bürgerliche Küche. Für ein Stück Rinderbrust mit Meerrettich könnte ich mich hängen lassen."

Wieder lächelte Frau Kirchhübel: „Aber lieber Freund, das können Sie ja haben, das können Sie ja täglich haben! Sehen Sie mal, mein erster Mann hat mich in Verhältnissen zurückgelassen, die so sind, daß ich mich nicht zu fragen brauche, ob ich einen Gast zu Tisch haben darf. Na also, bitte, essen Sie doch hier! Essen Sie bei mir so und so oft die Woche, jeden Tag, so oft Sie wollen!"

Er war ganz starr, aber er sagte, indem ihm plötzlich das möglicherweise Unpassende einfiel: „Ja, würde denn das gehen?"

Jetzt lachte sie ihn aus: „Ach, Sie meinen, was die Menschen dazu sagen! O bitte, das ist ja meine Sache, und lassen Sie sich nur davon nicht beirren; wenn die Menschen reden wollen, reden sie doch!"

Von diesem Tage an kämpfte Herr Meyer einen Heldenkampf mit sich selbst. Er wußte nicht, durfte er wirklich die Gastfreundschaft in dieser Art mißbrauchen? Und wenn er auf dem Wege zur Wilhelmstraße war und um die Essenszeit aus irgend einer Garküche, aus einem kleinen Restaurant, wo er selbst einmal gegessen, der Geruch ihm in die Nase zog, so widerte es ihn förmlich an, und er war entschlossen, dorthin nie wieder zurückzukehren.

Vierzehn Tage gingen vorbei, Herr Meyer hatte täglich bei Frau Kirchhübel gegessen, er kannte es jetzt gar nicht anders, und der Gedanke, diese Angewohnheit etwa aufgeben zu sollen, kam ihm nicht einen Augenblick. Die Tochter hatte er nicht wiedergesehen. Es hieß, es gefiele ihr außerordentlich in Stendal. Frau Kirchhübel zeigte ihm Briefe, worin ihre Tochter sie bat, sie doch noch bei ihrer Freundin zu lassen. Dabei fragte Helene ihren Jugendfreund August um Rat: „Soll die Kleine dort bleiben, oder rufe ich sie zurück?"

Da meinte er, in dessen Erinnerung die Tochter mehr und mehr verblaßt, ja fast verschwunden war: „Lassen Sie sie ruhig dort, das arme Kind unterhält sich gewiß sehr gut."

Aber die Mutter hatte Bedenken: „Wenn sie sich nun meiner ganz entwöhnt? Es wird ihr dann vielleicht zu Hause gar nicht mehr gefallen."

Er schlug die Hände zusammen: „Nicht gefallen? Wie sollte das möglich sein? Wem sollte es hier nicht gefallen?! Bei der Küche?"

Helene sagte, indem sie ihn von der Seite ansah: „Sie sind ja ganz begeistert!"

„Gewiß, das bin ich auch!"

„Das freut mich! Es gefällt Ihnen also bei mir?" Und er gestand, daß er ein ganz andrer Mensch wäre, seitdem er täglich bei ihr säße.

So ging wieder eine Woche dahin, während der er auch noch ein- oder zweimal zum Frühstück dagewesen war. Und als Herr Meyer wieder eines Tages an der Jerusalemer Kirche vorüberkam und wieder die Hochzeitswagen dort warteten, drängte er sich durch die Menschen und sah, wie abermals ein Brautpaar aus der Kirche trat, durch die Menge der Gaffer schritt und in den Wagen stieg.

Das brachte ihn seinem Gedanken wieder nahe, zu heiraten, und er sagte sich, nur eine käme in Betracht, seine Jugendfreundin! Es erschien ihm fast selbstverständlich. Da gab es täglich gut zu essen, da brauchte er sich nicht mehr vor dem unsauberen Tischtuch zu ekeln und heimlich Messer und Gabel abzuwischen. Da bekam er keine Brühe vorgesetzt, in der kein Fleisch je gewesen, und nicht Pferd und Kaninchen!

Er war entschlossen. Und wie er an die steife

Sauce Mousseline dachte, die er gestern zu den Artischocken bekommen, lief ihm das Wasser im Munde zusammen, so daß ihm fast übel wurde vor Hunger. Sofort rannte er nach der Wilhelmstraße, blieb keine Sekunde vor dem Hause stehen, wo links der Korsett-, rechts der Buchladen war, sondern stürmte die Treppe hinauf, klingelte, ward angenommen, und nachdem sich die Tür hinter ihm geschlossen, sagte er bloß: „Meine liebe Freundin, wenn wir nun immer zusammen äßen?"

Sie streckte ihm beide Hände entgegen und antwortete: „Mein lieber August, dann würden wir immer gut essen!"

Sie wurden aufgeboten, und nun kam die Tochter zurück. Herr Meyer gab ihr einen väterlichen Kuß auf die Stirn, und unwillkürlich verglich er die etwas zu schlanke Gestalt des Mädchens mit der angenehmen Fülle ihrer Mutter. Und er, der, da er unwillkürlich in der Rundung die Wirkung guter Ernährung erblickte, jetzt eine wahre Vorliebe für dicke Menschen hatte, war einen Moment ganz verdutzt und sagte sich: „Herrgott nochmal, wie habe ich bloß zweifelhaft sein können!"

*

Helene und August wurden ein glückliches Paar. Er stellte keine Anforderungen ans Leben, als gut zu essen, und sie erfüllte ihm das. Er wurde fauler mit jedem Tag, er dachte nur noch daran, was es zum Mittag- oder zum Abendessen geben würde. Und sie bestärkte ihn darin: das Essen schien auch ihr Lebensinhalt zu sein. Sie zerbrach sich den Kopf, wo man am besten dieses und jenes einkaufte. Sie zeigte ihm ein Rezeptbuch von einem ganz erschreckenden Umfang, das sie in ihren früheren drei Ehen zusammengebracht.

Die Unterhaltung des Ehepaares nach Tisch bestand darin, eine förmliche Kritik über die Küche abzuhalten. Sie waren immer einig, ein Herz und ein Sinn, und mit einem liebevollen Lächeln pflegte Helene zu sagen: „Meinungsverschiedenheiten sind nicht gut für den Magen, sie stören die Verdauung. Bist du nicht glücklich, mein Herzens-August?"

Er gestand es ihr zu, und er war glücklich. Er hätte nie geglaubt, einmal so glücklich werden zu können. Die ganze frühere Zeit seines Lebens erschien ihm wie ein törichter Streich. Wenn er damals Helene Schlackenberg geheiratet hätte, würde er vielleicht fünfundzwanzig Jahre mehr Glück und Zufriedenheit in seinem Leben gehabt haben, als ihm beschieden gewesen war. Und als er nun eines Tages seine Stieftochter verheiratet hatte, gut verheiratet, an einen liebenswürdigen und sehr wohlhabenden Mann, war jede Sorge für die Zukunft dem Paar genommen, und sie konnten sich ganz ihrer Leidenschaft hingeben.

Und die Leidenschaft schlug bei Herrn Meyer gut an. Sein Bäuchlein rundete sich, seine Wangen wurden dick, wenn auch etwas schwammig; Wülste bildeten sich auf den kurzen, breiten Fingern. Die Kleider waren ihm alle zu eng geworden, er wurde dick, dicker und immer dicker.

Seine Frau freute sich darüber. Sie betrachtete ihn liebevoll, sie strich ihm die Wange und den runden Rücken, und sie sagte zärtlich, wie eine ganz junge Frau: „Mein Dickchen, du warst so ein armes verhungertes Hühnchen, wie wir heirateten. Gott, bist du jetzt schön rund!"

Sie hatte ihre Freude daran, etwa wie eine Köchin, die Gänse mästet. Und sie redete ihm zu, wenn er nicht gleich zugriff, sie häufte ihm den Teller voll, er mußte essen, essen und immer essen. Hatte er früher sich an der Qualität begeistert, so kam jetzt bei zunehmendem Körperumfang die Quantität dazu. Er hatte immer Hunger, und er legte sich die Redensart zurecht, indem er lachend auf seinen gewaltigen Umfang sah: „Eine große Maschine braucht auch starke Feuerung!"

Da sagte eines Tages Doktor Kraut, der langjährige Hausarzt der Kirchhübels, den sie eben zu Tisch gehabt, zu ihm: „Hören Sie mal, mein Lieber, das Essen war ja wundervoll, aber nehmen Sie es mir nicht übel, Sie leisten zu viel. Stärker dürfen Sie nun nicht werden!"

Meyer, dessen Stimme jetzt etwas Fettiges bekommen hatte, näherte sich ihm, soweit es sein Umfang erlaubte, klopfte ihm freundschaftlich auf die Schulter und sagte: „Glauben Sie etwa, daß ich wieder ein Hungerleider werden will, wie ich früher einer war?"

Der Doktor meinte, indem er sich den Dampf der guten Zigarre, die ihm Meyer gegeben, zuwehte: „Ich meine bloß, Sie sollten sich doch ein bißchen in acht nehmen. Es gibt allerlei Folgen von zu gutem Leben! Einer kriegt dies, und einer kriegt das."

Aber Meyer fing herzhaft zu lachen an: „Ihr Aerzte bleibt euch doch immer gleich!"

Der Doktor runzelte die Stirn: „Nein, nein, ich erlebe es doch oft genug in meiner Praxis: einer kriegt Gicht, einer Magenerweiterung, einer gar Herzverfettung."

Doch der Dicke bewegte die wulstigen Finger hin und her und verzog das Gesicht, daß das Unterkinn aus dem Kragen quoll: „Papperlapapp!"

Dieser Unglaube ärgerte den Arzt, er paffte den Rauch seiner Zigarre zur Seite und sagte, indem er sich umblickte, ob Frau Helene Meyer nicht etwa im Zimmer wäre: „Nehmen Sie sich nur ein Beispiel an dem seligen Kirchhübel!"

Meyer machte große Augen: „Was ist denn mit dem?"

„Gott, der ist doch an den Folgen zu guten Lebens gestorben!"

Meyer öffnete den Mund und sah den Doktor an: „So, so, meine Frau hat mir aber doch gesagt, er ist am Herzen gestorben!"

Der Doktor lächelte: „Gewiß, Herzverfettung! Eben durch zu gutes Leben."

Meyer ging im Zimmer auf und ab und sagte, indem er eine abwehrende Bewegung machte: „Na ja, der, aber die Naturen sind verschieden. Das war wahrscheinlich ein kranker Mensch."

Der Doktor schüttelte den Kopf: „Durchaus nicht! Als sie heirateten, war er ganz gesund. Ich habe ihn doch von Anfang an gekannt. Der hat sich das bloß durch zu gutes Essen zugezogen."

Meyer wurde nachdenklich. Es fiel ihm plötzlich auf, wie er allerdings jetzt die Treppe schwer ging, wie er manchmal nicht gut hatte schlafen können, daß er ab und zu — erst neulich nach der Kramtsvogelpastete — ein dumpfes Gefühl mitten auf dem

Leib empfunden. Und plötzlich fragte er den Arzt: „Sagen Sie mal, haben Sie den zweiten Mann meiner Frau etwa auch gekannt?“

„Weinigel? Natürlich! Selbstverständlich!“

Zögernd fragte Meyer: „Der war aber wohl nicht dick?“

Der Doktor schüttelte den Kopf: „Nein, durchaus nicht! Wie ein Span. Aber kein Wunder, wo sollte das bei dem auch herkommen? Er war ja immer ganz gelb, der arme Kerl! Die letzten Jahre konnte er die Speisen nicht mehr bei sich behalten. Er starb ja auch an einem unheilbaren Magenleiden!“

Meyer hatte siegesgewiß gelächelt, nun nahm er eine etwas ernstere Miene an und fragte: „Aber das hing doch nicht mit dem Essen zusammen?“

„Gewiß! Es kam eben durch das Essen. Ich habe es damals seiner Frau oft gesagt: nur nicht so fette Speisen! Aber sie konnte es nicht lassen, er mußte immer Gänseleberpastete essen, immer gab es die unverdaulichsten, schwersten Sachen! Kein Wunder, kein Wunder!“

Meyer spielte nervös mit seiner Uhrkette, die wie ein Seil straff gespannt über dem faßartigen Leibe saß. Er starrte vor sich hin. Ein Gedanke schien ihn fortwährend zu beschäftigen. Endlich meinte er: „Sagen Sie mal, Doktor, den ersten Mann meiner Frau, den haben Sie aber doch wohl nicht gekannt?“

Der Arzt strich sich den grauen Bart: „Aber natürlich, ich bin doch seit zwanzig Jahren Hausarzt!“

Meyer fragte fast ängstlich: „Nun, wie war denn der?“

„Ein sehr netter Mann!“

„Ja, das mag sein, ich meine aber, ich meine gesundheitlich?“

Der Doktor runzelte die Stirn und sah sich wieder um, ob nicht etwa doch Frau Meyer hereinkäme. Dann flüsterte er: „Er hatte zu viel Geld! Der hat ja nie was andres gemacht wie gut gelebt! Von ihm stammt ja das Vermögen. Der konnte sich gar nicht zügeln, der hat ja die Freude am guten Essen und Trinken seiner jungen Frau erst beigebracht. Als sie heirateten, war sie ja gar nicht so! Sie hatte ja kein Pfund Fett am Leibe!“

Meyer starrte den Arzt mit aufgerissenen Augen an. Er konnte nicht erwarten, die Entscheidung zu hören, er war nervös, seine Finger zitterten, und er blickte dem Doktor auf die Lippen, um schnell die Antwort zu vernehmen, nachdem er gefragt: „Woran ist er denn gestorben?“

Doktor Kraut zuckte die Achseln und ließ langsam die Hände zur Seite niedersinken: „Ich habe es ihm vorher gesagt. Ein Schlaganfall bei Tisch! Es war scheußlich! Die arme junge Frau!“ Dann aber legte er plötzlich den Finger auf den Mund und sagte: „Pst!“

Man hörte im Boudoir ein Kleid rauschen und die übervolle Gestalt der Frau Helene Meyer, verwitweten Kirchhübel, verwitwet gewesenen Weinigel, verwitwet gewesenen Säumling, geborenen Schlackenberg, trat ein. Sie ging auf ihren Mann zu, faßte ihn unter den wulstigen Arm und sagte mit einem freundlichen Lächeln und einem Seitenblick auf den alten Hausfreund: „Hör mal, Dickchen, die Köchin ist auf eine wundervolle Idee gekommen. Du hast doch jetzt abends beim Schlafengehen immer noch solchen Heißhunger gehabt! Nun, ich sage dir, sie hat einen Aspik heute, goldig! Der wunderbarste Fleischsaft, nicht ein bißchen Gelatine!“

Und sie wandte sich zum Doktor: „Denn das darf in einer guten Küche nicht sein, lieber Doktor, wir verstehen das! — Und dann hat sie dir eine Trüffelpastete dazu gemacht, einfach wundervoll! Wenn du die Schüssel siehst, wirst du staunen, so appetitlich! Ach, unsre Jette ist ein Juwel! Sie hat dir die Pastete auf den Nachttisch gestellt.“

Aber Meyer war bleich wie eine Wand geworden. Er wich vor der Versucherin zurück, als hätte er ein Gespenst gesehen. Er wehrte mit beiden dicken Händen ab und rief mit tragischer Gebärde des fürchterlichsten Entsetzens: „Um Gottes willen, ich esse nichts! Ich esse nichts! Ich rühre nichts an!“

Frau Meyer war ganz erstaunt, sie verstand ihn nicht, sie fragte, fast erschrocken über das Aussehen und die Abwehr ihres Mannes: „Aber um Gottes willen, was hast du denn?“

Doch der Dicke schrie, als drohe ihm eine furchtbare Gefahr, als sähe er schon den sicheren Tod wie seine drei Vorgänger vor Augen: „Ich rühre nichts an! Ich esse keinen Bissen mehr! Und wenn ich verhungern sollte!“

Im Dunkel

Ich bin nicht, wie die andern sind,
Das hat mich oft verdrossen.
Ich steh' vor dir wie ein Bettelkind,
Verschüchtert und verschlossen.

Meine Augen sind müd', meine Wangen hohl
Vom langen Weinen und Härmen,
Und doch bin ich tausendmal reicher wohl
Als alle, die dich umschwärmen.

Ich könnte dir geben, was keine dir gab
Von den blühenden, lachenden Scharen;
Doch du weißt ja nicht, wie lieb ich dich hab',
Und wirst es nie erfahren.

Maidy Koch

Pieve di Cadore mit dem Monte Duranno

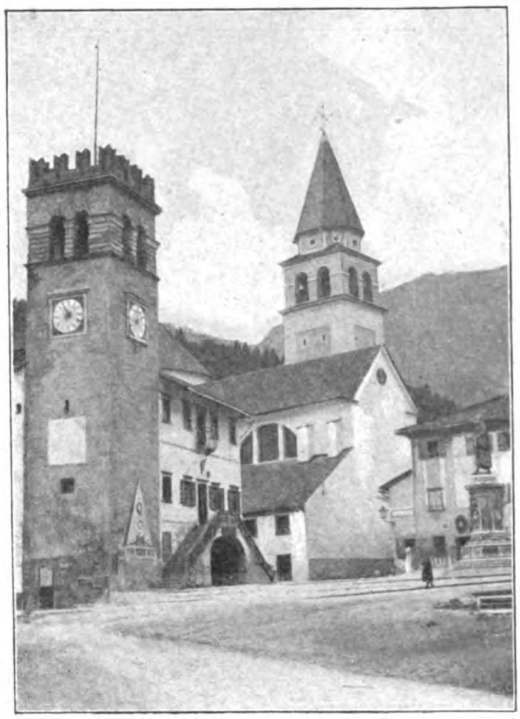
Pieve di Cadore

Tizians Geburtsort

Pieve di Cadore, Tizians Geburtsort, liegt in hochromantischer Gegend auf der Scheide zwischen Deutschland und Welschland, mitten im Herzen der unvergleichlichen Tiroler Dolomiten. Von deutscher Seite erreicht man den Ort von dem im Pustertal an der Strecke Marburg-Franzensfeste der österreichischen Südbahn gelegenen Toblach aus, von Italien entweder über Belluno, den Endpunkt der von Venedig über Treviso dorthin führenden Bahnlinie, oder über das an der Venedig mit Triest verbindenden Linie gelegene Vittorio. Welchen Ausgangspunkt man auch wählt, immer muß man, lege man den Weg zu Fuß oder zu Wagen zurück, eine der schönsten aller Alpenstraßen benutzen, um zu dem kaum etwas mehr als 3000 Einwohner zählenden, unweit der deutschen Grenze gelegenen Distriktshauptort der italienischen Provinz Belluno zu gelangen, die in ihrer Art einzig dastehende Ampezzaner Straße. Von beiden Ausgangspunkten aus nimmt die Wagenfahrt, zu der auch die Post benutzt werden kann, zwei bis drei Stunden in Anspruch.

Besonders lohnend gestaltet sich die Fahrt von deutscher Seite aus. Die Straße verfolgt von Toblach an zunächst die Richtung des auf das Pustertal sich öffnenden, ziemlich direkt von Süden nach Norden streichenden Tales der Rienz, erreicht bei Schluderbach die Wasserscheide zwischen diesem Flüßchen und dem Boite und tritt dann, der Senkung des letzteren Wasserlaufs folgend, erst in das eigentliche, nach Süden sich öffnende Ampezzotal ein. Noch bevor die Grenze erreicht wird, nimmt das Landschaftsbild schon ganz den italienischen Charakter an, der bei dem unvergleichlich schön, leider nur in einer fast ganz schattenlosen Umgebung gelegenen Cortina d'Ampezzo auch in der Sprache und dem Wesen der Bewohner hervortritt. Der letzte Tiroler Ort ist Acqua buona, bei San Vito liegt die italienische Dogana — das Zollhaus — und in Borca gelangen wir zur ersten italienischen Poststation. Die Straße führt denn jetzt auch statt des auf der deutschen Strecke gebräuchlichen Namens der Ampezzaner Straße die offizielle Bezeichnung „Strada d'Alemagna".

Bevor wir nach Pieve di Cadore gelangen, beschreibt die Straße einen weiten Bogen, der uns in die eigentliche Tallandschaft von Cadore einführt, in die Niederung, die von dem Piave durchflossen und rings von hohen Bergzügen eingeschlossen wird, den Cadorischen Alpen, wie man sie ihrer charakteristischen Eigenschaften wegen genannt hat, mit den ansehnlichen Erhebungen des Antelao (3253 Meter),



Tizian-Platz

der Cridola (2583 Meter) und des Premaggiore (2471 Meter). Pieve di Cadore liegt drei Miglien oberhalb der Hauptfloßstation und dem Sitz des Holzhandels auf dem Piave, Perarolo, und macht, wie es hoch über der Talsohle an dem Hange eines Bergsattels klebt, den Eindruck, als bestände es nur aus ein paar Häuschen, die dort einmal bei einer allgemeinen Ueberschwemmung der Flußniederung hängen geblieben seien. Im Gegensatze zu der Umgebung von Cortina d'Ampezzo atmet das Landschaftsbild hier nichts weniger als spezifisch italienischen Charakter; im Gegenteil, man könnte meinen, die mit hohen Fichtenwäldern bestandenen wildzerklüfteten Berge wollten energisch Protest gegen die Angliederung an Italien als das Land und die Heimstätte der klassischen Hirtenlandschaft erheben, denn fast könnte es einem vorkommen, als sei ein Stück amerikanischen Urwalds hierher versetzt worden, um in seiner Urwüchsigkeit an einem redenden Beispiel der Zivilisation zu zeigen, was für Fortschritte sie gemacht habe.

Nur wenige Fremde scheinen die wildromantische Schönheit dieses Alpentales zu kennen; wer hierher kommt, ist meist noch von den Eindrücken des sonnenverbrannten Tales von Cortina eingenommen und bleibt höchstens zum Frühstück oder über Nacht; wenn er fortgeht, bleibt ihm von Pieve nichts in Erinnerung, als daß es ein verschlafenes, langweiliges Dorf sei, und daß es im Reisehandbuch als Geburtsort des großen Malers Tizian Vecellio verzeichnet stehe. Selbst Landschafter halten sich selten lange genug hier auf, um eine Ahnung davon zu bekommen, welche Fülle von Motiven und eine wie unendliche Kombination dieser sich hier ihrem Pinsel darbietet. Für das Landschaftsbild ist in der Tat kein andrer Ort in dem ganzen südlichen Alpengebiete eine gleich ergiebige Fundgrube zu nennen. Dazu kommt die ungestörte Ruhe eines Aufenthaltsortes ohne Handelsverkehr, gute, saubere Verpflegung und eine Luft, wie man sie reiner nicht auf der Spitze des Montblanc oder in dem als Eldorado für alle Lungenkranken so vielgepriesenen Engadin einatmen kann.

Pieve di Cadore (wörtlich: die Landdechanei von Cadore) liegt etwa 1000 Fuß über der Talsohle. Das nach zwei Seiten abfallende Gelände gestattet der Malaria keinen Zutritt, und die Tannenwälder und die weiten grünen Flächen lassen Staub kaum irgendwo aufkommen. Der wohltuende Anblick des Wald- und Wiesengrüns wird nichts weniger als beeinträchtigt durch die nackten grauen Dolomitfirsten, die in duftiger Ferne über ihren kräftiger markierten, mit Wald bestandenen, aber weniger hohen Genossen, dem Duranno, dem Marmarole, den Tizian so sehr liebte, dem schon genannten Antelao und der fast endlosen, im Süden sich über den Gemsenweiden erhebenden Reihe von Bergspitzen emporragen.

Pieve selbst hat sich keines weiteren Vorzugs zu rühmen, als daß es der Geburtsort Tizians, des unerreichten italienischen Koloristen und des Begründers der berühmten venezianischen Malerschule ist, denn der Umstand, daß 1797 hier die Oesterreicher von den Franzosen geschlagen wurden, kommt in seinen Erinnerungen kaum in Betracht.

Angebliches Geburtshaus Tizians in Camp bei Cortina

Tizians Geburtshaus in Pieve di Cadore

des gedachten Ortes wird diese Ueberlieferung heute noch ausdrücklich aufrecht erhalten. Seitdem in Pieve im Jahre 1880 das Tizian-Denkmal mit dem von dem italienischen Bildhauer Dal Zotto geschaffenen Standbilde des großen Malers enthüllt worden ist, muß Tizian ein für allemal als Piever gelten. Ein Haus in Pieve ist jedenfalls einmal für einen Vecellio gebaut worden, denn es trägt über der Tür das Familienwappen, und in einem seiner Zimmer befindet sich ein Wandgemälde, an dessen Herstellung Tizian beteiligt gewesen ist. K. H.

Dafür ist es aber auch ganz Tizian oder Vecellio — der große Platz heißt „Piazza Tiziano", die Druckerei „Stampa Tiziano", und selbst der Bäckerladen nennt sich pomphaft „Forno Tiziano Vecellio". Um die Ehre, das Geburtshaus des großen Malerfürsten zu sein, streiten sich mehrere Bauwerke, und es läßt sich kaum entscheiden, welchem dabei der Vorzug gebührt. Wollte man boshaft sein, so könnte man sagen, das Haus, das offiziell als Geburtshaus bezeichnet und als solches gezeigt werde, scheine nur deshalb zu dieser Ehre gekommen zu sein, weil es die wenigste Wahrscheinlichkeit darbiete, es wirklich zu sein. Alles, was mit Tizians Ursprung zusammenhängt, ist unklar und verworren nach jeder Richtung hin. Wissen wir doch nicht einmal zuverlässig, wann er geboren ist, denn wenn Vasari das Jahr 1480 als Geburtsjahr angibt, widersprechen persönliche Freunde des großen Malers dem ersten Geschichtsschreiber der italienischen Kunst und bezeichnen das Jahr 1477 als Geburtsjahr. Der Volksüberlieferung nach wäre Tizian überhaupt nicht in Pieve, sondern in Camp bei Cortina, also auf deutschem Grund und Boden, geboren, und durch die Inschrifttafel an einem Hause

Tizian-Denkmal in Pieve di Cadore

Klassiker-Ausgaben in der bildenden Kunst

(Hierzu zwei Abbildungen)

Im deutschen Geisteswesen und -leben vollzieht sich seit einigen Jahrzehnten eine merkwürdige Verschiebung, die schon heute unschwer zu erkennen ist, die aber in ihrer ganzen Bedeutung und Weite wohl erst einmal später abgeschätzt werden kann. Aus dem Volk der Dichter und Denker beginnt ein Volk der Techniker und Kaufleute zu werden; die Eroberungen, mit denen deutsches Forschen und Schauen die Menschheit bereichert, liegen nicht mehr auf den Gebieten der Philosophie, der Literatur, der Geschichte, sondern auf denen der Naturwissenschaften, der Technik, der Sozialpolitik. Und der Schwerpunkt unsrer künstlerischen Interessen rückt allmählich von Poesie und Musik immer mehr zu den bildenden Künsten hinüber. Es bestätigt sich einmal wieder die alte Wahrheit, daß wohl Dichtung und Musik in bescheidenem Hause wohnen können, ja, daß sie ihre reinsten Töne finden, ihren stolzesten Flug wagen aus Schlichtheit und Enge der Umgebung heraus; daß aber die bildende Kunst nur im Boden eines verbreiteten und gesicherten materiellen Wohlstandes wirklich fest wurzeln und zu Schmuck und Ehre des ganzen Volkes sich entfalten kann. Des ganzen Volkes; denn so gewiß feine Kennerschaft, vielseitiges Verständnis immer nur die Sache Weniger bleiben werden, so gewiß kann durch gesunde, geduldige Pflege der kunstschaffenden Faktoren eine künstlerische Kultur heranwachsen, die sich nicht in großen Aufgaben erschöpft, sondern auch kleinen Dingen ihr Adelsprädikat aufdrückt, und die zu den Nachkommen aus dem Eisenbeschlag einer einfachen Haustür so deutlich spricht wie aus einem stolzen Monumentalbau. Solche Kultur hat es im Deutschland des 15. und 16. Jahrhunderts so gut, wenn auch in herberer und derberer Form, gegeben, wie im Italien der Renaissance; sie hat sich nach der Sintflut des Dreißigjährigen Krieges im 18. Jahrhundert wiederum zu entfalten begonnen, bis ihr die Auflösung der alten Staatsformen und das Elend der napoleonischen Kriege aufs neue ein trauriges Ende bereiteten. Und sie wagt sich heute, nachdem die Einigung des Reiches die reale Grundlage für den Wohlstand des Volkes neu geschaffen und fest gesichert hat, zum drittenmal hervor. Ob sie diesmal zu Reife und Vollendung gedeihen wird, hängt zu gleichen Teilen von der Gunst des Schicksals ab, das über Frieden und Krieg, über Sieg und Unterliegen entscheidet, und von dem Verständnis und der Liebe, womit wir uns der Pflege der Kunst zuwenden.

Jedenfalls, ob auch im großen und ganzen bei uns Sinn und Sinne zum Genießen bildender Kunst noch recht wenig geschärft sind, eine Freude am Sehen, eine Lust an Bildern herrscht heute in Deutschland, wie vielleicht nur in den Blütejahren des Reformationszeitalters, als die ehrsame Frau Dürerin die Holzen, die ihr Ehegemahl gefertigt, am Markte in Nürnberg verkaufte und Lukas Cranachs Holzschnitte mit den Flugschriften D. Martin Luthers zusammen hinaus in den Kampf der Geister zogen. Wie damals die Erfindung der Buchdruckerkunst, so kommen heute all die Erfindungen und Fortschritte der mechanischen Reproduktionsverfahren der Bewegung zu Hilfe, die die Kunst ins Volk trägt oder, sagen wir bescheidener, beim Volk den Hunger nach Bildern weckt und steigert. Worauf es jetzt ankommt, ist dies, daß die Freude am Sehen zu einem im edelsten Sinn erzieherischen Faktor ausgebildet, daß der Bilderhunger zum Kunstsinn veredelt werde. Schon ist dies Erziehungswerk von volksfreundlichen Kunstgelehrten und von kunstfreundlichen Schulmännern in Angriff genommen worden, und es wird seinen Fortgang haben trotz dem Gerede vom „aristokratischen" Charakter der Kunst und trotz der lächerlichen Furcht, daß nun jeder Junge, der ordentlichen Zeichenunterricht erhalten und an den früher so trostlos kahlen Schulwänden schöne Bilder gesehen hat, werde Künstler werden wollen. Es gilt eben auch hier, den Samen des Guten in weitem Bogen auszustreuen, denn die natürlichen Anlagen des Menschen (zu denen Kunstempfänglichkeit in erster Reihe gehört) sind nicht nach Ständen und Steuerklassen verteilt; und unser soziales Gewissen, d. h. das ethisch vertiefte Bewußtsein von den Notwendigkeiten der modernen Organisation des Staates und der Gesellschaft, gebietet uns, dafür zu sorgen, daß keine Volksschicht von der geistigen Kultur der Nation ausgeschlossen bleibe, und daß soweit nur irgend möglich jede Begabung geweckt werde und Gelegenheit erhalte, sich ihrer selbst bewußt zu werden und sich zu entfalten.

Und üben wir Wohlhabenden, wir „Gebildeten" doch ein wenig Selbsterkenntnis! So gewiß ein bestimmter Grad allgemeinen Wohlstands Vorbedingung für eine kräftige Kunstblüte ist — hat je der Reichtum an sich beim Einzelnen Kunstsinn und Geschmack zur notwendigen Folge gehabt? So wenig, daß man vielmehr sagen muß, der schlimmste Kunstverderber ist der Banause im Goldpanzer, der Protz. Und welch schönes Ding es sein mag, wenn einer recht viel Bücher gelesen hat — macht das Lesen allein, das für viele immer noch das eigentlichste Symptom der Bildung ist, das Auge klar und empfänglich, die Schönheit der Welt zu genießen und die Werke der Kunst zu verstehen? So wenig, daß die entschiedene Hinwendung zu künstlerischer Kultur, von der oben die Rede war, geradezu mit eingeleitet wurde durch die Erkenntnis und das Bekenntnis wahrer Kunstfreunde: wir haben bisher viel zu viel über Kunst gelesen und geschrieben; lernen wir lieber zuerst ihre Werke sehen! Nicht ästhetische Theorien, nicht historische Daten lehren uns ein Bild verstehen: sein Inneres erschließt sich nur unserm Auge, und Dinge, die es uns nicht in seiner äußeren Erscheinung, in Formen und Farben mitteilt, hat der Künstler uns auch nicht mitteilen wollen.

Es darf wohl gesagt werden, daß eine neue Epoche in unserm Verhältnis zur Kunst mit dem Augenblick begonnen hat, da einige unsrer besten Kunstgelehrten diese Wahrheit, die lange nur bei Künstlern und ein paar feinen Liebhabern in Ansehen gestanden, als eine Grund- und Hauptnorm auch für die wissenschaftliche Betrachtung aufstellten.

Die Madonna aus dem Hauſe Orleans

Nach dem Gemälde von Raffael (Schloß Chantilly)

Probe-Abbildung aus dem Raffael-Bande der „Klaſſiker der Kunſt“ (ſ. S. 304)

Die kunstgeschichtliche Forschung tritt jetzt ihren Objekten ganz anders gegenüber, die Aesthetik maßt sich nicht mehr an, zu bestimmen, was die Kunst „soll", sondern bemüht sich, zu erkennen, was die Künstler wollten (oder richtiger: mußten), als sie ihre Werke schufen. Und auch die künstlerischen Publikationen sind in Tendenz und Aussehen von der „neuen Lehre" nicht unberührt geblieben. Es mehren sich die Ausgaben von Reproduktionen, deren Zweck es ist, das Publikum durch Anschauung zur Anschauung zu erziehen, und die nur mit ein paar beigefügten erklärenden Worten das Verständnis für die formale Eigenart und die bildnerische Absicht, die in dem betreffenden Werk liegt, fördern wollen. Wir erinnern hier an die bei Bruckmann erscheinende Publikation moderner Bilder „Die Kunst des Jahres", an Spemanns „Museum", das alte und neue Kunst vorführt, und besonders auch an die für die weitesten Kreise bestimmten „Meisterbilder" des „Kunstwart", der ja in dieser ganzen Bewegung zu den Bahnbrechern und Führern gehört.

Am schärfsten ausgeprägt, am konsequentesten durchgeführt erscheint diese Tendenz, vor allem, ja allein der Anschauung zu dienen, in einer groß angelegten Publikation, deren beide erste Bände soeben die Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart und Leipzig, herausgibt. „Die Klassiker der Kunst" ist der Gesamttitel dieser Veröffentlichung, und ihre Absicht wird auch dem, der nur den Titel hört, klar, wenn er sich der im gleichen Verlag erschienenen einbändigen Ausgaben der Klassiker der Literatur erinnert. Wie hier der Literaturfreund die Werke eines seiner Dichter, in einem handlichen Bande vereinigt, bequem und übersichtlich vor sich hat, so soll ihm je ein Band jener neuen Serie die Schöpfungen eines Meisters der bildenden Kunst in tunlichster Vollständigkeit gesammelt darbieten. Und die Wissenschaft soll ihm den Zutritt zur Werkstatt des schaffenden Künstlers nicht erschweren, sondern nur erleichtern; in einer rein sachlich gehaltenen Einleitung gibt sie einen Ueberblick über das Leben des Künstlers und tritt dann das Wort an die einzelnen Werke selbst ab, die, chronologisch geordnet, mit knapper Angabe der Größe, des Materials und des Standortes dem Beschauer künden mögen, was ihr Meister in ihnen von seiner Art, die Welt zu sehen und zu gestalten, von seinen Erlebnissen des Auges und der Seele, von seinem Wachsen, Reifsein und Altern in bewußtem oder unfreiwilligem Selbstbekenntnis niedergelegt hat. So wird jeder dieser Bände, wenn man es so nennen will, nichts sein als ein Bilderbuch, aber ein solches, das nur Meisterbilder enthält, zugleich jedoch neben und über den Bildern ein Bild gibt, das Bild eines Künstlers, seines ganzen Wollens und Vollbringens.

Es leuchtet ohne weiteres ein, wie schon das wiederholte anspruchslose Durchblättern, das rein genießende Betrachten eines solchen Bandes dem Beschauer den betreffenden Künstler näher bringen muß als die Lektüre des geistvollsten Buches, das über ihn geschrieben ist. Ganz unbewußt prägt sich seine Formensprache, die Eigenart seiner Bildwirkungen unserm Auge ein; wir lernen dadurch wieder das einzelne Kunstwerk inniger verstehen, als Schöpfung für sich in der Kraft und Schönheit seiner Erscheinung voller würdigen und erkennen es zugleich doch als Glied in der Entwicklung des Künstlers, als Ausdruck seiner Persönlichkeit.

Aber auch der rein praktische Wert dieser „Gesamtausgaben" ist sehr hoch anzuschlagen. Bilden sie doch für den Gelehrten und den Laien eine Sammlung systematisch geordneten, vollständigen Materials, das bisher auf so bequeme Weise überhaupt nicht beisammen zu haben war. So treten sie vor allem auch als vorzügliches Supplement zu eingehenden Monographien hinzu, die keine oder nur wenige oder ungenügende Abbildungen der besprochenen Kunstwerke enthalten. Es sei hier nur an Carl Neumanns klassisches Buch über Rembrandt erinnert, dem verhältnismäßig wenige Reproduktionen, noch dazu in sehr kleinem Maßstabe, beigegeben sind. Wie sehr wird da dem Studium des Neumannschen Buches der Rembrandt-Band der „Klassiker der Kunst" zugute kommen können! Bringt er doch nicht weniger als 405 Werke des Meisters, und zwar in einem Format, das auch die Einzelheiten noch gut erkennen läßt, und in technisch vorzüglichen Wiedergaben der besten Photographien.

Raffael und Rembrandt — das sind die beiden Künstler, deren Werke die Reihe der „Klassiker der Kunst" eröffnen.*) Auch dies Nebeneinander erinnert an die große Wandlung, die sich in den letzten Jahrzehnten in der allgemeinen Kunstanschauung vollzogen hat, vor allem eben infolge dessen, daß wir wieder mehr gelernt haben, den Nachdruck auf die Anschauung zu legen. Wie lange hat Raffael für die Malerei als das absolute Ideal gegolten, seine Formensprache als das im Grunde einzige Ausdrucksmittel, das der hohen Ideen würdig wäre, die sich in der Kunst verkörpern „sollten". Noch heute lebt diese falsche Raffael-Verehrung, zur traurigsten Süßlichkeit und Schwächlichkeit degeneriert, in einer gewissen Kunstübung fort, die als die allein christliche gelten möchte. Bei Künstlern und Kunsthistorikern aber drohte, wie es denn bei keinem Rückschlag ohne Uebertreibungen herzugehen pflegt, nach der Vergötterung eine starke Unterschätzung Raffaels einzutreten. Doch darf man auch diese Phase wohl schon als überwunden betrachten. Heute erkennen und bewundern wir die Kunst Raffaels nicht mehr als ein einzig Gültiges und Unbedingtes, sondern als die harmonische und reine Vollendung einer langen, organisch verlaufenen Entwicklung, gleichermaßen bedingt durch das Vorausgegangene wie durch die Umgebung.

Daß es eben keine allein und überall gültigen Normen in der Kunst gibt, diese Erkenntnis verdanken wir zum großen Teil gerade der Offenbarung, die uns über die Größe Rembrandts zuteil geworden ist. Bei ihm ist nichts von der formalen Vollkommenheit der Raffaelschen Formenwelt, nichts

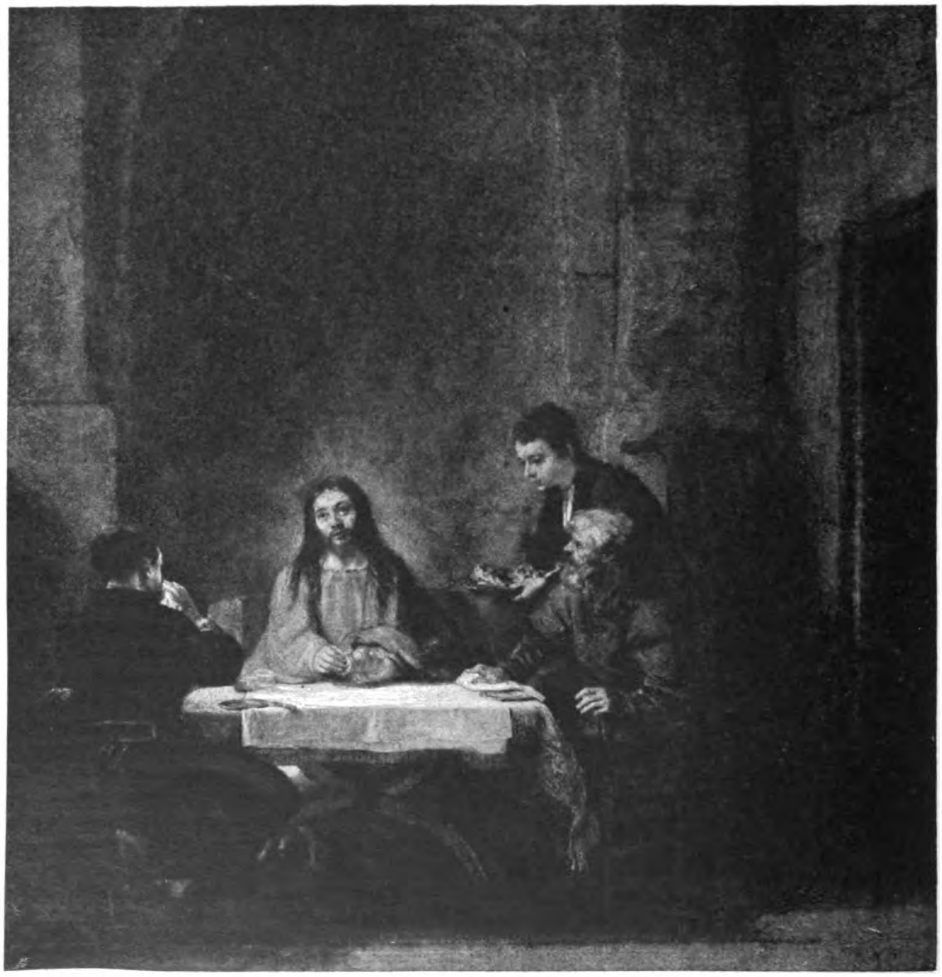
*) Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Erster Band: Raffael. Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. In vornehmem Leinenband M. 5.—. Luxusausgabe in feinstem Lederband M. 25.—

Zweiter Band: Rembrandt. Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Adolf Rosenberg. In vornehmem Leinenband M. 8.—. Luxusausgabe M. 30.—

von jener Idealisierung der menschlichen Gestalt, zu der die italienische Kunst durch die Schönheit des südlichen Menschenschlags und durch die unmittelbare Einwirkung der Antike wie zu etwas Selbstverständlichem hingeleitet wurde, während sie im Norden Unwahrheit und Abstraktion bleiben mußte. Statt dessen aber eine Kraft in der Erfassung des Individuellen, eine Innerlichkeit in der Schilderung seelischer Vorgänge, eine Entfaltung der zartesten und mächtigsten Wunder, die das Leben des Lichts, die Musik der Farbe dem Auge erschließt, wie bei keinem Künstler vorher oder nachher. Neben dem apollinisch hellen und heiteren Raffael steht Rembrandt als der Magus aus Norden, der Prophet der Dämmerung, der Künder neuer innerer Gesichte. Wem der Blick erschlossen worden ist für die Eigenart und die Größe dieser beiden, der wird nie mehr in dem befreienden Glauben wankend werden, daß es keine „ewig gültigen Ideale" in der Kunst gibt, sondern nur ein ewig gültiges Gesetz für die Künstler: in Wahrhaftigkeit und mit dem Mut der Ueberzeugung *sich selbst* in ihren Werken zu geben. Nur wer sich dieser Wahrheit beugt, kann ohne Phrase und ohne Aufopferung des eignen individuellen Empfindens Raffael *und* Rembrandt, Tizian *und* Dürer, Böcklin *und* Liebermann als die großen Meister bewundern, als die ihr Lebenswerk und ihre geschichtliche Stellung sie beglaubigt.

Zu solcher Erkenntnis aber gelangen wir, es sei noch einmal wiederholt, allein durch die *Anschauung*. Und so zweifeln wir nicht, daß die neue Publikation, auf die wir im Vorstehenden hingewiesen haben, dazu beitragen wird, Liebe und Verständnis für die Klassiker der Kunst verbreiten und vertiefen zu helfen im Sinne der Goetheschen Worte:

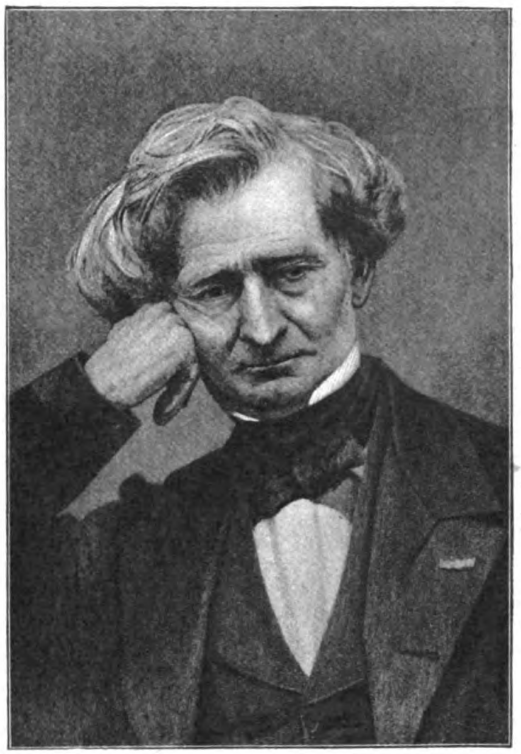
Anschaun, wenn es dir gelingt,
Daß es erst ins Inn're dringt,
Dann nach außen wiederkehrt,
Bist am herrlichsten belehrt.



Paris, Louvre — Auf Holz, H. 0,68, B. 0,65

Christus und die Jünger in Emmaus. Nach dem Gemälde von **Rembrandt**

Probe-Abbildung aus dem Rembrandt-Bande der „Klassiker der Kunst"



Hector Berlioz

(Zu seinem hundertsten Geburtstag)

Am 11. Dezember d. J. werden hundert Jahre verflossen sein seit dem Tage, an dem den Franzosen ihr größter Tondichter und der musikalischen Welt überhaupt einer ihrer originellsten Geister geboren wurde, Hector Berlioz. Eine eigenartige, seltsame Erscheinung! Seltsam in den Spuren, die ihre Erdentage hinterlassen, seltsam aber auch in der Art, wie sie diese Erdentage verbrachte. Die Schilderung von Berlioz' Leben, Dichten und Trachten ist ein buntbewegter Roman. Weniger vielleicht wegen der Einzelschicksale und Erlebnisse an sich, als vielmehr wegen der unerhört intensiven Einwirkung alles Erlebens und Geschehens auf Seele und Gemüt dieses Ausnahmemenschen, wegen der unausgesetzt heftig flutenden Wechselbeziehungen zwischen seiner bis ins hohe Alter siedenden Phantasie und der Außenwelt.

Die Musikhandwerker, die Kunstschulmeister, die den Aeußerungen des Genies gegenüber mit Taubheit Geschlagenen, noch heute wissen sie mit Berlioz nichts Rechtes anzufangen. Es heißt oft: Berlioz sei um ein Menschenalter zu früh auf die Welt gekommen. Aber wäre er vor jenen Feinden des Künstlers sicher gewesen, wenn er am Ende des Jahrhunderts gelebt hätte? — Im übrigen ist angesichts einer Erscheinung wie Berlioz mit solch müßiger Spekulation, mit „wenn" und „wäre" nicht viel anzufangen; man muß sie aus ihrer Zeit, aus ihren Schicksalen, aus ihrem Wesen heraus zu verstehen suchen. Berlioz' Lehr- und Wanderjahre fallen mit der Blütezeit der französischen Romantik zusammen. Victor Hugo ist die ständige Lektüre des jungen Musikers; aus der Poesie Hugos hallt ihm das Echo des eignen Fühlens und Schwärmens entgegen. Und was er fühlt und wofür er schwärmt, das soll tönend lebendig, das soll Musik werden. Durch die Musik dünkt ihn alles darstellbar. Sein Lehrer (Lesueur) arbeitet dieser Auffassung kaum entgegen, zeigt er doch selbst in seinen Kompositionen vielfach poetisierende Tendenzen, Neigungen zur Tonmalerei und zu prägnanter musikalischer Charakteristik. Das machtvollste aber, was bis dahin auf dem Gebiete der Instrumentalmusik geleistet worden ist, sieht Berlioz in den Sinfonien Beethovens, und da es für ihn hinsichtlich der Instrumentalformen weiter keine sonderlich verbindlichen Traditionen gibt, übernimmt er das Formengerüst, wie er es bei seinem großen deutschen Vorbilde findet. Unversehens gerät sein Schaffen hiermit aber in eine gewisse Unfreiheit. Berlioz erkennt wohl, daß sich seine tondichterischen Intentionen keineswegs ohne weiteres mit dem, was des deutschen Meisters natürliche, sozusagen angeborene Aeußerungsform

ist, in Einklang bringen lassen. Heute erblicken wir hierin ein interessantes musikhistorisches Moment: das Mißverhältnis zwischen der musikalisch-poetischen Absicht und dem überkommenen Formenschema mußte in Berlioz' Schaffen evident werden, um Liszt den Weg finden zu lassen von der klassischen Form zur „sinfonischen Dichtung".

Im Formalen — wie nebenbei bemerkt auch in der Harmonik — bringt Berlioz also nichts Unerhörtes. Denn für das Einbeziehen der menschlichen Stimmen (solistisch und chorisch) in das Bereich der Sinfonie, wie z. B. in „Romeo und Julia", war schon Beethoven vorbildlich gewesen. Etwas Neuartiges scheint der Lelio zu bieten. Ein Schauspieler muß den Titelhelden vor einem Vorhang mimen. Dahinter befinden sich Chor und Orchester, und mit diesem Klangkörper werden die musikalischen Träumereien und Stimmungen, die in Lelios Gemüt aufsteigen, dargestellt. Die deklamierten Monologe ergeben die Verbindungsbrücken von einem Musikstück zum andern. Schließlich hebt sich der Vorhang und Lelio tritt ins Orchester, um mit diesem (seinen „Schülern") seine neue Komposition aufzuführen. Das ganze ist weniger eine fruchtbringende Neuheit als eine abstruse Verstiegenheit, die aber wiederum aus Berlioz' Eigenart heraus wohl zu verstehen ist. Er will in seiner Musik so deutlich wie möglich sein, er will sein ganzes Herz ausschütten, die Musik soll ihm beinahe Verständigungssprache werden, sie soll ein Erleben (und immer nur sein persönlichstes Erleben!) so ohrenfällig wie möglich darstellen. Eine andre Natur hätte das unfehlbar auf die Bahn des musikalischen Dramas gelenkt. Wiederum ist es Berlioz' Individualität, die ihm hier selber im Wege steht und macht, daß er — nach Bülows Wort — zeitlebens „im blütenreichsten Opernirrtum tiefst befangen" bleibt. Er ist ein zu wenig objektiver Geist, es gelingt ihm nie, vom individuellen Einzelfall zum allgemein Menschlichen, zum Typus vorzuschreiten. Daher sind auch seine Bühnenwerke, trotz unzählter musikalischer Einzelschönheiten, das Schwächste aus seinem Schaffen. Ihnen fehlt gerade das, was in den übrigen großen Kompositionen als Haupteigentümlichkeit so scharf hervortritt: die dramatische Lebendigkeit.

Eins ist nach all diesem wohl klar: daß es Berlioz nie darum zu tun sein kann, die Form nur sozusagen mit „abstrakt schönem" Inhalt zu füllen. In der Tat hat er denn auch kaum zwei oder drei Instrumentalkompositionen hinterlassen, die nicht mindestens durch eine poetische Ueberschrift die Phantasie auf das dichterische Gebiet hinlenken, aus dessen Stimmungsbereich die musikalischen Ideen des Tonsetzers stammen und die nicht dartun, daß es sich für Berlioz keineswegs um ein oberflächliches Tonspiel, um eitle Gefälligkeitskunst, sondern um die Kunst des musikalischen Ausdrucks im engsten Sinne handelt. Was Beethoven an Erweiterung und Vertiefung dieser Kunst geleistet hat, das erhält durch den kraftgenialen Berlioz eine Ergänzung nach seiten des Phantastischen, Dämonischen und Exaltierten hin.

Und wie Berlioz hierdurch auf seine künstlerischen Nachfahren eingewirkt hat, das ist offenkundig. Noch deutlicher freilich, auch dem Laienverstande unmittelbar einleuchtend, zeigt sich sein Einfluß in bezug auf eine mehr technische Frage der musikalischen Kunst, auf die Instrumentation. Es erscheint uns heute ganz selbstverständlich, daß ein Mann wie Berlioz, der jedes Moment im Bereiche seiner Kunst dem Ausdrucke dienstbar zu machen sucht, nicht achtlos an dem wunderbaren Kunstmittel der Klangfarbe vorübergeht. Ein Umstand kam dem Meister bei seinen Entdeckungsfahrten in das Land des differenzierten Orchesterkolorits außerordentlich zu statten, der nämlich, daß das Klavier in seiner künstlerischen Entwicklung fast gar keine Rolle gespielt hatte. Er hatte von vornherein zu den einzelnen Orchesterinstrumenten ein inniges Verhältnis bekommen, er wußte infolgedessen die Besonderheit eines jeden bis ins letzte auszunutzen. Jede Absichtelei, jede grobe Effekthascherei lag ihm dabei durchaus fern. Man verkennt Berlioz vollständig, wenn man ihn als „Orchesteringenieur", als instrumentalen Experimentator abtut. Seine Instrumentation ist nicht nur musterhaft wegen ihrer Vielfarbigkeit und Klangschönheit, sondern vor allem auch deshalb, weil sie sich stets als Mittel zum Zweck, nie aber als Selbstzweck erweist. Da, wo Berlioz Riesenhaftes, Unerhörtes darstellen will (Requiem, Weltgericht!), da greift er auch zu unerhörten Mitteln, da genügt seiner überflutenden Phantasie eine zart andeutende Solopposaune selbstverständlich nicht! Wo ihn aber nicht dergleichen gigantische Vorstellungen erfüllen, da herrscht bei ihm auch „weise Mäßigung" in bezug auf die Instrumentation. Da braucht er häufig nicht einmal das volle Beethovensche Orchester. Man sehe sich nur daraufhin einmal seine reizvollen, feinsinnigen, viel zu wenig bekannten kleineren Sachen an, seine Lyrik, in der sich eine so zart empfindende Seele offenbart. Ich denke da z. B. an die „Sommernächte", op. 7, und an Stellen aus der „Kindheit Christi". Seit ein paar Jahren ist Berlioz ja verlagsfrei und in Neudrucken leichter zugänglich.

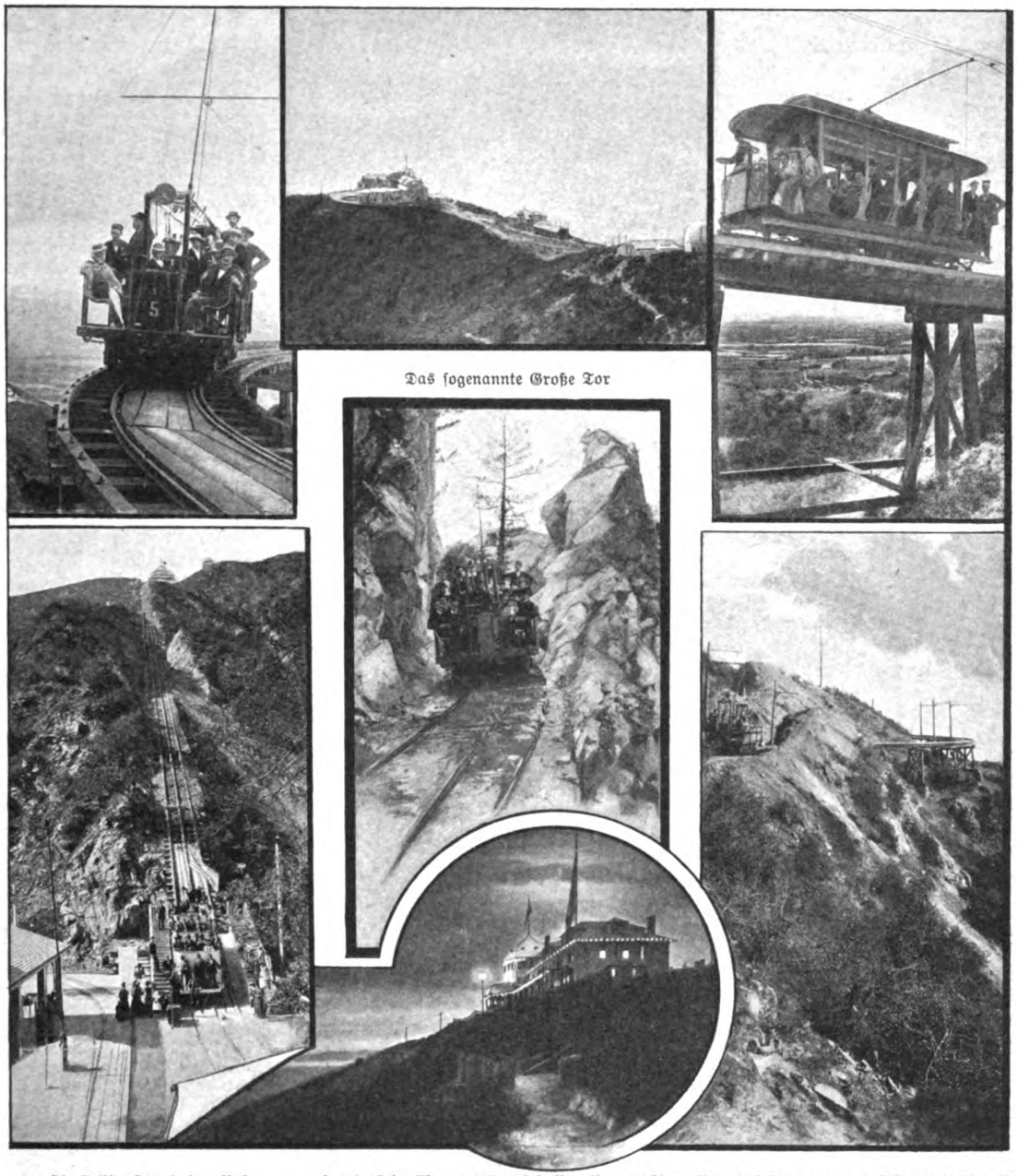
Von einer deutschen Gesamtausgabe seiner Werke in Leipzig hat Berlioz so oft sehnsüchtig geträumt. Sie liegt jetzt vollständig vor, und damit hat Deutschland das würdigste Denkmal dem Meister gesetzt, dessen Name — neben dem von Liszt und Wagner — unauslöschlich bestehen bleiben wird in der Ueberschrift des wichtigsten Kapitels der neueren Musikgeschichte.

Wilhelm Klatte

Eine Gewissensfrage

Nach dem Gemälde von Ferdinand Brütt

In der Luft schwebende Bahnstrecke — Mount Lowe mit Hotel und Sternwarte — Brücke auf halber Bergeshöhe



Das sogenannte Große Tor

Die steilste Strecke der Bahn — Hotel „Echo Mountain" auf halber Bergeshöhe — Bahnbrückenweg in der Nähe des Gipfels

Eine Drahtseilbahn in der südkalifornischen Sierra Madre

Eine der großartigsten Bergbahnen der Welt in bezug auf technische Anlage und die sie umgebende Naturszenerie ist ohne Zweifel die Drahtseilbahn der Sierra Madre in Südkalifornien, die auf den Mount Lowe führt. Von dem zauberhaft schönen Altadenatal fährt man zunächst mit der elektrischen Bahn $2^1/_2$ englische Meilen aufwärts zu dem Rubico Cañon mit dem Rubico-Inn, einem kleinen Gasthaus, von dem aus die Bergpfade für den Fußgänger in die wildromantischen Cañons (Steilschluchten) führen. Wer jedoch zum Gipfel des Mount Lowe wie auf Adlerschwingen gelangen will, der besteigt hier den in dreiteiliger Terrassenform gebauten, weiß angestrichenen Passagierwagen

— White Chariot — der Drahtseilbahn. Ihre erste direkte Linie erstreckt sich 2200 Fuß (engl.) über dem Meeresspiegel zum Gipfel des sogenannten Echo-Mountain (3500 Fuß). Die Steigung beginnt mit 60 Prozent (d. h. 60 Fuß auf je 100); nachdem die Weiche passiert ist, erreicht sie für eine ziemliche Strecke 62 Prozent. Dann macht die Linie zwei Krümmungen, eine zu 58 Prozent und in der Nähe des Gipfels eine mit 48 Prozent. Als Zugmittel dient ein endloses Drahtseil; die Wagen sind so balanciert, daß sie sich beim Auf- und Abstieg in einer automatisch bedienten Weichstelle genau in der Mitte der ganzen Strecke begegnen. Die Aussicht, die sich den Passagieren während der Fahrt bietet, wird immer grandioser, je mehr sich das Panorama ausdehnt. Bewunderung erregt auch die Ueppigkeit und Schönheit der Vegetation in diesem fruchtbaren Lande mit ewigem Sonnenschein. Nachdem man das große Hotel Echo-Mountain auf halber Bergeshöhe erreicht hat, findet ein Wagenwechsel statt. Nun windet sich die Bahn in staunenswerter Weise geradezu wie eine Spirale. Oft führt der Weg über schwindelnde Stege an Abgründen vorüber, die steil 4000 bis 5000 Fuß abfallen; es ist einem auf diesen Strecken zumute, als schwebe man ganz in der Luft. Dann wieder hat man das Gefühl, als sei man eingemauert zwischen steilen Felswänden ohne einen sichtbaren Ausgang. Mitten aus schneeiger Landschaft ragen blütenduftende Büsche und fruchttragende Bäume hervor, und die Urgroßväter des kalifornischen Baumriesengeschlechts wurzeln in so unabsehbarer Tiefe, daß man außerstande ist, ihre Höhe zu ermessen. Das Endziel der Fahrt bildet das Alpine Club House (Alpenklubhaus), 5000 Fuß hoch gelegen, eine Art großer, aus Holz erbauter Tirolerhütte, mit einem Kamin, 12 Fuß lang und 7 Fuß breit, vielen Schaukelstühlen, einem Klavier und Sofa. Ueber dem Kamin steht in altenglischer Sprache und bunten Lettern: „Ye ornament of a house is ye guest, who does frequent it“ (Der Schmuck des Hauses ist der Gast, der es besucht). Um zum Gipfel des Mount Lowe, noch 300 Fuß höher, zu gelangen, benutzt man Maulesel oder, wenn man nicht so bequem ist, Schusters Rappen. Der Weg ist allerdings beschwerlich wegen des sandigen, schneebedeckten Bodens, der so weich ist, daß man bei jedem Schritte tief einsinkt; auch ist das Gebüsch sehr dicht. Die Aussicht bei klarem Wetter ist die grandioseste und ausgedehnteste, die man sich denken kann: eine Rundschau über Tausende von Meilen im Umkreis, bis weit hinüber zum Stillen Ozean. Auf der Heimfahrt leuchtete uns das berühmte Great World's Fair Searchlight von Chicago. Seine elektrischen Strahlen können 150 englische Meilen weit am Stillen Ozean gesehen werden. In einer Entfernung von 35 Meilen kann man noch den Kleindruck amerikanischer Tagesblätter lesen. Es hat 3000000 Wachslichtstrahlengewalt, Totalgewicht 6000 englische Pfund, Linsen $3\frac{1}{4}$ Zoll dick, ist aufgestellt in der Mount Lowe Sternwarte, nahe dem Echo-Mountain Hotel. Die Mondaufnahme, die eines unsrer Bilder zeigt, geschah vermittelst eines 16zölligen Equatorial Teleskop.

Malwina Lampadius

Eine Gewissensfrage

Zu dem Bilde von Ferdinand Brütt (zwischen Seite 308 und 309)

Seit Monaten ist der Mann in Untersuchungshaft. Sie möchte ja so gern an seine Unschuld glauben. Aber die Anklage klingt so furchtbar: schwere Körperverletzung! Und sie weiß ja, daß er im Rausch zu allem fähig ist. Wenn er das Verbrechen doch begangen hätte? Aber nein: er ist ja sonst so gut. Und doch — und doch! So hat sie zwischen Hoffnung und Verzweiflung gelebt die vielen, vielen Wochen hindurch. Endlich ist der Tag der Entscheidung gekommen. Lange vor Beginn der Verhandlung ist sie im Gerichtsgebäude. Das Jüngste auf dem Arm kauert sie in einer Ecke der weiten, öden Vorhalle. Mit klopfendem Herzen horcht sie auf die Schläge der Uhr. Aber die Zeit vergeht so langsam, und von Minute zu Minute wächst ihre Angst. — Wird sie ohne ihn dieses Haus verlassen müssen? — Sie denkt an die Schande und an die Not. Wie soll sie ihre Kinder durchbringen, wenn der Ernährer fehlt, vielleicht noch viele Monate lang? Und niemand ist da, dem sie sich anvertrauen, der ihr Trost zusprechen könnte. — Da endlich ein bekanntes Gesicht — der alte Justizrat, der die Verteidigung führen soll, kommt, die Akten unter dem Arm, daher. Er war so freundlich zu ihr, als sie bei ihm war. Ob sie es wagen darf, ihn anzusprechen? Aber er sieht heute so anders aus in Talar und Barett. Dennoch faßt sie sich ein Herz und tritt an ihn heran mit der aus einem tief geängstigten Gemüte kommenden Frage: „Ach, Herr Justizrat, darf ich hoffen, — wird mein armer Mann freikommen?“ Das ist nun freilich eine Gewissensfrage, denn den Ausgang eines solchen Falles vermag auch der gewiegteste Jurist nicht mit Sicherheit vorherzusagen. In der ganzen Haltung des alten Herrn liegt es ausgedrückt, daß die Chancen seines Klienten wohl nicht allzu günstig stehen. Mit der armen Frau empfindet er aufrichtiges Mitleid; zweifellos wird er sie nach Möglichkeit zu trösten versuchen und ihr die Versicherung geben, daß er ihrem Mann nach bester Kraft zur Seite stehen werde, um zum wenigsten ihm die Zubilligung mildernder Umstände zu erwirken.

Herders Kunstanschauungen und das Volkslied

(Zum hundertsten Todestag des Dichters am 18. Dezember)

„... Meine Herren! Ich danke Ihnen für den Eifer, mit dem Sie sich der Aufgabe gewidmet haben, und die große Zahl, in der Sie erschienen sind, ist ein erfreuliches Zeichen, daß bei der großen Menge von Zeit, die die ernste Arbeit in Anspruch nimmt, doch die Pflege der Kunst in Deutschland nicht leidet ... In der Instrumentalmusik sind wir schon auf dem Gipfel der Kompliziertheit angelangt, das mag charakteristisch sein, aber schön ist es nicht. Sie müssen sich auf den Volksgesang verlegen, nicht die Musik im großen Stile. Ich verlange nicht von Ihnen, daß Sie nur Volslieder singen, aber diese müssen mehr gepflegt werden. Meine Herren, ich sage noch einmal: ich kann Ihre Leistungen nur bewundern, aber Sie befinden sich nicht auf dem richtigen Wege. Ich werde jetzt eine Volksliedersammlung veranstalten lassen, die studieren Sie und zeigen Sie dann Deutschland und dem Auslande, welch eine Fülle von Poesie und Kunst im deutschen Liede vorhanden ist!"

So sprach Kaiser Wilhelm II. am Schlusse der Vorträge im Sängerwettstreite, der zu Frankfurt am Main in den Junitagen stattfand, zu den versammelten Dirigenten und Preisrichtern. Und diese Worte fanden lebhaften Widerhall in allen deutsch fühlenden Herzen, denn der kunstfreundliche Kaiser knüpfte dort an, von wo der deutsche Männergesang vor fünfzig Jahren ausgegangen war, der, durch den Schweizer Nägeli angeregt, anfangs nur das Volkslied pflegte. Diese Worte erinnern uns aber unwillkürlich an den Erwecker des Volksliedes, der trotz seines nationalen Feuers und seiner mannigfachen Anregungen voll modernen Geistes, heute als veralteter Didaktiker nur in den Literaturgeschichten ein verschollenes Dasein fristet, an den Mann, zu dessen Füßen Goethe gesessen und nationale Begeisterung in Leben und Kunst und Dichtung geschöpft hat: an Johann Gottfried Herder.

Hundert Jahre sind am 18. Dezember seit dem Tode dieses großen Reformators verflossen, wir sind in den Bahnen fortgewandelt, die er gewiesen hat, den Lehrer haben wir aber undankbarerweise vergessen. Herder hat uns gelehrt, die Geschichte mit ihren Ursachen und Wirkungen philosophisch zu erfassen, die Menschen und ihre Werke in ihrer Zeit und Umgebung zu betrachten, und so wurde er auch zum Vater der Literaturgeschichte; er ist ein feinfühlender Uebersetzer von bewunderungswürdiger Schmiegsamkeit des Stiles und hat so den Weg geebnet zu einer Weltliteratur in deutscher Sprache. Ebenso hat er aber auch in geistvollen Träumen geahnt, was Grimm und seine Jünger auf streng wissenschaftlicher Grundlage aufbauten, die vergleichende Sprachforschung. Obgleich er mit seiner Liebe, seinem Humanitätsdrange die ganze Menschheit umfaßte und Jung-Stilling mit Recht von ihm sagte: „Herder hatte nur einen Gedanken, und dieser ist die ganze Welt," obwohl er gegen eiteln Nationaldünkel eiferte, jedem Volke gerecht

zu werden suchte, so ist er doch einer unsrer nationalsten Dichter. Gleich Klopstock warnte er die Deutschen vor blinder Nachahmung der Franzosen, ging aber noch einen Schritt weiter, indem er den nationalen Standpunkt auch gegenüber einer blinden Nachäffung der Antike verteidigte. Er sprach das kühne, erlösende Wort: „Wir sind schiefe Römer in Sprache, Philosophie, Mythologie, Ode, philosophischem Lehrgedicht, wenn wir nichts als Horaze, Lucreze, Tibulle, Cicerone sein wollen." Und er hat dieses nationale Selbstbewußtsein auch praktisch betätigt. Wie Kaiser Wilhelm II. einst betonte, es müsse dem Deutschunterricht eine hervorragende Stelle eingeräumt werden, so tadelt er die Deutschen in den „Fragmenten" auf das heftigste, weil sie ihre Sprache der lateinischen zuliebe vernachlässigten, er suchte am Weimarer Gymnasium die alte Sitte des Lateinsprechens möglichst zu beschränken und in einer Schulansprache daselbst rief er den Schülern zu: „Lernt Deutsch, denn ihr seid Deutsche: lernt es reden, schreiben, lernt, was ihr denkt und wollt, sagen." So wurzelt Herder mit unzähligen Fasern seiner Wesenheit in der modernen Zeit. Neu sind seine Kunstanschauungen, die teilweise mit dem antikisierenden Geschmacke brechen und prophetisch den modernsten Verismus predigen. So spricht er im vierten kritischen Wäldchen zugunsten der im 18. Jahrhundert verachteten Landschaftsmalerei: „Diejenigen sind nicht klug," sagt er, „die die Landschaftsmalerei, die Naturstücke des großen Zusammenhanges der Schöpfung verachten, heruntersetzen oder gar dem Künstler untersagen. Ein Maler und soll kein Maler sein? Ein Schilderer und soll nicht schildern? Bildsäulen drechseln soll er mit seinem Pinsel und mit seinen Farben zeigen, wie er ihrem echten antiken Geschmacke behagt?" Modern ist sein Bestreben, die Wissenschaft volkstümlich zu machen, und wenn man heute daran geht, in Volksbildungsvereinen und Universitätskursen auch dem Volke die Pforten des strengen Wissens zu öffnen, so befaßte er, angeregt durch ein Preisausschreiben der Berner patriotischen Gesellschaft vom Jahre 1763, sich mit einer Untersuchung, „daß und wie die Philosophie für das Volk nutzbar zu machen sei." Und wie er der Aufklärung als der Grundbedingung zum höchsten Menschenideal, der Humanität, das Wort redet, so fordert er auch die Freiheit der Feder:

„Hört, ihr Mächtigen, hört! Der Feder größeste Freiheit
Herrschet anjetzt; es schreibt jede, was jeder gefällt.
Loben und tadeln dürfen wir laut ohn' alle Besorgnis;
Was Pasquino gedenkt, spricht er und findet Gehör.
Eins nur wagen wir nicht, reinaus zu sagen die Wahrheit.
Weihrauch liebet man wohl, aber kein würziges Salz."

In den Humanitätsbriefen zieht er übrigens auch gegen die Zensur zu Felde mit allen Waffen der Vernunft. Und ferner preist er die Universitäten als Wacht- und Leuchttürme der Wissenschaft, die da ausspähen, was in der Ferne und Fremde vorgeht, es fördern und andern selbst voranleuchten. „Universitäten sollten die letzten Freistätten und eine Schutzwehr der Wissenschaften sein, wenn solche nirgends eine Freistatt fänden. Was allenthalben verkannt würde, was im Geschäft hier und da seine Stimme wehrlos erhöbe, sollte hier einer unparteiischen Aufmerksamkeit und eines Beistandes genießen, der von keinem Einfluß gestört würde." So hat er die freie Forschung gefordert und die hohen Schulen als ihren Sitz gepriesen, eine Mahnung, die gerade in der neuesten Zeit wieder erhoben werden muß. Er ist in Befolgung seiner Humanitätsideale natürlich auch ein Verläufer der modernen Friedensbewegung, der er in seinen Humanitätsbriefen praktische Winke gibt; und wie er den Menschenschutz predigt, wird er auch zu einem hervorragenden Förderer der Tierschutzbestrebungen.

Dieser ideale Sinn hat aber seinen politischen Scharfblick nicht getrübt und ihm das Verständnis für Deutschlands Vorzüge und Schwächen nicht geraubt. Er ist, wie schon erwähnt wurde, ein Feind des Chauvinismus und sagt einen Völkerfrühling voraus, wo es nur einen kulturellen Wettbewerb geben werde. Als er davon träumte, der Reformator Livlands zu werden, wies er auf die Bedeutung hin, die der Osten Europas für unsern Weltteil haben müßte, wenn auch dort die Leuchte der Aufklärung die Menschen veredele. Er sehnte ein geeinigtes Deutschland herbei und forderte eine freiere Verfassung und verlangte auch, Bismarcks Gedanken vorauseilend, eine deutsche Kolonialpolitik. Deutschland müsse an der See festen Fuß fassen, da es sonst infolge seiner eingeengten Lage zu Verwicklungen kommen müsse. Preußens Hegemonie in Deutschland ahnte er in der „Adrastea" mit klugem Geiste, wir finden aber auch bei ihm geradezu mit Sehergabe das Wahrwort gesprochen, die einzige Sicherung Deutschlands gegen äußere Feinde, gegen den drohenden Russen im Osten und den stets bereiten Kämpfer im Westen biete der Bund Preußens mit Oesterreich.

„Weiter schaue. Du siehst, ferne im Osten steht
Dir ein Riese; du selbst lehrtest ihn, sein Schwert,
Seine Keule zu schwingen.
Zorndorf probte sie auch an dir.

Schau gen Westen; es droht fertig in jedem Kampf,
Vielgewandt und entglüht, trotzend auf Glück und Macht,
Dir ein andrer Kämpfer,
Der dir schon eine Locke nahm.

Und du säumetest noch, dich zu ermannen, dich
Klug zu einen? Du säumest, kleinlich im Eigennutz,
Statt des polnischen Reichstags
Dich zu ordnen, ein mächtig Volk? ...

Träume ich oder ich sah welch einen Genius
Niederschreiben? Er knüpft, einig verknüpfet er
Zwei germanische Freundes-
Hände, Preußen und Oesterreich."

Die größte nationale Tat Herders aber ist und bleibt seine Liebe zu dem Volkstümlichen in der Dichtung, seine Förderung des Volksliedes. Diese Neigung begleitete ihn von der Jugend bis zum Grabe, ihr blieb er treu in all den großen und kleinlichen Kränkungen seines Lebens. Herder ging aus dem Volke hervor. In Mohrungen stand seine Wiege in der ärmlichen Küsterstube, und sein Vater, selbst dem Bauernblute entsprossen, war früher Weber. Ein schlichtes geistliches Lied beschloß den Tag im Kreise der Familie. Homer war die Lieblingslektüre des in sich gekehrten stillen Knaben, Klavierspiel und Kirchengesang weckten in ihm jenes Verständnis für die Macht des Volksliedes, das für sein späteres Wirken so bedeutsam wurde. Und

in der Königsberger Studentenzeit übte auf ihn Hamann einen gewaltigen Einfluß, dieser führte ihn in seine Ideen von Originaldichtung und Volkspoesie ein, las mit ihm Shakespeare und den im 18. Jahrhundert als Muster alles Volkstümlichen gepriesenen Ossian. Als Domschullehrer in Riga begründete Herder seinen Ruhm durch seine „Fragmente über neuere deutsche Literatur" und seine „kritischen Wälder"; in jenen untersucht der Dichter die Sprache der neueren deutschen Schriftsteller und tadelt an ihnen vor allem den Mangel an Originalität und Volkstümlichkeit und eifert gegen die Nachahmung. In diesen preist er besonders Homer als Naturdichter und Hauptvertreter der volkstümlichen Dichtung. Auf seiner Seereise nach Nantes wird ihm im Angesichte der Nordlandsküste die herbe Kraft Ossians und die Skaldenpoesie lebendig, in Straßburg pflanzte er die Liebe zum Volksliede auch in Goethes Herz und forderte ihn auf, im Elsaß die reichen Schätze im Schoße des Volkes zu sammeln. Und als er in Bückeburg als Hofprediger und Konsistorialrat wirkte, hinderten ihn die Beschwerden und kleinlichen Unannehmlichkeiten seines Amtes nicht, fleißig selbst nach solchen Kindern der deutschen und ausländischen Volksmuse auszuspähen, in seinem „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker" in geradezu dithyrambischem Schwunge die Frische, Lebendigkeit und Natürlichkeit des Volksgesanges zu schildern und in der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes" und in der Schrift „Vom Geiste der ebräischen Poesie" auch den poetischen Gehalt der Bibel zu preisen. In Weimar endlich erschien die Frucht dieser reichen Saat, die „Volkslieder", später mit vollem Rechte „Stimmen der Völker in Liedern" genannt, und noch nach seinem Tode erklangen die volkstümlichen spanischen Romanzen: im Jahre 1805 erschien sein „Cid".

So hat denn Herder sein ganzes Leben der Belebung des Volksliedes geweiht. Mit diesem war es vor ihm recht schlecht bestellt. Wohl hatten Luther und seine Zeit alle volkstümlichen Regungen im Dichten und Denken des Volkes zu wecken gewußt, doch der Dreißigjährige Krieg mit seinen Folgen, der Ausländerei und manierierten schwülstigen Gelehrsamkeit machte dieser schlichten Muse ein Ende, bis endlich wieder der gärende Sturm und Drang und die meisten unsrer Klassiker dem Liede die richtigen Wege zeigten. Freilich fanden auch sie nicht überall das gebührende Verständnis, wie schon der Spott beweist, mit dem der nüchterne Nicolai Herders Bestrebungen verfolgte. Doch all dies konnte Herder nicht wankend machen. War er doch der einzig richtige Mann zur Durchführung dieser hohen Sendung. Mit sicherem historischem Gefühle, einer tiefpoetischen Anschauung und einem hellsehenden Einblicke in die Poesie der verschiedensten Zonen und Zeiten verband er eine bewunderungswürdige Schmiegsamkeit der Sprache und seltene Gemütstiefe.

Er hatte aber auch ein feines Gehör für das Musikalische dieser Dichtungsgattung, in dem ja deren ganzes Wesen begründet ist. „Gesang, nicht Gemälde," sagt er in seiner Vorrede zu den Volksliedern, „bildet das Wesen des Liedes; seine Vollkommenheit liegt nicht in Glanz und Politur, sondern im melodischen Gange der Leidenschaft oder Empfindung, der Weise. Ohne Ton und Fortgang poetischer Modulation ist es trotz Bild und glänzender Farbe kein Lied: hinweg dann mit Gesang und Freude! Ein Lied soll gehört werden, nicht gesehen: gehört mit dem Ohre der Seele, das nicht die Silben zählt und mißt und wägt, sondern lauscht auf ihren harmonischen Fortklang." So hat er denn nicht bloß zur literar-historischen Schätzung der Volkslieder gedrängt, sondern auch daran gemahnt, daß sie gesungen würden. Immer kehrt er zu diesem seinem Lebensziele zurück. Immer dieselbe Klage über die Teilnahmlosigkeit der Gelehrten, über ihre Vorurteile, das für barbarisch zu halten, was vom Volke komme. Voll Bitterkeit ruft er aus, als er mit seinem Sammeleifer wenig Anklang findet: „Der Rest der älteren, der wahren Volksstücke mag mit der sogenannten, täglich verbreiteteren Kultur ganz untergehen, wie schon solche Schätze untergegangen sind — wir haben ja Metaphysik und Dogmatik und Akten und träumen ruhig hin." Weil aber Herder, wie Goethe in „Dichtung und Wahrheit" sagt, von der Ansicht ausgeht, die Poesie sei nicht das Privaterbteil einiger weniger Gebildeten, sondern vielmehr eine allgemeine Welt- und Völkergabe, weil er das Volkslied für die Naturgeschichte der Nationen hält, so brachte er uns in seiner Sammlung nicht bloß deutsche Lieder, sondern er wollte zeigen, wie bei allen Völkern, selbst bei den sogenannten wilden Stämmen, wahre Herzenstöne im Liede leben und weben. Er lauscht den Völkern des Nordens, den Grönländern, Lappen, Letten und Wenden, er spiegelt im Sange südliche Glut, hellenischen Freiheitsdrang und römische Fülle, er führt uns zu den Fischern Siziliens und nach der Heimat der Romanzen. Und neben den ritterlichen Sonetten der Franzosen erklingen herb Ossians Töne und die eisigen Lieder der Schotten, die stolzen Weisen der Briten und die Kriegsrufe der Skalden, und dann bietet er uns Perlen aus unserm eignen Liederborne. Er singt vom Heideröschen, vom Herrn von Falkenstein, vom Dusle und Babele und das schlichte „Wenn ich ein Vöglein wär'". Das „Aennchen von Tharau" von Dach, Goethes „Fischer", das „Abendlied" von Claudius, diese und andre Kunstlieder hat er mit feinem Gefühle den Volksliedern beigesellt, und sie sind es ja in der Tat noch heute. Den Beschluß aber machen „Die Lieder der Wilden", für die der Apostel der Humanität kühn eine Lanze bricht.

Er war der Pfadfinder auf so vielen Gebieten menschlichen Dichtens und Denkens, er hat die Bahnen gewiesen, auf denen andre geschritten sind, er hat uns das Volkslied wiedergegeben, und dafür gebührt ihm Dank. Und wenn er einst erbittert sagte: „Wer ist, der sich um Lieder des Volkes bekümmert auf Straßen und Gassen und Fischmärkten, im ungelehrten Rundgesange des Landvolkes, um Lieder, die oft nicht skandiert und oft schlecht gereimt sind — wer sollte sie sammeln, wer für unsre Kritiker, die ja so gut Silben zählen und skandieren können, drucken lassen?" so haben ihn seine Jünger Lügen gestraft, die da sammelten und sichteten und uns der Schätze genug bescherten.

Professor Dr. Leo Langer

Literatur

„Aus Urgroßmutters Garten. Ein Frühlingsstrauß aus dem Rokoko" betitelt sich ein bei C. Reisner in Dresden erschienener, überaus schmuck und stilvoll ausgestatteter Band Lyrik des 18. Jahrhunderts, den Arno Holz zusammengestellt hat. Weißer Einband mit Goldpressung, die, wie auch der Goldschnitt, in mannigfachen Farben spielt, buntes Vorsatzpapier nach altem Rokokomuster, Titelblatt, Kopfstücke und Schlußvignetten aufs genaueste nach alten Holzstöcken reproduziert — alle diese Aeußerlichkeiten schon versetzen uns ganz in die zierlich philiströse, gespreizt anmutige Welt des Rokoko. Und gar die Gedichte, in denen Damon und Phyllis die süßen Reizungen verliebter Schwermut und wohlschmeckender Küßgen singen, in denen der gesetztere Mann die Freuden des sokratischen Bechers (aber des Wein-, nicht des Schierlingsbechers) preist, in denen der Landmann das bescheidene Glück des Dorfes gegenüber dem unzufriedenen Prunk des Stadtlebens rühmt — sie lassen uns wirklich von einem alten Rokokogarten träumen, auf dessen wohlabgezirkelten Beeten Muskathyazinthen und Goldlack duften und in dessen schattiger Geißblattlaube vielleicht ein „artiges Mädgen", in einem Band Gleim oder Uz oder Hagedorn blätternd, den Erkorenen ihres Herzens erwartet. Aber mitten unter den Levkojen und Balsaminen und Tulpen steht ein Rosenstock, voll schwellender Knospen: Urgroßmutters Garten ist versunken, aber wenn ein Dichter, wie Arno Holz, selbst ein „Meister Autor", nach Wilhelm Raabes Wort den Garten, der versunken ist, wieder aus der Tiefe hebt, freuen wir uns an der halbverblichenen Farbenpracht, an dem letzten schwachen Wohlgeruch seines verschollenen Flors, und legen gern den „Blumenstrauß aus dem Rokoko" einem literarischen Feinschmecker, der ihn mit Behagen zu Wustmanns „Liederbuch für altmodische Leute" stellt, oder einem „holden Kinde" — sofern es nicht allzu prüde ist — unter den Weihnachtsbaum.

— Als in der „Deutschen Revue" eine Folge von Briefen und Tagebuchblättern aus dem Nachlaß des am 29. Februar 1896 verstorbenen Generals und Admirals a. D. v. Stosch, herausgegeben von seinem Sohne, Ulrich v. Stosch, Hauptmann a. D., erschien, erregten diese Aufzeichnungen alsbald in seltenem Grade die öffentliche Aufmerksamkeit. Sie liegen nunmehr, an verschiedenen Stellen vervollständigt, in einem stattlichen, mit dem Bildnis des Verewigten geschmückten Bande als Buch vor unter dem Titel: „Denkwürdigkeiten des Generals und Admirals Albrecht v. Stosch, ersten Chefs der Admiralität" (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlags-Anstalt. Preis geb. in vornehmem Leinenband M. 7). Es ist sehr erfreulich, daß der Oeffentlichkeit die Denkwürdigkeiten des Mannes nicht vorenthalten wurden, der schon 1866 als Oberquartiermeister der kronprinzlichen Armee sich hervortat, sich dann im deutsch-französischen Kriege hohe Verdienste als Generalintendant der deutschen Heere wie als Generalstabschef des Großherzogs von Mecklenburg erwarb und endlich als Chef der Admiralität der deutschen Kriegsmarine eine feste innere Ordnung und Gliederung sicherte. Diese Aufzeichnungen dürfen unter den in neuerer Zeit erschienenen Memoirenwerken einen Platz in allererster Reihe beanspruchen und bilden wegen ihrer Frische und Unmittelbarkeit eine ungemein anziehende und fesselnde Lektüre. Sie geben wertvolle Aufschlüsse über die wichtigsten Perioden der vaterländischen Geschichte im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts und werfen überraschende Streiflichter auf viele diplomatische und militärische Vorgänge und die daran beteiligten Persönlichkeiten. Es fehlt auch nicht an zahlreichen charakteristischen und pikanten Einzelzügen. Mit besonders lebhaftem Interesse verfolgt man die Entwicklung der Beziehungen zwischen Stosch und Bismarck, zu deren Kennzeichnung die Aeußerung des ersteren in einem Briefe an v. Normann vom 8. Februar 1888, nach der berühmten Reichstagsrede des Kanzlers, hervorgehoben zu werden verdient: „Ich kann ihn nicht lieben, aber ich muß ihn bewundern mit allen meinen geistigen Kräften." Das Werk schließt mit der Ernennung Stoschs zum Chef der Kaiserlichen Admiralität im Jahre 1872, da der Herausgeber seine Fortsetzung bis 1896 für alle absehbare Zukunft als ausgeschlossen betrachtet; man hat aber allen Grund, ihm auch für das hier Gebotene aufrichtig dankbar zu sein.

— Im Jahre 1868 erschien ein Band „Gedichte" von einem früheren bayrischen Offizier Fr. H. Frey, der für sein Erscheinen auf dem deutschen Parnaß das Pseudonym Martin Greif gewählt hatte. Kein Geringerer als Mörike hatte diese Poesien gelobt und der Aesthetiker J. Klaiber sie Cotta empfohlen; auch die Kritik erkannte das Talent ihres Verfassers an, trotzdem dauerte es dreizehn Jahre, bis eine neue Auflage nötig wurde. Seitdem sind dieser aber noch mehrere gefolgt; der Name Martin Greif ist weithin bekannt und einer großen Gemeinde von Verehrern besonders lieb und wert geworden. Soeben hat nun der Dichter eine neue Sammlung von Kindern seiner Muse unter dem Titel „Neue Lieder und Mären" (Leipzig, C. F. Amelangs Verlag) erscheinen lassen, die in ihrer Frische und schlichten Natürlichkeit einen wohltuenden Gegensatz zu so manchen modernsten Versuchen, um jeden Preis originell zu scheinen, bilden. Das Buch umfaßt: Lieder, Naturbilder, Stimmen und Gestalten, Balladen und Mären, Widmungen, deutsche Gedenkblätter, Sinngedichte, Sprüche und Epigramme, und bekundet abermals, daß Greif ein echter Lyriker ist, der tiefen Empfindungsgehalt besitzt und der Eigenart nicht entbehrt.

— Kaum zehn Jahre sind verflossen, daß Ernst Zahn mit seinem ersten Werke an die Oeffentlichkeit trat, und heute gehört er nicht nur zu den gefeiertsten Poeten seiner Heimat, der Schweiz, sondern zu den bevorzugten Dichtern in allen deutschen Landen. Im Boden seines Geburtslandes ruhen die starken Wurzeln seiner Kraft. Wie kaum ein andrer weiß er die Herrlichkeit der erhabenen Alpenwelt hinreißend zu schildern, aber auch ihre Schrecken und die starre Oede der Vergeinsamkeit ergreifend zu malen. Und wie versteht er den gewaltigen Zauber der Landschaft, der hier den Leser wie in einem Rausch zu lichteren Höhen hebt, dort ihn mit beklemmendem Schauer erfüllt, mit seinen Menschen zu beleben! Das sind keine schablonenhaften Allerweltsfiguren, nur mit einem alpinen Mäntelchen aufgeputzt, nein, das sind die echten, urwüchsigen Gebirgsbewohner in ihrer ganzen knorrigen Eigenart, mit allen ihren Vorzügen und natürlich auch ihren Schwächen, die vorwiegend bedingt sind durch den engen Gesichtskreis, innerhalb dessen das Leben des weltabgeschiedenen Aelplers sich abspielt. Freilich ist das Grundmotiv auch hier das gleiche wie überall auf dem Erdenrund: die Liebe, die heißbegehrende, die vernichtende, die heldenmütig sich aufopfernde, die still entsagende. „Schattenhalb" hat der Dichter nach einem Bezirk seiner Heimat sein neues, drei Erzählungen umfassendes Buch benannt (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, geh. 4,50 Mark, geb. 5,50 Mark). Die erste, „Der Schatten", die zuerst in unsrer Zeitschrift erschien, behandelt ein wahrhaft tragisches Frauengeschick. Einst in kindlicher Unerfahrenheit die Beute eines Gewissenlosen geworden, wird die Heldin nach Jahren das Weib eines wackeren Mannes, den sie liebt und verehrt. Dadurch, daß sie das Vergangene ihm verschwieg, lud sie eine schwere Schuld auf sich, die sie grausam büßen muß. Denn der Verführer erscheint wieder auf dem Plan, seine alten „Rechte" geltend zu machen, ihr Ehe- und Mutterglück mit Vernichtung bedrohend. Indem sie den Nichtswürdigen aus dem Wege räumt, gibt sie sich selbst den Tod — eine neue, doppelte Schuld und doch eine heroische Tat, denn durch ihr Opfer bewahrt sie Gatten und Kinder vor unauslöschlichem Schimpf. — Als eine Art Gegenstück zu dieser ungewöhnlich packenden, seelisch vertieften Erzählung erscheint die zweite: „Lentin". Hier ist der Held ein armer Bub, der sich verpflichtet fühlt, eine schwere Schuld seines Vaters zu sühnen. Diejenigen, in deren Frondienst er sich nunmehr stellt, machen sein Leben zu einem wahren Martyrium, aber er duldet schweigend und bleibt selbst in äußerster Bedrängnis dem am Sterbebette des Vaters geleisteten Schwur getreu. Aufrecht erhält ihn in allen Qualen die Liebe zu einem Mädchen, das schließlich auch sein eigen wird. — Im Vordergrund der dritten Erzählung, „Das Muttergöttesli", steht wieder eine edle Frauengestalt. Die arme Stina ist im dunkelsten Schatten geboren, nur einmal lächelt ihr ein flüchtiger Sonnenblick, um aber bald düsteren Wolken zu weichen. Und doch findet sie in treuer Pflichterfüllung den Weg zu lichteren Höhen, erringt sie sich ihr trauliches Plätzchen an der Sonne. In allen drei Erzählungen bekundet Ernst Zahn seine große Meisterschaft, mit der plastischen Naturschilderung eine sichere Charakteristik zu verbinden. Er schafft keine schemenhaften Gebilde, die schnell in der Erinnerung des Lesers verblassen, sondern markige Gestalten, die seinen Werken dauernden Wert verleihen.

Theodor Mommsen †

Der Altmeister deutscher Wissenschaft ist gestorben, der Letzte aus der Reihe großer Geschichtsschreiber, die die Zeit unsers nationalen Werdens hervorgebracht, ist von uns geschieden! Ein günstiger Stern hat über Theodor Mommsens Leben gewaltet. Nach einer langen Reihe von Jahren, die die uns vom Psalmisten zugemessene Frist weit überragt, nachdem es ihm vergönnt war, nicht nur selber durch Sturm und Drang zur Klarheit und Größe emporzusteigen, sondern auch noch die Entwicklung seines Volkes aus der Zerrissenheit zu staatlicher Einheit mitzuerleben, rührt ihn leicht der Tod. Der unermüdliche Geist steht still, und ohne das Bewußtsein wieder erlangt zu haben, tut er den letzten Atemzug. Es fällt den Ueberlebenden schwer, auszudenken, daß der kleine, zartgebaute Mann mit dem mächtigen Kopf, dessen scharfgeschnittene Züge, dessen wallendes weißes Haar sich dem Gedächtnis unauslöschlich einprägten, nun nicht mehr von hoher Warte das wissenschaftliche und politische Leben der Nation mit wachsamem Auge verfolgt. Wie oft hat er gerade in den letzten Jahren seine Stimme erhoben, wenn es galt, der Reaktion entgegenzutreten, und sein Wort von der voraussetzungslosen Wissenschaft lief von Mund zu Mund. In Mommsen einte sich das liebevolle Versenken in die Vergangenheit mit der lebendigen Anteilnahme an der Gegenwart zu vollendeter Harmonie. So weit der Politiker in ihm auch hinter dem Historiker an Bedeutung zurücktrat, seine politische Persönlichkeit bleibt darum nicht minder anziehend, und die Mannhaftigkeit, mit der er selbst einem Bismarck gegenübertrat, hat auch den Gegnern Respekt abgenötigt. In seiner Römischen Geschichte hat er sich selbst ein monumentum aere perennius errichtet. Mögen die Fachgenossen auch sein Römisches Staatsrecht höher stellen, mit seiner Geschichte eroberte Mommsen das deutsche Volk. Mit hinreißender Darstellungsgabe und in vollendeter künstlerischer Gruppierung schildert er den dramatisch bewegten Kampf der politischen Mächte auf der Bühne der Geschichte. Mit treffsicherer Charakteristik stellt er die handelnden Personen lebendig vor das geistige Auge des Lesers. Ein sprühender, fesselnder Stil läßt den Zeitabstand von Jahrhunderten vergessen und reißt zu warmem Mitempfinden fort. Das Buch fiel in die Hände eines Volkes, das gleichsam traumwandelnd seiner Einigung entgegenging. Es mußte zünden! Mommsens Römische Geschichte spornte das deutsche Volk zur Teilnahme am öffentlichen Leben an, sie half die Geister vorbereiten für die kommende Zeit. — Theodor Mommsen wurde am 17. November 1817 als dänischer Untertan im evangelischen Pfarrhause zu Garding in Schleswig geboren. Die Freiheitskriege waren gerade vorübergerauscht, Goethes harmonische Greisenerscheinung beherrschte noch das geistige Leben Deutschlands. Die Poesie gab denn auch dem jungen Studenten der Jurisprudenz und Philologie auf der Universität Kiel die erste Gelegenheit, vor die Oeffentlichkeit zu treten. Im Verein mit seinem Bruder Tycho und Theodor Storm gab er eine Sammlung lyrischer Gedichte heraus. So weit ihn auch seine späteren Forschungen von der Lyrik abführten, der Poesie ist er zeit seines Lebens ein treuer Freund geblieben. Er kannte die Literaturen aller Völker, und Goethes Werke waren ihm stets zur Hand. In dem Sturmjahr 1848 wird er dann kurz entschlossen Zeitungsschreiber und tritt für die Rechte der Elbherzogtümer in feurigen Artikeln ein. Die Berufung auf eine außerordentliche Professur des Zivilrechts an die Universität Leipzig setzt seiner journalistischen Laufbahn ein Ziel. Der Leipziger Professor wird bald wegen politischer Umtriebe vor Gericht gestellt und als Verderber der Jugend seines Amtes enthoben. Er findet Aufnahme in der Schweiz und beginnt als Dozent in Zürich die Abfassung der römischen Geschichte. Jetzt wächst sein Ruhm rasch und öffnet ihm bald wieder die Hörsäle der preußischen Universitäten. Nachdem er einige Jahre der Breslauer Hochschule angehört, kommt er 1858 nach Berlin und 1874 wird er ständiger Sekretär der Akademie der Wissenschaften. — Das ist in kurzen Zügen der äußere Verlauf des Lebens, das jetzt abgeschlossen vor uns liegt. Er war einer der Letzten aus einer großen Zeit. An der lebenden Generation ist es nun, die Stelle wieder auszufüllen, die der Tote leer gelassen.

Phot Loescher & Petsch, Berlin

Theodor Mommsen, † 1. November

Mommsens Geburtshaus in Garding

Holger Drachmanns „Junker Kai"

Das Stuttgarter Hoftheater brachte vor kurzem ein neues Werk des dänischen Dichters Holger Drachmann „Junker Kai" zur ersten Aufführung in Deutschland. Das Stück, eine romantische Dichtung, entbehrt des eigentlichen dramatischen Lebens, bietet dafür aber eine reiche Fülle lyrischer Schönheiten. Ueberall hat der Dichter kleine, feine Lieder eingestreut, und er bezaubert den Hörer durch die Anmut und die Harmonie seiner Verse. Das Gänsemädchen Gerd, das ihrem Herrn, dem Junker Kai, wie einst das Käthchen von Heilbronn dem Ritter Wetter vom Strahl, auf Schritt und Tritt folgt, mit ihrer Laute ihn erheitert, ja sogar für ihn singt und spielt, als beide die Tiefen des Lebens durchwandern, ist die liebenswürdigste Gestalt des Stückes. Ihr sind auch die Lieder in den Mund gelegt. Die Stuttgarter Intendanz hatte in der bekannten norwegischen Liedersängerin Bokken Lasson (s. d. Bild a. S. 290) wohl die beste Darstellerin für diese Rolle gefunden, die man sich nur denken kann.

Aufn. von Hofphot. E. Bieber, Berlin

Wirkl. Geh. Rat Dr. Carl Gutbrod, der neue Reichsgerichtspräsident

Exzellenz Dr. Carl Gutbrod

Der oberste Gerichtshof des Deutschen Reiches hat kürzlich einen neuen Präsidenten erhalten, den dritten seit seiner Errichtung. Auf Eduard von Simson, dem diese Würde nach einer an Erfolgen überreichen politischen und akademischen Laufbahn übertragen wurde, folgte Otto von Oehlschläger, der aus der Staatsanwaltschaft hervorgegangen war. Ihn löst nun wiederum der Wirkliche Geheime Rat Dr. Gutbrod ab, der aus dem Reichsjustizamt, wo er die Stelle eines Direktors bekleidete, auf den Präsidentenstuhl berufen wird. Nach der Ernennung des Freiherrn von Stengel zum Staatssekretär des Reichsschatzamts wird damit zum zweitenmal in ganz kurzer Frist ein Süddeutscher mit einem der wichtigsten Aemter, die das Reich zu vergeben hat, bekleidet. Diese Tatsache wird überall in Nord und Süd Befriedigung hervorrufen; sie beweist wieder, daß die höchsten Ehrenstellen im Reich den Angehörigen aller Bundesstaaten in gleicher Weise offen stehen. Der neue Reichsgerichtspräsident ist ein geborener Württemberger. Er wurde im Jahre 1844 zu Stuttgart als Sohn eines praktischen Arztes geboren. Nachdem er auf den Universitäten Heidelberg, Leipzig und Tübingen studiert hatte, trat er in den Justizdienst seines Heimatlandes ein, den er im Jahre 1877 verließ, um als ständiger Hilfsarbeiter mit dem Titel Regierungsrat beim Reichsjustizamt angestellt zu werden. Seitdem befindet er sich im Reichsdienst. An allen großen Gesetzesvorlagen der letzten Zeit hat er hervorragenden Anteil genommen.

Ludwig Passini †

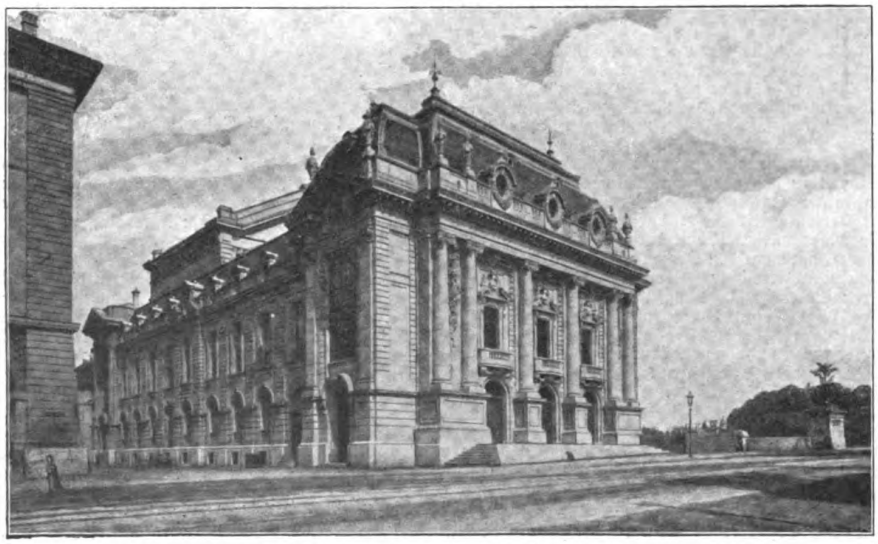
Der bekannte und geschätzte Aquarellmaler Professor Ludwig Passini ist am 6. November zu Venedig, einundsiebzigjährig, gestorben. Er war ein geborener Wiener und hatte am 9. Juli 1832 als Sohn des Kupferstechers Johann Passini in der Kaiserstadt das Licht der Welt erblickt. Nachdem er unter Anleitung des Vaters seine ersten Zeichenstudien gemacht hatte, besuchte der junge Künstler die Wiener Akademie; 1850 ging er nach Triest und von dort nach der Lagunenstadt, wo er den ausgezeichneten Aquarellisten Karl Werner kennen lernte. Werners künstlerische Individualität und seine Schaffensweise wirkten so stark auf Passini ein, daß er sich jenen als Vorbild nahm, ihn auf einer Reise durch Dalmatien und Italien begleitete, um sich dann in Rom gänzlich der Aquarellmalerei zu widmen. Nachdem er zuerst Architekturen gemalt hatte, wandte er sich bald der Schilderung des italienischen Volkslebens zu und bekundete auf diesem Gebiete eine seltene Meisterschaft. Seine Eigenart wurzelte im Sonnigen, Lichten und Leichten; neben dem bunten Treiben von Märkten und Aufzügen des Südens stellte er mit Vorliebe römische Kirchenszenen dar, in denen Geistliche der verschiedenen Rangstufen, nicht selten mit humoristischer Auffassung, eine Rolle spielen. Später lebte Passini abwechselnd in Berlin und Venedig und wurde als Darsteller von Szenen und Gestalten aus dem Volksleben der Dogenstadt, namentlich der venetianischen Frauen und Mädchen, allbekannt.

Phot. Wilh. Fechner, Berlin

Ludwig Passini, † 6. November

Das neue Stadttheater in Bern

In Bern ist vor einiger Zeit ein neues städtisches Theater mit einem Festakt von J. V. Widmann und einer Aufführung des Tannhäusers feierlich eröffnet worden. Das neue Haus ist ein stattlicher Bau, hoch über dem Aarebett gelegen, mit dem großartigen Ausblick auf die Alpenkette. Das architektonische Hauptstück ist die 30 Meter breite Vorderfassade mit den ionischen Säulen, den reichen Verzierungen und dem schweren kuppelartigen Dach. Eine durch die ovalen Fenster des oberen Foyers unterbrochene Balustrade krönt als Attika das Hauptgesims; Giebelpavillons bilden die Endabschlüsse der Seitenfassaden, über deren Dach das Bühnenhaus mit seinem hohen, 29 Meter über der Straße ruhenden Giebel hervorragt. Die äußere Erscheinung des von dem Berner Architekten R. von Wurstemberger erbauten Hauses fügt sich ausgezeichnet in das stolze Städtebild des alten Bern. Der Zuschauerraum enthält 940 Sitzplätze und etwa 160 Stehplätze. Die Bühnenmaschinerie wurde unter Leitung des Herrn Lautenschläger (München) eingerichtet. Für Feuersicher-



Das neue Stadttheater in Bern. Erbaut von R. von Wurstemberger

Voth. B. Angerer, Wien

Aus Franz von Schönthans „Maria Theresia“: Gratulationstanz der Prinzessinnen

heit und Rettungsmöglichkeiten ist im ganzen Bau reichlich gesorgt. Ueber dem prächtigen Plüschvorhang der Bühne thront, von zwei geflügelten Genien gehalten, in monumentalem Guß das Berner Bärenwappen. Das Deckengemälde des Bühnensaales ist von Bieler gemalt.

Gustav von Moser †

Am 23. Oktober schied ein Mann leicht und schmerzlos aus dieser Welt, der seinen Mitmenschen gar manche vergnügte Stunde bereitet hatte, der Lustspieldichter Gustav von Moser. Er gehörte nicht zu den Größen unsrer Literatur, und die Zeit, da seine zahlreichen Lustspiele die deutschen Bühnen beherrschten, wird niemand als eine Blütezeit künstlerischer Kultur bezeichnen. Er war ein harmloses, liebenswürdiges Talent; ein sicherer Blick für das theatralisch Wirksame, launige Erfindungsgabe und ein munterer, ungezwungener Witz, das waren seine besten Gaben. Den deutschen Offizier mit seinen ritterlichen Eigenschaften und mit seinen kleinen Schwächen wählte Moser zum Helden seiner Lustspiele, und die fröhliche Schilderung des Lebens unsrer Leutnants und der ganzen militärischen Gesellschaftskreise bedeutete das eigentlich Neue in seiner Production, das das Publikum lange Jahre immer wieder fesselte. Moser wurde im Jahre 1825 als Sohn eines Majors geboren und im Kadettenkorps erzogen. Er trug dann selber die Epauletten, bis er noch als Offizier sein erstes Lustspiel, „Der Husar“, verfaßte. In Görlitz wurde das Erstlingswerk aufgeführt, und nun quittierte Moser den Dienst, um sich auf seinem Gute Holzkirch bei Lauban in Schlesien ganz seiner heiteren Muse zu widmen. Die bekanntesten seiner Lustspiele sind „Kaudels Gardinenpredigten“, „Ultimo“, „Der Veilchenfresser“. Später arbeitete er meistens mit andern Autoren zusammen. Sein erfolgreichstes Stück war „Krieg im Frieden“, das er im Verein mit Franz von Schönthan geschrieben hatte. Eine Zeitlang war Moser wohl der Autor, dessen Stücke die zahlreichsten Aufführungen auf deutschen Bühnen erlebten. Als dann ein frischerer Wind in der deutschen Literatur einsetzte, mußte auch er den Wandel im Geschmack des Publikums an sich erfahren. In Görlitz, der Stadt seines ersten Erfolges, ist er nun im hohen Alter von 78 Jahren gestorben.

Franz von Schönthans Lustspiel „Maria Theresia“

Die Wiener hatten kürzlich eine theatralische Sensation allerersten Ranges. Katharina Schratt, die seit zwei Jahren der Bühne ferngeblieben war, kehrte zu ihr zurück, und zwar in der Rolle der Maria Theresia. Franz von Schönthan, einer unsrer erfolgreichsten Lustspieldichter, hat entschieden von Sardou gelernt und wollte nun auch mal seinen Wienern den

Phot. H. Boll

Gustav von Moser bei einer Porträtsitzung im Atelier des Prof. Kraut

Das Liszt-Denkmal in Stuttgart
Entworfen von Bildhauer A. Fremd

österreichischen Hof auf der Bühne des Deutschen Volkstheaters vorführen. Unser Bild stellt eine der reizendsten Episoden dar: die beiden kleinen Prinzessinnen kommen, um der kaiserlichen Mama zum Geburtstag Verse aufzusagen, die ihnen der Vater beigebracht, und ihr in ihren Reifröcken ein Gratulationsmenuett vorzutanzen.

Das Stuttgarter Liszt-Denkmal

Wir leben in einer denkmalsfreudigen Zeit. Es vergeht fast keine Woche, in der nicht irgend ein Monument der Oeffentlichkeit übergeben wird. Meistens sind es aber Herrscher, Staatsmänner und Heerführer, denen diese Ehre zuteil wird. Die waffenklirrende Zeit, da die deutschen Stämme durch Blut und Eisen geeinigt wurden, lebt in diesen Bildwerken fort. Erst nach und nach kommen auch die Heroen der Kunst und Wissenschaft zu ihrem Recht. Vor kurzem wurde das Berliner Richard Wagner-Denkmal enthüllt, und die unerquicklichen Streitfragen, die die ganze Denkmalsgründung begleiteten, sind noch in aller Erinnerung. Liszt hat schon früher ein würdiges Denkmal erhalten. Der Münchener Bildhauer H. Hahn schuf die ernste hoheitsvolle Statue für den Weimarer Park, und verschiedene andre Künstler, unter ihnen Max Klinger, versuchten die seltsam gewaltigen Züge des genialen Virtuosen in der Plastik wiederzugeben.

Das Stuttgarter Denkmal, eine Schöpfung des Bildhauers A. Fremd, schließt sich den vorhandenen Werken nicht unwürdig an. Es hat in den Stuttgarter Anlagen einen herrlichen Platz.

Hugo v. Hofmannsthals „Elektra"

Zunächst Staunen, dann tiefe Ergriffenheit rief im Kleinen Theater zu Berlin Hugo von Hofmannsthal mit dem Drama „Elektra" hervor. Das Stück trägt unter dem Titel zwar den Vermerk „nach Sophokles", und in der Tat sind einige Motive dem unsterblichen Werke des großen Hellenen entnommen, ja mehrere Wendungen nach dem Wortlaut des antiken Originals wiedergegeben, trotzdem aber handelt es sich um eine durchaus selbständige Dichtung, und zwar um eine von fortreißender Gewalt und höchster poetischer Stimmung. Getragen von vorzüglicher Darstellung (Frau Eysoldt in der Titelrolle) und unterstützt durch einen stimmungsvollen szenischen Aufbau, erzielte das Drama eine mächtige Wirkung. Eine der packendsten Szenen geben wir im Bilde wieder.

Hofschauspieler Wilhelm Schneider-München †

Der Münchener Hofschauspieler Wilhelm Schneider ist am 17. Oktober in seiner Villa auf der Prinz-Ludwigshöhe an der Isar einem Herzschlage erlegen; sein Hinscheiden bedeutet für das Hoftheater der Isarstadt, zu dessen allerersten Kräften der Künstler gehörte, einen großen Verlust. Wilhelm Schneider war im Jahr 1847 in Petersburg geboren. Er begann seine künstlerische Tätigkeit am Schweriner Hoftheater und kam im Februar 1878 von dort nach München, um als Odoardo und Alba an der Hofbühne zu gastieren. Dies Gastspiel führte sofort zum Engagement, und seitdem gehörte Schneider in weitverzweigter, von Jahr zu Jahr wachsender Tätigkeit, die sich in neuerer Zeit auch auf die Regie erstreckte, dem dortigen Hofschauspiel an, in dessen wohlgefügtem Ensemble er eine feste Säule bildete. Er verfügte über glänzende äußere Mittel, eine edle männliche Erscheinung und ein herrliches, machtvoller Steigerung fähiges Organ, und war ein denkender Künstler im besten Sinne des Wortes, der rastlos strebte und mit eisernem Fleiße studierte, wobei er durch eine hohe Intelligenz und gründliche literarische Bildung gefördert wurde. So wußte sich Schneider als Charakterdarsteller bald einen bedeutenden Ruf zu erwerben, der um so gerechtfertigter war durch seine schlichte, wahre und allem Theatralischen abholde Darstellungsweise, an der er unverbrüchlich festhielt. Eine seiner größten Leistungen war der Lear, mit dessen erschütternder Darstellung er noch am 20. Mai d. J., als er das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Tätigkeit an der Hofbühne feierte, Stürme von Begeisterung entfesselte. Aber auch als Wallenstein und Götz, als Meister Anton in Hebbels „Maria Magdalena", als Erbförster, Richter von Zalamea und Präsident in „Kabale und Liebe", wie als John Gabriel Borkmann und

(Klytämnestra Rosa Bertens) Elektra (Gertrud Eysoldt)

Von der Erstaufführung der neuen Dichtung „Elektra" von Hugo von Hofmannsthal

Phot. A. Baumann, München

Hofschauspieler Wilhelm Schneider †

„Volksfeind", im feinkomischen Lustspiel u. s. w. bot er prächtige künstlerische Gestalten. Schon seit seinem oben erwähnten Jubiläum, bei dem in so herzlicher Weise zutage trat, welcher allgemeinen Verehrung und Hochschätzung er sich erfreute, war Schneider nicht mehr der frühere starke, kerngesunde Mann; seine erschütterten Nerven zwangen ihn, der Hofbühne vom 22 Juni an fernzubleiben, worauf er am 28. August als König Thoas in „Iphigenie auf Tauris" wieder auftrat. Zum letzten Male ist er am 1. September in Philippis „Das große Licht" auf der langjährigen Stätte seines Wirkens erschienen, dann begann das wohl schon lange im geheimen an seiner Gesundheit nagende Uebel bedenklich zu werden. Von Reichenhall und Bad Kreuth kehrte Schneider todkrank nach seinem Heim zurück, immerhin ist aber das Ende unerwartet schnell eingetreten.

Rampollas Nachfolger

Nach langem Zögern hat sich Papst Pius X. entschlossen, dem bisherigen Kardinalstaatssekretär Rampolla, der, wenn die Nachrichten, die aus dem verschwiegenen Konklave an die Oeffentlichkeit drangen, richtig waren, sein gefährlichster Gegner bei der Bewerbung um die dreifache Krone war, einen Nachfolger zu geben. Nach dem ehrgeizigen sizilianischen Prälaten, der in sechzehnjähriger unermüdlicher Arbeit die auswärtige Politik des heiligen Stuhles geleitet hat, übernimmt ein verhältnismäßig junger Mann dies wichtige Amt. Monsignore Merry del Val steht erst im 39. Lebensjahre und war weiteren Kreisen so gut wie unbekannt geblieben, bis er zum Sekretär des Konklave erwählt wurde. Er ist kein Italiener, sondern wurde in London geboren, wo sein Vater spanischer Gesandtschaftssekretär war. Seine Mutter ist eine Engländerin. Als Sekretär des Nuntius Galimberti kam er 1888 zu den Beisetzungsfeierlichkeiten für Kaiser Wilhelm I. nach Berlin, nachdem schon vorher Leo XIII. den Zweiundzwanzigjährigen zu seinem Geheimkämmerer ernannt hatte. 1897 wurde er päpstlicher Hausprälat, 1900 Titularbischof von Nicäa, später Präsident der Accademia dei Nobili Ecclesiastici, in der junge Adlige zum päpstlichen diplomatischen Dienst herangebildet werden.

Raphael Merry del Val, der neue Kardinalstaatssekretär

Der neue ungarische Ministerpräsident

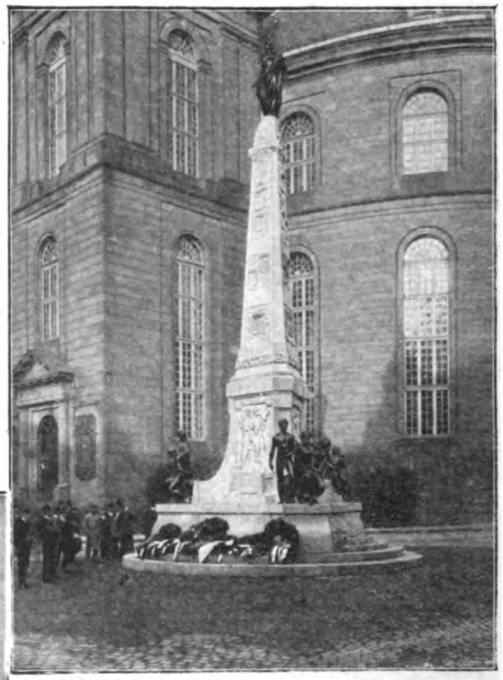
Die ungarische Krisis ist vorläufig zum Abschluß gelangt. Die Länder der Stephanskrone haben wieder einen Ministerpräsidenten.

Graf Stephan Tisza,
der neue ungarische Ministerpräsident

Nachdem in den letzten Wochen die Kabinettsbildung immer und immer wieder gescheitert, hat der Kaiser und König den Grafen Stephan Tisza mit der Neubildung eines Ministeriums betraut, als der Entwurf eines Programms, den er vorgelegt, die Billigung der Krone gefunden hatte. Der Erfolg der Mission des Grafen Tisza hängt wesentlich von der Stellung der liberalen Partei ab. Wenn ihm aber auch die Kabinettsbildung gelungen ist, so hat er dann noch die viel schwierigere Aufgabe zu lösen, die Beendigung der Obstruktion und damit ein geordnetes parlamentarisches Regiment herbeizuführen. Graf Stephan Tisza ist der älteste Sohn Koloman von Tiszas und ist am 22. April 1861 in Budapest geboren. Er erhielt seine Erziehung zum größten Teile im Elternhause, nur die letzten zwei Gymnasialjahre brachte er in Debreczin zu. Nachdem er in Berlin, Heidelberg und Budapest seinen Universitätsstudien obgelegen hatte, trat er in das Ministerium des Innern, um die Verwaltung kennen zu lernen. Ins Abgeordnetenhaus gelangte er im Jahre 1886. Er nahm an dessen Debatten stets regen Anteil, vermochte jedoch nicht, sich Sympathien zu erwerben; so kam es, daß er 1892 in seinem Wahlbezirke in der Minorität blieb. Er konnte seinen Sitz erst wieder erlangen, als ihm der in zwei Wahlbezirken gewählte damalige Ministerpräsident Graf Julius Szapary den einen Bezirk überließ. Tisza verlegte das Schwergewicht seiner parlamentarischen Tätigkei dann hauptsächlich auf die wirtschaftlichen und Verwaltungsfragen. Von seinem Onkel, dem Grafen Ludwig Tisza, der nach der Ueberschwemmung von Szegedin in den Grafenstand erhoben worden war, erbte Stephan Tisza den Grafentitel. Nach der Demission des Herrn von Szell im Juni d. J. wurde Graf Tisza bekanntlich auch schon mit der Kabinettsbildung betraut, doch gelang es ihm nicht, die Unterstützung der liberalen Partei zu finden, so daß seine Mission scheiterte. Diesmal scheint er glücklicher zu sein. Nachdem er die Gegenströmung in der liberalen Partei überwunden hat, ist endlich etwas Aussicht auf eine geordnete parlamentarische Regierung in Ungarn vorhanden.

Das Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M.

Am 18. Oktober ist in Frankfurt a. M. ein Denkmal enthüllt worden, das man im Gegensatz zu so viel Fürstenstandbildern, die jetzt überall in Deutschland errichtet werden, als ein Denkmal des deutschen Volkes bezeichnen könnte. Als im Jahre 1898 Frankfurt a. M. die fünfzigste Wiederkehr des Tages beging, da das Parlament in der Paulskirche eröffnet wurde, da tauchte der Gedanke auf, der Erinnerung an das Sehnen und Ringen jener bewegten Zeit, dem ehrenden Andenken an die Ideen, die damals unser Volk beseelten, und an die Männer, die diesen Ideen, siegend oder fallend, den Weg bereitet, ein Monument zu weihen. Es wurde eine Konkurrenz ausgeschrieben, in der der Architekt Fritz Hessemer und der Bildhauer Hugo Kaufmann Sieger blieben. Den beiden Künstlern ist es vortrefflich gelungen, der Schwierigkeiten Herr zu werden. Ein schlank aufstrebender Obelisk wird der Knappheit des Raumes, die nach drei Seiten auseinandergehende Entwicklung des Postaments den drei zum Platz führenden Zugängen gerecht. Je zwei Gestalten, zu einer Gruppe vereinigt, stehen an jeder der drei Ecken des Sockels. Sie verkörpern jene geistigen Mächte, die das Feuer der großen nationalen Ideen wachhielten und nährten: den



Das Einheitsdenkmal vor der Paulskirche in Frankfurt a. M.

„Zur Freiheit". Sockelgruppe vom Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M.

Freiheitsdrang, an dem das Bürgertum sich immer wieder begeisterte, allen Enttäuschungen zum Trotz; die Poesie, die nicht müde ward, von Einheit und Freiheit zu singen; die Wissenschaft, die den Jüngling nicht allein Kenntnisse, sondern die selbstlose Hingabe an allgemein menschliche Ideale lehrt. So zeigt uns die erste Gruppe „Zur Freiheit" (an der linken Seite des Postaments), wie ein kraftvoll und kühn aufgerichteter Jüngling, mit erhobenem Haupt gleichsam in eine schönere Zukunft hinausblickend, die Fesseln seines älteren Gefährten löst, der ermattet und entmutigt auf seinem Sitz in sich zusammengesunken ist. Das dramatische Pathos dieser ersten Gruppe scheint zu einer heroisch gestimmten Lyrik abgemildert in der zweiten (rechte Seite des Postaments): neben einem bärtigen älteren Mann, der sitzend und die Saiten seiner Lyra rührend ein Lied anstimmt, steht, in der kampfbereiten Rechten das kurze Schwert, ein Jüngling, freudig in den Gesang einstimmend. Es ist die fortreißende Gewalt des Freiheitsliedes, die so ihren plastischen Ausdruck gefunden hat. Die dritte Gruppe, an der Rückseite, wirkt gegenüber den beiden andern fast mit idyllischer Stimmung auf uns: die deutsche Wissenschaft in der Gestalt der Alma mater, eine lieblich ernste, jugendschöne Frau, reicht mit mütterlicher Sorgfalt einem neben ihr sitzenden Jüngling von beinahe noch knabenhaftem Ausdruck die Schale mit dem lauteren Trank, den er in durstigen Zügen schlürft. Es ist ein sehr anmutiges Motiv, wie die Linke der Frau und die Rechte des Jünglings gemeinsam die Schale halten, während die Rechte der Alma mater den sich an sie schmiegenden Jünglingskörper leise stützt, dessen Nacktheit in ihren großen ruhigen Flächen einen guten Kontrast zu den reich, aber nicht kleinlich fließenden Falten ihres antiken Gewandes bildet. Diese drei Gruppen aber hoch überragend erhebt sich auf dem Obelisken die Muse der Geschichte. Gesichtsausdruck und

Haltung der edel empfundenen Figur erinnern an die Auffassung Goethes von der Geschichte, der der große „Realist“ nur dann einen Wert zusprechen wollte, wenn sie begeisternd auf die nachfolgenden Geschlechter wirke. Und wenn diese Klio die Nachwelt auch belehren und ermahnen will — auch ihr Mahnwort, das sie auf den in ihrem linken Arm ruhenden Schild eingegraben hat, es ist nichts andres als ein Dichterwort von begeisternder Kraft, das die Losung in den jahrzehntelangen Kämpfen unsers Volkes war, das Wort, das Schiller im „Wilhelm Tell“ seinen Deutschen zurief und das nicht mehr verhallen sollte: „Seid einig!“ So hat Hugo Kaufmann in diesem Einheitsdenkmal ein Werk von starkem dekorativen Wert und von hoher monumentaler Auffassung geschaffen — ein Werk, das in seinem strengen Stil auch für die Bestrebungen der neuen Münchener Plastik bezeichnend ist. Hugo Kaufmann, der Frankfurt a. M. seine Vaterstadt nennt, hat in München unter Rümann seine künstlerische Ausbildung genossen und nimmt heute, im 35. Lebensjahr stehend, unter den jüngeren Münchener Bildhauern eine hervorragende Stelle ein.

Maxim Gorjkis Selbstbiographie

Der russische Verleger der Werke Gorjkis (sein ergreifender Roman „Foma Gordjejew“ und die „Zwei Novellen“ — Malwa und Konowalow — sind in ausgezeichneter Verdeutschung bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen) wandte sich kürzlich an den Dichter der Barfüßer und Verkommenen mit der Bitte, für die neueste Auflage seiner Werke seine Biographie niederzuschreiben. Gorjki kam diesem Wunsche nach, und seine originelle Selbstbiographie lautete wörtlich: „1878 trat ich zu einem Schuster in die Lehre; 1879 wurde ich Lehrling bei einem Zeichner; 1880 war ich Küchenjunge auf einem Dampfer; 1883 arbeitete ich bei einem Bäcker; 1884 ging ich unter die Lastträger; 1885 etablierte ich mich als Bäcker; 1886 wurde ich Chorist bei einer wandernden Operettentruppe; 1887 verkaufte ich Aepfel in den Straßen; 1888 beging ich einen Selbstmordversuch; 1889 diente ich als Weichensteller auf einer Eisenbahn; 1890 diente ich bei einem Advokaten als Abschreiber; 1891 unternahm ich eine Fußwanderung durch Rußland; 1892 war ich als Arbeiter in den Werkstätten einer Eisenbahn beschäftigt. In diesem Jahre habe ich meine erste Erzählung publiziert.“

Landverluste an der Ostseeküste

Längs ihrer ganzen Erstreckung ist die deutsche Ostseeküste im Abbruch begriffen, und alljährlich geht durch die vereinte Einwirkung des Meeres wie der Atmosphärilien von dem Steilufer (Klint oder Kliff) etwas verloren. Wo der Acker an die Wasserkante reicht, rückt der Pflug immer mehr landeinwärts, und gerade der beste Boden wird am meisten betroffen. Durchschnittlich beträgt das Zurückweichen des Gestades in Samland bei Cranz jährlich 1,08 Meter, bei Kolberg 0,4, bei Warnemünde 1 Meter. Nach Berechnungen von Professor E. Geinitz in Rostock beläuft sich der Landverlust der mecklenburgischen Küste im Jahrhundert auf mindestens 30 637 000 Kubikmeter, wobei nur die hohen Ufer an den exponierten Küsten berücksichtigt sind.

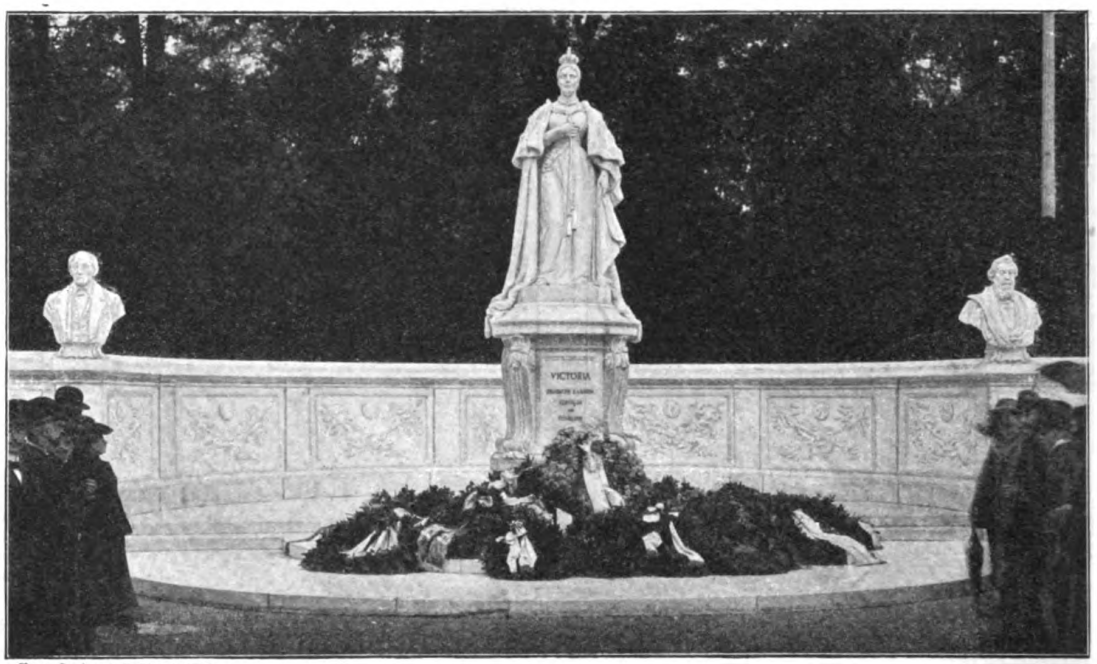
Schnelligkeitsrekord

Bei den elektrischen Schnellfahrten auf der Militärbahnstrecke ist kürzlich die Höchstgeschwindigkeit von 210 Kilometer in der Stunde oder etwa 60 Meter in der Sekunde erzielt worden. Diese Leistung stellt einen Rekord dar, der wohl nicht leicht von einem Dampffahrzeug mit hin und her schwingenden Massen überboten werden dürfte. Eine so erstaunliche Schnelligkeit fordert aber unwillkürlich zu Vergleichen mit andern Geschwindigkeitszahlen heraus, von denen hier einige der bezeichnendsten folgen mögen. Mit dem Zweirad lassen sich auf guten Wegen über längere Strecken Geschwindigkeiten bis zu 30 Metern in der Sekunde erzielen, und auf der Automobilfahrt Paris-Madrid wurden stellenweise 150 Kilometer in der Stunde, also 42 Meter in der Sekunde, zurückgelegt. Als das schnellste aller lebenden Wesen darf wohl die Rauchschwalbe gelten, die im Maximum 90 Meter in der Sekunde durchfliegt. Die Anfangsgeschwindigkeit der Granate aus dem schwersten Geschütz beträgt durchschnittlich 730 Meter, während ein Punkt des Aequators infolge der Achsendrehung der Erde 464 Meter, die Erde selbst auf ihrer Bahn um die Sonne 30 700 Meter in der Sekunde zurücklegt. Die höchste Geschwindigkeit erreicht aber das Licht im Weltraum mit 315 Millionen Metern in der Sekunde.

Die neuen Berliner Denkmäler des Kaisers und der Kaiserin Friedrich

Am 18. Oktober sind in Berlin vorm Brandenburger Tor die Denkmäler des Kaisers und der Kaiserin Friedrich enthüllt worden. Entsprechend den Denkmälern der Siegesallee ist jedes der beiden Standbilder Mittelpunkt einer Bankanlage, flankiert von je zwei Büsten großer Männer, die den Fürstlichkeiten im Leben besonders nahe standen: an dem von Professor Brütt geschaffenen Kaiser Friedrich-Denkmal sind Helmholtz und Feldmarschall Blumenthal, am Viktoria-Denkmal, dem Werke Fritz Gerths, sind der Philosoph Eduard Zeller

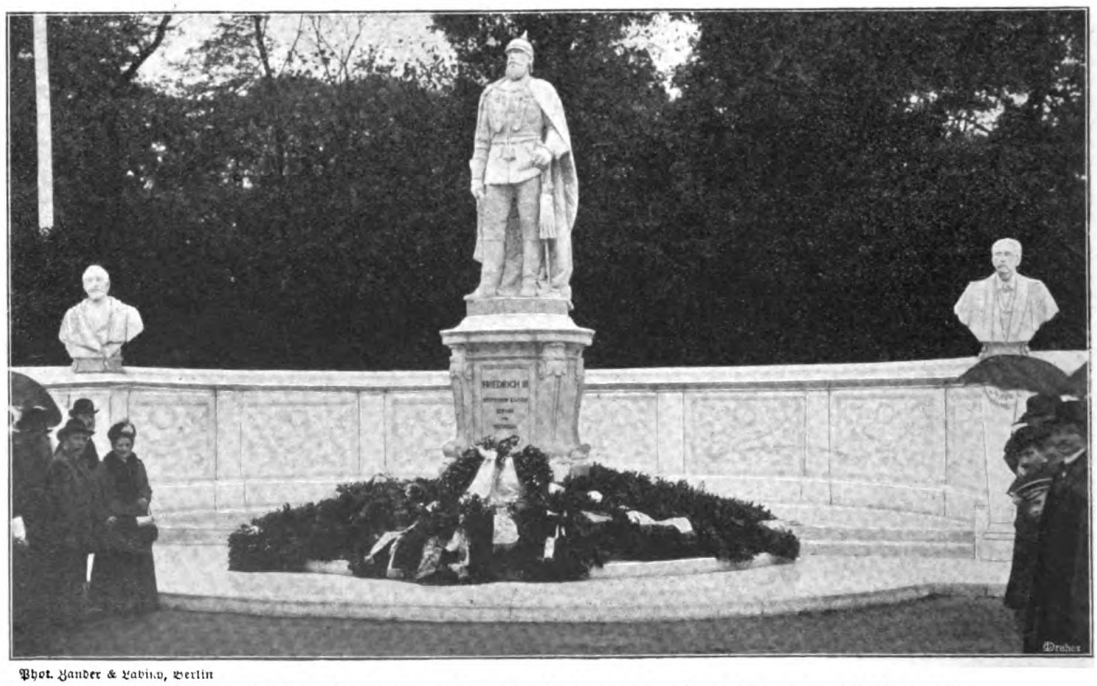
„Alma mater“. Sockelgruppe vom Einheitsdenkmal in Frankfurt a. M.



Phot. Zander & Labisch, Berlin

Das Kaiserin Friedrich-Denkmal vor dem Brandenburger Tor in Berlin. Von Fritz Gerth

und der Chemiker von Hofmann mit verewigt. Ferner erhielt jedes der beiden Denkmäler mehr „Masse“ und Gewicht durch lang gedehnte Marmorwände zu beiden Seiten und durch vorgelegte Marmorbalustraden; endlich wird der durch diese Anlage geschaffene Halbkreis nach außen noch durch zwei große Brunnen abgeschlossen. Der architektonische Entwurf für das Ganze stammt von Hofbaurat Ihne, die dekorative und bauliche Ausgestaltung im einzelnen von den Professoren Vogel und Widemann. — Eine interessante Perspektive eröffnet ein Wort des Kaisers bei der Enthüllungsfeier, das dahin gedeutet wird, die Denkmäler seiner Eltern sollten die Eröffnung bilden für eine Fortsetzung der Statuenreihe der Siegesallee; die Standbilder dieser Fortsetzung würden dann die künftigen Kaiser aus dem Hause Hohenzollern darstellen.

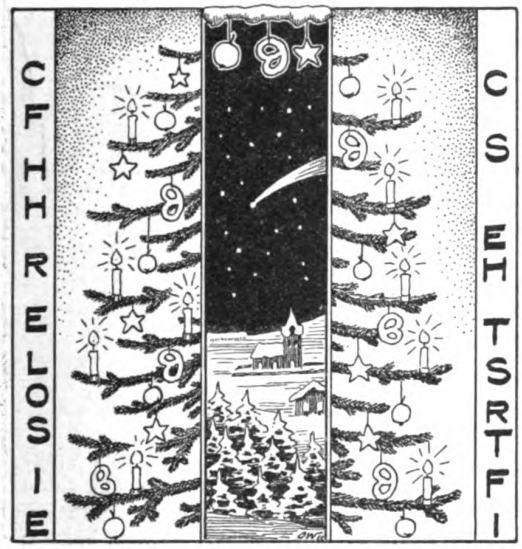


Phot. Zander & Labisch, Berlin

Das Kaiser Friedrich-Denkmal vor dem Brandenburger Tor in Berlin. Von Adolf Brütt

Für müßige Stunden

Weihnachts-Kryptogramm



Dreisilbige Charade

Seit Edens Pforte ohne Gnade
Den Menschenkindern sich verschloß,
Gesellt die Erste ihrem Pfade
Sich überall, klein oder groß.

Der Hauptperson die andern werden
Gewöhlich ungefragt zuteil;
Mitunter blüht ja noch auf Erden
Auch ohne eignes Zutun Heil.

Wo banger Sorge Schatten walten,
Schwach glimmt ein kleines Lebenslicht,
Vermag zum Feste zu gestalten,
Zum frohen, sich das Ganze nicht. M. Sch.

Homonym

Die Erdbeere hat mich, die dicht und grün
In üppiger Fülle das Beet bedeckt;
Das Gebirge hat mich, das schroff und kühn
Seinen Kamm empor zu den Wolken streckt;
Der Kaufmann hat mich, der in der Stadt
Eine große Anzahl von Kunden hat. F. M.-S.

Silbenrätsel

Die Silben Eins-Zwei nennen
Im Kartenspiel ein Blatt;
Drei gerne macht der Leutnant,
Haus, Mond und Bayern sie hat.

Vier-Fünf muß viel es geben,
Soll's deutsche Handwerk gedeihn;
Wer etwas Tüchtiges lernte,
Eins-Zwei-Vier-Fünf kann sein!

Als liebliche Sommerfrische
Eins-Zwei-Drei weit ist bekannt;
Ein Buch, das so auch heißet,
Nimmt man noch gern zur Hand.

Drei-Vier-Fünf muß auf Gütern
Durch Ställe und Felder gehn;
Eins-Zwei-Drei-Vier-Fünf kann man
In fürstlichen Schlössern sehn. F. M.-S.

Palindrom

Man braucht zur Ortsveränderung ein Wesen,
Das kannst du vorwärts so wie rückwärts lesen;
Noch zu beachten ist dabei:
Der Lösungen gibt es hier zwei. E. S.

Scherz-Pluralrätsel

Wohl gibt es in Wirklichkeit
Angst und Qual genug zu tragen,
Ohne daß ich noch bereit,
Täuschend euch damit zu plagen;

Und wie gut es mir gelingt,
Wehrlos sich die Opfer fügen,
Doch getrost! nicht lang erzwingt
Meine Macht ein Unterliegen.

Wollt ihr einen Plural nun,
Der mir fehlt, für mich ersinnen,
Seht zum Lohn für solches Tun
Ihr mich wunderbar gewinnen:

Auf zu blauen Himmelshöhn
Meine weißen Häupter steigen,
Und ihr fühlt der Gottheit Wehn,
Staunt in andachtsvollem Schweigen. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 2:

Der magischen Ecke:
Des Silbenrätsels: Pumpernickel.
Der dreisilbigen Charade: Leviathan.
Des Scherzrätsels: Ob-erst.
Des Buchstabenrätsels: Jerichow, Jericho, Erich.
Des Füllrätsels: Juist, Jurist.

H	A	D	R	A	M	A	U	T
A	G	R	O	N	O	M	I	E
D	R	O	N	T	H	E	I	M
R	O	N	N	E	B	U	R	G
A	N	T	E	Q	U	E	R	A
M	O	H	B	U				
A	M	E	U	E				
U	I	I	R	R				
T	E	M	G	A				

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Partie Nr. II

Beratungspartie, gespielt zu Wien am 5. Januar 1903

Allgaier-Gambit

Weiß: B. Fleißig und G. Marco

Schwarz: H. Fähndrich und K. Schlechter

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**e7—e5**	13. 0—0—0	Th8—f8
2. f2—f4	**e5×f4**	14. Lf4—e5	Sb8—c6
3. Sg1—f3	**g7—g5**	15. Th1—f1!	Dd8—e7 ?[3]
4. h2—h4	**g5 g4**	16. Sc3—d5 [4]	Sf6×d5
5. Sf3—g5	h7—h6	17. De2×e4†	Kh7—h8
6. Sg5×f7	Ke8×f7	18. Tf1×f8†	De7×f8
7. d2—d4	d7—d5	19. Td1—f1	Lc8—f5 [5]
8. Lc1×f4	Sg8—f6	20. Tf1×f5	Sd5—f6
9. Sb1—c3	d5×e4	21. Tf5×f6! [6]	Lg7×f6
10. Lf1—c4†	Kf7—g6	22. Le4—d3	Df8—f7
11. h4—h5†!	Kg6—h7 [1]	23. Le5×f6†	Kh8—g8
12. Dd1—e2	Lf8—g7 [2]	24. De4—g6†	Aufgegeben. [7]

[1]) Nimmt Schwarz den Bauern, so opfert Weiß auf h5 die Qualität und gewinnt dann durch 13. Lc4—f7†.

[2]) Der Läufer steht hier andern Figuren im Wege; doch hat Schwarz auch sonst keine befriedigende Fortsetzung. Man prüfe: 12. . . . . Lf8—d6 13. Lf4—e5 Sb8—c6 14. 0—00; 12. . . . . Sb8—c6 13. 0—0—0 Sc6×d4 14. Td1×d4 Dd8×d4 15. Th1—d1; 12. . . . . Dd8×d4 13. Ta1—d1.

[3]) Dieser Fehlzug entscheidet sofort. Aber auch bei Sg8—e7 oder Lc8—d7 steht Schwarz schlecht genug.

[4]) Dies ist die elegantere Spielweise. Einfach und entscheidend war auch 16. Le5×f6 Lg7×f6 (oder Tf8×f6 17. Sc3—d5 Tf6×f1! 18. Sd5×e7 Tf1×d1† 19. Kc1×d1 Sc6×e7 20. De2×e4† Se7—f5 21. De4—e8 ꝛc.) 17. Sc3—d5 Lf6—g5† (oder De7—d8 18. De2×e4† Kh7—h8 19. Sd5×f6 Tf8×f6 20. Tf1×f6 Dd8×f6 21. De4—e8† ꝛc.) 18. Kc1—b1 Tf8×f1 19. Td1×f1 und gewinnt, z. B. 19. . . . . Sc6×d4 20. Sd5×e7 Sd4×e2 21. Tf1—f7† Kh7—h8 22. Se7—g6† Kh8—g8 23. Tf7—d7 matt.

[5]) Oder 19. . . . . Df8×f1† 20. Lc4×f1 Sc6(oder Lg7)×e5 21. De4×d5 nebst 22. Lf1—c4.

[6]) Auch 21. De4—f4 genügte.

[7]) Auf 24. . . . . Df7×g6 folgt 25. h5×g6 Sc6—a5 26. b2—b4.

Zum Feste

gelingt jeder Kuchen den man backt mit:
Dr. Oetker's Backpulver.

Lebküchlein.

500 Gramm gestoßenen Zucker, 4 Eier, die abgeriebene Schale einer Zitrone, für 20 Pfg. Zitronat, 65 Gramm feine geschälte Mandeln, 17 Gramm gestoßenen Zimmt, 1 Prise gestoßene Nelken und 500 Gramm Mehl nebst einem Päckchen **Dr. Oetker's Backpulver** verarbeitet man tüchtig, rollt den Teig aus, schneidet Lebkuchen in beliebiger Größe und bestreicht sie mit Ei und Milch, wodurch sie Glanz bekommen. In mäßiger Hitze schön gebacken.

Man verlange stets **Dr. Oetker's Pulver** à 10 Pfg.

In den **besten** Geschäften zu haben.

Spekulatius.

½ Pfund Butter, ½ Pfund Zucker, 1 Pfund Mehl und 2 ganze Eier werden auf einem Backbrett mit einem Päckchen **Dr. Oetker's Backpulver** unter einander gemengt, dann zu einem Kuchen gut messerrückendick auseinander gewellt, mit Blechformen ausgestochen und auf ein mit Butter bestrichenes Blech gelegt und schön knusperig gebacken. Es empfiehlt sich, das Gebäck in Blechdosen aufzubewahren, damit es längere Zeit knusperig bleibt.

Man verlange stets **Dr. Oetker's Pulver** à 10 Pfg.

In den **besten** Geschäften zu haben.

Pfeffernüsse. (Sirup-Plätzchen.)

In einen Kochkessel von Kupfer oder Messing gibt man 400 Gramm Zucker und 100 Gramm Wasser, setzt auf das Feuer und läßt tüchtig kochen, bis das Wasser verdampft ist. Jetzt gibt man 500 Gramm braunen Zuckersirup hinzu, läßt nochmals aufkochen, nimmt vom Feuer, gibt 150 Gramm Fett (Butter oder Margarine) hinzu und rührt so lange, bis die Masse nur noch lauwarm ist. In diese Masse arbeitet man hinein 1 Pfund Weizenmehl, ½ Pfund Roggenmehl, 2 ganze zerquirlte Eier und einen Theelöffel voll Salz. Zuletzt fügt man noch 250 Gramm Roggenmehl hinzu, welches man vorher mit 2 Päckchen **Dr. Oetker's Backpulver**, 5 Gramm pulverisierten Nelken und 3 Gramm pulverisierten Cardamom vermischt hat. Der Teig braucht nicht, wie früher, jetzt 8 Tage zu liegen, sondern man kann ihn sofort ausrollen und mit Blechformen ausstechen. Bei guter Ofenhitze sind die Pfeffernüsse in 15 bis 20 Minuten gar und obige Masse gibt circa 200 Stück Konfekt von vorzüglichem Geschmack.

Man verlange stets **Dr. Oetker's Pulver** à 10 Pfg.

In den **besten** Geschäften zu haben.

Recepte gratis Dr. A. Oetker, Institut für Küchenchemie.

Briefmappe

R. S. in W. Schon häufig haben wir bemerkt, daß wir in Rechtsfragen kein Urteil abgeben können. Zumal in einem so kniffligen Falle! Sie müssen unter allen Umständen den Rechtsanwalt fragen, ihm offen die Verhältnisse darlegen und ihm die Belege für Ihre Behauptungen unterbreiten. Nur so können Sie eine Beschleunigung des Verfahrens erzielen.

Johanna K. in Wien. Ihre schöne Dichtung „Rückkehr aus der Sommerfrische" kommt für die jetzige rauhe Jahreszeit zu spät, aber sie läßt sich doch noch drucken, wenn man den Titel sinngemäß ändert:

Der schnöde Bahnhofsvorstand

Am Bahnhof bin ich wieder, im Zug,
Wie einst, als Dein Blick tiefe Wurzeln schlug
In meinem Herzen. Du kommest wieder
Vom Amte heraus, gehest auf und nieder
Beim Zuge, Bericht anhörend, Befehle
Erteilend. Und an die Gitterpfähle,
Die rebenumrankten, lehnst Du Dich dann
Und schaust mich wieder so liebreizend an,
Wie so oft, wenn ich, um Dich zu sehen,
Am Bahnhof stand und mit Tücherwehen
Von irgend jemand Abschied nahm,
Der aus Zufall grad in den Weg mir kam.
Nur das Weinlaub, welches umgrünte Dein Haupt,
Als ich noch Deinen Augen geglaubt,
Ist welk und raschelt zu Deinen Füßen,
Vom Herbstwind gefegt, auf den Bahnsteigfließen.
Es ist alles welk ... Nur grausam gespielt
Hast Du mit mir, und ungestillt
Blieb das heiße Begehren, das Du entfacht
Mit unüberwindbarer Zaubermacht.
Und nun spottest du wohl noch meiner Wunden?
Die Sommerfrische, wo alle gesunden,
Gedeihen, erstarken, muß ich mit blassen,
Vergrämten Wangen heute verlassen.
Ich fahr' jetzt zurück in die öde Stadt,
So glücktäuscht, so lebensmatt! ...
Nun ein Pfiff, ein Brausen, ein Rollen und Rücken.
Noch ein schmerzerfülltes, feuchtes Blicken,
Ohnmächtig verlangendes Armestrecken,
Ein letztes, langes Kopfausrecken,
Erschütternd Schluchzen, ein schriller Schrei,
Und — ach! — all mein Hoffen ist vorbei.

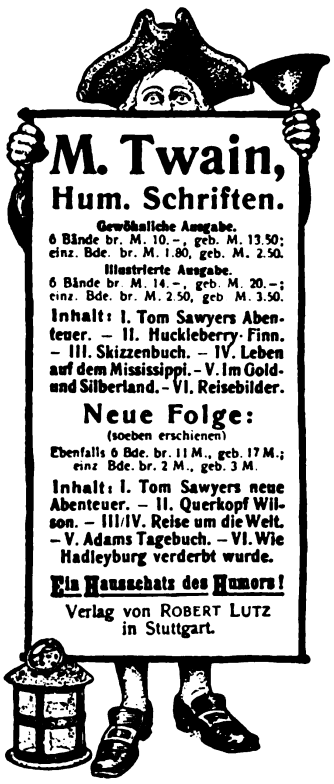
W. K. in H. Die Vereinigung alter deutscher Studenten in Amerika hat ihren Hauptsitz in New York (Vereinslokal Arion); Zweigvereine befinden sich in verschiedenen Großstädten, wie Baltimore, Boston, Chicago, San Franzisko, St. Louis, Milwaukee, Philadelphia, Washington. Zweck der Vereinigung ist die Verbindung aller derjenigen in Nordamerika lebenden Männer, die einst auf deutschen Hochschulen studiert haben, die Anbahnung eines persönlichen Verkehrs unter den Mitgliedern, die Befestigung des Rufes deutscher Hochschulen und deutscher Wissenschaft in Amerika und, wo es nottut, gegenseitige Unterstützung. Der Jahresbeitrag stellt sich auf 3 Dollars.

Max und Moritz. Eine gute Anleitung erhalten Sie durch die Schrift „Die Kunst des Schlittschuhlaufens" von Franz Calistus (Wien, Hartleben, ℳ 1.50). Das durch zahlreiche Figuren illustrierte Büchlein gibt feine Weisungen sowohl dem Anfänger wie dem vorgeschrittenen Eisläufer.

Deutscher Stammtisch in Sidney. Der Dichter Detlev von Liliencron ist in Kiel geboren und hat seinen Wohnsitz zu Alt-Rahlstedt bei Hamburg. Am 3. Juni nächsten Jahres feiert er seinen 60. Geburtstag. Besten Dank und herzliche Erwiderung Ihres Grußes „über Land und Meer".

L. v. N. in P. Ob das von einem Pariser Arzt angeblich erfundene Mittel gegen Furunkeln (Einführung von Sauerstoff) wirklich heilkräftig ist, bleibt noch abzuwarten. Unter allen Umständen muß der Leidende den Arzt befragen.

F. O. in Köln. Der Musikgelehrte Friedrich Chrysander, der hochverdiente Herausgeber der Werke Händels und Biograph dieses Meisters, ist bereits am 3. September 1901 in Bergedorf gestorben.



M. Twain,
Hum. Schriften.

Gewöhnliche Ausgabe.
6 Bände br. M. 10.–, geb. M. 13.50; einz. Bde. br. M. 1.80, geb. M. 2.50.
Illustrierte Ausgabe.
6 Bände br. M. 14.–, geb. M. 20.–; einz. Bde. br. M. 2.50, geb. M. 3.50.

Inhalt: I. Tom Sawyers Abenteuer. – II. Huckleberry-Finn. – III. Skizzenbuch. – IV. Leben auf dem Mississippi. – V. Im Gold- und Silberland. – VI. Reisebilder.

Neue Folge:
(soeben erschienen)
Ebenfalls 6 Bde. br. 11 M., geb. 17 M.; einz. Bde. br. 2 M., geb. 3 M.

Inhalt: I. Tom Sawyers neue Abenteuer. – II. Querkopf Wilson. – III/IV. Reise um die Welt. – V. Adams Tagebuch. – VI. Wie Hadleyburg verderbt wurde.

Ein Hausschatz des Humors!

Verlag von ROBERT LUTZ in Stuttgart.

Katalog über alle
Musik-
werke und **-Instrumente**
für Erwachsene u. Kinder gratis u. franco.
Trombinen **Mk. 5** u. 9.–, selbstwirbelnde Trommeln für Kinder **Mk. 3.50** und 5.–.
A. Zuleger, Leipzig. Gegr. 1872.

XXIX. Jahrgang.
Der Dilettant,
Musterbl. f. Laubsg.-, Schnitz-, Einlege-, Flach- u. Kerbschn.-, Holzbrd.- etc. u. verw. häusl. Kunstarbeiten m. entspr. Text, p. Jahr 12 Nrn. m. 26 Originalblg. 4 M. (direkt 4.50). Probenummern 20 Pf.
Mey & Widmayer, München.

Offerire
garantirt reinen, echten
HONIG
unverfälscht. Naturprodukt der Biene (chem. analysirt) in Postbüchse z. 9 Pfd. netto incl. Büchse zu 7 Mk. franco!
Obere Apotheke und Nahrungsmitteluntersuchungs-Anstalt
Kitzingen 7 a. M.

Orient-Fahrten

Unter Levante-Flagge nach
Lissabon, Algier, Tunis, Malta, Piräus, Smyrna, Alexandrien bezw. Konstantinopel
alle 20 Tage ab Hamburg mit den Expreßdampfern
„THERAPIA"
„STAMBUL"
„PERA"

Fahrpreis einschließlich Verpflegung I. Klasse von Hamburg nach **Konstantinopel** / **Alexandrien** .. } *von* **Mk. 300.**— *an*
Auf Wunsch Führung an Land und Prospekte durch
Carl Stangens Reise Bureau, Berlin W
Prospekte und Auskünfte durch
Deutsche Levante-Linie
Hamburg 11.

A. G. in H. Als anerkanntes Handbuch gilt das Werk „Kaninchenrassen", verfaßt und illustriert von J. Bungartz, dem bekannten Tiermaler (Magdeburg, Creutzsche Verlagshandlung, M 2.—). Das Buch erteilt genaue Auskunft über die verschiedenen Rassen, deren Behandlung, Zucht und Verwertung.

H. B. in Zürich. Jener seither noch oft variierte Vergleich findet sich wohl erstmals in der Ilias. Dort sagt Glaukos zu Diomedes:

„Gleich wie Blätter im Wald, so sind die Geschlechter der Menschen,
Blätter verweht zur Erde der Wind nun, andre treibet
Wieder der grünende Wald, wenn neu auflebet der Frühling.
So auch der Menschen Geschlecht: dies wächst und jenes verschwindet."

Alfr. P f. in München. Auf dem Hügel von St. Cloud will die staatl. Porzellanfabrik von Sèvres nach Mitteilungen französischer Blätter einen Porzellanturm errichten. Er soll aus 30 000 Stücken zusammengesetzt werden, in hellen Farben gehalten sein und als bildlichen Schmuck Darstellungen der Tier- und Pflanzenwelt des Waldes und der um ihn sich webenden Sagen erhalten. Die Ausführung wird etwa fünf Jahre in Anspruch nehmen.

K. v. W. in M. Ihren Wünschen dürfte Mittelbachs Automobilkarte von Mitteleuropa entsprechen, die im Maßstabe 1 : 1 500 000 Deutschland, Oesterreich-Ungarn, Schweiz, Holland und die benachbarten Teile andrer Länder umfaßt (Leipzig, Mittelbach, M 2.50).

R. B. in H. Von Ihren ebenso stimmungsvollen wie formgewandten Dichtungen sei die schönste hier in Lebensgröße mitgeteilt:

Herbst.

Fort ist die schöne Frühlingszeit;
Zur Neige ging der Sommer,
Mir blieb von alle seine Freud
Im Herzen nur der Kummer.

Ach einmal nur möcht ich den Blick
Zur goldnen Sonne heben,
Und glauben, daß es noch ein Glück,
Ein letztes, noch wird geben.

Doch heult der Sturm, die Wolken fliehn,
Und schaurig tönt die Weise;
Und letzte Rosen, die da blühn,
Im Wind erzittern leise.

Wozu ist all die Freude wehrt?
Wozu auch all die Klagen?
Wozu das Glück, daß jeh zerstört? —
So hörst manch' Herz du fragen.

Was wollt ihr noch, mit Duft und Pracht,
Ihr Aster und Reseden?
Was mir in trüber Herbstesnacht,
Von eurem Frühling reden?

Bald, und auch euch nimmt er zum Raub,
Der Herbst, der freudenlose,
Ach, wie schon bald liegt welk im Staub
Des Sommers letzte Rose.

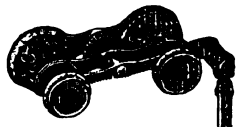
Durch meinen Haaren saust der Wind
Und bleichet meine Wangen . . .
Auch mir ist ja mein Frühlingskind,
Mein einz'ges, fortgegangen.

O. G. in Wien. Eine Papstwahl ist für den Gewählten ein recht teures Vergnügen. Früher war es Sitte, daß der neue Pontifex maximus jede ihm gegebene Stimme mit 100 000 Lire (1 Lire = 81 Pfg.) bezahlte; Leo XIII. ermäßigte diesen Preis jedoch auf 29 250 Lire. Von einer Bezahlung der Stimmen an die Kardinäle kann dabei keine Rede sein; jedes derartige Abkommen ist vielmehr unter sehr schweren Strafen verboten. Die Kosten des Konklaves Pius X. sollen sich alles in allem auf 200 000 Lire belaufen haben.

H. B. in Budapest. Ranavalo Manjeka III., die entthronte Königin von Madagaskar, hat als ständigen Aufenthaltsort ein Landhaus an der algerischen Küste zugewiesen erhalten; kürzlich durfte sie mit Erlaubnis der französischen Regierung ein Mineralbad im Departement Cantal besuchen und sich dann — bereits zum zweiten Male — eine Zeitlang in Paris aufhalten, wo sie in einem ziemlich bescheidenen Gasthofe untergebracht war.

Vornehme Festgeschenke!

Operngläser mit vorzügl. optischer Wirkung, von den einfachsten bis zu den hochelegantesten Ausstattungen in allen Preislagen von Mk. 6,— an.



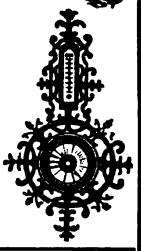
Stieloperngläser in feinst., elegantester Ausstattung von Mk. 15,— an.

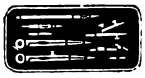
Feldstecher neuester Konstruktion, starker Vergrösserung und grossem Gesichtsfelde, mit Etui und Riemen zum Umhängen für Offiziere, Jäger und Touristen von Mk. 7,50 an.

Mikroskope für Schüler und ausreichend für alle Untersuchungen von Mk. 5,— an.

Rodenstock's verbesserte **Aneroïd-Barometer** mit Garantie-Werken in allen Ausstattungen: Holz, Bronze, Eisen, oxydirt etc. von Mk. 5,— an.

Projections- und Vergrösserungs-Apparate





Reisszeuge für Schüler und technische Zwecke von Mk. 2,— an.

Optisch-oculistische Anstalt

Josef Rodenstock

K. S. M. Hoflieferant.

Berlin W., G. m. b. H. **München,**

Leipzigerstr. 101-102. Bayer-Strasse 3.

Preisliste kostenfrei!

Münchner Wollfilz-Manufaktur München

Burg-Str. 9

empfiehlt als Ersatz teurer Tuche **Tuchfilze** üb. 100 Farb. auf Lag. in garant. **reinwoll.** Qualitäten, 180 cm breit, von **M. 2. 40** an für Damenkleider, Reform-Kostüme, Jupons etc. für **Portieren**, Vorhänge, Uebergardinen, Möbelüberzüge, **Tisch-, Kommode-, Klavier-** und **Kinderwagendecken**, zu **Theater-** und **histor. Kostümen**, zu Pelz- u. Felldecken-unterlagen **Stickerei-Tuchfilze. Teppichfilze.** Abgabe und Versand jedes Quantums Muster und Preisliste franko.

D.R.P. Nr. 98582.

Nicht strohig, sondern von tadellosem Geschmack u. Aroma sind unsere fast völlig

*

Nicotinfreien Cigarren,

Cigarillos, Rauchtabake und Cigaretten.

C. W. Schliebs & Co.

Breslau IX.

Prospekte mit Beschreibung des überraschend einfachen Bearbeitungsverfahrens und Angabe der Niederlagen ab hier.

Vorzügliche Empfehlung seitens hervorragender Aerzte.

Ph. v. D. in H. Die englischen Züchter kennen fast nur noch Shorthorns, Hochländer, Devons und Herfords als Mastvieh. Für Tiere der ersteren Art sind bis dahin unerhörte Preise erzielt worden: 20000 und selbst 40000 Mark für eine Kuh. Die besten Preise zahlen die Amerikaner; dort wurde, allerdings schon vor einer Reihe von Jahren, ein Shorthornkalb mit 42900 Mark, dann mit 62,370 und, 3 Monate alt, mit 78320 Mark bezahlt.

Alfred J. in Darmstadt. Bei den alten Germanen scheint das Hängen auf gewissen hohen Bäumen (Eiben), die entblättert oder wegen ihres Verdorrtseins ausgewählt wurden, zwischen zwei Wölfen (nachmals in Hunde abgeschwächt), die ursprünglich häufigste Art der Vollstreckung der Todesstrafe gewesen zu sein. Unverkennbar ist ihre symbolische Natur, ihr Opfercharakter; nach F. Dahns Angabe dürfte der dadurch zu versöhnende Gott Odhin gewesen sein.

B. in Groden. 1. Von solchen Werken gibt es eine ganze Menge; es kommt nur darauf an, wie umfangreich das von Ihnen gewünschte sein und wieviel es kosten soll — ohne diese Angabe können wir Ihnen keinen brauchbaren Rat geben. Viel besser aber ist es, sich an eine größere Sortimentsbuchhandlung zu wenden, die Ihnen die betreffenden Bücher gleich zur Auswahl vorlegen oder zusenden kann. 2. Weder über den Zeitpunkt noch über die Person ist unsers Wissens Sicheres bekannt. Der Text, den unsre Drucke auf Grund der handschriftlichen Ueberlieferungen bieten, gibt eine mittelalterliche Textrevision, wenngleich deren Wurzeln mindestens bis ins zweite vorchristliche Jahrhundert zurückreichen. Dieser Charakter geht schon aus der Schrift hervor, in der dieser Text überliefert ist. Die Synagogenhandschriften haben nur den Konsonantentext, dem dann in Privat- und Schulhandschriften eine von zweiter Hand hinzugefügte Vokalschrift beigegeben worden ist.

L. Sch. in W. bei Markt Redwitz. Wir müssen bestens danken, da wir reichlich versehen sind.

G. W. in Hamburg. Die Etatsstärke des Militärpersonals der kaiserlichen Marine ist für das Rechnungsjahr 1904 auf rund 38000 Köpfe festgestellt (gegen 35500 für das laufende Etatsjahr).

Frl. Anna H. in Mainz. Das Urbild der Margarete im „Trompeter von Säkkingen" ist Scheffels liebliche Base aus dem Schwarzwald, Emma Heim, gewesen; ihr galt sein volkstümlichstes Gedicht „von der häßlichen Einrichtung". Während des Aufenthalts in Italien, wohin er im Mai 1852 gereist war, schrieb er sein Epos, das er ihr bei der Rückkehr nach Deutschland übersandte; inzwischen aber war Emma die Braut eines andern geworden.

A. Th. in M. Der Bund für Vogelschutz hat wie jedes Jahr so auch heuer den Tessiner Grenzwächtern eine Belohnung dafür zugehen lassen, daß sie auf ihren Streifgängen im Gebirge auch zugleich dem Schutz der Vögel dienten. Sie haben in diesem Jahr 5438 Fallen, 8938 Bogen und ähnliche Vorrichtungen und 4228 Roßhaarschlingen weggenommen.

Frau C. v. H. in O. Ganz gewiß: Kinder und Narren sprechen die Wahrheit; nur dürfen Sie nicht vergessen, daß man es den Kindern baldmöglichst abzugewöhnen sucht und die Narren deswegen einsperrt.

F. D. in N. Der Ausdruck „Von Gottes Gnaden" (Dei gratia) wurde seit der Kirchenversammlung zu Ephesus, 431, zunächst von Bischöfen, später auch von andern geistlichen Würdenträgern gebraucht. Pippin der Kleine († 768) soll der erste weltliche Fürst gewesen sein, der die Formel auf sich anwendete.

L. O. in Sch. Allerdings gibt es eine Resedabowle, doch müssen Sie mit der Bereitung warten, bis die duftigen Reseden wieder blühen. Die nähere Anweisung gibt das Buch „Allerlei Getränke" von Johanna Titus (Leipzig, E. Twietmeyer, *M.* 1.50), das über 300 Rezepte enthält.

Frau M. S. in W., R. P. in Hamburg, Otto N—g in H. Mit Dank abgelehnt.

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875. Mit Aktiengarantie.
Haftpflicht-, Unfall- u. Lebens-Versicherung
Militärdienst- u. Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtreserven über 30 Millionen Mark. Gesamtversicherungsstand 570000 Versicherungen.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- und portofrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Ziehung 9., 10., 11. u. 12. Decbr. 1903 zu Freiburg i. Br. 250000 Loose.
3te Grosse Freiburger
Geld-Lotterie
zur Wiederherstellung des Münsters
Loose à *M.* 3.30 Porto u. Liste 30 Pfg. extra.
12,184 Geldgewinne ohne Abzug Mark
322500
Hauptgewinne: Mark
100000
40000
20000
10000

1 à	5000	= 5000
2 à	3000	= 6000
2 à	2000	= 4000
5 à	1000	= 5000
20 à	500	= 10000
200 à	100	= 20000
200 à	50	= 10000
1000 à	20	= 20000
2000 à	10	= 20000
8750 à	6	= 52500

Zu beziehen durch
Eberh. Fetzer in Stuttgart
u. Ludw. Müller & Co., Nürnberg.

Georg Brühl, Kötzschenbroda 5.

Weltbekannte Züchterei feinster tieftourenreicher **Kanarien-Edelroller**, neuest. Gesangsrichtung, präm. m. gold. Medaillen, Versand u. Garant. f. Wert, leb. Ankunft à St. 8, 10, 12, 15, 20, 25 bis 30 Mark unter Nachn. auf 8 Tage Probez. Ia Zuchtweibchen. 2 Mk. Preisliste m. Dankschreiben gratis

Für unsere Mädchen!
Für unsere Knaben!
Dillettantenbeschäftigungen!
3 Bücher f. häusl. Kunstarbeiten eleg. geb. à M. 3.50. Prospekte grat. u. frc.
Mey & Widmayer, München.

Bei HUSTEN u. CATARRH verlange man in Apotheken u. Droger.
Loeflund's Malz-Extract
und Malzextr.-Bonbons
als vorzüglich wirksam
bewährte Hausmittel.

Teppiche
Prachtstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M.
Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. etc.
billigst im **Spezialhaus** Berlin Oranienstr. 158
Katalog (900 Illustr.) gratis u. frc. **Emil Lefèvre.**

Glasey-Nachtlichte,
bewährt seit 1808, geruchlos, nicht feuergefährlich.
Beste Beleuchtung f. Schlaf-, Krank.- u. Kind.-Zimmer. 12 höchste Ausz.

Technikum Altenburg (S.-A.)
Höhere und mittlere technische Lehranstalt
für Maschinenbau und Elektrotechnik.
Lehrwerkstätte.
Programm kostenfrei durch die Direktion.
Regierungs-Kommissar.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

v. Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia, „Trix". Roman. M. 4.—. Leipzig, Ph. Reclam jun.
Arnhold, Dr. Karl, Frau und Herr Rübner. Lustspiel. Oedenburg, Selbstverlag.
Birnbaum, Georg, Komödiantenspiel. (Lustspiel.) M. 1.50. Dresden, E. Pierson.
Bock, Alfred, Kantor Schildköters Haus. Roman. M. 2.—. Berlin, Egon Fleischel & Co.
Böhme, Marg., Im Irrlichtschein. Roman. M. 3.—. Berlin, F. Fontane & Co.
— — Zum Glück. Roman. M. 1.50. Dresden, Moewig & Höffner.
Breitner, A., Randglossen zur deutschen Literaturgeschichte. IX: Josef Lauff. 2 Kr. Wien, Ad. della Torre.
Busch, A., Verwaist. Roman. M. 1.50. Dresden, E. Pierson.
Eyth, Max, Im Strom unserer Zeit. Aus Briefen eines Ingenieurs. I.: Lehrjahre. M. 5.— Heidelberg, C. Winter.
Jaques, Hermann, Münchens Ende. Roman. Dresden, C. Reißner.
v. Kadich, Hch., Aus dem Tagebuch eines Sonntagsjägers. Erlauschtes und Erlebtes. M. 1.50. Dresden, E. Pierson.
Koch, David, Ludwig Richter. Ein Künstler für das deutsche Volk. Mit 108 Abbild. M. 3.—. Stuttgart, J. F. Steinkopf.
Köstlin, Therese, Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen! Gedichte. M. 2.—. Stuttgart, M. Kielmann.
v. Leyden, Dr. E., Grundzüge der Ernährung und Diätetik. Gebd. M. 2.— Leipzig, Gg. Thieme.
Lilienfein, Hch., Die Heilandsbraut. Drama. M. 1.60. Heidelberg, C. Winter.
— — Modernus. Die Tragikomödie seines Lebens. M. 3.60. Ebd.
Mahn, Paul, Der kranke Fritz. Novelle. M. 2.—. Berlin, F. Fontane & Co.
zur Megede, M., Sport. Novelle. 2. Aufl. M. 2.—. Berlin, F. Fontane & Co.
Merk, E., Das Rätsel der Bergnacht. Roman. 50 ₰. Berlin, A. Goldschmidt.
Morgenstern, Lina, Ernährungslehre. Grundlage zur häuslichen Gesundheitspflege. 5. Aufl. M. 2.50. Berlin, Schall & Rentel.
van Oestéren, Fr. Werner, Die Wallfahrt. Eine Erzählung aus Galizien. Dresden, C. Reißner.
v. d. Pfordten, Otto, Das offene Fenster. Roman. M. 4.— Heidelberg, C. Winter.
Pfungst, Arthur, Neue Gedichte. 3. Aufl. M. 2.—. Berlin, Ferd. Dümmler.
Roland, Asta Marta, Um Liebe. Die Geschichte eines jungen Mädchens. M. 2.—. Dresden, E. Pierson.
Sabel, Rob., Liederbüchel für gemittliche Leute. (Noch 100 Lieder aus der Schläfing.) 25 ₰. Striegau, A. Hoffmann.
Sello, Georg, Alt-Oldenburg. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte von Stadt und Land. M. 3.—. Oldenburg, Schultzesche Hofbuchhandlung.
Semon, Rich., Im australischen Busch und an den Küsten des Korallenmeeres. 2. Aufl. M. 15.—. Leipzig, W. Engelmann.
v. Stengalewicz, Zeno, Donaufluten. Roman. M. 3.—. Dresden, E. Pierson.
de Sinoja, J. E., Im Beichtstuhl. Trauerspiel. M. 1.— Ebd.
Stoewer, Rud., Baltische Novellen und Humoresken. M. 2.—. Ebd.
Vierordt, Hch., Meilensteine. Dichtungen aus dem Leben. M. 2.—. Heidelberg, C. Winter.
Welter, Nik., Frühlichter. Gedichte. 2. Aufl. M. 2.—. München, Allg. Verlagsgesellschaft.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm empfohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen.

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2,40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Aus dem Verlag von **Alphons Dürr** in **Leipzig.**

Werke von Ludwig Richter:

Für's Haus.
60 Holzschnitte nach den vier Jahreszeiten geordnet.
Folio. Eleg. in Leinwand geb. 20 M.

Dasselbe in vier einzelnen Abteilungen:
a) **Winter.** 15 Holzschnitte. In Mappe 6 M.
b) **Frühling.** 15 Holzschnitte. In Mappe 6 M.
c) **Sommer.** 15 Holzschnitte. In Mappe 6 M.
d) **Herbst.** 15 Holzschnitte. In Mappe 6 M.

Unser tägliches Brod in Bildern.
15 Holzschnitte.
Folio. In Mappe 7.50 M.

Gesammeltes.
15 Bilder fürs Haus.
Folio. In Mappe 7.50 M.

Altes und Neues.
15 Originalzeichnungen in Lichtdruck ausgeführt. Folio. In Mappe 10 M.

Aus der Dichtung und Sage.
Scherz und Ernst in Holzschnitten.
Herausgegeben von **Georg Scherer.**
Quart. Eleg. kart. 1.25 M.

Der Sonntag in Bildern.
10 Holzschnitte in Tondruck.
Folio. In Mappe 3 M.

Schillers Lied von der Glocke in Bildern.
16 Holzschnitte. Folio. In Mappe 8 M.

Vater Unser in Bildern.
9 Holzschnitte. Folio. In Mappe 6 M.

Bilder und Vignetten.
15 Holzschnitte. Folio. In Mappe 5 M.

Christenfreude in Lied und Bild.
Gr. Okt. Eleg. geb. in Leinwand mit Goldschnitt 4.50 M.

Naturstudien.
10 Vorlegeblätter für Landschaftszeichner In Lichtdruck ausgeführt.
Folio. In eleg. Mappe 5 M.

Aus der Jugendzeit.
Scherz und Ernst in Holzschnitten.
Herausgegeben von **Georg Scherer.**
Quart. Eleg. kart. 1.25 M.

Illustrierte Kinderbücher.

Es war einmal.
Ein Bilderbuch von Dresdner Künstlern. Märchen und Kinderlieder mit Bildern von **Ludwig Richter, O. Pletsch** und **A. Zeh.** Oktav. Eleg. kart. 2 M.

Der Kinderengel.
Spruchbüchlein für Kinder mit Bildern von **C. Peschel** und **L. Richter.**
Oktav. Eleg. kart. 1.50 M.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

ODONTA
unübertroffenes MUNDWASSER
F. WOLFF & SOHN
KARLSRUHE
ZU HABEN IN BESSEREN PARFÜMERIE-DROGEN- & FRISEUR-GESCHÄFTEN

Handschriften-Beurteilung

Für Abonnenten kostenfrei. Gesuche sind unter Beifügung der Abonnementsquittung an die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart zu richten.

Eine Blumenfreundin in Osnabrück. Der ganze, etwas gezogene Duktus Ihrer Schrift läßt darauf schließen, daß Sie an gute Verhältnisse gewöhnt sind, die Ihnen ein sorgloses, angenehmes Dasein gestatten, aber keinen Anspruch auf raffinierten

Lebensgenuß in Ihnen geweckt haben. Uebrigens sind Sie noch jung und in mancher Richtung unfertig (siehe die noch unfertige, wenig individualisierte Schrift). Sie leben noch etwas „in den Tag hinein", sind ohne Falsch und Tücke.

L. K. in Hameln. Eine rein weiblich empfindende Frauennatur mit gesundem Verstand, gutem Urteil und klarem Blick. Sie begehren nicht zu scheinen, was Sie nicht auch sind, haben nicht viel persönliche Bedürfnisse und wissen sich geschickt einzuteilen. Sie halten in allem Maß, sind ordentlich, pünktlich, genau. Nicht rücksichtslos energisch, aber bestimmt im Wollen, manchmal auch recht eigensinnig — beharrlich.

O. Schwahn Stttgt. Etwas umständlich in der Art und Weise, in der Sie auch Kleinem und Nebensächlichem Beachtung schenken: nicht geneigt, die Dinge in Bausch und Bogen zu nehmen, überhaupt etwas langsam, aber dabei gründlich, genau, gewissenhaft. Ueberlegt in Ihren Handlungen und dabei den eignen Vorteil und die persönlichen Interessen nie aus dem Auge verlierend.

Odysseus. Sie fragen mehr nach dem idealen Moment der Dinge als nach dem materiellen und haben eine instinktive Abneigung gegen Roheit, Gemeinheit und Derbheit. Sie sind auch lebhaft in Ihren Sympathien und Antipathien, und wo letztere vorherrschen, können Sie ebenso knapp und reserviert sein wie andernfalls liebenswürdig-entgegenkommend. Sie haben Phantasie und Vorstellungsvermögen, lieben Eleganz, legen Wert auf gewisse Aeußerlichkeiten und lassen dabei auch Nebensächliches nicht unbeachtet, wie Sie denn überhaupt mehr Sinn und Auge für das Zierliche und Feine — auch für das Besondere — haben als für das speziell Große und Einfach-Schöne.

Die grösste Errungenschaft der Gegenwart

in Sprechapparaten ist **Grammophon Monarch mit Trompeten-Arm.**

Man verlange Kataloge und internationale Platten-Verzeichnisse gratis und franko.

Derselbe reproduziert in bisher nicht erreichbarer Natürlichkeit Sprache, Musik, Gesang aller Kultur-Staaten.

Grammophon-

Apparate, -Platten, -Nadeln

nur echt mit Schutzmarke

„Grammophon" H. Weiss & Co., Berlin W. 8,

Friedrichstrasse 189.

Wien I Kärntnerstrasse 10. **Hamburg** Neuerwall 17. **Budapest** Karolyi Körut 2.

Versenden gratis Katalog

alter Violinen,

Violen, Celli

mit Original-Illustrationen berühmter italienisch. Meister. Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise.

Tausch. Gutachten.

Atelier für Reparaturen

Hamma & Co,

Grösste Handlung alter Meisterinstrumente,

Stuttgart.

Billige Bücher

finden Sie im illustrierten Bücherkatalog. 37. Jahrgang, ca. 200 Seiten stark gratis durch

J. M. Spaeth, Berlin C. 2,

gegenüber dem Rathhause. Gegr. 1834.

Willkommenes Weihnachtsgeschenk.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

R. W. in P....n. Ein liebebedürftiges, weiches und impressionables Gemüt, empfänglich für äußere und neue Eindrücke und leicht zu beeinflussen. Instinktiv erraten Sie, wo Roheit und Gemeinheit mit im Spiel sind, und wenden sich sofort ab. Freuden und Genüsse, bei denen nicht auch etwas für Herz und Gemüt herausschaut, lassen Sie kalt. Ihr Sinn ist in erster Linie auf das ideale Moment der Dinge gerichtet. Sie haben Takt und Zartgefühl, und aus Furcht, jemand in seinem Empfinden zu verletzen, haben Sie auch nicht immer den Mut, zu Ihrer Ansicht zu stehen. Alles in allem eine angenehme, aber nicht eine unbedingt charakterfeste Persönlichkeit.

Leon in Riga. In Ihrer Schrift macht sich noch recht viel unabgeklärtes und zum Teil unfertiges Wesen geltend, und neben Zeichen von momentaner Festigkeit und Bestimmtheit viel Weichheit und Biegsamkeit. Manchmal sind Sie unklug offen und mitteilsam. Weiß man Sie richtig zu nehmen, so kann man Sie stark beeinflussen, aber jedermann gelingt dies nicht, denn Sie sind auch empfindlich und wenden sich kühl ab, wo Sie sich beleidigt fühlen.

Louise B. in Rh., Schweiz. Gebildet, geistig gewandt und lebhaft. Erfaßt und übersieht eine neue Situation rasch und kann sich geschickt anpassen, wo es ihr ratsam erscheint, kümmert sich aber im übrigen wenig um andre und ist oft recht rücksichtslos in der Verfolgung ihrer persönlichsten Interessen und Pläne. Sie will gerne dominieren, tyrannisiert auch gelegentlich und ist überhaupt schwierig. Momentan energisch, hat sie doch oft Mühe, sich zu konzentrieren und Maß zu halten. Sie ist überhaupt etwas oberflächlich und täuscht durch ihre Lebhaftigkeit und Beweglichkeit leicht über den Mangel an Tiefe hinweg. Sie scheut den Kampf nicht, ist heiter, lustig, schlagfertig, aber auch spöttisch und verletzt leicht durch Schärfe. Ihre Sympathien und Antipathien sind sehr ausgesprochen.

A. B., Südafrika. Sympathisch. Rein weiblich im Empfinden. Gleichmäßig warm in den Gefühlen. Einfach und natürlich. Gibt sich so, wie sie ist. Gewinnt und bewährt sich im näheren Verkehr, hat aber nichts Blendendes. Beharrlich, manchmal auch eigensinnig. Ueberlegt und vorsichtig im Handeln, läßt sich in nichts ein, was zu weit führen könnte.

G. H., Livland I. G. H. ist in Gefahr, nur zu sehr die Außenseite der Dinge in Betracht zu ziehen und sich auch mit Scheineffekten zu begnügen. Sie ist nicht ohne Prätentionen. Im Verkehr lustig, schlagfertig, umgänglich und liebenswürdig. Sie hat Sinn für Humor, ist beweglich, lebhaft und gewandt. Ihr Wille ist mehr lebhaft und eigensinnig als energisch; wenn man sie richtig zu nehmen weiß, läßt sie sich leicht beeinflussen und leiten. Sie ist verständig und intelligent. Irgend etwas in ihrem Leben scheint nicht nach Wunsch gegangen zu sein, sie hat eine Enttäuschung noch nicht ganz überwunden.

G. H. II. Sie sind eine sensible, feinfühlige Natur mit warmem, liebebedürftigem Gemüt, tun sich aber Zwang an und sind reserviert und zurückhaltend. Sie geben sich oft anders, als Sie wirklich sind, und fühlen sich innerlich unfrei. Etwas empfindlich. Sie haben einen klaren Kopf und gute Intelligenz.

Friedrich T. in Wien. „Ein Mann ein Wort" fällt mir unwillkürlich ein, wenn ich Ihre feste und dabei außergewöhnlich klare Schrift ansehe. Da gibt es kein Schwanken in Ihren Ansichten, kein Hin und Her in Ihren Entschlüssen. Sie haben den Mut, zu Ihrer Ansicht zu stehen, mit rücksichtsloser Offenheit sagen Sie die Wahrheit, beschönigen nichts und sind streng gegen sich und andre. Sie sind kein „liebenswürdiger" Mann im landläufigen Sinn des Wortes, aber ein durchaus reeller, Achtung abzwingender Charakter. Sie sind intelligent und haben einen klaren Kopf. Geistreiche Originalität und starke selbständige Ideenproduktion liegen gar nicht in Ihrer Veranlagung.

Was bedeutet „B. T."?

Unter dieser Abkürzung bezeichnen die Zeitungen im Allgemeinen das „Berliner Tageblatt", wenn sie demselben Nachrichten entnehmen.

Die universelle Verbreitung, die das „B. T." in Folge seines gediegenen und vielseitigen Inhalts gefunden und die Bedeutung, die seinen Ausführungen in der ganzen gebildeten Welt beigelegt wird, geben ihm geradezu den Charakter

eines Weltblattes.

Das „B. T." ist durch seine eigenen, an allen Weltplätzen, wie Paris, London, Petersburg, Wien, Rom, Konstantinopel, Newyork, sowie an allen größeren Verkehrszentren angestellten Spezial-Korrespondenten vertreten, die diesem Blatte allein zur Verfügung stehen.

Die Parlamentsberichte werden im „B. T." anerkanntermaßen sehr ausführlich behandelt und erscheinen in einer besonderen, sogenannten Parlamentsausgabe, die, noch mit den Nachtzügen versandt, am Morgen des nächstfolgenden Tages den Abonnenten des „B. T." zugeht.

Die sorgfältig redigierte, vollständige Handels-Zeitung des „B. T." erfreut sich wegen ihrer unbeeinflußten Haltung in kaufmännischen und industriellen Kreisen eines vorzüglichen Rufes und wird wegen ihrer Unabhängigkeit als zuverlässiger Wegweiser auch von Privat-Kapitalisten geschätzt.

Großen Beifall finden auch die ausgezeichneten Original-Feuilletons aus allen Gebieten der Wissenschaft und schönen Künste, sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere Romane und Novellen erster Autoren, welche im täglichen Roman-Feuilleton des „B. T." erscheinen, so im nächsten Quartal zwei spannende und interessante Erzählungen „**Zigeunerbrot**" von Rudolf Hirschberg-Jura, „**Die Scholle**" von E. Bely.

Ferner erhält jeder Abonnent des „Berliner Tageblattes" kostenfrei sechs wertvolle Zeitschriften, und zwar an jedem Montag: „**Zeitgeist**", wissenschaftliche und feuilletonistische Zeitschrift, jedem Mittwoch: „**Technische Rundschau**", illustrierte polytechnische Fachzeitschrift, jedem Donnerstag und Sonntag: „**Der Weltspiegel**", illustrierte Halbwochenchronik, an jedem Freitag: „**Ulk**", farbig illustriertes, satyrisch-politisches Witzblatt, jedem Sonnabend: „**Haus Hof Garten**", illustr. Wochenschrift für Garten- und Hauswirtschaft.

Unterzieht man alle diese Leistungen des „B. T." einer unbefangenen Prüfung, so wird man sich bald überzeugen, daß in Bezug auf Reichhaltigkeit und Gediegenheit des gebotenen Inhalts, sowie im Hinblick auf die rasche, zuverlässige Berichterstattung das „Berliner Tageblatt" an erster Stelle steht. Das „Berliner Tageblatt", welches gegenwärtig

82000 Abonnenten

besitzt, erscheint täglich 2 mal, auch **Montags** in einer Morgen- und Abendausgabe, im ganzen **13 mal** wöchentlich. Abonnementspreis für alle 7 Blätter zusammen bei allen Postanstalten des Deutschen Reiches 5 Mk. 75 Pf. für das Vierteljahr oder 1 Mk. 92 Pf. für den Monat. Dieser Betrag ist im Verhältnis zu dem überaus reichen Inhalt des Blattes und der oben genannten gediegenen 6 Wochenschriften ein sehr mäßiger. Annoncen im „B. T." finden namentlich in den gebildeten und besser situierten Kreisen die erfolgreichste Verbreitung.

Bleyle's Knaben-Anzüge

sind die gesundeste und bequemste Kleidung der Gegenwart.

Nur aus bestem, reinwollenen Kammgarn angefertigt, vereinigen sie in sich alle Eigenschaften, die an einen tadellosen Knabenanzug gestellt werden können; sie sind praktisch, **unübertroffen dauerhaft**, kleiden vornehm, haben flotten Sitz und bieten für jede Jahreszeit bei jeder Witterung die angenehmste und vorteilhafteste Kleidung. Zu haben für 2—16 Jahre. Ausführliche illustrierte Preislisten gratis und franko.

Aug. Friedr. Sauer, Stuttgart P. 47.

Einziges Spezialgeschäft für Bleyle's poröse Oberkleidung.

J. L. Rex G.m.b.H. Berlin, W. Leipzigerstr. 22

empfiehlt seine direckt bezogenen Thee's neu'ster Ernte

Specialmarken:

á ℔ 2,40 M Familien-
" " 3,00 " Frühstücks-
" " 4,00 " Fise o'clock-

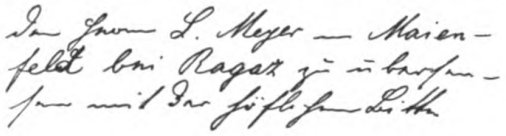
THEE

Rex'sche Thees werden seit 50 Jahren von allen Theekennern bevorzugt.

Z. in Petersburg. Selbst Nichtgraphologen muß der hervorstechendste Fehler in Ihrem Charakter beim ersten Blick, den

er auf Ihre Handschrift wirft, auffallen: Maßlosigkeit (siehe die unproportionierten Formen und Buchstaben: B, H, g u. s. w.), dabei sind Sie sehr lebhaft (ganzer Duktus), energisch (keulenartige Verdickungen), heftig und manchmal etwas derb (schwere, unschöne Schrift in Verbindung mit dem Vorhergesagten). Sie sind eitel — auch geistig — (starke Druckstellen und Schnörkel). Materiell (schwere, unsaubere Schrift). Sie sind tätig und haben Initiative (lebhafter, energischer Duktus), sind entschlossen und lassen sich durch Schwierigkeiten mehr momentan als auf die Dauer entmutigen.

J. L. in B. Sie sind verschlossen und bestrebt, sich nicht durchschauen zu lassen (fadenförmige Schrift, siehe n in „Herrn", „in", Endung in „höflichen"). Sensibel, aber ohne Geschmeidigkeit



und Biegsamkeit (stark liegende Schrift, dabei ziemlich fein). Empfindlich und dann abweisend. Sie sind einfach in Wesen und Bildung (ungewandter, einfacher Schriftduktus). Sie stehen nicht über dem Durchschnitt, machen aber auch keine Prätentionen.

Ein Mal erprobt, dann unentbehrlich!

Pfleget die Zähne mit **Tilit**

chemisch geprüft

wird ärztlich empfohlen!

Tilit-Mundwasser ist das beste und vorzüglichste Präparat der Neuzeit.

Anerkennungen und Dankschreiben aus allen Kreisen!

Tilit erhält die Zähne gesund und weiss, stärkt das Zahnfleisch!

Auf der Ausstellung für Gesundheitspflege Wiesbaden 1903 erhielt **Tilit,** als hervorragendes Pflegemittel für Mund und Zähne, die höchste Auszeichnung: Ehrendiplom zum Ehrenkreuz und goldene Medaille.

Gesellschaftsspiel

Für Weihnachten!

Unbedingt das schönste und angenehmste Festgeschenk!

Darf in keiner Familie fehlen!

Preislage: 2, 3, 4, 5, 6 Mark.

Eignet sich für Jung und Alt!

Ueberall erhältlich: Wo nicht, weist sofort Bezugsquelle nach:

Carl Heinrich Krause,

Spielwarenfabrik, **Leipzig.**

Säuglinge gedeihen am besten mit Löflunds chemisch reinem Milchzucker,

nach Prof. v. Soxhlet's Verfahren dargestellt. Nur echt in den Original-Packeten mit unserer Firma; zu M. 1.50 und 80 Pf. In den Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften zu haben.

Ed. Loeflund & Co.

Grunbach-Stuttgart.

Ein packendes Gemälde des Kriegs von 1870/71

im Gewande eines Romans ist **Emile Zolas:**

„Der Zusammenbruch." Reich illustriert. Gebunden M. 12.50. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.)

Sollte jeder Deutsche lesen!

Kronen-Quelle

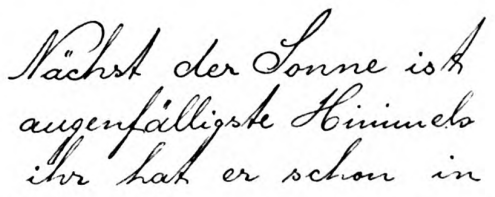
zu Obersalzbrunn i. Schl.

wird ärztlicherseits empfohlen gegen **Nieren- und Blasenleiden, Gries- und Steinbeschwerden, Diabetes** (Zuckerkrankheit), die verschiedenen Formen der **Gicht, sowie Gelenkrheumatismus.** Ferner gegen **katarrhalische** Affectionen des Kehlkopfes und der Lungen, gegen Magen- und Darmkatarrhe.

Die **Kronenquelle** ist durch alle Mineralwasserhandlungen und Apotheken zu beziehen. Broschüren mit Gebrauchsanweisung auf Wunsch gratis und franco.

Brief- und Telegramm-Adresse: **Kronenquelle Salzbrunn.**

H. S. in M. Mehr langsam und gründlich als rasch und gewandt (siehe ganzer Schriftduktus mit feinen ungewandten, aber genau geformten Buchstaben). Liebt den Komfort (Punkt im An-



strich, Haken in der Endung) und hat Sinn für Geschäftliches, aber keine vornehmen Manieren. Sie ist empfindungsfähig und gutherzig, scheut aber persönliche Opfer (Zeichen von Gefühl und Weichheit, dabei eingerollte Endungen, siehe H in „Himmel"). Sie ist zum Nachgeben bereit und in erster Linie Gemütsmensch (Rundungen am Fuß der Minuskeln), daneben immerhin auch praktisch und verständig (vorwiegend verbundene Schrift, maßvoll in jeder Hinsicht).

Irmgard in Riga. Ebenfalls kein besonders resistenzfähiger, entschlossener Charakter. Feinfühlend, echt weiblich im Empfinden, taktvoll, aber auch leicht fremdem Einfluß zugänglich. Umgänglich, mitteilsam.

Mary F. in Saloniki. Sie halten in Ihrer Art auf Zierlichkeit und Nettigkeit, aber Ihr Geschmack ist kein durchgebildeter. Sie sind ordentlich, pünktlich, gewissenhaft, genau, bestrebt, in allem korrekt zu sein. Gewandtheit und Behendigkeit fehlen, werden aber durch Fleiß und Ausdauer ersetzt. Sie sind intelligent und verständig. Sentimentalität ist nicht Ihre Sache, und doch liegt unter kühler Außenseite mehr Empfindungsfähigkeit verborgen, als mancher vermutet. Sie sind sehr treu und ausdauernd in Ihren Gefühlen. Was fehlt, ist Anpassungsfähigkeit und eine gewisse Biegsamkeit.

L. Meyer, Ragaz (Schweiz)

Verantwortlicher Redakteur: Ernst Schubert in Stuttgart.
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.

Soennecken's Schreib-waren

Vorzüglichste Geschenke
Goldfüllfedern Nr 544: 12 Mk
Rundschrift z. Selbst-Unterr. m. Federn: 4 Mk
Briefordner für Haushalte Nr 753 A: 2 Mk
Schräge Schreibmappen Nr 75: 6 Mk
Bücherstützen für den Schreibtisch Nr 344. 5 Mk
Tintenfässer Nr 291 (1 Glas) M 2.50, Nr 292 (2 Gl.) M 3.50
Schreibtischkalender Nr 266. Mk 3.50
Ideal-Bücherschränke beliebig vergrösserbar
Schreibtische m. Centralverschl. Aktenschränke

*Ueberall vorrätig, wo nicht, Lieferung direkt und innerhalb Deutschlands von 3 M an frei * Preisliste kostenfrei*

BERLIN Taubenstr. 16—18. * F. SOENNECKEN Schreibw.- u. Schreibmöbel-Fabrik BONN * LEIPZIG * WIEN IV Mühlg. 20

Musikinstrumente für Orchester, Schule u. Haus

Neu erschienene Preisliste frei.

Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Geschäftsh.: St. Petersburg, Moskau, London.

Gratis! erhält jeder, der durch Selbstunterricht **ohne Lehrer** und **ohne Vorkenntnisse** fremde Sprachen leicht, wohlfeil und sicher erlernen will, die Einführung in den Unterricht nach der **Methode Toussaint-Langenscheidt.** Letztere ermöglicht in kurzer Zeit das geläufige Sprechen, Schreiben, Lesen und Verstehen fremder Sprachen und verhilft dadurch zu besserer Stellung mit höherem Einkommen. Tausende von Anerkennungen. Wir bitten um Angabe der gewünschten Sprache.

Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung
Berlin SW. 11 (Prof. G. Langenscheidt) Hallesche Str. 17

Illustr. Cataloge für 30 Pf. in Briefmarken.
Ia Laubsägemaschinen für Hand- u. Fussbetrieb etc.
Mey & Widmayer in München.

Lindenhof bei Dresden Bahnstation Coswig
Näheres durch Prospekt.

Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke.
Entziehungskuren.
Sanitätsrat Dr. Pierson.

December 1903.
Ronnefeldt's THEE
in künstlerisch ausgestatteten
Gratis-Weihnachtsdosen.
Bevorzugtes Festgeschenk. — Sendungen von M. 10.— an „Franco".
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Kinderbildnis

Nach dem Gemälde von Franz von Lenbach

Ein Blick in den Garten der Villa Lenbach

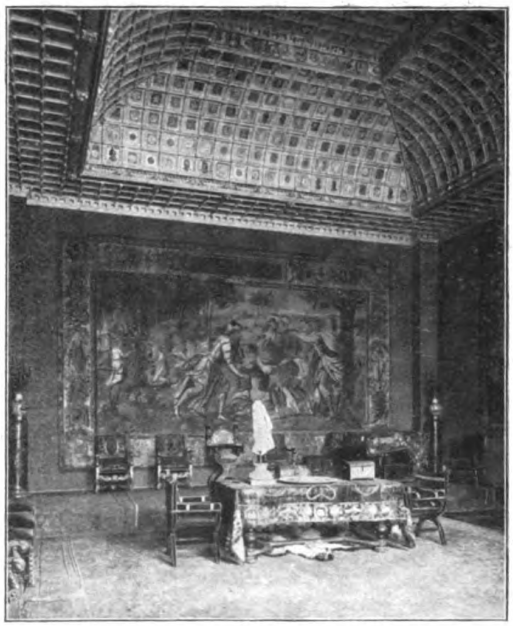
Aus der Werkstatt Franz von Lenbachs

Von

Franz Wolter

(Mit 12 Abbildungen)

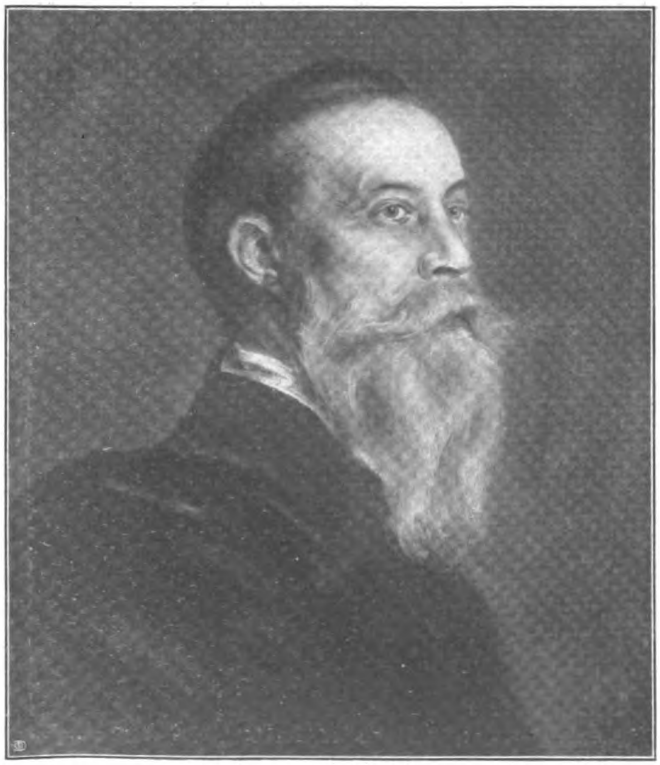
Es war an einem heiteren Septembertage des vergangenen Jahres, als ich in dem Palais Franz von Lenbachs an der Luisenstraße in München den großen Meister in seinem Atelier nach seiner Erkrankung und Wiedergenesung begrüßen konnte. Vom nahen Starnberg munter und frisch zurückgekehrt, hatte er in Schaffensfreude sich wieder der Staffelei zugewandt, und wenngleich sein Bart einen silberigen Ton angenommen, die Elastizität des Schrittes etwas nachgelassen hatte: aus den klaren Augen, aus den geistreichen, scharfen Bemerkungen sprach neugestärkte Lebenskraft. — Inmitten der Kunstschätze alter Meister, der kostbaren Gobelins und Malereien standen die Gemälde seiner Hand hier und dort. Das alles schien mir diesmal so neu, so eigenartig; dann Lenbach selbst in seiner hohen, stattlichen, fast ehrwürdigen Erscheinung, daß ich unwillkürlich an die Worte eines ungarischen Kritikers erinnert wurde, der Lenbach das nannte, was Goethe ist: ein europäisches Ereignis. Und in der Tat, der Meister ist ein Ereignis, nicht allein als Maler, sondern mehr noch als Psychologe, Kunstkenner, Geschmacks- und Empfindungsmensch. Es gibt selten moderne Kunstschöpfungen, die den willigen, andächtigen Beschauer so dem Künstler nahe bringen, daß wir seine Welt mit dem ganzen Gefühl der Liebe erschauen, mitempfinden und wir dadurch teilhaftig dieser Welt werden, die uns mehr gibt, als wir selbst zu fordern vermögen. Vor Werken Lenbachs vollzieht sich dies Mysterium, und dann erscheint uns der Künstler als ein Maler und Psychologe, wie wir ihn bisher in der Kunstgeschichte kaum zu verzeichnen hatten. Es ist ja schon so viel über Lenbach geschrieben worden, ja es existiert eine ganze Literatur über ihn, auf die ich den wißbegierigen



Der neue Saal in der Villa Lenbach

Leser hinweisen muß. Hier möchte ich nur einiges erzählen, wie der momentane Eindruck es mir eingibt, diesmal eine wohlgeordnete Disposition direkt ignorierend. — Betrachtet man einmal genau all die verschiedenen Bildnisse und versucht zuerst das Geheimnis des Technischen zu erforschen, so erkennt man bald, daß es sich bei Lenbach nicht um ein einziges Rezept handelt, nach dem er seine Werke schafft, vielmehr fällt es sogleich auf, daß er die verschiedensten Sprachen der Malerei, die mannigfaltigsten Kunstmittel souverän beherrscht. Denn er wählt unter diesen Hunderten von Ausdrucksformen seinem Thema entsprechend mit nie fehlender Sicherheit. Keinem der modernen Künstler ist die ganze Technik auch ein solch untertäniges, dankbares Element wie ihm, weil er sie mit tiefem Ernste studiert und sich völlig zu eigen gemacht hat. Da stehen z. B. die Versuche, die er mit allem Farbenmaterial, namentlich der fast ölfreien Tempera, auf kleinen Tafeln machte und die eine Farbenpracht ausstrahlen, die ans Märchenhafte grenzt. Dieses eindringliche Studium in das Wesen der Farbe, der Grundbedingungen der Malerei überhaupt, des rein Handwerklichen in der Kunst, das lange nicht genug von den

Franz von Lenbach — Papst Leo XIII.



Franz von Lenbach — Bildnis von Reinhold Begas

Kunststudierenden aus dem praktischen und theoretischen Lager gewürdigt wird, brachte Lenbach zu jenem fabelhaften „Malen-Können", und deshalb kann es auch nur ihm so gelingen, daß, hat er einmal von der Natur Besitz genommen, er sie festhält und das Gesehene auf die Leinwand bannt, eine zweite Natur, eine zweite Schöpfung schaffend mit positiver Sicherheit. So nahe das Abbild dem Urbild auch kommen mag, immer handelt es sich bei Lenbach um eine künstlerisch geadelte Natur. Dafür ist das herrliche Bildnis der Frau von Tubeuf der beste Beweis. Die ganze Figur, die Gestalt gilt ihm sonst, namentlich beim Manne, weniger, die volle Aufmerksamkeit richtet sich auf den Kopf, ja ich vermute sogar, daß er auch in diesem nur ein paar sehr wichtige Organe als das Wesentlichste sieht. Wie dann seine nicht gerade physisch starken Augen, mit den beiden großen, kreisrunden Brillengläsern bewaffnet, in dem etwas vorgeneigten, gesenkten Kopfe, mit geistiger Schärfe und Tiefe sich in die Seele seines Objektes einsaugen. Wie er dann Ton neben Farbenton fügt, sicher und großzügig, die Feinheiten steigert, bis sie sich gegenseitig unterstützen durch die wundervolle Harmonie zur hohen,

Bildnis der Frau von Tubeuf

Nach einem Gemälde von Franz von Lenbach

künſtleriſchen Wirkung. Sieht man einmal genau zu, ſo iſt jeder Pinſelſtrich kräftig und zielbewußt an den beſtimmten Fleck hingeſetzt, hier ſcharf abgegrenzt, dort weich, unmerklich in den andern übergehend, oder untergetaucht in zartem, eben noch deckendem Laſurſchmelz. — Während er mit dem Pinſel die Farbe von der Palette hebt, überlegt und berechnet er ſchon die Wirkung des von ihm zu erzielenden Effektes und ſteigert ihn mit jedem neuen Zug mehr, ſeines Zieles ſicher. Und wie kennt er die Grenze ſeiner Begabung. Ueber dieſe und die ſeines Könnens iſt er ſich genau bewußt und überſchreitet ſie nicht oder nur höchſt ſelten. Aber innerhalb der ſich ſelbſt geſteckten Grenzen kennt Lenbach jedes Teilchen, jedes Fleckchen und regiert innerhalb dieſer Grenze wie ein Fürſt und Herrſcher von Gottes Gnaden. Dann verſteht er noch etwas, das ſo wenige Künſtler können, nämlich die Friſche, man kann auch meinetwegen ſagen: das Skizzenhafte feſtzuhalten, er kann, was den meiſten Malern am ſchwerſten fällt, zur richtigen Zeit aufhören. Wie viele Kunſtſchaffende verderben ſich oft die beſte Arbeit, indem ſie dann, wo ſie ihr Werk vollendet ſtehen laſſen ſollten, weiterpinſeln, vertreiben, ausgleichen. Man ſehe nur darob das in knappen Zügen feſtgebannte Bildnis des Profeſſors Begas oder des Generals Wolſeley an oder ſein eignes Porträt inmitten ſeiner Familie, welch letzteres gerade auch jene Eigenſchaft beſitzt, ſtatt Bildnis ein Bild im weiteren Sinne zu ſein, das dekorativ ſchmückend den Wohnraum zu zieren beſtimmt iſt wie das eines alten Meiſters. Von den Alten hat ja Lenbach viel gelernt, iſt aber immer ein ſich ſelbſt treuer Künſtler geblieben. Wenngleich er mit den Malerfürſten der Renaiſſance in mancher maleriſchen Ausdrucksweiſe verwandt iſt, ſo unterſcheidet ihn doch vieles von jenen, vor allem das, was bei ihm direkt modern iſt, die Vertiefung der Seelentaucherkunſt, die mit ihm gleichzeitig auch in der Literatur am Ende des 19. Jahrhunderts immer mehr und mehr als Forderung auftrat. Von der objektiven und ſachlichen, in aller Meiſterſchaft erglänzenden Technik und ſtrahlenden Kunſt eines Jan van Eyck und Holbein bis zu den üppigen, fleiſchfrohen Bildniſſen eines Rubens und den in wuchtigen, derben Pinſelzügen hingeſtrichenen eines Frans Hals findet man die Pſychologie der dargeſtellten Perſonen, kurz die Charaktere mehr oder weniger dem rein techniſch Künſtleriſchen, dem Maleriſchen untergeordnet. Alle die Künſtler deuten mit Meiſterſchaft die geiſtige Höhe ihrer Menſchen an und bringen unbewußt, inſtinktiv nur durch die genaue Kenntnis ihrer anzuwendenden Mittel Geiſtreiches hinein. Einen andern Weg geht aber Lenbach, ſelbſt ein geiſtreicher Menſch, der das Innerſte ſeiner Mitmenſchen zu ergründen, bloßzulegen vermag, jede Eigenſchaft, jeden Gedanken, der blitzartig in ſeinem Gegenüber auftaucht, bis zu den letzten Quellen in den zuckenden Zügen des Antlitzes, im leuchtenden, brennenden Blick des Auges verfolgt und aus dem geheimnisvollen Halbdunkel an das Tageslicht hervordrängt, ſo daß die Geſtalt in ihrem ureigenſten Weſen, jede rein menſchliche Eigenſchaft in all ihren Phaſen erkennen läßt. Dazu kommt aber noch, daß Lenbach nicht nur den geiſtreichen Menſchen mit allem techniſchen, maleriſchen Können allein malt, ſondern mit ihm den ganzen feinen Duft, das unbeſchreibliche Bukett, das der Geiſt unſrer modernen Zeit über Geſtalten und Geſicht der Menſchen verbreitet. Wie köſtlich iſt dies in dem herrlichen Paſtell ſeiner geiſtvollen Gattin ausgeprägt, dann wieder in dem andern entzückenden Bildnis, das ſie inmitten ihrer lieblichen Kinder zeigt. — Welch eine Welt des Abſtandes von dieſer traulichen Gruppe zu dem Papſtporträt! Dieſer Leo XIII. iſt bis jetzt das letzte Papſtbild, das der Meiſter geſchaffen, und gehört mit zu den ernſteſten und faszinierendſten zugleich. Hier hat Lenbach als Seher gemalt einen klugen, vornehmen Greis mit den lebendig ſprühenden, funkelnden, tiefdunkeln Augen in dem bleichen Antlitze. Der Künſtler kannte den verſtorbenen Papſt ja ſehr gut, den er in den achtziger Jahren in Rom öfters im Vatikan ſah und auch malte. Das damals entſtandene Bildnis (jetzt in

Franz von Lenbach Bildnis des amerikaniſchen Generals Wolſeley
Für die Weltausſtellung in St. Louis beſtimmt

Franz von Lenbach — Die Familie des Künstlers

der Königl. Pinakothek in München) erregte aber bei dem höchsten Kirchenfürsten keinen Beifall, vielmehr drückte er unverhohlen seine Meinung aus, indem er unter die Photographie nach diesem Gemälde schrieb: „Num quid haec est vera Leonis imago — Leo XIII. P. M.“ — Lenbach aber sagte, indem er etwas ironisch lächelte, zu mir: „Des Papstes Meinung war nämlich, ein Papst müsse jung, stehend und segnend dargestellt sein.“ — Wie doch die Anschauungen über Kunst selbst in den höchstgebildeten Kreisen sich oft diametral gegenüberstehen. — Das, was der Kirchenfürst nicht sah, war ja das Beste, denn darin liegt das eigentliche Wesen der Kunst, daß ein Künstler aus den unzähligen Eigenschaften der Natur eine ganz bestimmte, nur seiner Natur entsprechende hervorhebt, sie mit seiner Empfindung durchdringt und sie, losgelöst von allen andern, verkörpert. Und wie köstlich spricht der Meister das auch in den Kinderbildnissen aus, in diesen reinen, unbeschriebenen Antlitzen. Wie er da den unschuldsvollen, fragenden, großen Blick malt, dafür spricht am besten die kleine Menschenknospe mit dem Kätzchen zu ihren Füßen, die in ihrer Gesamterscheinung ein Farbengedicht von prächtigster Wirkung genannt werden darf, wie sie auch die beste Reproduktion nicht vollständig wiederzugeben vermag. Dazu gehören auch die Bildnisse seiner Töchter, hier beide vereinigt in den Familienbildern, dort allein die kleine Gabriele mit ihren fragenden, großen Augen. In der Fülle all dieses Schaffens, in der Vortrefflichkeit der Werke steht der Meister als eine überragende Gestalt da. Seine rein physische Arbeitsleistung, wenn man's so nennen darf, hat in unsrer modernen Zeit kaum etwas Aehnliches aufzuweisen, ja hier wird man beinahe an die alten Meister, an einen Tizian, Rubens, Michelangelo erinnert, an diese Titanen, die in einem Tage mehr auf die Leinwand zauberten, als heute vielleicht ein gepriesener Modemaler im emsigen Bemühen mit knapper Not in einem Monat fertig bringt. Und dann baut sich der Künstler einen Palast, der an und für sich ein Kunstwerk erlesenster Art ist; schafft ein Künstlerhaus nach seinem Geiste und schmückt es ganz nach seinen Intentionen. Auch zur Erzielung solcher künstlerischen Harmonien gehört ein fein empfindendes Auge, das imstande ist, einen Innenraum künstlerisch zu beherrschen, sowohl in allen Einzelheiten als in der Gesamtstimmung. Diese Augen, dies Gefühl besitzt Lenbach in höchstem Grade, man muß nur einmal einen Einblick in des Meisters Atelier und Haus getan haben, und man wird ihn

bewundern müssen. Solche Räume könnten in ihrer einheitlichen Wirkung vorbildlich sein. Für die moderne Wohnung kommen natürlich die jeweiligen Mittel und der vorhandene Raum in Betracht. Worauf es aber Lenbach ankam, als er solches schuf, war nichts andres als die Veredlung und harmonische Ausgestaltung mit den Mitteln der Farbe und der Form, die durch diese beiden Faktoren das Zimmer, den Innenraum überhaupt, in der Dekoration nicht als etwas andres erscheinen lassen will, als das, was er ist. Hier kam allerdings dem Meister seine genaue Kenntnis der Renaissance, der er sich als schmückendes Motiv bediente, günstig zu statten, aber es bleibt bewunderungswert, wie der Künstler alles das, was nur zum Schmucke dient und dienen soll, dem großen Ganzen unterordnete, so daß es sich wie selbstverständlich einfügt. Ein jeder schmückende Gegenstand hat seine Bestimmung und gilt als Einzelnes für sich wenig, wenn er nicht in den Raum hineinpaßt. Eine große Wirkung geht durch sämtliche Gelasse seiner herrlichen Villa an der Luisenstraße, zu denen der Meister in diesem Jahre einen neuen Saal durch Anbau hinzufügte, von dessen gediegener, schimmernder Pracht, namentlich der in zartem Elfenbeinton gehaltenen Decke und der kostbaren Wandteppiche die Abbildung nur einen schwachen Begriff gibt. Der Schmuck, die Möbel, kurz jeder Gegenstand ist auch hier des Raumes wegen da und nicht umgekehrt, es steht jedes Ding an dem richtigen Fleck. So banal dies klingt, so schwierig ist das Prinzip in die Praxis umzusetzen, wir können es im Leben alle Tage in unsern nächsten Umgebungen erfahren. Und wie hier im eignen Hause, so suchte Lenbach auch das Künstlerhaus, diesen vielumstrittenen Bau, nach großen Gesichtspunkten zu schmücken, und es war sehr interessant, zu beobachten, wie der Meister sich seiner besten Sachen und Werke entäußerte, alles erdenkliche Schöne aus seinem Besitz hergab und, wenn es im Künstlerhause einen günstigeren Platz fand, dort verwendete. Ja, er verschonte selbst nicht die kostbaren Vasen, die einst seine Gattin als Hochzeitsgeschenk von Freunden des elterlichen Hauses erhielt, weil sie dort an einer Stelle prächtiger zur Wirkung kamen, und dann, damit auch der kunstfreundliche Gast eine Freude an dem Anblick haben sollte. Denn für Lenbach ist Kunst, und dies sollte sie für jeden Menschen sein, Allgemeingut. Wer ihn kennt, der weiß auch, wie gerne er nicht allein seine Kunst andern zugänglich macht, sondern sich herzlich freut, wenn Schöpfungen edelster Art auch von andern mitgenossen werden. Wenn es nur immer selbstlos kunstempfindende Menschen gäbe. Aber solche sind in unsrer Zeit ebenso wenige wie in früheren Tagen, und der Spruch, den ich einmal bei einem längst verstorbenen Sammler fand, dürfte auch hier entsprechen:

„Was du hier siehst, ist dein und mein,
Die Kunst wird dich wie mich erfreun,
Nähmst du was mit, hätt' ich's gar gern,
Wenn's geistig, handlich bleib's dir fern." —

Die gleiche Freude der Mitteilsamkeit wollte Lenbach auch bei seiner neuen Villa in Starnberg bekunden, die auf dem hinter dem Schlosse sich erhebenden Mühlberg durch Gabriel von Seidl erbaut wird und zu der im September unter dem Aufzuge der Künstlervereinigung „Allotria", deren I. Vorsitzender Lenbach ist, als „Erster Münchener Männer-Künstler-Bau- und Sparverein" der Grundstein gelegt wurde. Der hier geplante hohe Zaun um Garten und Haus mißfiel dem Meister; denn die Vorübergehenden sollten auch etwas von dem Garten, den Bäumen und Blumen mitgenießen können. Trotz aller Einwände rein praktischer Natur für das Landleben mußte nach Lenbachs Willen eine Umzäunung geschaffen werden, über die man wenigstens hinüberschauen kann. Seine Menschenliebe haben auch viele Kollegen erfahren, und alle, die ihn näher kennen, müssen ihn lieben trotz seines etwas bärbeißigen Aussehens. Den beiden reizenden Töchtern zumal ist er der beste, fügsamste Vater und den kindlichen Launen der Jüngsten gegenüber schwach. Als vor einiger Zeit die Familie eine Fahrt mit dem Dampfer auf dem Starnbergersee unternahm, wollte die kleine Gabriele ihren Spielgenossen, einen munteren Ziegenbock, unter allen Umständen mit aufs Schiff nehmen. Der Vater schlug natürlich diese Bitte nicht ab, jedoch widersetzte sich gegen die Mitnahme

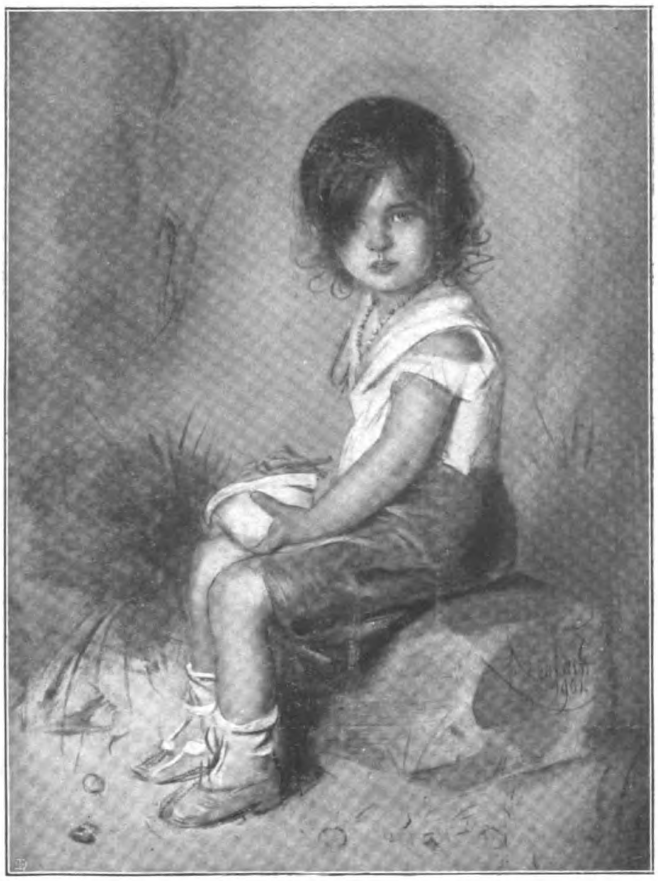
Franz von Lenbach Bildnis der Frau Professor von Keller

Frau von Lenbach mit Marion und Gabriele Lenbach

Nach einem Gemälde von Franz von Lenbach

eines solchen „Haustieres“, gemäß den Bestimmungen, das Schiffsbeamtenpersonal. Jedoch Meister Lenbach brachte es fertig, für seinen kleinen Liebling den Ziegenbock als Begleiter auf ein „Hundebillett“ einzuschmuggeln, der sich dafür aber auf dem Schiffe durchaus als Bock revanchierte. —

Anerkennungen, Ehren und Auszeichnungen jeder Art sind dem Meister in reichstem Maße zuteil geworden. Könige und Fürsten, die höchsten kirchlichen Würdenträger, die Spitzen der Geistes- und Adelsaristokratie, die interessantesten und schönsten Frauen, sie alle hat Lenbachs Kunst verewigt. Verdient ist die Verehrung unbedingt, und wenn sie nur allein seiner ehrlichen, wahrhaftigen Kunst gilt, die, wenn auch mitunter rücksichtslos, alles das sagt und aufdeckt, was sie sagen muß. Wie er sich einen der Renaissance nachgeahmten Palast erbaute und sich selbst mit allen möglichen künstlerischen Zeugen jener großen Zeit umgab, so hat er eigentlich auch immer das Leben eines Renaissancekünstlers gelebt. Ein Meister der Geselligkeit, hat er es stets verstanden, jeder gesellschaftlichen Veranstaltung einen Stil zu geben, den man anderwärts vergebens suchte. Als Bismarck von der Terrasse seines Hauses den Fackelzug der Münchener Bevölkerung entgegennahm, war das etwas Selbstverständliches. Die Freundschaft mit dem Bismarckschen Hause gab überhaupt seinem Wirken eine Bedeutung, die über den Rahmen des Kunstschaffens weit hinausging. Lenbach hat sich immer, auch wenn er nicht malte, als Vertreter der Bismarckschen Idee gefühlt. Ein Meister der Rede, dem ein schlagkräftiges Wort stets zu Gebote stand, hat er wiederholt seinen großen Freund gefeiert, und ihm vielleicht am allermeisten ist es zu danken, daß bis auf den heutigen Tag in der gebildeten Bevölkerung der bayerischen Hauptstadt eine so glühende Bismarckverehrung herrscht, die stark genug ist, alle partikularistischen Strömungen, mögen sie sich zeigen, wo sie wollen, zu überwinden. Seiner Energie ist es auch größtenteils zuzuschreiben, daß sich jetzt am Starnbergersee Th. Fischers Bismarck-Denkmal erhebt, das, wohl an Größe von andern übertroffen, doch von keinem an feiner, inniger, künstlerischer Empfindung erreicht wird. Man muß schon heute das Kunstschaffen Lenbachs nicht nur vom Standpunkt der Kunstgeschichte betrachten, und darum darf man, wenn man von Lenbach spricht und ihn feiert, in ihm nicht bloß den großen, bedeutenden Künstler, den Erweiterer der Bildniskunst ins psychologische Gebiet, das vor ihm kein andrer so durchforschte, sondern man muß auch in ihm den Mann, die ausgezeichnete Persönlichkeit bewundern mit ihrer umfassenden Kenntnis des ganzen, weiten, malerischen Gebietes, was vor uns liegt, und ihrer unvergleichbaren Arbeitskraft: eine prächtige, echt deutsche Erscheinung, ein Charakter von seltener Willensstärke, Größe und Taktgefühl. „Taktvoll — darauf kommt alles an,“ so ist Lenbachs eigenster Ausspruch, „Kunst treiben, heißt Takt üben, Takt ist auch im Leben die Grundbedingung eines künstlerischen Verhältnisses der Menschen zueinander. Die Menschen, die Takt besitzen, sind die wahren Aristokraten der Menschheit, und da auch die Künste von allem Rohen und Verworrenen frei bleiben müssen, ist die aristokratische Eigenschaft des Taktes auch ihnen unentbehrlich.“



Franz von Lenbach — Gabriele Lenbach

Gedanken über Kunst

Die Kunst gehört keinem Lande an, sie stammt vom Himmel. Michelangelo

*

Mit Grübeln kann kein Kunstwerk entstehen. Ein scharfes und gründliches Denken muß zwar seine Entstehung begleiten, das Talent jedoch muß angeboren sein, es kommt aus einem dunklen Naturschoß. Fr. Th. Vischer

*

Der gnädigste von allen Richtern ist der Kenner. Schiller

*

Wer es weit bringen will in der Malerei, muß arbeiten, ob es ihn freut oder nicht. Morgens, mittags und abends, bis in die Nacht hinein; denn es ist kein Spiel, sondern harte Arbeit, die er zu treiben hat.

Joshua Reynolds

Frau von Lenbach

Nach einem Paſtell von Franz von Lenbach

Heinrich Nettig fec.

Das ſchlafende Heer

Roman

von

Clara Viebig

(Fortſetzung)

V

Wie der Inſpektor auf Przyborowo gefürchtet, ſo war es bald eingetroffen. Das Wetter war umgeſchlagen. Regen hatte der Lokomobile den Atem ausgeblaſen, tot ſtand ſie unterm Schuppendach.

Landregen. Regen am Morgen, Regen am Mittag, Regen am Abend, Regen den ganzen Tag. Und Regen die ganze Nacht. Er trommelte nicht auf die Dächer im plötzlichen Guß, hart und heftig, nein, friedlich rauſchte er, gleichmäßig ſacht wie ſtilles Meer, das an Inſeln wäſcht.

Alle Höfe ſpiegelnde Seen, die Ställe nur watend zu erreichen, ſelbſt der Herrenhäuſer Treppenſtufen bis hoch hinauf beſpült. Aus allen Dachrinnen gießende Bäche, ſchwimmenden Blumentellern gleich die Rundelle der Gärten; tiefgeneigt, beſchwert von den Himmelsfluten, die Bäume des Parkes. Von Näſſe dampfend die Hütten der Komorniks, der Rauch der kleinen Schlöte niedergedrückt von der ſchweren Luft, der Acker weich zum Verſinken. Zähſchlammig, wie mooriges Land, Wege und Pfade, kein Vorwärtskommen für die Räder, kein feſter Grund für den Fuß. Waſſerſchleier über Stoppel- und Rübenfeldern, faſt ertrunken die Rebhühner und jungen Häschen, die Schutz geſucht in den Furchen. Laſtende, einſchläfernde Regenmüdigkeit über Anſiedlung und Dorf, kein Ton auf den Feldern, kein Zuruf, kein Peitſchenknall; nur die Glocke im Turm von Pociecha ruft noch.

Der Przyborowoer ſtand am Fenſter ſeines Studierzimmers und ſah durchs Hoftor hinaus in die Waſſerweite. Seine Ernte war drin, Gott

sei Dank! Was die Scheuern nicht zu fassen vermocht, stand draußen in den Schobern, geborgen unter strohernem Schutzdach. Und für die Rüben war der Regen sogar sehr erwünscht, jämmerlich schlapp hatten die gehangen; jetzt standen sie aufgereckt, glänzend und frisch grün mit ihren erquickten Blättern. In den drei Regentagen sah man sie wachsen. Nur nicht zu lange durfte der Regen anhalten, ja nicht zu lange! Ob der Gwiadliborczycer auch alles drin hatte? Und der Niemczycer?

Ein behagliches Lächeln glitt über Kestners Gesicht. Der Niemczycer sollte noch etwas draußen haben in Mandeln — na, das konnte er wohl in den Schornstein schreiben! Nun zeigte es sich mal wieder, was bei dem früh Feierabendmachen herauskam und auch, was ein Landwirt, der auf dem Platze ist, zu leisten imstande ist. Freilich, der da oben — er sandte einen Blick hinauf zum grauen Himmel, der dicht und gleichfarben wie ein Sack tief niederhing — mußte seinen Segen dazu geben!

Noch kein Schieben in den Wolken — Donnerwetter! Da mußte sich aber doch bald der Ostwind aufmachen und klären, sonst kriegten die Rüben zu viel Wasser. Und die Kartoffeln — sorgenvoll schaute er drein —, an die durfte man gar nicht denken, die faulten sicher! Ein Hundewetter, ein ganz miserables Hundewetter, zum Verzweifeln!

Mit finsterem Blick ging er zur Stubentür und dann auch zur Haustür hinaus und stapfte, trotz des strömenden Regens, mitten durch hochaufspritzende Pfützen zum Hoftor. Unter der triefenden Akazie hielt er Umschau. Trostlos, keine Besserung zu hoffen! Niemczyce ganz verhangen, nicht mal der Lysagora zu sehen! Auch gegen Gwiadliborczyce alles grau. Na, die würden sich auch schön langweilen! Es war vielleicht ganz angebracht, heut nachmittag dahin zu fahren — die Füchse würden schon durchkommen. Was mochte der Pole neulich bei der Kommission erreicht haben? Ob sie schon einig waren? Freundnachbarlicher Besuch, das war noch das einzige bei dieser Sündflut!

‚Wie bei der Sündflut,‘ dachte auch die Garczynska. Sie stand am Fenster und sah hinaus, umflorten Auges. Was sollte sie machen? Das Rauschen des Regens hatte ihren leisen Schlaf gestört, früher als sonst war sie aufgewacht. Sie hatte gefrühstückt, Klavier gespielt — o wie langweilig! Sie hatte sich von Stasia etwas erzählen lassen, im Missionsbuch der Redemptoristen-Patres gelesen, das Gorka ihr gebracht, auch im neuesten Sienkiewicz geblättert, den er ihr empfohlen — ach, auch „Quo vadis“ langweilte sie heut! Draußen eine Wasserwüste, öde, öde, öde! Sie gähnte. Ein Wind hatte sich plötzlich aufgemacht und schüttelte die schon lang nicht mehr ausgeholzten Wipfel des Parkes, daß dürre Zweige prasselten.

Ha, auch so schütteln und rütteln können — hei, der Wind hatte Gewalt! Sieh, jetzt muß sich der schlanke Stamm beugen, der dort ganz allein steht und sich nicht lehnt an andre Bäume! Krach, hei — nieder mit ihm auf die Knie, auf die Knie!

Ein grausames und doch wollüstig-weiches Lächeln öffnete die Lippen der Frau. In der nervösen Unruhe, die sie immer peinigte, wenn draußen stark der Wind ging, eilte sie von Fenster zu Fenster. Noch immer nichts zu sehen! Doch da — halt — was zeigte sich da auf dem Lysagora, der eben jetzt seinen Kopf aus den Regenschleiern wickelte? Neben der einsamen Kiefer, die sie immer ragen sah, flatterte etwas in der bewegten Luft, nickte, wehte, winkte — wie ein Gruß, ein Gruß!

Ihr matter Blick belebte sich plötzlich, die Augen bekamen Glanz. So nah schien ihr heute der Berg gerückt — sie streckte die Hände aus — und dicht dahinter lag Niemczyce! Heute bei dem schlechten Wetter würde der Baron gewiß zu Hause sein, heute traf man auch ihn, nicht bloß die langweilige blonde Frau!

Jadwiga öffnete das Fenster, nicht achtend, daß der Regen die vielen Wellen ihres Haares verdarb, die Stasia gebrannt. Sie strengte die Augen an — was, was ließ denn nur der Baron da oben wehen? Ah — eine jähe Enttäuschung legte sich über ihre Züge — die Fahne war es, schwarz-weiß-rot!

„Pfiakrew!“ Zornig klirrte die Garczynska das Fenster zu. Daß ihr das nicht eingefallen! Heute war ja der Tag, jener Tag, an dem die Deutschen einst den französischen Kaiser gefangen. Und den feierte der deutsche Baron wieder — wie geschmacklos! — und gab der Nachbarschaft ein Aergernis!

Heftig riß sie am Klingelzug. Als Stasia kam, ließ sie sich ein schwarzes Kleid bringen, ein Trauerkleid mit Crepe — sie hatte es unlängst um ihre Mutter getragen — und legte es heute wieder an und hatte heute auch Tränen in den Augen.

*

Die Garczynska hatte recht gesehen, auf dem nackten Sandbuckel des Lysagora wehte die deutsche Fahne.

Doleschal hatte sie aufrichten lassen, trotzdem es eine große Mühe gewesen, die Stange in dem vom Regen unterspülten, rutschenden Sand festzurammen. Er selbst war mit Arbeitern hinaufgegangen. Und als sie nun die Arbeit vollbracht — selbst der deutsche Stellmacher Krauz hatte im strömenden Regen geflucht —, war er allein noch oben geblieben.

Schlapp hing der Wimpel an der Stange nieder, schwer von Nässe; aber nun kam hilfreich

ein Wind, hob mit starkem Atem das Tuch in die Höhe und blähte es lustig. Die deutsche Fahne flaggte vom Hügel weit ins flache Land.

Hanns-Martin hatte den Arm um die Stange geschlungen. Ihm war, als müßte er, wie einst als Knabe, fröhlich die Mütze vom Kopf reißen und sie mit „Hurra" schwenken. Siehe, es hatte genug geregnet!

Auseinanderweichend zeigte plötzlich das Wolkengefüge, das so undurchdringlich geschienen, einen fein-blauen Streif. Es war doch kein Landregen gewesen, nur der Nachregen eines Gewitters, das irgendwo fern niedergegangen. Schon hoben sich die schweren Nebel von den Aeckern, zerrissen vom stöbernden Ost. Es war kühler geworden, fast kalt, aber wie lange noch, und die Sonne würde auch wieder kommen und wärmen. Wind und Sonne, die trocknen rasch.

Der Niemczycer drehte den Kopf nach der Richtung, wo er seine letzten Mandeln liegen wußte. Morgen wurden die umgestellt, heute nicht, heute war Festtag, Ruhetag wie ein Sonntag! Nun, die paar Mandeln würden ja auch noch trocken hereinkommen!

In einem Gefühl großer Sicherheit sah er zu dem sich immer mehr und mehr lichtenden Himmel auf, hinaus ins weite Land, in die Riesenebene bis gen Rußland, und dann zurück auf sein Deutschau. Schöner lag kein andres Herrenhaus und auch stolzer keins auf vorgeschobenem Posten! Es war eine Verantwortung, die damit der Vater, der jetzt längst am See unterm Stein schlief, auf seine Seele gelegt; aber auch eine Genugtuung. Damals freilich, als der Tod des Vaters ihn jäh vom Regiment abgerufen, hatte er nur die Verantwortung gefühlt — achtundzwanzig Jahre, so jung noch, und ein so großes Gut und so ernste Zeiten! Aber jetzt? Zwölf Jahre seitdem schon allein gewirtschaftet und jeden Fußbreit Erde lieben gelernt, noch anders lieben, als der Knabe den Boden geliebt, auf dem er gespielt. Hatte er doch darum gekämpft in Sonnenschein und Regen, in hellen und dunkeln Tagen, in guten und schlechten Ernten, gekämpft auch darum gegen Böswilligkeit und Unverstand. Ja, die Zeiten waren noch dieselben geblieben, immer noch ernst, dem Anschein nach jetzt fast wirrer noch, aber — Gott sei Dank, es waren Männer aufgestanden, die die Fahne des Deutschtums hochhielten, unentwegt!

In einem jäh aufwallenden Gefühl schossen ihm Tränen in die Augen, aber er wischte sie hastig weg. Pfui, ein Mann auf der Höhe des Lebens und noch weinerlich wie das Jungchen, das Pelasia einst an der Windel gegängelt?! Mochte man ihn lieber für kalt halten und für hochmütig dazu — er wußte es, Paul Kestner hatte es ihm lachend erzählt —, lieber dafür gelten, als es aller Welt zeigen, wie empfindlich man ist, schier überempfindlich, zum Darunterleiden. Selbst Helene durfte nicht alles merken — war es Rücksicht, war es eine gewisse Scham? Ach, nicht an alles rühren, — es war ihm peinlich, wenn sie auch seine Frau war, und eine Frau, wie es keine zweite mehr auf Erden gab!

Mit einer tief innerlichen Begeisterung dachte er ihrer. Das hätte er selber nicht gedacht, als er sich damals auf dem letzten Hofball, den er mitmachte, in das schüchterne, blonde Landfräulein mit der herben Jugendsprödigkeit verliebte, daß er so glücklich werden würde. Die herbe Jugend war mütterliche Weichheit geworden, die mädchenhafte Schüchternheit vornehme Zurückhaltung.

„Meine Frau! Meine Kinder!" Er sagte es innig vor sich hin. Die Fahnenstange loslassend, fügten sich seine Hände ineinander. Wäre es nicht recht und billig, heute nachmittag, wenn alle Männer und Weiber, Knechte und Mägde, und hintennach noch die Kinder, wenn alle kamen im höchsten Putz, die Erntekrone zu bringen, und er dann von der Freitreppe ihnen entgegentrat, auf die zu deuten, die neben ihm stand? Hinzurufen über all die lauschend gereckten Köpfe:

> Wem ein tugendsam Weib bescheret ist, die ist viel edler denn die köstlichsten Perlen!

Und wenn sie dann gafften mit verdutzten Blicken, die Mäuler offen, dann mußte er weiter sagen von der Frau, die ihrem Manne Liebes tut und kein Leides ihr Leben lang, die mit Wolle und Flachs umgehet und gern arbeitet mit ihren Händen, die vor Tag aufsteht und Speise gibt ihrem Hause und Essen ihren Dirnen, die an den Acker denket und gürtet ihre Lenden mit Kraft, die ihre Hände ausbreitet den Armen und reicht ihre Hand dem Dürftigen — die ihren Mund auftut zu holdseliger Lehre, daß ihre Söhne aufstehen und preisen sie selig!

Er lächelte: und die Krone reichen würde er ihr, die — ach nein, das blieb doch besser ungesagt, sie würden ihn ja gar nicht verstehen! Aber von anderm würde er zu ihnen reden, was ihm gleich teuer am Herzen lag. Nicht umsonst hatte er den letzten Augustsonntag, den hergebrachten Tag des Erntefestes, verstreichen lassen und den heutigen gewählt — Sedan! Wann konnten Deutsche freudiger singen: ‚Nun danket alle Gott'!?

Heiter summend stieg der Niemczycer vom Hügel herab.

Es wurde ein Sonntag, als hätte der Morgen nicht noch mit nassen Füßen im Schmutz gestanden. Als am frühen Nachmittag die Niemczycer in den Hof einzogen, der älteste Vogt auf hoher Stange die bändergeschmückte Erntekrone tragend, voran, tanzten Sonnenkringel über die in aller Eile aufgeschlagenen Bänke und Tische. Hier auf dem Hof sollten sie feiern, nicht im Krug, so wollte es der Herr.

Er selber stand mit der Frau auf der Freitreppe. Helene lächelte glücklich. An ihr Kleid

drängten sich die Knaben, alle stramm in blauen Matrosenanzügen, nur der kleinste trug noch sein weißes Mädchenröckchen — fünf Knaben — und doch sprach die Rozalia, des Vormähers Kurek hübsche Tochter:

„Wir wünschen der Pani 'nen goldenen Tisch,
An allen vier Ecken gebratenen Fisch,
Wir wünschen der Pani 'ne goldene Kron'
Und übers Jahr einen jungen Herrn Sohn!"

Die hübsche Rozalia in der weißen Tüllschürze, viele Bernstein- und Korallenperlen um den Hals, unzählig flatternde Bänder über den Rücken, stammelte, blutrot im Gesicht, mit ungelenker Zunge die mühsam erlernten Verse; hart klang das Deutsch in ihrem Mund, und die ‚R's' rollten. Aber Helene erklang der schon oft gehörte Reim heute lieblicher denn je, und das schneeweiße Huhn mit den rosenroten Bändern um die Flügel und dem Goldschaum auf dem Köpfchen, das ihr das Mädchen mit Knicksen bot, hatte sie nie so hübsch gedeucht.

Jubelnd empfingen die Knaben ihre geschmückten Täubchen, der älteste aber, der zukünftige Herr, hielt stolz seinen buntschillernden Gockel.

Der erste Vogt hatte vor dem gnädigen Herrn das Knie gebeugt:

„Nach den schweren Erntetagen
Hab' die Ehr, ein Wünschchen ich zu sagen —"

Der Mann schwitzte; erklang nur irgendwo ein Räuspern oder Fußscharren, so kam er aus dem Konzept. Die schon oft gelernten Reime machten ihm jedes Jahr wieder neue, unüberwindliche Schwierigkeiten.

„Wir wünschen dem Herrn für sein ferner Leben
Viel Glück und reichen Erntesegen!
Nehm' er die Krone als Unterpfand
Aus einer braunen Schnitterhand!"

Nun war er glücklich zu Ende. Freundlich ernst schauten die Herrschaften drein. Helenes Blicke suchten die ihres Mannes; eine tiefe Befriedigung kam über sie beide, und ihre Herzen waren voll Dank. Wieder ein Erntefest, golden der Tag, golden die Aehren der Erntekrone.

Die war schier ein Wunderwerk. Die alte Nepomukena, des Dudek Frau, war eine Meisterin in der Kunst. Kein Gut in der Runde, dem sie nicht die Erntekrone flocht, schon wenn das Korn noch Saat war, erhielt sie die Bestellungen, und dies Jahr hatte sie sich selbst übertroffen.

Drei Reihen von tieffarbenen Weizenähren übereinander, durch Stäbe in hellerem Roggen- und Gerstengelb verbunden, umzittert von den vergoldeten Samenkapseln des Flachses und den schlanken Tropfen des Hafers, bildeten die Krone. Diesmal war ihr die Krone der Kronen geglückt: die Form der Tiara. Selbst das Kreuzchen fehlte nicht darauf, von roten Beeren gereiht. Stolz streckte der Vogt sie dem Herrn entgegen.

Eine plötzliche Verstimmung legte sich über des Gutsherrn Gesicht; unter zusammengezogenen Brauen sah er auf die Krone.

Fragend, um Ausrufe der Bewunderung betrogen, starrten ihn seine Leute an: warum gefiel sie dem gnädigen Herrn nicht, war sie nicht schön, trug wohl der heilige Vater eine schönere auf seinem heiligen Haupte? Da gab Doleschal sie rasch seinem Aeltesten, daß er sie hineintrage. Und wie sie ihm aus den Augen war, war auch die Verstimmung fort. Gewiß, die Krone war schön, sehr schön, flatterten doch auch lustige bunte Bänder von ihrem untersten Rand; sie sollte auch wieder an Stelle der vorjährigen überm Eingang zu seinem Zimmer prangen — ja, die Leute hatten es sehr gut gemeint!

Und er dankte ihnen. Seine Stimme schallte von der Freitreppe hinunter über den Hof und klang deutlich bis hinüber zu den Wirtschaftsgebäuden. Mochten es alle hören! Die Türen der Ställe standen geöffnet, das Muhen des Rindviehs hörte auf, beim schläfrigen Wiederkäuen gestört von der lauten Stimme.

„Leute! Ich danke euch. Wie schon manches Jahr, so auch in diesem. Gott hat mir eine gute Ernte gegeben. Der Winterroggen lohnt gut. Auch die Sommerung ist gut; wir haben schwereren Weizen gehabt als andre Jahre. Die Einsaat ist famos aufgegangen. Die Rübenaussichten sind vielversprechend. Das verdanke ich, nächst Gott, eurem Fleiß! Ihr habt euch für mich gemüht in Sonne und Regen. Und ich —" er hielt an, mit einem glänzenden Blick sah er sich ringsum, — „ich habe mich auch für euch gemüht, euer Wohl habe ich mir allezeit angelegen sein lassen.

„Die patriarchalischen Zeiten sind vorbei, hört man sagen. Das ist in vielem auch gut — ihr seid freie Leute geworden. Ihr braucht nicht mehr zu scharwerken wie früher. Ihr bekommt nicht nur Naturallohn, ihr bekommt auch festgesetztes Geld. Ihr habt eure große Stube und Kammer, euren Stall, Bodenraum und Keller. Ihr könnt euch im Gartenland Gemüse bauen und Kartoffeln in eurem Stück Acker. Auch eine Kuh noch neben dem Schwein zu halten, ist euch gestattet. Ihr braucht nicht mehr dem Herrn mit Zittern zu dienen — nur noch Vertrauen verlange ich von euch und gebe euch das meine dafür wieder. Und wem verdankt ihr das alles?"

Er hielt wieder an und ließ seinen Blick suchend von Mann zu Mann gehen.

Mit gesenkten Köpfen standen die Leute und hörten zu, stumpf-ergeben wie in der Kirche. Kein aufstrahlendes Gegenblicken des Verständnisses.

Aber das verwunderte ihn nicht, so war es ihre Art; er wollte sie schon aufrütteln. Und mit stärker erhobener Stimme fuhr er fort:

„Wem ihr das verdankt?! Euren Wohlstand, euer Behagen, menschenwürdige Wohnung, Schule für eure Kinder, daß sie lesen und schreiben lernen und ihr Fortkommen finden auf der Welt?! Nun, ich will es euch sagen, dem —" das Herz schlug ihm, es versetzte ihm fast den Atem, als er's aussprach, laut und fest und doch wie mit einer stillen Andächtigkeit:

„Dem Deutschtum! Daß ihr's nun wißt und behaltet. Ich sage es euch mit Absicht heute an dem Tage, der unser Vaterland vor nun mehr als fünfundzwanzig Jahren groß gemacht hat und den Erbfeind in unsre Hand gegeben — ich meine den Franzosenkaiser. Denn es gibt noch — gibt noch einen andern —"

Er stockte. Ein Blick Helenens hatte ihn getroffen, überrascht, fast erschrocken, warnend zugleich. Sie fürchtete wohl etwas Unbesonnenes? Nun ja, es mochte besser sein, sich nicht hinreißen zu lassen! So verschluckte er den Rest des Satzes. Sich räuspernd, sprach er, aber mit einer gewissen Strenge und die Stirn zusammenziehend:

„Ich will euch noch sagen, daß ihr immer ans Deutschsein denken sollt, ans Deutschsein denken müßt. Ihr sollt es aber nicht nur sein, ihr sollt es auch bleiben. Die meisten von euch tragen polnische Namen, ich weiß es wohl, aber was tut das? Im Herzen seid ihr deutsch!

„Auf dem Lysagora weht die Fahne, schwarz-weiß-rot — Niemczyce ist Deutschau geworden! Unser allergnädigster Herr und König, dem eure Söhne mit derselben Begeisterung dienen werden, wie ich die Ehre hatte, ihm zu dienen, und meine Söhne ihm dienen werden — der Deutsche Kaiser, unser Kaiser: Hurra!"

Jauchzend riefen's die Knaben dem Vater nach: „Hurra, hurra, hurra!"

Auch die Leute stimmten mit ein, wie die Herde dem Leittier folgend, aber ihr Hurra hatte kein Mark, matt fiel es zu Boden.

Doleschal merkte es nicht, er hörte seine Söhne hell um sich. Sein Blick war wieder freudig geworden. Mit kräftiger Stimme intonierte er den Choral, der auf Deutschau gesungen worden war, am gleichen Fest in gleicher Weise, solange er zurückdenken konnte:

„Nun danket alle Gott,
Mit Herzen, Mund und Händen!"

Helenens hoher Sopran fing hell an zu schweben, die Knaben strebten der Mutter nach, aber der Gesang der Leute fiel auseinander. Ein paar rauhe Bässe versuchten mitzuhalten — die Melodie war ihnen zwar geläufig, doch der Text nicht — sie fielen polnisch ein; die Weiber, deren einige anfänglich nachgezetert, schwiegen bald gänzlich. Ein unharmonisches Durcheinander, vor dem das Vieh keine Scheu mehr trug und laut drein brüllte, stieg zum Himmel auf.

Aber unbeirrt, aus allen Kräften, aus ganzer Seele sang Hanns-Martin von Doleschal mit den Seinen — alle Verse.

Und dann, die Hand seiner Frau fassend, rief er froh erregt: „Geht nun und feiert! Trinkt, eßt, tanzt! Man wird euch Kaffee und Kuchen, Semmeln und Würste und Bier geben, so viel ihr mögt. Aber ich bitte, freut euch mit Maßen! Wir wollen uns alle freuen. — So!" Die Vögte zu sich heran winkend, übergab er ihnen das Geldgeschenk zur Verteilung.

Der Sprecher zog tief den Hut und winkte den andern zu: „Unser gnädiger Pan, und die gnädige Pani, und die jungen gnädigen Herren, — daß sie leben hoch!"

„Hoch, hoch, hoch!"

Dieser Ruf hatte mehr Kraft, er schmetterte laut, daß das ‚Niech zyje Polska' — ‚Es lebe Polen', das plötzlich verstohlen von der hintersten Reihe her erklang, nicht das Ohr des Herrn erreichte. —

Ueber den Hof flatterten die bunten Bänder. Die Ciotka, die Witwe von Sierakowski, dem Dorfmusikanten, die dessen Erbschaft, die Baßgeige, angetreten, saß auf der umgestülpten Tonne, das Ungetüm zwischen den Knien und strich wacker drauf los.

Ignaz Ruda, der Lehrer von Pociecha, kratzte die erste Violine; Krzywousty, das Schiefmaul, blies das Horn, und Kurek, das Hähnchen, der Mann ohne Nase, ein kleiner, halb närrischer, krähend-lachender Alter, spielte den Dudelsack.

Himmlische Musik! Aller Augen funkelten. Sie spielten den Krakowiak — was war schöner als der?!

„Wlodarz, laßt Eure Alte sitzen, versucht's mit 'ner Jungen, da geht's besser!"

„Grykarz, tritt du mit der Magdusia an! Lukasz nimmt die Malgosia! He, he, angetreten, stellt euch auf! Daléj, daléj!"

„Komm, Krajutsch, tanz mit mir," rief die Zosia, die Tochter des Dwornik vom Vorwerk, ihrem Liebsten, dem Stellmacher Krauz, zu; sie hatte ihn längst den Krakowiak tanzen gelehrt.

Die Fornals faßten die Melkmägde um, der Schmied nahm die Gänsemagd, der Schafmeister die Gesindeköchin, Schnitter und Schnitterinnen paarten sich; der Gärtner suchte sich was Feineres aus, die hübsche Rozalia, die den Reim gesprochen, kam ihm gerade recht. Jeder Tänzer schlägt den langschößigen Rock über den Arm und packt seine Tänzerin mit beiden Händen fest um die Taille — dicht Brust an Brust.

Jozef Grykarz hebt an:

„Eine Krakauerin hatte ein Söhnchen aus Holz" —

Rechtsum, linksum, immer in der Runde herum, in den Knien gewippt, fest zugetrampelt, daß der Boden dröhnt. Die Paare sind wie miteinander verwachsen. Rascher wird der lang-

sam begonnene Tanz, enger noch die Umschlingung, stärker das Kniewippen, röter die Köpfe, feuriger der eintönige Rhythmus. Die Zuschauenden brüllen den Refrain und klatschen in die Hände. Es trampelt und stampft, es dudelt und keucht. Rascher, rascher!

Der Ciotka war die Mütze ins Genick gerutscht, unbedeckt hingen ihr die grauen Strähnen bis auf die verdächtig erglühende Nase. Ruda, der Lehrer, war totenblaß geworden, auf den Backenknochen brannten ihm hektische Flecken, aber es lohnte sich die Anstrengung schon — wann hätte er je so viel verdient?! Krzywousty schlenkerte sein Horn hastig aus, allen Speichel aus dem Schiefmaul hatte er da hinein getutet; der Mann ohne Nase blies die Backen auf, daß man die Nase nicht gesehen, auch wenn er noch eine gehabt hätte.

Am Himmel blinkte der Abendstern — Krakowiak, Geld in der Tasche! — jetzt fehlte nur noch Schnaps. Aber — o weh! — nur Bier in den Krügen! Wie sie auch gossen, kein Schnaps floß heraus. Und auch keiner zu kriegen.

Es machten sich ihrer ein paar Verwegene auf und stolperten nach der Küche im Seitenbau. Da hantierte die Mamsell, und auf dem Tisch stand die Satte mit dicker Milch für die Herrschaft, Zucker und Zimt und geriebenes Brot. Aber das reizte sie heute nicht — auch nicht der Schinken und die Bratkartoffeln in der Pfanne — sie hatten heut selber gut gegessen, nur trinken wollten sie, trinken!

Doch trauten sie sich nicht recht; die Mamsell mußte erst dreimal fragen, was ihr Begehr. Sie grinsten verlegen und stießen sich an, traten von einem Bein aufs andre und wichen doch nicht. Endlich stotterte es der eine heraus: „Wudki!"

„Nichts da Wudki! Keinen Schnaps, der gnädige Herr hat's verboten!"

Und als sie nicht gingen, hob die Entschlossene drohend die Schöpfkelle: „Paschol!"

Gehorsam machten sie sich fort, die Köpfe duckend; aber draußen murrten sie. Was, keinen Schnaps?! Nirgendwo ein Erntefest ohne den! Es war auch dem Nüchternsten gegen den Spaß. Wenn denn der Pan durchaus keinen Schnaps gab zur Arbeitszeit, wollte man sich am Ende, wenn auch schwer, drein schicken, aber heut, heut, an dem Tag, wo man nicht Knecht war, wo man feierte, frei wie ein Herr, heute wollte man Schnaps haben.

Bier mochte man gar nicht mehr. Wenn man Krakowiak getanzt hat, gehört sich ein Schnaps, sonst verkühlt man das Blut.

„He, Tantchen, was meint Ihr zu einem Schnäpschen? Streicht auf! Ignaz Ruda, gebt nur den Takt an zum Trinklied! He, aufgepaßt:

Kuba trinkt dem Jakob zu,
Jakob trinkt dem Michal zu —

Im Krug von Pociecha gibt's Schnaps genug bei Eljakim Eiweih! Brüder, auf, laßt uns hingehen und einen trinken! Mein Seelchen, Täubchen, komme du auch mit uns! Aber sacht — sacht — ganz sacht!" —

„Ich weiß gar nicht," sagte Helene, die am offenen Fenster lehnte und auf den dunkelnden Park hinaussah, dem die Nebel des Sees weiße Schleier überzogen, „die Leute sind diesmal lange nicht so vergnügt!"

„Das kommt dir nur so vor!" Hanns-Martin trat zu ihr und legte den Arm um ihre Schultern. Sie waren beide fast gleich groß; hochgewachsen standen Mann und Frau in der Dämmerung und schauten hinüber zum Lysagora, auf dessen hochstämmiger Kiefer eben noch ein letzter Tagesstrahl rot geglüht, aber jetzt jäh erloschen. Von den Farben der Fahne, die den ganzen Tag lustig gewinkt, war auch nichts mehr zu sehen, die Dunkelheit, die herbstlich herangekrochen, hatte alles verschluckt.

„Ein dunkler Abend heut," sagte er, „'s kann leicht sein, daß es morgen wieder trüb ist. Aber der heutige Tag war wie ausgesucht. Wie mich das freut!"

„Nein, ich höre doch gar kein fröhliches Lachen," sagte sie und hielt den Kopf lauschend vorgeneigt.

„Du kannst es nicht bis hierher hören. Geh an ein Fenster, das nach dem Hof hinaus sieht, da wirst du schon was zu hören kriegen. Vor einer Stunde etwa war ich draußen, die Tanzerei und die Fröhlichkeit waren in vollem Gange."

„Nein, nein," — sie blieb hartnäckig dabei — „andre Male hab' ich den Jubel gehört; fast bis zur Qual. Aber es war mir doch lieber. Weißt du, Hanns, die Leute sind wie die Kinder, wenn die so still sind, ist's immer nicht recht geheuer."

Er lachte laut auf. „Da merkt man die Mutter von Fünfen! Nein, nein, du kannst dich beruhigen, die sind kreuzfidel, harmlos vergnügt. Und seit ich dem Schnapstrinken Einhalt getan, auch viel gesitteter."

„Warum wolltest du heut eigentlich von dem — dem — nun, von dem ‚andern Erbfeind' anfangen?" sagte sie ganz unvermittelt. „Ich weiß wohl, was du damit sagen wolltest, aber ich meine —"

„Hab' ich nicht gut gesprochen?" fragte er rasch.

„Doch — das wohl — aber —"

„Du bist nicht zufrieden mit mir, Helene?" Es klang leicht verletzt. „Das Herz floß mir über. Wenn man wie wir auf so vorgeschobenem Posten lebt — eigentlich exponiert — ohne rechten — nun, wie soll ich sagen? — ja, ohne so rechten Rückhalt, dann klammert man sich um so fester an sein Deutschtum an. Es wird einem A und O. Man steift sich darauf. Verstehst du das?"

„O ja.“ Ihr sehr regelmäßiges und dadurch Fremden oft ausdruckslos erscheinendes Gesicht wurde klug. „Ich verstehe es. Aber man müßte nie vergessen, auch den Gefühlen andrer —“

„Verstimm mich nicht!“ Er unterbrach sie mit einer gewissen Gereiztheit. „Es tut mir leid, daß dir nicht gefallen hat, was ich sagte, aber ich mußte so sprechen, ja, ich war in heutiger Zeit geradezu verpflichtet dazu. Wären nicht die Kontraste in unsrer Provinz jetzt so zugespitzt, und spitzten sie sich nicht noch immer mehr zu, hätte ich gewiß was andres gesprochen. Dann hätte ich“ — er sah sie mit einer aufleuchtenden Freundlichkeit an — „von dir geredet! Ja, ihr Leute, wem ein tugendsam Weib beschereet ist, die ist viel edler denn köstlichste Perlen!“

Er zog ihren Kopf an seine Brust und strich ihr zart über das blonde Haar.

„Und dann hätte ich auch von ihren Frauen gesprochen, daß sie die in Ehren halten sollen, — hebt nicht die Hand gegen sie, sie sind die Mütter eurer Kinder! Und den Weibern hätte ich auch ins Gewissen geredet, daß sie nicht herumschlampen sollen, wie sie es so gerne tun!“

„O, hättest du's gesagt!“ Das brach laut aus ihr heraus. Den Kopf aufrichtend, warf sie beide Arme um seinen Hals. „Warum nicht das?! Dann — ja, dann hätten sie dich verstanden! Mein guter Mann!“ Sie sagte es mit großer Innigkeit, fast wie mit zärtlicher Besorgnis; er fühlte, wie fest sie ihn umschlang.

Er küßte sie. Mund ruhte auf Mund in einer glücklichen Versunkenheit.

Da schreckten sie auf: horch, was für ein Schrei?! Kein Schreckensruf war es, vielmehr ein Aufjohlen des Jubels. Vom Lysagora her kam's.

Aber wie sie auch lauschten und sich spähend zum Fenster hinaus neigten, der Schrei erklang nicht zum zweitenmal. Ueberm See lastete schweigend der dunkle Herbstabend, der Berg drüben war nicht mehr zu erkennen.

Sie wandten sich ins Zimmer zurück.

Als der Diener jetzt die Lampe herein brachte und die Mamsell erschien, die Herrschaften zum Abendbrot zu bitten, sagte Doleschal: „Friert dich, Helene, du bist so blaß?!“

„Ja!“ Sie schauerte leicht zusammen. „Und ich habe mich erschrocken.“

„O! Hier nimm dieses Tuch um! Es hing eines über ihrem Stuhl am Nähtisch, er legte es ihr sorglich um die Schultern. „Geh schon ins Eßzimmer — ja, wir müssen im Kamin zum Abend heizen, es wird Herbst — ich will nur eben noch einmal nach den Leuten sehen, ehe wir uns zu Tische setzen. Zwei Minuten, entschuldige!“

„Die wird der gnädige Herr nicht mehr finden,“ sagte die Mamsell. „Nicht wahr, Karl?“

Der altgeschulte Diener verzog keine Miene. „Zu Befehl, gnädiger Herr, fort sind sie, ganz heimlich. Nur ein paar kleine Kinder haben sie dagelassen und die Ciotka. Die liegt unter ihrer Tonne.“

„Was, fort?! Und ganz heimlich?!“

Helene sah, wie ihr Mann die Farbe wechselte. Er wurde glühend rot und dann ganz fahl. Aber er verlor kein Wort mehr darüber. Er sagte nur noch: „Sorgen Sie, daß die Ciotka ins Stroh kommt, in den Stall oder sonst unter Dach. 's ist nicht mehr die Jahreszeit, draußen zu liegen.“

„Ist schon besorgt, gnädiger Herr!“ Die alte Mamsell lachte. „Sternhagelvoll, mit Erlaubnis zu sagen. Na, so was kann vorkommen!“ — —

Helene wachte in der Nacht einmal auf — was, was war, seufzte hier jemand? Wer — wo? Was war's, das sie geweckt?! Verschlafen, noch mit geschlossenen Lidern, tastete sie nach ihrem Manne. Nein, der lag ganz still, der schlief ja! Beruhigt horchte sie ein paar Minuten auf seine Atemzüge — sonst alles still —, dann schlief sie weiter.

Aber sie träumte: aus der Ferne, vom Lysagora her, kamen Stimmen. Gesang, den Park entlang, am Garten vorbei — ah, hin zu den Leutehäusern. Es war Sommer, ein schöner Tag — sie lächelte — froh zogen die Schnitter heim, die Sense über der Schulter, aber jetzt —

In jähem Schreck fuhr sie empor: o, es graute ja schon der Morgen! Die schweren Lider aufreißend, war sie plötzlich ganz wach.

Von jenseit der Parkmauer trunkenes Gröhlen. Und dann, wüst geschrien, und doch pathetisch, ein Lied, jenes Lied! Das verbotene polnische Revolutionslied:

„Mit dem Rauch von Feuersbrünsten,
Mit des Bruderblutes Dünsten
Steigt, o Herr, zu deinem Thron
Unsrer Rächerstimme Ton!“

VI

Die Fahne auf dem Buckel des Lysagora hatte Doleschal umgestürzt gefunden am Morgen nach seinem Erntefest, die Stange zerbrochen und zertreten, in Atome zersplittert, die deutschen Farben zerfetzt. An den unteren Aesten der Kiefer waren noch ein paar Läppchen hängen geblieben, er nahm sie da herab; alles übrige hatte der Wind verweht, ersäuft im See.

Zu niemand hatte er darüber gesprochen — Gott sei Dank, daß Helene nicht gefragt! Er hatte auch nicht nach den Schuldigen geforscht. Wozu? Sollte er sie schlagen? Es zur Anzeige bringen? Das hätte doch an der Tatsache nichts geändert, und — nur nicht darüber reden müssen! Wie in einer Scham war ihm der Mund verschlossen. Jenen Schrei, den einzigen, aber lauten

Schrei des aufjohlenden Triumphs am dunkeln Abend vom Lysagora hörte er immer noch; der hatte ihn nervös gemacht. —

Nun waren auch die letzten Mandeln längst eingebracht. Schwarz hing das Kartoffelkraut, und sein starker Geruch zog wie Verwesungsdunst über die Felder.

Der Przyborowoer war schon dabei, seine Rüben herauszunehmen. In Gwiadliborczyce waren sie noch nicht so weit; in Niemczyce erst recht nicht, da stand die Rübenernte noch am längsten aus, denn der Boden war nässer, kälter wie bei den andern.

Aber überall knallten Schüsse. Die Hasen, die sonst so frech im Acker gesessen und Männchen gemacht, sah man jetzt nur in langgestrecktem Lauf auf der Flucht. Die Rebhühner hatten längst den Reiz der Neuheit verloren, bloß die Bauern warfen sie noch mit Steinen tot.

Der herrschaftliche Förster Frelikowski lief herum und warb bereits Treiber an, da sich ihrer von selber nicht genug meldeten, zu der ersten großen Hasentreibjagd auf Gwiadliborczycer Flur. Nüchterne Leute sollten es sein — Trunkenbolde sind nicht verläßlich — aber da er selber gern eins trank, nahm er es damit nicht so genau. Beim ersten Novemberschnee würde die Jagd stattfinden, bis dahin waren die Aecker sämtlich blank, leer wie eine gekehrte Tenne. Die Einladungen waren schon ergangen; den Landrat hatte man zuerst bedacht, diejenigen Herren von der Kommission, die Jäger waren, und Doleschal.

Auch die Przyborowoer hatten angenommen; der junge Rittmeister war nach dem Manöver zu Hause eingetroffen, um sich bei vier Wochen Hasenjagd von den Strapazen des Dienstes zu erholen.

Er schlenderte viel herum. Die Flinte über der Schulter, die Hände in den Hosentaschen, stieg er über die Felder. Nie ging er an einem Acker vorbei, ohne daß die Weiber, die beim Rübenausziehen so gebückt standen, daß sie mit der Nase fast den Erdboden berührten, leise kicherten. „Pan Pawel" war ein lustiger Herr!

Es verging fast kein Vormittag, daß Paul Kestner nicht in Niemczyce erschien. Dann frühstückte er mit den Doleschals, und wenn Hanns-Martin zu tun hatte, blieb er bei Helene sitzen. Wenn sie nähte oder strickte — die Weihnachtsarbeiten für die Leutekinder fingen jetzt schon an —, guckte er unverwandt auf ihre schönen, schlanken Finger, die den dickwollenen Strickstrumpf hielten. Und beim Rasseln der groben Nadeln kam sein leicht entzündliches, alle paar Wochen neu entflammtes Herz zur Ruh'. Vor diesem Klappern und den friedlichen Augen dieser Frau flüchteten alle Gedanken, die nicht schneeweiß waren, wie Lämmchen auf der Weide, sagte er lachend selber. Hier war er ganz der gute alte Freund, — den flotten Husaren hatte er in der Garnison gelassen — der mit Hanns-Martin einst Habichte in den verkrüppelten Akazien von Przyborowo gejagt und den Sandbuckel des Lysagora gegen die anstürmende Meute der Polenjungen verteidigt. Sie hatten miteinander im See getaucht und zu gleicher Zeit die Schulbank in der Kreisstadt gedrückt. Der Aeltere, Doleschal, war zuerst fortgekommen in die Welt. Knabenfreundschaften pflegen sich nicht in Briefschreiben zu äußern, aber als spätere Jahre den Gardekürassier und den kleinen Husaren aus der benachbarten Garnison wieder zusammenführten, hatten sie stundenlang oft nichts andres getan, als von „damals" und von „zu Hause" erzählt.

Als Hanns-Martin den Dienst quittierte, das väterliche Erbe übernahm und Helene, die Tochter des Herrn von Reder auf Klein-Höfchen, freite, war Paul der erste Brautführer gewesen, der hinter dem schönen Paar zum Altar schritt. Der Freund trug damals noch den Trauerflor um den Arm für den verstorbenen Vater, sein „Ja" hatte sehr ernst geklungen, und der damals überschlanken Braut waren Tränen tiefster Bewegung aufs Myrtenbukett geflossen.

Donnerwetter, wenn man doch auch eine solche Frau kriegen könnte! Die Mutter, die gern Heiratspläne für ihren Rittmeister schmiedete und nicht verfehlte, sämtliche erreichbaren Töchter des Landes, vorausgesetzt, daß sie vornehm oder reich genug waren, ihm vorzuführen, hatte bis jetzt kein Glück gehabt.

Wozu? Er fühlte sich ja so äußerst wohl in seiner Haut. „Laß Papa mit Kornelie erst mal den Anfang machen! Ich habe noch Zeit."

Die Vierzehnjährige war in dem letzten halben Jahr gehörig in die Höhe geschossen. Ein allerliebster Racker! Der Bruder zog sie schäkernd am langen Zopf, der ihr nach Kinderart über den Rücken hing.

Ein allerliebster Racker war aber auch die Gouvernante, das Fräulein Wollenberg, trotz der etwas verdächtig formierten Nase und den zu gescheiten Augen! Der Rittmeister verschmähte es nicht, mit dem Fräulein oft und lange im Garten auf und ab zu promenieren und angelegentliche Konversation zu machen.

Kornelie hatte jetzt gute Zeit. Zu den Mahlzeiten brachte sie einen ganz intensiven Stalldust mit; immer steckte sie im Pferdestall. Wenn sie sich auch noch vor der Mutter Augen sicher wußte, ritt sie, ein Bein hüben, ein Bein drüben, die Pferde zur Schwemme in den Hofpfuhl.

Das gab mal eine tüchtige Landwirtin! Kestner bedauerte es aufrichtig, daß die Tochter nicht ein Sohn und zwar nicht gleich der älteste war; dann würde er doch vielleicht nicht an Verkaufen denken. Aber so! Und er animierte den Sohn zu Besuchen in Gwiadliborczyce.

Copyright 1903 by Franz Hanfstaengl, München

Heimkehr vom Markte

Nach dem Gemälde von Hermann Knopf

„Ich mag nicht," sagte der Rittmeister. „Die Garczynska erwartet immer, daß man ihr die Cour macht. Und der Vikar, der immer da herumsitzt, ist mir unheimlich. Potz Kuckuck, so ein junger Kerl muß doch auch noch Wünsche haben! Und er, Garczynsky selber — na, weißt du, Papa, dem traue ich nicht recht. Die einzig Nette ist die kleine Stasia, die Zofe — wirklich ein allerliebstes Mädel!"

Der Vater überhörte das letzte. „Ein sehr intelligenter Mensch, der Garczynsky — und so zuvorkommend! Kein Wunder, daß er diverse Orden hat! Ich muß gestehen, mir sind die Polen noch immer lieber als diese — nun, diese Leute, die sich jetzt auf einmal berufen fühlen, hier die Vorsehung zu spielen. Alle Welt stoßen sie vor den Kopf, ihr Deutschtum tragen sie in geradezu herausfordernder Weise zur Schau!"

Das ging auf Doleschal! Paul klapperte ungeduldig mit seinen langen, spitzen Nägeln auf dem Tisch.

Es war im Studierzimmer des Vaters. Draußen auf dem Hof kommandierte Kornelie, man hörte ihre spitze Jungmädchenstimme; sie ließ sich die kleinen Schecken aufzäumen, um zur Post nach Miasteczko zu fahren.

„Es ist ekelhaft," grämelte der Vater weiter. „Wozu das Geschrei? Wir sollen uns keine Wanderarbeiter aus Russisch-Polen mehr kommen lassen?! Das wäre ja noch netter! Da könnten wir ja bald unter Armenlasten und dergleichen ersticken! So, wenn einer seine Arbeit getan hat und seine Bezahlung gekriegt hat, geht er eben wieder, und weiter was geht uns nichts an. Dem Doleschal werden sie schon noch die Haare vom Kopf fressen — na, mir kann's gleich sein! Nur uns soll er ungeschoren lassen!"

„Aber, Papa!" Der Rittmeister amüsierte sich über seinen alten Herrn. „Hanns-Martin tritt dir doch wirklich nicht zu nah', du siehst ihn ja kaum!"

„So, so — was du weißt! Ich sehe ihn nicht, aber ich höre ihn. Er verdirbt alles hier, rein alles. Ich bin wahrhaftig ein Reichsgetreuer und ein gut protestantischer Christ — unsre Familie hat seit Generationen den Protestantismus hochgehalten in der Provinz — aber warum denn dieser Trara mit Sedan? Das ist lange her! Und was hat das mit hier zu tun? Er soll eine höchst taktlose Rede gehalten haben, der Propst von Pociecha war tief verletzt. Ich sprach ihn kürzlich. Wir spielen manchmal einen Skat zusammen — ein ganz gemütlicher Mann! Das geht nicht, hier immer den Deutschen 'rausbeißen! Hier haben Polen und Deutsche miteinander auf der Schulbank gesessen, hier können wir keine Hetzer brauchen. Und dazu noch sind wir ja auf die Leute angewiesen! Ich habe mich aber amüsiert, die Fahne auf dem Lysagora haben sie ihm umgerissen und in tausend Stücke zerfetzt."

„Lassen wir das, Papa!" Des Sohnes lachendes Gesicht wurde ernst. Er runzelte die Brauen. Was ihm Helene erzählt, ganz im geheimen — sie hatte ihn dringend gebeten, bei Hanns-Martin nichts davon zu erwähnen, der sollte es ja gar nicht ahnen, daß sie darum wußte — das, was sie ihm mit bebender Stimme, Tränen des Zorns und der Kümmernis in den Augen, anvertraut, das wurde nun schon öffentlich bespöttelt.

„Ich muß doch sehr bitten!" Er sprang auf, wie die Herren im Offizierkasino aufzuspringen pflegen, und hielt sich sehr gerade. „Freiherr von Doleschal ist mein Freund. Kein Wort mehr auf ihn. Adieu, Papa!"

Er ging steif zur Tür und machte sie unsanft hinter sich zu.

„Na, na!" Ganz verdutzt sah ihm der Vater nach. Aber dann ärgerte er sich: was war denn das für eine Manier? Und alles wegen Doleschal?!

Er trat ans Fenster und sah Paul auf den kleinen Wagen klettern, den Kornelie eben vom Hof herunter kutschieren wollte. Wahrhaftig, da fuhr der Junge mit, und sie hatten sich doch verabredet, zusammen zu den Fohlen zu gehen! Nun hatte man schon mal den Sohn hier und hatte doch nichts von ihm!

Ein heftiger Zorn gegen Doleschal erhob sich in ihm — wäre der nur, wo der Pfeffer wächst! —

Die Geschwister fuhren gen Miasteczko. Kornelie hatte sich die Zügel nicht nehmen lassen. Der Husar fand rasch seine gute Laune wieder. Die Kleine fuhr ja wie ein Daus, immer auf dem Strich, trotz des miserablen Weges! Er fragte sie aus nach Fräulein Wollenberg: wie alt war die, noch unter zweiundzwanzig?

„So sagt sie!" Die Kleine lachte verschmitzt. „Die ich voriges Jahr hatte, sagte zwar auch so, aber sie war viel älter; so gräßlich alt ist die jetzige nicht. Panienka ist ganz nett, was, Pawelek?" Die Augen halb schließend, so daß die langen Härchen der Wimpern sich goldig auf die leicht besommersproßte blühende Wange legten, blinzelte sie den großen Bruder an.

Der Rittmeister hatte sich selten so gut amüsiert wie auf dieser Fahrt mit der kleinen Schwester. War die ein gescheites Mädel! Ueber alles wußte sie Bescheid: was dieser Acker eingebracht und jener, wie der Roggen gelohnt und wie hoch die Weizenpreise, und daß Papa verkaufen wollte — an die Kommission natürlich, wer sollte sonst so hoch bezahlen? Das Verkaufen war ihr unangenehm. Sie wollte gern auf dem Lande bleiben; was sollte man in der Stadt? Wenn doch einer käme und sie heiratete, der ein recht großes Rittergut hätte; am schönsten wäre schon eine Herrschaft! Schade, daß der Boleslaw von Garczynsky erst fünfzehn war — Papa würde

gar nichts dagegen haben! Und der Inspektor ging, Mama konnte ihn nicht mehr sehen. Es hatten sich schon andre gemeldet, aber Papa hatte sich noch nicht entschließen können; im Winter war ja so faule Zeit, vielleicht daß Papa da einen ganz sparen wollte! Wenn doch ein netter genommen würde, ein junger, nicht so ein alter Knopp!

Sie sagte „Knopp", nicht „Knopf", und beide lachten sie herzlich darüber. Der leichte Wagen flog lustig dahin. Weiße Fäden flogen auch lustig über das Land. Altweibersommer. Aber heute merkte man es der Natur gar nicht an, daß sie traurig war über die scheidende Jugend. Die Sonne lachte noch einmal freundlich, nicht wie im Sommer — da tat sie weh —, aber wie in einem guten April. Klar wie reines Glas war die Luft. Man konnte noch weiter sehen wie sonst, als sei der Horizont in ewige Fernen gerückt. In den Akazien von Przyborowo flüsterte ein Wind und schaukelte die reifen Fruchtschoten.

Der See von Miasteczko, an dessen hinterem Sandzipfel sich der kleine Flecken mit der großen Kirche um den freistehenden Glockenturm schart, wurde gekräuselt von Wellen und Wellchen. Milchiges Weiß schwamm auf dem heut tiefblauen, himmelfarbenen Becken; der mutwillige Wind hatte drin Schaum geschlagen. Kräftigen Odem hauchten das letzte Grün der Raine und die schon wieder neu eingesäten, feingedrillten Aecker aus. Der Abdecker, der sonst, dicht beim Städtchen, die Luft verpestete, hatte heute nichts in Arbeit.

Ganz oben auf der Himmelsbahn tummelten sich unzählige runde, weißwollige Wölkchen gleich Lämmern, die auf der Weide springen, und wie ein Aufpasser stand schon der blasse, schmalwangige Halbmond bei ihnen.

Es war wirklich schön.

Hui, het!" Mit gellendem Zuruf, wie Kornelie ihn vielhundertmal im Felde gehört, feuerte sie ihre russischen Schecken an. Fast wäre Inspektor Hoppe umgefahren worden, der, vom Städtchen her, dem Wagen entgegen kam. Er war auf der Post gewesen und so vertieft in die Briefschaften, die er sich abgeholt, daß er gerade vor die Pferde rannte.

Kornelie riß sie noch eben zurück. „Pfiakrew!" und brummte dann „Dämelak" bei seinem Gruß.

Er war in den Weggraben gesprungen; mit trübem Ausdruck sah er dem Wagen nach, dann ging er langsam weiter, wie einer, der müde ist. Der Briefbogen, den er entfaltet in der Hand hielt, zitterte — oder war es der Wind, der den knisternd schwanken machte?

Der letzte Brief, und wieder eine Absage! Und auf so viele Annoncen hin hatte er sich gemeldet, selber so und so viel Offerten eingerückt! Einen Inspektor, der den Fünfzigen nicht mehr viel näher ist als den Sechzigen, den nimmt man nicht, warum blieb der nicht auf der Stelle, auf der er elf Jahre gewesen?

Ein unendlich bitteres Lächeln verzog das Inspektorengesicht. Ja, wenn er noch jung wäre, frisch und kräftig wie der Herr Rittmeister dort auf dem Wagen, oder wenigstens noch um etwa zehn Jahre jünger als jetzt, da käme er wohl schon an. Damals, als ihn das Mißgeschick getroffen, als er, kein weiteres Vermögen im Rückhalt, sein Gütchen nicht halten konnte, als alles unter den Hammer kam, ihm nichts zu eigen blieb als der Stock in der Hand und der Rock auf dem Leib, damals war er nicht so unglücklich gewesen wie heut; er hatte rasch eine Stelle gefunden, trotz seines Bankerotts — vielleicht gerade darum, so einer macht wenig Ansprüche. Und auch Herr Kestner hatte sich vor elf Jahren nicht daran gestoßen. Jetzt aber hieß es: „Schlechte Wirtschaft!" — grämlich wurde es ihm zum Anhören gegeben, alle Tage, das eigne Unglück. Und so hatte er selber gekündigt, überwältigt von seinem Gekränktsein, fortgerissen von einer Empfindlichkeit ohne Besinnung, wie ein Jüngling. Er war dem Herrn durch seine Kündigung nur entgegen gekommen, das fühlte er wohl. Der hatte zwar verwundert getan, geradezu gekränkt, aber dann die Achseln gezogen: „Wenn Sie denn durchaus wollen, lieber Hoppe! Ich denke, wir haben lange genug zusammen gewirtschaftet, um zu wissen, was wir aneinander haben. Aber ich will Ihnen nicht im Wege sein!"

Wohin — wohin nun?!

Mit einem verdüsterten Blick sah der alte Mann um sich: da war der Acker, den er nun elf Jahre bestellt hatte, als sei er ihm selber zu eigen. Wenn man nichts Teures auf der Welt hat — die Eltern längst im Grab, Frau und Kind nie besessen, nichts, für das man zu sorgen hat und das für einen sorgt —, dann hängt man sein Herz an ein Stückchen Erde. Und es war ein dankbares Land, dieses Land von Przyborowo, nie hatte es ihn enttäuscht. Wo gab es so schweren Weizen, so zuckerhaltige Rüben? Keines der Güter ringsum konnte konkurrieren; und wenn Herr Kestner ewig klagte, ach, so geschah das mehr aus Angewöhnung.

Der Inspektor bückte sich und raffte eine Handvoll Erde vom nächsten Acker: das war schwarze, gut gedüngte, schwere Krume. Den Schweiß, der auf sie niedergetroffen, zahlte die reichlich wieder! Und hier sollte er nun nicht mehr herumwandern — wenn es auch oft mit müden Füßen geschehen — diese Wintersaat sollte er nicht mehr aufgehen sehen, fett grünen auch unterm Schnee!

Ein Schmerz ohnegleichen bewegte sein einsames Herz, und zugleich übermannte ihn die Bitterkeit. Er haßte den Besitzenden, wußte der denn eigentlich, was Liebe ist? Ja, wenn hinein-

stecken, um doppelt herauszupressen, wenn das Liebe ist, dann liebte Herr Kestner in der Tat sein Przyborowo!

Mit einem tiefen Seufzer setzte sich Hoppe auf den nächsten Grenzstein. Er fühlte sich auf einmal so müde, die Füße waren ihm dick in den schweren Schmierstiefeln. Nun merkte er's erst, er war ja schon viel zu weit gegangen, der Gutshof von Przyborowo lag ihm bereits im Rücken, nur Hahngekräh schrillte noch bis hierher. Hier fing schon Niemczyce an.

Auch ganz nett! Der Niemczycer plagte sich redlich. Die Brache war auch schon umgebrochen, — da stand eine Drillmaschine — aber — aha, der säte jetzt erst ein! Mit liebendem Stolz vergleichend, blickten des Inspektors Augen hinüber und herüber — nicht mit Przyborowo in einem Atem zu nennen!

Dort, mitten im Acker, lag ein Lug! Ja, Niemczyce war etwas naß — schade, trotz allen Drainierens entschieden zu naß — und sieh, unvermittelt, gleich neben dem nassen Land wieder Sandstreifen! Hm, komplizierte Bestellung!

Kopfschüttelnd war Hoppe aufgestanden und niedergestiegen zum umbuschten Tümpel. Nun stand er am Rand, zwischen dem Weidengestrüpp, und guckte ins Wasser.

Schnitter und Schnitterinnen badeten hier am heißen Tag, es war verboten, der Lug war tückisch — in der Mitte stieg das Wasser einem ausgewachsenen Mann bis unters Kinn, eine ungeschickte Bewegung nur, schwupp hatte man den Mund voll — aber die leichtsinnige Jugend tat es doch und lagerte dann zwischen den Büschen, wo die Störche spazierten. Jetzt waren die auch schon fort, fort wie alle Freuden!

In tiefer Niedergeschlagenheit stand der müde Mann. Ach, wär' man doch auch fort! Aber nicht wie jene, um nächstes Jahr wiederzukommen — nein, ganz fort!

Wohin — wohin?! Der Winter war vor der Tür — wie lange noch, und dieser Kopf beugte sich schneeweiß?

Eine heftige Verzweiflung packte den Heimatlosen. Schweiß trat ihm auf die Stirn, sein Gesicht verzerrte sich wie im Krampf. „Siehe, ich stehe vor der Tür und klopfe an," hatte Herr Kestner gestern als Text der allabendlichen Betrachtung gelesen — wer tat ihm, ihm denn auf? Niemand! Er hatte keine Stelle und würde auch keine mehr bekommen, er war zu alt.

Immer heftiger wurde das jähe, schreckliche Gefühl, das ihm so am Herzen riß, daß dies zitterte und alle Glieder mitzitterten, ohne Kraft zum Widerstand. Das Maß war voll bis zum Rand, voll wie der tiefe Lug hier, den Herbstregen geschwellt — nur ein Schritt tat not.

„Hoppe! Pst, Herr Hoppe!"

Eine Stimme rief aus den Büschen, ganz leise, doch für den Zusammenschreckenden überlaut.

Hinter einer Strauchweide richtete sich der Niemczycer auf. Da hatte er auf den Knien gelegen, das Gewehr im Anschlag.

„Aber, bester Hoppe, pst — gehen Sie weg, weg da," er winkte — „Sie verscheuchen mir ja alle Wildenten! Husch, — da haben wir's!"

Ein kleines Volk der buntschillernden Vögel war aufgeschwirrt; der Schuß knallte zwar, aber unverletzt fielen die Enten an einer entfernten Stelle des Röhrichts wieder ein.

Mit einem Lachen kam der Niemczycer auf den Erschrockenen zu, der stand da wie ein ertappter Knabe. Doleschals Augen blieben, trotz des Lachens, ernst; sie forschten in dem zerwühlten Gesicht. „Hören Sie mal, Herr Hoppe, meine Frau wird Ihnen sehr böse sein, wenn ich heute, ohne was geschossen zu haben, nach Hause komme, sie rechnet auf ein paar Enten! Gehen Sie mal hier weg, mein bester Inspektor. Zum Kuckuck, was haben Sie an meinem Lug zu suchen?!"

Das klang alles sehr scherzhaft.

„Herr Baron, Herr Baron!" stotterte der sehr Blaßgewordene. Weiter brachte er nichts heraus. Die Knie knickten ihm ein. Sein Gesicht verzog sich, wie bei einem, der weinen möchte. Es war ein kläglicher Anblick.

„Hören Sie," sagte Doleschal und drängte den andern leicht vor sich her, die Böschung hinauf aufs Ackerland, „hätten Sie jetzt vielleicht ein wenig Zeit für mich? Ich würde gern über einiges Ihre Meinung hören. Sie sind doch ein gewiegter Fachmann."

„Ich — ich?! O, Herr Baron!" In einem harten Lachen rang die Bitterkeit nach Ausdruck. „Ich verstehe nichts, gar nichts! Fragen Sie Herrn Kestner! Ich bin entlassen!"

„So, also dar —," das fuhr Doleschal so wider Willen heraus; er versteckte es unter einem Räuspern. Und dann sagte er, unter einem harmlos gleichgültigen Ton sein Mitgefühl verbergend: „Wenn ich bitten darf, hier entlang — so — nach meinem Gerstenschlag zu!" Er ließ den andern vor sich her durch die Ackerfurche schreiten, blieb ihm aber immer dicht auf den Fersen.

„So — also Sie gehen von Przyborowo fort, hm!"

„Ja, ich gehe!" Der Inspektor sah nicht den ihm Folgenden, er hörte nur eine Stimme im Wind, wie einen freundlichen Klang aus besserer Zeit; und er redete, gleichsam zu sich selber, immer vor sich hin, in den Acker hinein: „Ich habe Unglück gehabt, ich habe mein Gut verloren. Ich habe eine gute Stellung gehabt, ich habe sie verloren, — mein Prinzipal starb, die Erben verkauften. Ich habe eine schlechte Stellung gehabt — elf Jahre bin ich bei Herrn Kestner gewesen,

— ich habe auch die verloren. Ich habe Unglück gehabt — unser einer hat immer Unglück — wer keinen Geldsack hinter sich hat, der hat keine Berechtigung zum Glück — krepieren sollte er lieber gleich, der Hund!"

Er schrie das letzte heraus.

Sichtlich unangenehm berührt furchte der Niemczycer die Stirn: war das ein gehässiger Mensch, der reine Sozialdemokrat! Aber es war doch ein Unglücklicher! Und so blieb sein Ton freundlich, wenn er auch um eine Nuance kühler wurde: „Seien Sie außer Sorge, Herr Hoppe, für Sie findet sich leicht etwas!"

„Für mich — für mich? Haha! Für mich findet sich nichts! Ich weiß das jetzt besser. Hab's auch gedacht und habe gekündigt — ich selber, ich Herrn Kestner! — und doch, wenn er jetzt sagen würde: wollen Sie bleiben? — ich weiß nicht, ob —!" Er stockte und drehte sich dann plötzlich jäh nach dem hinter ihm Schreitenden um. „Sehen Sie, Herr Baron, solch ein Hund wird man. Aber" — er lachte wieder auf, daß es dem Hörer weh tat — „er sagt's ja gar nicht! Er ist froh, mich los zu sein, ich bin ihm zu alt. Und sie, die Gnädige, die mag mich erst recht nicht leiden, die" —

„Bitte sehr, Herr Inspektor, lassen wir das!" Der Niemczycer machte eine abwehrende Handbewegung. „Es interessiert mich nur, was Sie jetzt zu tun gedenken. Werden Sie nach Posen ziehen, bis Sie etwas gefunden haben?"

„Sie hören doch, ich finde nichts! Ich bin vierundfünfzig Jahre — noch älter, denn ich bin verbraucht!" Hastig riß der Inspektor seinen Rock auf und suchte mit zitternden Händen nach der Brieftasche. „Hier: eins, zwei — sechs, sieben, acht Briefe! Da — da — da —! Lesen Sie! Immer abschlägig beschieden! Und mehr als fünfzig solcher hab' ich noch zu Hause! Auf jedes ‚Inspektor gesucht' mich gemeldet, gleichviel wohin. Und selber inseriert — wie oft! — mehr als ein ganzes Monatsgehalt hat's mich gekostet. Immer umsonst. Immer: zu alt, zu alt, zu alt! Ich kann's nicht mehr hören, ich kann's nicht mehr lesen, ich kann's nicht mehr ertragen! O Herr Baron," — ein trockenes Schluchzen erschütterte die Gestalt des Mannes, der zermürbt war wie ein von Gewürm und Wetterunbill ausgehöhlter Akazienstamm an der Straße von Przyborowo — „hätten Sie mich doch ruhig gelassen!' Mit mir ist's doch vorbei!"

Eine Klage tönte aus der rauhen Stimme, die Doleschal erschütterte. Wie, hatte er's doch wieder nicht recht gemacht?!

‚Hätten Sie mich gelassen' — eine Verantwortung für dieses Leben legte sich plötzlich auf seine Seele. Seine Hand hatte diesen vom Tode zurück gehalten, seine Hand mußte diesen nun auch stützen!

Inspektor Hoppe nahm die Mütze ab und fuhr sich durch sein graues Haar. „Ein paar Groschen hab' ich mir erspart," sagte er tonlos, „viel ist's nicht. Ich habe noch lange Zeit Schulden nachgeschleppt. Und wenn man auch freie Station hat, Kleidung und Stiefel müssen doch sein — anständige Kleidung, man kann nicht wie ein Bauer zu Tisch kommen, wenn die Herrschaften befehlen, — und ein Pfeifchen und 'ne Zeitung sind doch nicht gerade Luxus, und über landwirtschaftliche Neuerungen soll man doch auch informiert sein. Zum Hinfristen bis zum Sterben, wenn's nicht zu lange währt bis dahin, und dann zum Begrabenwerden würd's nun vielleicht reichen, aber leben ohne den Acker, ohne das hier" — er breitete beide Arme gegen das Land — „Herr Baron, das kann ich nicht! Gott sei mir gnädig, ich kann's nicht!"

Der helle Tag hatte sich verdunkelt; über die freundliche Sonne waren Wolken gezogen, und sie zeigte sich auch nicht mehr.

Doleschal fühlte den winterlichen Hauch, der ihn streifte. Eine Sehnsucht überkam ihn nach Helene, nach den Kindern, nach seinem ganzen Glück, aber zugleich auch ein Mitleid, das ihm jede reifliche Ueberlegung raubte. Nein, dieser alte Mann sollte nicht von hier gehen!

Ohne zu zaudern, wie ein edles Pferd, das dem leisesten Sporn gehorcht, bot er an: „Herr Hoppe, wie wär's, wenn Sie bei mir einträten? Bis jetzt habe ich mich auf dem Vorwerk mit einem einfacheren Inspektor, sagen wir Wirtschafter, auf Deutschau selber mit Vögten beholfen, aber es wäre doch gut — es wäre wirklich wünschenswert, ja, ich — ich" —, er suchte nach einem glaubhaften Vorwand, und plötzlich fiel's ihm ein: „ich könnte dann so viel mehr für die Allgemeinheit leisten!" Mit einer aufquellenden Freudigkeit sagte er das, der Gedanke war ihm gekommen, wie ein schneller Lohn für eine freundliche Tat; und fast im Ton eines Bittenden wiederholte er noch einmal: „wie wär's?!"

Und als der andre ihn mit großen, ungläubigen Blicken, in denen es aber doch wie von aufsteigender Hoffnung glimmte, anstarrte, nickte er lächelnd: „Helfen Sie mir, damit mir Zeit bleibt, auch noch einer andern Pflicht zu gedenken! Deutsch werden, aber auch deutsch bleiben, das dünkt mich ein Ziel, aus allen Kräften anzustreben. Und sollte es auch Opfer kosten!"

*

Der alternde Mann und der auf der Höhe des Lebens gingen miteinander über den Acker. Ringsum war die große Ebene. Nichts Ragendes als der schwarze Kirchturm von Pociecha-Dorf und Kuba Dudek in seinem schmutzigen, einst weißen, jetzt auch fast schwarzen Schafpelz.

Der Schäfer stand bei seiner Herde, groß und hager, auf seinen langen Stab gestützt, und

schaute angestrengt hinüber zu den zweien, die da so ganz vertieft miteinander redeten. Was sie sprachen, verstand er nicht, auch wenn er es hätte hören können — pfiakrew, die sprachen ja deutsch! Die Hunde! Er machte eine Faust. Da, der Niemczycer, dem Land auf den Nacken tretend, der Teufel, der allerschlimmste — und der andre, mit wirrem Haar und bösem Gesicht, wie der Räuber Zagac, der im Korn raubt! Ei, er, Kuba Dudek, der schon ein langes Leben gesehen, wußte gar wohl, was das für Vögel sind, wenn sie auch ein gar feines Lied zwitschern, Polen zu betören. Nein, das würde ihnen nie gelingen!

Der alte Schäfer öffnet seine kleinen, sonst immer von den schrumpligen Lidern halb verdeckten Augen mit einem innigen, sehnsüchtigtraurigen Ausdruck weit. Er sucht den Berg dort am Rande des Sees, der alle Tage schaut, was der Böse treibt — jenen Berg der Verheißung, darinnen die Hoffnung schläft.

Hunderttausend Ritter und noch viele mehr, ein ganzes großes Heer, schlafen tief im Lysagora. War es noch nicht Zeit? Würden sie noch nicht bald erwachen, aufstehen zu Polens Befreiung?!

Horch! Ach, noch rührt sich kein Waffengeklirr im Lysagora. Noch klingt nicht Kommandoruf und Marschieren im Takt — noch ist die Zeit nicht da!

Zitternd vor Inbrunst ließ der Alte seinen Stecken fahren; das Gesicht zum Berge gekehrt, streckte er bittend die Hände aus. Halb singend, halb sagend, ohne Melodie in eintönigem Rhythmus klagte er in den Wind:

„O mein Polen, wann wirst du vom Schlaf auferstehen?!
Wann, mein Polen, zerbrichst du das Eis und stehst wieder blühend?!
Ein Jahrhundert schon liegst unter Schnee du und schlummerst.
Wann steht der Sturzbach der Lüge still? Wann straft Gott die Hunde?!
Wann erhellt sich dein Angesicht, Polen, meine Mutter?!
Wann wirst du dich setzen mit deinen Kindern zur Hochzeit?!
O wann?! Gib Antwort! — Werde auch ich dich noch sehen?!"

VII

Förster Frelikowski hatte heut viel zu tun, darum war er unwirsch. Sein Weib, das gegen sieben früh ihn wecken kam, ward angeschnauzt: wie, war sie toll, mitten in der Nacht schon aufstehen?! Darin ähnelten er und seine Tochter Stasia einander, sie schliefen beide gern bis in den hellen Tag.

Gähnend wälzte der Mann, der noch in den besten Jahren, seinen starken Körper und drohte seiner Jozefa, als sie zum zweiten Mal unter der Tür erschien, mit dem Revolver, der immer geladen am Haken über dem Bette hing. Er riß ihn herunter und legte auf sie an. Mit lautem Aufkreischen entfloh die Geängstigte, er aber lachte dröhnend hinter ihr drein: das war einmal ein feiner Spaß, so gut wie lange keiner gewesen!

Verdammt, daß der Schnee auch dies Jahr so früh fallen mußte! Daß sie alle zusammen eine Ladung Schrot in die Beine kriegten, diese Sonntagsjäger, denen zu lieb er heute so früh aus dem Bette mußte!

Förster Frelikowski machte sich sein Amt nicht schwer, er hatte ja noch ein paar Jagdburschen unter sich, den Feldschütz und auch noch einen Waldhüter — mochten die sich doch plagen! — aber heute galt es zu repräsentieren. Seine Frau, die sonst nicht gerade die pünktlichste, hatte heute schon alles zurecht gelegt; sich duckend vor der schweren Hand, die an solchen Tagen immer bereit war, niederzufallen, half sie ihm in die beste Montur. Er sah sehr schmuck aus, fast vornehm, in seinem grünen Jägerrock mit den Hirschhornknöpfen, auf den der noch nicht angegraute rotblonde Bart lang herab hing, in der Mitte geteilt.

Seine stämmige Figur aufreckend, trat er endlich vor die Tür. Da harrten die Treiber, alte Männer und halbwüchsige Buben, schon seit ein paar Stunden; ‚beim ersten Tageslicht' war ihnen anbefohlen worden. Am Rand der Sumpfwiese, die sich vom Waldsaum gegen die Flur zieht, lungerten sie in Trüppchen; es hatten sich ihrer welche, trotz der Kälte, platt auf die Erde gesetzt. Gern hätten sie ein Feuerchen angemacht, trockenes Reisig lag genug herum, aber sie fürchteten den Förster; so hatten sie sich nur an der Schnapsflasche gewärmt.

Ein schneidender Wind ging. Wenn der ein paar Augenblicke gerastet, nahm er die Backen doppelt voll und pustete über die Leere der Aecker. Schnee flog, dessen Flocken hart waren wie Eis.

„He, he!" schrie Frelikowski und klatschte in die Hände — waren sie alle da? Er ließ zählen: wieviel Stück?

Ein Jagdgehilfe trieb sie, immer zehn und zehn, an ihm vorüber.

„Zehne, zwanzig, dreißig, vierzig, fünfzig, sechzig, siebzig, achtzig, neunzig — so!" das waren ihrer nicht zu viele, der Kessel war weit, sie würden tüchtig rennen müssen.

„Hundeblut, was lungert ihr?! Soll ich euch Beine machen? Dalli, dalli! Und Mäntel ab! Das wäre so was, Hasen verstecken darunter! Diebsgesindel, verfluchtes!"

Mit scheuem Blick, die Mäntel abwerfend, und den Kopf zwischen die hochgezogenen Schultern duckend, passierten die Treiber. Unter ihnen war auch die Ciotka. Ihre Hütte war eiskalt, im Krug gab's keinen Schnaps umsonst, Lustbarkeiten, bei denen man der Baßgeige bedurfte, waren jetzt rar — warum sollte sie sich da beim Treiben nicht die paar Groschen verdienen?! Sie hatte Förster Frelikowski wohl zehnmal winselnd den Rockzipfel geküßt.

Nun flog ihr armseliger Lumpenrock — ihren Mantel hatte sie abtun müssen — frei im Wind; einen alten Schalfetzen hatte sie über die Haube geknüpft, drunter glühte ihr pockennarbiges Gesicht, auf dessen klobiger Nase eine Riesenwarze hockte, in blaurotem Feuer. Ein paar Kesseldeckel hatte sie mitgebracht, rasselnd schlug sie die zusammen — das war Musik, die die Hasen schreckte.

Frelikowski hob das Bein und gab ihr lachend einen Tritt gegen die breite Kehrseite. „Psiakrew, einen Gruß, Alte, von deinem Liebsten, von dem mit dem Pferdefuß!"

Meckernd nahm sie den Spaß auf. Wenn sie trunken über die Dorfgasse trudelte, die ganze Jugend mit Gejohle hinter ihr drein, regnete es noch ganz andre Späße. „Hehe — der Herr Förster! Panie Frelikowski, ich falle zu Füßen, hehe!" Sie schielte ihn an. „Schönes Herrchen mit dem schönen Bart, Ziegenböckchen, willst du mit mir tanzen?!

Podkoziolek, schönes Herrchen,
Mußt du geben, mußt du geben" —

begann sie mit überschnappender Stimme zu krähen und, die Deckel zusammenschlagend, sich wie ein Kreisel vor ihm herumzudrehen.

Die war am frühen Morgen schon voll! Die Männer lachten.

Des Försters Hunde, die hinter ihrem Herrn her liefen, fuhren ihr an die Waden, über die die blauen Strümpfe halb heruntergerutscht.

„Apport! Faß — kß, kß, kß!"

Mit wütendem Gebelfer faßten die Tiere den verlumpten Kattun des armseligen Rockes zwischen die Zähne.

„Dann wirst du das ganze Jährchen
Ohne Armut glücklich leben!"

Immer toller sprang die Ciotka und schlug ihre Becken. Die Teckel, die nicht losließen, schleifte sie mit sich im Kreise herum.

Der Förster hielt sich die Seiten; schon hundertmal hatte er's erlebt, daß sie tanzte, bis sie umfiel, wenn sie betrunken war, aber so komisch wie heute, mit den rasselnden Deckeln und den Hunden, die ihr am Rock bammelten, hatte sich's noch nie angesehen!

„Haha, hohoho!" Er feuerte sie noch an: „He, Ciotka, dalli! Tanze, mein Täubchen, tanze! Faß, mein Hündchen — ei, schönes Hündchen — faß, kß, kß, kß!"

Und die Hunde belferten und verbissen sich von neuem, schäumend vor Wut, in die flatternden Röcke. Die Fetzen flogen, die Ciotka quirlte herum, immer toller, wilder, wie behext, wie besessen.

„Podkoziolek mußt du geben — mußt du — geben —"

Der Atem war ihr ausgegangen, keuchend lallte sie nur noch abgerissene Worte — pardauz, da, jetzt lag sie, die breite Kehrseite in die Höhe gereckt. Das Lachen der Männer stieg wie ein Brüllen zum winterlichen Himmel.

„Will sie wohl aufstehen, psiakrew!" Ein Tritt und ein Zerren brachten das Tantchen wieder auf die Beine.

Von fern her war ein Rollen gekommen, ein Dröhnen über holprigen Sturzacker — aha, schon die ersten Jagdwagen!

„Wollt ihr wohl das verdammte Lachen lassen?! Hundeblut! Schweine! Achtung, aufgepaßt!"

Mit abgezogenem Hut, respektvoll zur Seite stehend, die Brust, auf der die Kriegsmedaille und das Eiserne Kreuz prangten, vom langen Bart überwallt, begrüßte Förster Frelikowski die Gäste seines gnädigen Herrn.

*

Ein schlimmer Tag war es heute für die Hasen von Gwiadliborczyce. Löb Scheftel, der in respektvoller Entfernung von der Schußlinie mit seinem Wägelchen hielt, sagte zu Isidor, seinem Sohne: „Gott soll hüten, ich rechne an die zweihundert! Was rechnest du?"

„Bin ich allwissend?" Der Sohn zog die Schultern hoch. „Wer' ich der schon sagen wieviel, wenn ich wer' gezählt haben de Fellcher!"

Löb Scheftel hatte sich eingefunden, weil er ein Geschäft zu machen hoffte. Das wußte er, hätte er vorher ersucht um die Ehre, von den zu erlegenden Hasen welche erhandeln zu dürfen, wäre er rundweg abschlägig beschieden worden. Der Herr von Gwiadliborczyce machte keine Geschäfte mit Juden. Aber sein Förster nahm's nicht so genau. Nun, und was wußte denn der gnädige Herr auch, ob fünfzig Hasen mehr oder weniger an den Wildhändler Janiszewski nach Posen abgingen.

Scheftel zog die Stirn in tiefe Furchen und legte den Zeigefinger bedenklich an die große Nase: wenn der Frelikowski nur nicht gar so teuer mit seiner Ware war! Wer sollte denn an einem Hasen noch was verdienen bei den schlechten Zeiten!

Er seufzte und sah bekümmert in die wintergraue Weite. Gar keine Aussichten mehr! Vor zwanzig Jahren war's anders hier gewesen und vor fünfzig erst recht. Da waren die ‚Faktors' gefahren von Gut zu Gut, und man hatte sie in die Stube geführt und hatte sie auch wieder herausbegleitet und hatte ihnen gereicht die Hand. Kein Handelchen ohne so einen, kein großes und auch kein kleines. Jetzt besorgten sie's alle alleine!

„Ei weih!" Da war die Madame Kestner auf Przyborowo, eine reiche Dame, eine vornehme Dame, aber handeln konnte die — Gott soll hüten! Die redete um einen Groschen, und um ein Viertelpfündchen, was am Gewicht fehlte — nein, um zehn Gramm stritt sie, als ging's um einen Ochsen!

Löb Scheftel seufzte tief und fuhr sich mit dem Aermel des Flauschrocks unter der schnüffelnden Nase her: es war ein Elend mit der Konkurrenz! Und daß dem Leiser Hirsch, seinem Schwiegersohn, dem einzigen Warenhaus im Städtchen, sich jetzt auch noch einer auf den Hals gesetzt, der eine große Spiegelscheibe im Ladenfenster hatte und Nepomuk mit Vornamen hieß, wie der Heilige, zu dem sie hier beteten, das war gar nicht zu verwinden. Ehe der seinen Laden aufgemacht, war der Herr Propst um den Ladentisch geschritten und hatte seinen Segen gesprochen und mit dem Weihwedel die Wände angespritzt. Wer konnte da noch konkurrieren?! Und war auch der Kleiderstoff bei Leiser Hirsch drei Groschen billiger, der Kaffee das Pfund fünf Pfennige billiger, der Sirup süßer, das Petroleum heller, der Schnaps stärker, der Hering salziger, kostete die Hose auch nur einen Spottpreis, verloren die Kessel nicht gleich die Böden und die Kartoffelhacken nicht gleich die Stiele, sie liefen doch zum Nepomuk Wisniewski, denn der Herr Propst hatte gesprochen: ‚Kauft bei dem!'

„Isidor," sagte Löb Scheftel und kraute sich nachdenklich den spitz zugeschnittenen, von den Ohrläppchen in schmalen Streifen nach dem Kinn ziehenden Bart, „wirste sehen, wird er mer nich verkaufen die Hasen, nich einen einzigen. Wird er mer nehmen so hoch, daß es geht über meine Kraft. Nix mehr zu wollen, nix mehr zu handeln! Seit der Herr Propst hat's Geschäft eingeweiht, können wir gehen mechulle."

„Nu, mer hofft doch!" Der junge Mann blickte seinen Vater verweisend an: „Wenn du tust deinen Mund immer zum Bösen auf! Ich zieh nach Posen, ich wer' mer nich ärgern hier alle Tag!"

„Gott soll hüten, in die große Stadt?!" Aengstlich sah der Alte seinen Sohn an, als wolle er ihn mit den Augen festhalten.

Aber Isidor lachte. „Bin ich 'n Schlemiehl?! Werden se mer aufessen, de Posener?! Wer versteht's Geschäft, kann da machen auch sein's. Ich bin nich meschugge, es fällt mer nich ein zu warten, bis der Propst auch wird weihen 'nen Fleischer. Dann werden se dem verkaufen 's Rindvieh, und du kannst wieder laufen nach Hasenfellcher!"

„Tu du deinen Mund nich zum Bösen auf!"

Ganz erschrocken duckte Löb Scheftel den Kopf zwischen die Schultern und hob abwehrend beide Hände. „Gott der Gerechte wird's nicht leiden, daß er mer ruiniert auch mein Geschäft! Soll mer jedes Pfund Fleisch auf der Seele brennen, was ich je hab' zu spitz gewogen!"

„Nu nu!" Isidor fing leise an zu pfeifen, und dann machte er eine weite Handbewegung: „Ich wer' der sagen, Vater, mir is es auch in Posen zu eng. Ich wer' lieber gleich ziehen nach Berlin. Da kann man machen noch en besseres Geschäft. Und wenn ich heirat 'ne Frau mit Mesummes, wer' ich der lassen kommen nach. Und meine Söhne wer' ich lassen studieren Rechtsanwalt!"

„Wie heißt?!" Der Vater sah ganz verdutzt drein. „Du wirst heiraten 'ne Frau mit Mesummes?! Dem Löb Scheftel sein Sohn aus Miasteczko! Du wirst studieren lassen de Herrn Söhne Rechtsanwalt?!"

„Nu, mer hofft doch! Nu, und warum nich?!"

Der junge Mensch mit dem intelligenten Gesicht lächelte. „Was ich jetzt noch nich kann, wer' ich schon lernen nach und nach. Was meinste, bin ich der erste, der zieht nach Berlin? Der Naphtali Cohen, mit dem ich hab' auf der Schulbank gesessen und mit dem ich hab' Makkes gekriegt von den andern Jungens, der soll schon gehen an de Börse für eigne Rechnung. Und der Salomon Itzig, der gewohnt hat in der Straße, die se heißen ‚Rosenthal', die aber keins is, der wohnt jetzt im Tiergarten, soll fahren auf Gummi und hat 'ne Frau aus 'ner feinen Meschboche. Bin ich 'n Chammer, daß ich soll bleiben noch länger in Miasteczko?!"

„Isidor —" der Alte sah ihn mit einer gewissen Bewunderung an — „du bist 'n Chochum! Du hast recht, 's Geschäft is zu mies!" Er gähnte und horchte dann. „Gott der Gerechte, se knallen noch immer! Was meinste, ob er mer wird lassen de Hasen zu zivilem Preis?!"

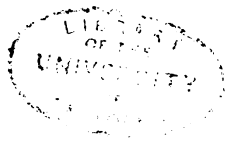
„Nu, mer hofft doch!" Dann schwiegen sie beide und harrten fröstelnd.

Es war sehr rauh geworden. Den ganzen Tag hatte sich keine Sonne vorgewagt, jetzt am Nachmittag kam die Dämmerung früher geschlichen noch als sonst. Wie ein Rauch stand die Luft über den Feldern. Der Atem der Kälte legte sich auf den Wald in zuckrigem Grus; das struppige Kieferngebüsch am Rand zeigte jede Nadel besetzt von weißen, flimmernden Härchen.

Heiser klangen die Stimmen der Treiber, müde geschrien, zwischen dem Lärmen der Hasenklappern und dem Knallen der Schüsse. Ein Höllenspektakel, der die Hasen schreckt, daß sie aufspringen aus ihrem Lager und davon rennen, blindlings rennen, immer der Schützenlinie entgegen. Ein Blitz — ein Knall — jeder Schuß ein Treffer. Allenthalben kleine Rauchwölkchen, für kurze Momente über den Furchen schwebend und dann verschwindend, zerrissen von der harten Luft.

„Hallo — huch, hussa — hoho — het hetz!" Neues Geschrei, ohrenbetäubendes Klatschen, Klappern, Knarren, Knattern, Krachen, Kreischen, Tuten, Pfeifen, Trommeln, Deckelschlagen. Wütend bellen die Apporteure, hinter der Schützenlinie von den Jagdgehilfen am Strick gehalten. Schaum vorm Mund, die Leiber lang gezerrt, gieren sie nach etwaigen Durchbrennern. Ein „Apport",

Im Elternhauſe. Nach dem Gemälde von Franz von Defregger



ein Loslassen vom Strick und — schnapp — mit gebrochenem Genick liegt das angeschossene und doch noch flüchtige Häschen in der Ackerfurche.

Auch hinter den Treibern in den Kusseln am Waldrand haben sich noch einige Schützen aufgestellt. Oft macht das gehetzte Wild in der Todesangst kehrt und sucht auszubrechen, zwischen den Beinen der Treiber durch springt es verzweifelt zurück ins Versteck des Buschwerks.

Hinter einer Kiefer, gut gedeckt, stand Doleschal. Es machte ihm mehr Spaß, auf einzelne Entkommene gut gezielte Schüsse abzugeben, als blindlings zu feuern in die ganze getriebene Herde hinein. Er hatte Feinschrot geladen.

Ferner und ferner klang schon das Geschrei der Treiber, fast ruhig ward's im dämmernden Wald — da — ein Sichrühren im dürren Reisig! Gewehr an die Backe, Finger an den Hahn. Knall. Der Rammler schnellt heftig in die Höhe und überschlägt sich dabei — aus, ein Kopfschuß. Und da, dort in der Dickung noch ein zweiter! Jetzt sieht man ihn deutlicher: ein kranker, er schweißt schon stark, sein zerschossener Lauf schleudert auf der Flucht hin und her. Auch der andre Lauf ist verletzt; jetzt scheint der kranke Hase nur mehr über die Erde zu rutschen, jetzt verschwindet er ganz. Rasch, auch ohne genauen Zielpunkt den erlösenden Schuß!

Ein Blitz — ein Knall — he, was ist das?!

Doleschal steht noch immer, das Gewehr an der Backe. Eine Weiberstimme ist laut geworden, gellend hat sie aufgeschrien. Nun alles still. Wer — wo — ist da jemand getroffen? Ein Treiber vielleicht?! Ach was! Und doch — doch —

Vor Doleschals Augen flimmerte es. Er stand wie angewurzelt. Da hörte er den Förster Frelikowski, der schalt laut: „Pfiakrew, muß sie denn ihre Breitseite hinstrecken, wo sie nichts zu suchen hat?! Dämliches Luder!"

Es war jemand getroffen! Da — ja da! Aus seiner Erstarrung auffahrend, stürzte der Schütze hinter die Dickung. Da lag eine Gestalt.

„He, Ciotka! Auf! Pfiakrew!" Frelikowski zerrte an der Liegenden.

„Ist sie getroffen? Um Gottes willen!"

„Der Herr Baron brauchen sich nicht zu ängstigen, das hat gar nichts zu sagen! Schmeißt Euch nicht hin! Wollt Ihr wohl?! He, Ciotka!"

„Ist sie getroffen — hab' ich sie getroffen?!"

Doleschal war totenblaß geworden, auf dem durchlöcherten Rock des Weibes sah er Blut.

Beim Klang dieser zitternden Stimme erhob die Getroffene ein lautes Lamento. Eben hatte der Förster sie auf die Füße gebracht, mit einem gewaltigen Plumps ließ sie sich wieder niederfallen: nein, sie konnte nicht stehen, nein, sie konnte nicht gehen, sie war tot, mausetot! Furchtbar stieg ihr Heulen in die dämmernde Winterluft.

Der Förster fluchte. Doleschal war zur Ciotka hingekniet — wo, wo war sie getroffen? Gefährlich?! Seine bebenden Finger befühlten die zerlumpten Röcke, ein Grausen schüttelte ihn: Blut! Reichlicher begannen die Tropfen zu sickern, er hatte das klebrige Naß an den Händen. „Um Himmels willen, rasch zum Doktor! Schicken Sie nach Miasteczko! Zu Wollinski, schnell!"

„Ach, Herr Baron," — Frelikowski blieb ganz ruhig, — „das ist ja alles nur Anstellerei! Willst du jetzt wohl gleich still sein, alte Vettel?" Er schnauzte gewaltig. „Diebsgesindel! Dem gnädigen Herrn die Hasen stehlen, hinter 'nem angeschossenen dreinlaufen, dem eins ins Genick geben, und ihn dann unter den Rock verstecken! Das kommt nun davon! Seht Ihr wohl?!" Er wendete sich drohend zu den Treibern, deren einige herbeigelaufen waren und mit aufgerissenen Augen glotzten. „Daß ihr euch nicht untersteht, auch nur einen einzigen Hasen zu mausen! Nicht ein Löffel kommt mir fort, hört ihr? Diebsbande, ihr!" Und dann fuhr er die Verwundete an: „Halt 's Maul jetzt! Der gnädige Herr Baron wird dir geben ein Trinkgeld!"

„Ja, natürlich, ja, ja!" Doleschal fühlte eine ungeheure Erleichterung: wenn das mit Geld gut zu machen war, darauf sollte es ihm gewiß nicht ankommen! Er zog seine Börse und schüttete sie in des Försters Hand aus: „Geben Sie ihr das, bitte, geben Sie ihr das!"

„Ein Schmerzensgeld! Was Angenehmeres kann der ja gar nicht passieren," sagte irgend jemand.

Das Geheul der Ciotka hatte auch Schützen herbeigelockt; die standen nun im Kreise herum und zeigten lachende Gesichter. Auch die Treiber, deren immer mehr geschlichen kamen, grinsten. In ihren Mienen lag sogar Neid: was war da weiter? Eine Ladung Schrot ins Dickfleisch! Macht nichts! Jeder von ihnen hätte das gern hingenommen, denn der gnädige Herr würde nun zahlen, eine Mark, einen Taler, ein Goldstück vielleicht gar! Ha, wie die Ciotka sich wälzte, die verstand's! Immer wenn man sie ein wenig aufgerichtet, fiel sie wieder platt hin; ihre Hände krallte sie ins Gebüsch: au, au, au, sie mußte sterben, au, au, au, sie war schon tot!

Bei jedem neuerhobenen Schmerzensgeheul zuckte der Baron zusammen. Wie war es nur gekommen, wie war es möglich, daß er sie getroffen?! Sie mußte hinterm Buschwerk gekrochen sein, auf allen vieren, gegen das Verbot. Aber wenn auch, wie konnte er nur so unvorsichtig sein, so leichtsinnig — unverzeihlich! Er stöhnte.

„Aber Hanns-Martin, laß dich doch nicht von der alten Hexe ins Bockshorn jagen!" Das war Paul Kestners fröhliche Stimme. Er stand neben

dem Freund und legte ihm die Hand auf die Schulter.

„Meinst du, meinst du wirklich, daß es nicht gefährlich ist?" Doleschal hob sein ganz verstörtes Gesicht. „Ich begreife gar nicht, wie mir das passieren konnte, ich — ich —" Er wischte sich über die Stirn, auf der, trotz der Kälte, Schweiß stand.

Der Rittmeister lachte. „Wie das passieren konnte? Nichts leichter als das, 's wäre doch nicht das erstemal! Die wollte auch was bei der Jagd lukrieren. Ist dem kranken Hasen nachgekrochen — nun hat sie 'ne Ladung Schrot statt dessen. Geschieht dem Volk ganz recht, wenn's mausen will! — Na, nun laß die Geschichte ruhen, komm!"

Er zog eben den Freund von den Knien auf, da kam der Gwiadliborczycer. Der hatte sich in äußerster Zuvorkommenheit gegen seine Gäste den entferntesten und ungünstigsten Standpunkt ausgewählt, nun eilte er atemlos herbei.

„Ich bitte Sie, lieber Nachbar, entschuldigen Sie nur! Ich bin außer mir, ich bin ganz empört! Wie kann man solche Treiber einstellen! Es ist unverantwortlich! Nein, nein" — abwehrend hob er die Hände, als der andre etwas sagen wollte — „nein, nein, kein Wort, sehr liebenswürdig von Ihnen, aber es ist meine Schuld!" Er kehrte sich ab, sein Blick suchte den Leiter der Jagd. „He, Frelikowski!"

In einer Weise, zu der er sich kaum je hinreißen ließ, fuhr er den Förster an: „Habe ich nicht befohlen: nüchterne, zuverlässige Leute?! Wie können Sie sich unterstehen?! Sie können gehen — auf der Stelle — Sie können gehen!" Er schrie und stampfte mit dem Fuß.

In dienstlich-unterwürfiger Haltung stand der Förster, ohne ein Wort, die Blicke niedergeschlagen auf die Ehrenzeichen seiner Brust.

Doleschal ließ sich von Paul Kestner fortführen. Die Jagd war so wie so zu Ende, es wurde rasch ganz dunkel.

Munter schwatzte der Rittmeister: Gott sei Dank, daß man bald was zu essen kriegte, seit der ersten Streife nichts über die Lippen gebracht, nur mal ab und zu einen Schluck aus der Jagdflasche. Das Diner würde famos munden. Und Garczynsky hatte gute Weine. Und Frau Jadwiga würde alle Minen springen lassen!

„Auf dich hat sie's ja besonders abgesehen," sagte er vertraulich und puffte den Freund leicht in die Seite. „Donnerwetter, wird die 'ne Toilette gemacht haben — ich möchte sie nicht bezahlen. Na, Garczynski wird sich auch Zeit damit lassen. Weißt du, die kleine Stasia hat mir's verraten — allerliebste Person! — ich habe sie Sonntag ein Stückchen auf dem Wagen mitgenommen, als sie aus der Predigt kam. Aber auch ein Racker. Ich sage dir, alter Junge" — lachend blinzelte er Doleschal an — „nimm dich in acht vor der Garczynska, so 'ne unverstandene Frau geht gleich aufs Ganze!"

„Keine Sorge!" Ein geringschätziges Lächeln zog für einen Augenblick über das vornehme Gesicht.

„Du bist heute ja scheußlicher Stimmung," sagte der Rittmeister, „warum denn? Wegen der alten Weibsperson? Ah bah, davon wirst du dir doch nicht gleich die Laune verderben lassen?!"

*

„Nebbich, die Ciotka!" hatte Löb Scheftel ausgerufen und die Hände hoch erhoben, als er, seine Neugier in der Entfernung nicht länger bezähmen könnend, herbeigeeilt war.

Nun luden sie ihm die Last auf sein Wägelchen.

Von der Seite schielend sah Isidor zu: da packten sie seinem Alten die ‚Schickre' auf, statt der erhofften Hasen! Hatte er nicht recht, zu ziehen nach Berlin? Das Geschäft war mies!

Löb Scheftel hatte nicht den Mut zu opponieren: was ging ihn eigentlich die Ciotka an, hatte er sie geschossen? Aber freilich, da waren lauter herrschaftliche Wagen, Gott soll hüten, es ging doch nicht an, daß die wurden mit dem Blut besudelt! So schickte er sich ergeben drein und half den vier Mann die jetzt vom Schreck und Schreien Schwachgewordene aufs Wägelchen schroten. Die Decke, die er mitgenommen, die Hasen zu bedecken, gab er her, um sie ihr noch überzuspreiten.

Huh, war das kalt! Die Zähne klapperten ihm. Er hatte schon einen halben Tag auf die Hasen gewartet und nichts Warmes im Magen.

„Ihr fahrt sie nach Pociecha," hatte der Förster Frelikowski gesagt, „Ihr wißt ja, wo sie wohnt. Und dann holt Ihr den Doktor — dalli — dalli —!"

Nun rasselten sie hin auf eiliger Fahrt; hin und her gerüttelt jammerte die Ciotka bei jedem Stoß.

„Nebbich, die Ciotka," sagte Löb Scheftel wieder. Und dann: „Was meinste, Isidor, wird der Herr Baron dran denken, mer zu zahlen de Fuhre?"

„Mer hofft doch," sprach Isidor mit undurchdringlicher Miene.

„Nu —," der Alte zuckte die Achseln — „wenn er auch nich wird dran denken, mer zu zahlen de Fuhre, wer' ich drum doch nich machen en langes Geseire. En braver Mann, en aufgeklärter Mann! Un vielleicht, daß er mer wird lassen 's nächste Kalb billiger!"

VIII

Es wäre Doleschal eine Wohltat gewesen, nach Hause fahren zu können, anstatt beim Diner sitzen bleiben zu müssen. Um ihn her das Geschwirr quälte ihn. Durch das Klirren der Gläser, das Klappern des Silbers, im Durcheinander-

wirren der lebhaften Tischunterhaltung hörte er immer den einen Ton: er hatte einmal einen alten räudigen Hund totgeschossen hinter der Scheune, der hatte gerade so aufgeheult.

Wenn das Weib nur nicht ernsthaft verletzt war! Was gäbe er darum, wäre ihm das heute nicht passiert! Wäre er doch gar nicht zu der verwünschten Jagd gefahren! Es hatte ihm nicht umsonst so widerstrebt. Aber er hatte sich gezwungen. War es denn nicht klug, mitzumachen? Fast die ganze Kommission war da, der Landrat, alle großen Besitzer der Umgegend. Man sprach davon, daß Boguszynski auf Groß-Wirschowitz sein Mandat niederlegen würde; Differenzen waren aufgekommen zwischen ihm und seinen Wählern, man war nicht zufrieden mit seiner Haltung im Reichstag. Ja, es war so, der alte Herr hatte ihm neulich selber Andeutungen gemacht. Wenn er nun daran dächte, sich aufstellen zu lassen für die nächste Reichstagswahl?! Er war noch jung, er würde ihnen schon entschieden genug sein. Und warum sollten sie ihn denn eigentlich nicht wählen? War er nicht aus gutem altem Haus — sein Wappenschild zeigte keinen Flecken —, lebte er nicht in geordneten Verhältnissen, förderte er nicht die Kolonisation nach besten Kräften, in jeder Weise? Die Leute hatten Zutrauen zu ihm, vielleicht fast mehr als zu dem eigens dazu bestellten Vertrauensmann, dem Gutsverwalter. Der Bräuer zum Beispiel hatte sich lieber bei ihm die Zugochsen gekauft und die Kühe, anstatt durch Vermittlung der Kommission, und zu seinem Saatgetreide hatten sie auch mehr Zutrauen als zu dem gelieferten. Und vor allen Dingen: war sein Deutschau nicht der innerste Kernpunkt des hiesigen Deutschtums und war das auch stets gewesen, mitten im Polentum schon von Vaters, von Großvaters Zeiten her? Wer konnte sich desgleichen rühmen?

Stolz hob er den Kopf und ließ seinen Blick die Tafel hinunterschweifen. Wer konnte wider ihn sein? Höchstens doch der Pole! Aber da — halt! Er stieß auf das Gesicht von Kestner, und seine Brauen schoben sich zusammen: leider verknüpfte nicht alle Deutschen miteinander das gleiche starke Band! Da waren manche, denen es schwer wurde, die eignen kleinlichen Interessen dem großen allgemeinen Interesse unterzuordnen. Pah, aber nur keine Sorge, die —

„So in Gedanken?"

Doleschal fuhr zusammen. Die Hausfrau, die neben ihm saß, hatte für einen Augenblick die Hand auf den Aermel seines Jagdfracks gelegt.

„Haben Sie mich denn ganz vergessen?"

„Verzeihung, Gnädigste!" Er errötete. Sie hatte recht, er hatte sie schmählich vernachlässigt! Ihre Fingerspitzen ergreifend, führte er sie leicht an die Lippen; sein Schnurrbart kitzelte die schöne Hand.

Frau Jadwiga lächelte ihn an; den entblößten Nacken näher zu ihm neigend, wollte sie ihm eben eine ihrer amüsanten Bemerkungen zuflüstern, die sie machte, wenn sie in Laune war, als gegenüber der Landrat an sein Glas schlug.

Ah, ein Toast! Das Stimmengewirr verstummte nur allmählich, wie widerwillig; die Herren waren schon äußerst animiert. Es war scharf getrunken worden. Ueberall erhitzte Gesichter. Kestner am linken Flügel, in einer Gruppe von Landwirten, hatte bereits ganz kleine müde Augen, aber er beteiligte sich doch noch interessiert an der Unterhaltung. In der plötzlich eintretenden Stille hörte man ihn gerade noch grämeln: „Das sagen Sie so: hochnehmen! hochnehmen! Natürlich, höheren Zoll verlangen wir — müssen wir verlangen! Ganz meine Meinung. Herunterhandeln wird uns der Staat doch schon wieder was! Ae, der —"

„St!"

Der Landrat klopfte noch einmal energischer ans Glas.

„Gnädigste Frau! Meine Herren!"

Was würde nun kommen? Doleschal sah ernst, aufmerksam drein. Der Landrat war nie ein hervorragender Redner, heute schien er es noch weniger zu sein; sein Kopf war sehr rot, die Zunge gehorchte nur schwerfällig.

Himmel, was redete er denn da von Deutschtum, immer von Deutschtum? Das war doch kein Thema zwischen Eis und Käse! Und gerade hier in diesem Hause! Man war bei einem Polen zu Gast! Peinlich berührt biß sich Doleschal auf die Lippen, einen raschen Blick warf er die Tafel hinunter: lauter Deutsche! Kestner und seine beiden Söhne — hier Rittergutsbesitzer von Klinkor auf Ustaszewo, da Amtmann Rittner aus Paulsborn bei Miasteczko, dort Müller aus Wilhelmshöh und Riedemann aus Bismarcksau — da Baron Bobrau auf Bobrowo — der Laskowoer, der Zajezierzer, Herr von Libau auf Michalcza — unten am Tisch ein paar Gutsverwalter, frühere Offiziere — links und rechts vom Hausherrn die Herren der Kommission. Garczynski der einzige von der andern Nationalität! Wahrhaftig, dieses starke Betonen des deutschen Uebergewichts war in dieser Situation nicht am Platze.

Doleschal rückte unruhig mit seinem Stuhl, das Blut stieg ihm zu Kopf — der Gastgeber mußte sich ja verletzt fühlen! Er, der ein so außerordentlich liebenswürdiger Wirt war, mußte sich im eignen Hause sagen lassen, daß nur dort, wo Deutsche zusammensitzen, ein einiger Geist, eine harmlose Fröhlichkeit zu finden sind, daß nur dort, wo deutsche Herzlichkeit und deutsche Bildung in schöner Paarung den Ton der Gesellschaft beeinflussen, die sich — die sich — wie heute hier —

Hier geriet der Redner etwas aus dem Fahrwasser, um dann mit kühnem Sprung auf den eigentlichen Zweck seines Toastes zu kommen, nämlich den: den liebenswürdigen Jagdherrn und seine ebenso liebenswürdige, durch Gaben der Schönheit und des Geistes gleich ausgezeichnete Gemahlin leben zu lassen:

„Meine Herren, und dann erheben Sie sich von Ihren Sitzen! Unser verehrter Garczynski, als getreuer Nachbar und lieber Freund — nein, mehr als das — als Vertreter einer Nation, die allzeit dafür berühmt war, Ritterlichkeit und Gastfreundlichkeit in vollendetster Weise zu üben, wird, wenn er auch —"

Der Landrat stutzte. Ein Klirren störte ihn. Das Sektglas, dessen feinen Stil Doleschals Hand umfaßt gehalten, war zerbrochen — ein Knick, die kristallenen Scherben lagen auf dem Tisch.

Aber es war nur eine flüchtige Unterbrechung. Wenn auch nicht ganz den abgerissenen Faden wiederfindend, schloß siegreich der Redner:

„Unser liebenswürdiger Gastgeber wird mit uns rufen: Dem obersten Jagdherrn aller Jagden, dem starken Schirmherrn unsrer Ostmark ein donnerndes Weidmannsheil!"

Was nun? Von Verlegenheit übermannt, wagte Doleschal kaum zu Garczynski hinzublicken, aber verwundert und zugleich erleichtert sah er's — dieser lächelte und hob sein Glas.

Im allgemeinen, jetzt doppelt laut losbrechenden Geschwirr hörte man deutlich die scharf akzentuierende Stimme:

„Meine Herren, und ich trinke noch besonders auf das Wohl der starken Stützen unsrer Ostmark — meine Gäste, sie leben hoch!"

„Hoch! Hoch! Hoch!"

Allgemeine Begeisterung. Man war aufgesprungen, stieß die Gläser aneinander und ließ sich mit Vergnügen selber leben. Ein famoser Kerl, der Garczynski! Ja, die Polen, die verstanden's!

Alle Gäste, auch solche, die nicht mehr ganz fest standen, strömten zu Garczynski hin. Jeder wollte mit ihm anstoßen. Es gingen der Sektgläser noch mehrere in Scherben. Man lachte, klopfte sich auf die Schultern, ja, man umarmte sich sogar.

„Du, mein alter Herr hat einen sitzen! Hör mal," flüsterte Paul im Vorbeipassieren, sein Glas hochhaltend, lachend dem Freunde zu.

Kestner hatte eben mit dem Hausherrn angestoßen. „Mein lieber Garczynski, das haben Sie gut gesagt! Alter Freund, sehr gut! Wir starke Stützen der Ostmark, starke Stützen" — das Wort schien ihm ausnehmend zu gefallen, er konnte sich gar nicht davon trennen — „starke Stützen, prost, prost!"

Doleschal fühlte eine jähe Gereiztheit. Seine Brauen zogen sich zusammen, seine Lippen schürzten sich. Als nun Kestner auch auf ihn zutrat, vergnüglich sein Glas hinhaltend, in Weinlaune, zeigte sein Gesicht eine eisige Abwehr.

Aber Kestner bemerkte sie nicht. Er stieß gegen das Glas des andern, das unerhoben auf dem Tisch stand:

„Na, da wollen wir uns mal leben lassen — hoch, hoch, — wir starken Stützen der Ostmark — starke Stützen — prost!" Sein sonst so verdrießliches Gesicht lachte heute breit, er war sehr gemütlich.

Aber in Doleschal stieg etwas Unbezähmbares auf; die Nervosität, die heute in ihm vibrierte, wurde zur Heftigkeit. Bis in die Lippen erblassend, lachte er heraus: „Stützen der Ostmark?! Haha!" Dieser hier mit seiner erbärmlichen Krämerpolitik wagte sich eine Stütze der Ostmark zu nennen, eine Stütze!

Sein Lachen wurde beleidigend. Jetzt dämmerte dem andern etwas trotz der Benebeltheit. Ganz verdutzt sah Kestner erst drein, dann zog er argwöhnisch die Brauen hoch: „Was — warum lachen Sie denn so?"

Da drehte sich Doleschal kurz von ihm ab: „Ueber die starken Stützen," und hatte zugleich das Gefühl: sag's nicht, du machst dir einen Todfeind! Aber er sagte es doch.

Um ihn her ging das Geschwirr weiter, immer angeregter wurde es und immer zwangloser. Man war jetzt vom Dessert aufgestanden, hatte sich gesegnete Mahlzeit gewünscht und stand in Gruppen beisammen. Er stand allein; wie lange schon, wußte er nicht, aber er fühlte sich plötzlich vereinsamt. Er sah sich nach Paul um, dem präsentierte die hübsche Zofe eben Likör, er beugte sich gerade mit einem Scherz zu ihr, und sie lächelte, die Augen niederschlagend auf das silberne Tablett. Auch der jüngere Kestner war in Anspruch genommen. Der Vater hatte seinen Referendar den Herren von der Kommission präsentiert und hatte ihn nun mit dem Landrat zusammengebracht; der junge Mann stand, respektvoll zuhörend, in wohlerzogener Haltung.

Aha — um Doleschals Lippen zuckte es sarkastisch — überall die eignen kleinen Sonderinteressen! Und von dem warmen erleuchteten Eßsaal, auf dessen Tisch, unter den dicken duftenden Wachskerzen der Armleuchter, reiches Silber stand und eisgekühlte Sektflaschen, glitten seine Gedanken hinaus ins weite Land. Draußen war's rauh. Von allen Seiten schnob der Wind über die ungeschützte Fläche; um die kleinen Häuschen der Ansiedlung fauchte er wie ein böses Tier. Und schwarz drohte der Kirchturm von Pociecha.

„Gesegnete Mahlzeit — na, immer noch so schlechter Laune?" Paul war zu ihm getreten und hatte ihm die Hand auf die Schulter gelegt. „Na, warum denn nur? Ich begreife dich nicht! Doch ganz famos heut! Ich muß wirklich

Photographie-Verlag der Photographischen Union in München

Träumerei

Nach dem Gemälde von F. A. von Kaulbach

Garczynski alles abbitten — Diner tiptop, Sektmarke vorzüglich — glänzender Wirt! Komm, setzen wir uns jetzt ein bißchen zusammen, sei nicht ungemütlich!"

Auch der Referendar kam nun heran: „Kommen Sie, Doleschal, im Nebenzimmer gibt's Kaffee! Paul, ihr seid doch dabei? Wir wollen dann eine kleine Bank auflegen. Was sagst du?" — er stieß lachend seinen Bruder an — „Garczynski hat selbst unsern alten Herrn 'rumgekriegt!" Beide Brüder waren höchlichst amüsiert.

„Ich spiele nicht!" Doleschal warf den Kopf in den Nacken.

„Aber warum denn nicht?" Ganz verwundert riß der Rittmeister seine gutmütigen Augen auf. „Was soll man denn sonst machen, so nach Tisch?"

„Ich werde mich empfehlen. Adieu, Paul! Adieu, Richard!" So kühl hatte Doleschal sonst nie den beiden Brüdern die Hand gereicht. „Ich gehe ganz still fort, macht kein Aufhebens, adieu!"

Er war zur Tür hinausgekommen, ohne daß jemand sein Fortgehen bemerkte; draußen auf dem Steinflur, dessen ausgetretene rote Ziegel heut mit kostbaren Teppichen überdeckt waren, stob ein Pärchen auseinander. War das nicht der Inspektor Schulz und ein Frauenzimmer? Aber er hatte nicht weiter acht darauf; all seine Gedanken, all seine Sinne waren in Anspruch genommen von einem Gefühl, dessen Ursprung ihm nicht klar zum Bewußtsein kam. War es einzig sein Jagdmalheur, das ihn so niederdrückte?

Mit eiligen Schritten ging er auf den Hof, selber seinen Kutscher zu suchen. Rasch angespannt, nach Hause! Sowie er nur wieder in Deutschau war, nur wieder Helenens Auge auf sich ruhen fühlte, ihre Hand in der seinen hielt, würde ihm leichter sein, freier zu Sinn. Aber wie er auch rief und pfiff — kein Kutscher. Wo steckte der? Den Nachtwächter, der gerade die erste Runde machte, schickte er, ihn zu suchen.

Der fand ihn auch gleich. Aus der nächsten Scheune kam der Niemczycer Kutscher angestürzt, kurz von Atem und sehr verlegen. Er behauptete, geschlafen zu haben, Strohhalme hingen ihm auch noch an, aber Doleschal sah trotz der spärlichen Beleuchtung einen fliehenden Weiberschatten. Schämte sich der Mensch nicht, war ein alter Ehemann, hatte schon große Kinder und gab sich mit den Hofdirnen ab?

Heute schien alles darauf angelegt, ihn zu verstimmen! Mit gerunzelter Stirn stand Doleschal und wartete, bis angespannt war; da kam die Zofe aus dem Hause gelaufen: „Herr Baron, Herr Baron!" Die gnädige Frau ließe doch sehr bitten, der Herr Baron möchte doch nicht fortgehen, ohne der gnädigen Frau Adieu zu sagen.

Doleschal fühlte sich ganz beschämt. Er hatte sich heute so wenig um die Dame des Hauses gekümmert, er hatte es nicht einmal acht gehabt, daß sie sich beim Dessert schon zurückgezogen — es war wirklich liebenswürdig, ihm das nicht nachzutragen! Ja, die Frauen waren doch immer noch die Großherzigen in dieser Welt der Kleinlichkeiten!

Willig folgte er der Zofe, die in ihrem für eine dienende Person unverhältnismäßig eleganten Kleid, lange baumelnde Goldgehänge in den Ohren, vor ihm her huschte. Er sah nicht ihr verschmitztes Gesicht. Die Treppe hinauf, durch einen langen halbdunkeln Gang führte sie ihn, dann öffnete sie rasch eine Tür und schloß sie eben so rasch und leise wieder hinter ihm. Es wäre ihm an einem andern Tag vielleicht aufgefallen, daß sie so tat, als führe sie ihn zu einem Stelldichein.

Sie hatte ihn in Frau Jadwigas Zimmer eingelassen. Auf der roten rissigen Tapete lag ein vertrauliches Halbdunkel; die verhängte Lampe auf dem Tischchen warf nur einen weichen Schein auf die Dame im Sessel und das elegante, seidenverhängte Himmelbett hinter ihr. Das ganze Zimmer war durchduftet von dem Parfüm, das Frau Jadwiga liebte.

Sie war noch in Toilette; der schöne weiße Hals frei. Ungezwungen reichte sie ihm die Hand. „Sie wollen schon fortgehen, Baron?" Ihre langbewimperten Lider schlugen rasch auf und nieder, wie die zarten Flügel eines Schmetterlings.

„Gnädigste Frau, ja! Ich bin heute ein schlechter Gesellschafter, — verzeihen Sie, aber Sie wissen vielleicht" — ihm kam's plötzlich wie ein rettender Gedanke, sich dahinter zu verstecken — „welch ein Malheur ich heute bei der Jagd gehabt habe?"

„Ich weiß!" Sie nahm seine Hand und drückte sie herzlich, fast liebkosend glitt ihr Blick über ihn hin. „Das tut mir ja so leid! Mußte Ihnen gerade das passieren! Wenn's einem andern passiert wäre, meinem Mann zum Beispiel," — sie lachte hart und zog wie in plötzlicher Schmerzempfindung die Brauen zusammen — „der hätte sich gar nichts draus gemacht. Aber beunruhigen Sie sich nicht, bleiben Sie nur noch, ich habe ja schon nach Pociecha geschickt, es hat gar nichts auf sich, es geht der Person ganz gut!"

„Sie — Sie haben sich schon erkundigen lassen? O!" Er war völlig überrascht. „Gnädigste Frau, das haben Sie getan?"

Sie lachte wie ein Kind, dem eine Ueberraschung geglückt ist. Und dann sagte sie leise, fast schüchtern, mit gesenktem Blick: „Ich wußte ja, daß es Sie freuen würde!"

„Liebe gnädige Frau!" Er faßte ihre Hand und küßte sie. Aber diesmal war es nicht bloß der blonde Schnurrbart, der ihren Handrücken streifte, sie fühlte seine warmen Lippen.

Für einen Moment schloß sie die Augen; das war dasselbe wonnige, zum Vergehen angenehme Gefühl, das sie durchrieselte unterm Kratzen der

alten Nepomukena. Mehr — mehr! Sie öffnete die Lippen, den Kopf ein wenig hintenüberlegend, schlug sie die großen schwimmenden Augen auf.

Er sah den Blick nicht. Neben ihr sitzend, sah er gerade aus und sprach wie zu einer Dritten in einem warmen Gefühl: „Das Beste, was wir haben, sind doch unsre Frauen! Eines Mannes größtes Glück ist eine gute Frau!"

Wie er das sagte! Ganz einfach, schlicht, aber in einem Ton, den sie noch nicht von ihm gehört hatte. Ha, das galt nicht ihr, das galt einer andern, jener, seiner Frau!

Wie eine Katze, der man das Fell gegen den Strich streichelt, vibrierte sie. Ihre Nasenflügel bebten nervös, die kurze Oberlippe zuckte. Das Taschentuch in ihren Händen zu einem Bällchen drehend und wieder auseinander zerrend, hörte sie gar nicht mehr, was er sagte. Diese Worte galten nicht ihr — sie fühlte das. Und ein Haß stieg in ihr auf gegen jene langweilige blonde deutsche Frau. Und auch gegen ihn. Er war beschränkt — diese großen, blonden deutschen Männer, o wie dumm! Sie gähnte.

„Sie sind abgespannt!" Doleschal sprang hastig auf. „Verzeihung, ich hätte längst gehen sollen, aber Ihre große Güte und Liebenswürdigkeit haben mir das Herz warm gemacht. Haben Sie tausend Dank! Nun," — ein freundlicher Glanz machte sein Gesicht sehr anziehend, — „rasch zu meiner Frau!"

Sie hielt an sich, bis sein fester Tritt draußen auf dem Gang ausgehallt hatte, bis sie nicht mehr seine Befehle an den Kutscher hörte, auch nicht mehr das Rollen seines Wagens auf dem hartgefrornen Hof; dann brach sie in ein Lachen aus. Das war einmal verlorene Mühe gewesen — haha — nicht einmal angesehen hatte er sie! Glühendes Rot der Beschämung und des Zorns stieg ihr zu Kopf. Das Lachen ging in ein Weinen über, in ein heftiges ungebärdiges Schluchzen. Sie biß in ihr Taschentuch, zerriß es, schleuderte die Fetzen in einen Winkel; ihr Schluchzen wurde zum Schreien. Ein Krampf schnürte ihr die Brust zusammen, in die Kehle stieg es ihr wie eine Kugel; gerade noch, daß sie den Klingelzug erreichte.

Als Stasia nach geraumer Weile erschien, lag die Herrin vorm Bett auf den Knien, stöhnend, das Gesicht verzerrt. Kein Kognak half, keine Eau de Cologne; die Zofe lief, den Herrn zu rufen. Garczynski blieb ruhig; er kannte diese Zufälle. Geschickt das enge Kleid aufschnürend, hob er seine Frau aufs Bett und füllte dann die kleine Spritze mit der wasserhellen Flüssigkeit, die Doktor Wollinski verschrieben hatte, freilich nur für den äußersten Notfall. Aber war's jetzt nicht der äußerste Notfall? Vielleicht schaffte der Anblick allein schon Linderung. Er legte die Spritze aufs Tischchen am Bett; sich über die Leidende beugend, hauchte er erst auf ihre linke, dann auf ihre rechte Wange einen leichten Kuß: „Gute Besserung, meine Teuerste!" und stahl sich dann auf den Zehenspitzen wieder hinaus. Nach dem Doktor hatte er schon einen Wagen geschickt, auch die alte Nepomukena rufen lassen — etwas andres konnte er wirklich beim besten Willen nicht tun; und seine Gäste warteten, er hielt die Bank, ohne ihn stoppte das Spiel.

Jadwiga lag, mühsam atmend, wie unter einer schweren Last. Sie fühlte Schmerzen in der Brust, im Magen, im Rücken, ein Ziehen bis in die Fingerspitzen und um die Taille ein eisernes Band.

Kam der Doktor denn noch nicht, wo blieb der saumselige Mensch? Sollte sie hilflos sterben? Ach, keiner, dem sie teuer war, — ihr Mann unten bei seinen Spielern, und — er bei seiner Frau!

Wieder ein neuer Anfall; sie knirschte mit den Zähnen und verdrehte die Augen. Stasia näherte sich mit einer Wärmflasche; die Herrin hatte über eisige Füße geklagt. „Au, du brennst mich ja! Tollpatsch!" Die Hand der Kranken fiel klatschend auf die Wange des Mädchens. Und dann ein Tritt — krach — die Wärmflasche flog zum Bett heraus und ergoß, aufspringend, all ihr heißes Wasser über den Teppich.

„Ach, ich sterbe, ich sterbe! Gnade! Heilige Mutter! Au, diese Schmerzen! Bete, Stasia, bete!"

Die Zofe war's gewohnt, wenn die Herrin litt, mußte sie beten. Und so kniete sie denn, ihr elegantes Kleid ein wenig raffend, auf den durchnäßten Teppich nieder, kehrte die Augen nach oben, legte die Hände zusammen und begann. Ihr monotones Leiern verfehlte seine Wirkung nicht. Der Herrin starrer Blick begann sich zu mildern, die Lider zuckten, nun senkten sie sich, und Tränen in nicht endenwollender Flut strömten darunter hervor.

„Bete, bete, ich schenke dir auch die rotseidene Bluse — den Sonnenschirm — ach, bete nur, bete!"

Stasia leierte noch eine Weile. Ah, nun hatte die Pani die Augen zugemacht! Psiakrew, wenn sie doch einschliefe! Das würde wieder eine schöne Nacht werden, statt sich zu amüsieren, konnte man wohl gar hier auf den Knien liegen. Wenn doch wenigstens die Nepomukena bald käme, das alte Gespenst!

„Bete, bete!" stöhnte die Herrin.

„Ich bete ja in einem fort!" Stasia schnitt eine Grimasse — was scherte sie die rotseidene Bluse, der Sonnenschirm, sie wollte doch lieber bei Pan Sziulc auf dem Sofa sitzen.

Draußen raschelte es, leise wurde an die Tür geklopft. Aha, die Nepomukena!

Aber es war nur der Bote, den man nach ihr geschickt: die Nepomukena sei krank, sie liege im Bett und schwitze, und der Husten quäle sie auf der Brust.

„Krank — ?!" Stasia machte ein langes Gesicht.

„Krank?" wiederholte die Leidende. Sie setzte sich hastig aufrecht in den Kissen, ihr Gesicht rötete sich: die Nepomukena sollte kommen, mußte kommen!

„Die Filomena läßt fragen, ob die gnädige Pani nicht will ihr erlauben zu kommen, anstatt der Mutter?" flüsterte der Bote.

„Psiakrew, die Nepomukena soll kommen, auf der Stelle!" Die Herrin schrie laut: „O, die Schmerzen, die Schmerzen!" Nein, das Morphium half diesmal gar nichts! „Die Nepomukena, die Nepomukena!"

Weniges später jagte ein zweiter Wagen zum Hoftor hinaus, hin nach den Hütten der Komorniks. Wenn die Nepomukena denn nicht gehen konnte, so sollte sie fahren.

Der Stróż auf dem Hofe hatte längst mitternacht gepfiffen, als endlich Ruhe ins Herrenhaus kam.

Die alte Nepomukena war da gewesen; von zweien geführt war sie hinauf gewankt, aber da war die Herrin schon eingeschlafen gewesen.

Frau Jadwiga schlief so fest, daß sie nicht einmal mehr die Abfahrt der Gäste gehört hatte. Mit viel Gepolter war die vor sich gegangen und mit viel Gelächter. Türen waren geworfen worden, über den Flur schlorrten die Herren und verstrickten die schweren Füße in die Teppiche; auf den Stufen der Hoftreppe, die die Mitternacht mit ihrem eisigen Hauch überglast, waren ihrer einige fast zu Falle gekommen. Noch auf den Wagentritten strauchelten sie.

Garczynski taten Arm und Schulter weh; er hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich jedem seiner Gäste in den Wagen zu helfen, der Diener durfte nur ein wenig nachlupfen, die Pelzdecke zurechtzupfen und den Schlag schließen. Erleichtert atmete der Hausherr auf, als die letzte Verbeugung gemacht, zum letztenmal grüßend mit der Hand gewinkt war: „Auf Wiedersehen, auf Wiedersehen! Herzlichsten Dank! Wohl bekomm's!" Mit dem befriedigenden Gefühl, ein gutes Stück dem Ziele näher gekommen zu sein, suchte Garczynski sein Bett auf. Er überdachte: das hatte wiederum eine Menge Geld gekostet, aber der Erfolg würde schon zeigen, daß es sich verlohnte, noch einmal ein Stückchen Wald zu schlagen! Die Kommission würde ja wahrscheinlich doch alles herunterhauen. Eigentlich schade um den Wald, in dem die alten Garczynskis einst Wolf und Bär und Hirsch und Elch gejagt — pah, jetzt gab's ja doch nur noch miserable Hasen, selten genug Rehe darin — die Hauptsache war, daß die Kommission kaufte. Und sie würde kaufen; angebissen hatte sie bereits, das heutige Jagddiner hatte den Wert des Objekts entschieden um zwanzigtausend Mark erhöht. Viel fehlte nicht mehr am geforderten Preis. Und die Kandidatur war entschieden auch aussichtsreicher geworden. Alle Gäste hatten ihn ihrer Hochachtung versichert, der Landrat ihn noch vor der Abfahrt heimlich in eine Ecke genommen: „Mein Bester, ich höre, Sie wollen sich aufstellen lassen bei der nächsten Wahl? Gratulor, gratulor!" hatte mit den weinmüden Augen gezwinkert und ihm verständnisinnig die Hand gedrückt. Wenn die nicht wider ihn waren, wer sollte denn wider ihn sein? Gorka hatte ihn versichert, daß er's wagen könne; von höchster Stelle aus werde die Hand über ihn gehalten, und — der Pole dehnte sich behaglich in seinem weichen Bett und gähnte aus Herzensgrund —, dann war ja kein Fehlschlag zu fürchten! Der Niemczycer konnte einem ordentlich leid tun — wenn der sich etwa mit Hoffnungen trug! Ganz ruhig schlief Alexander von Garczynski ein.

Der Hauptbau lag dunkel, nur im Seitenflügel, im Zimmer von Pan Sziulc brannte noch Licht. Man genierte sich da so wenig, daß man nicht einmal die Rouleaux herunterließ. Stasia hatte über die steile Dienerstiege, die verfetteten und bespuckten Steinstufen, die zur Inspektorwohnung führten, manches hinaufgeschafft: Austern, Pastete, Mayonnaise, Kompotts, Torte, Eis, und vor allem Wein: Ungar und Sekt. Der kleine Tisch in der engen Inspektorstube war überladen, im Waschbecken standen die Sektflaschen.

Gott sei Dank, die Mamsell schlief schon; die hatte genug von den Lasten des Tages, aber der fremde Koch, den man aus Posen hatte kommen lassen, machte mit. Stasia hatte auch einen anstrengenden Tag hinter sich; seit dem frühen Morgen war sie auf den Füßen, man hatte sie hier und dorthin gerufen, überall gebrauchte man sie. Was hatte allein die Frisur der Herrin für Schweiß gekostet, und jetzt zuletzt die Beterei! Und doch tanzten ihr noch die Augen im Kopf. Nur mit einem leichten Gähnen lehnte sie sich an Herrn Sziulc. Ein klein wenig maulte sie: kaum ein Trinkgeld hatte es gegeben für all die Plackerei! Alle Herren hatten in den Taschen gesucht — der Herr Rittmeister war ganz schamrot geworden, daß er keinen Taler mehr für sie fand, nur ein lumpiges Markstück!

„Hihihi!" Sie kicherte in sich hinein, und dann schüttelte sie sich vor Lachen, daß ihre langen goldenen Ohrgehänge baumelten: „Die hatte der gnädige Pan wieder ordentlich ausgebeutelt!"

Der hübsche Inspektor schlang den Arm um die Lustige. Sie saßen miteinander auf dem harten Ledersofa, dessen Heufüllung durch verschiedene Schlitze herausquoll. Sziulc spießte mit seinem Taschenmesser die Leckerbissen auf — Gabel und Messer hatte man nicht —, Stasia aß mit den Fingern. Nur ein paar Biertulpen waren oben, sie tranken den Sekt aus diesen. Uebermütig goß das Mädchen die Neige seines Glases dem Manne auf den Kopf: „Wohl bekomm es dir!" Der Posener Koch amüsierte sich: ei, konnte die saufen!

Die Männer hätten sie gerne trunken gemacht, aber Stasia widerstand: da würde sie sich schön hüten, da sollten sie sich andre holen!

Ja, das wollten sie auch! Sziulc schlug auf den Tisch: eine, noch dazu eine, die nicht trunken war, war viel zu wenig! Wenn die Hofmägde nicht struppig waren, nicht voll vom Staub des Ackers, waren sie hübsch genug!

Stasia lachte: mochte er sich doch welche holen! Aber daß er sich nicht verriet, wenn er zum Mägdehaus tappte — leise, leise! — und dann durch die Gitterstäbe des Fensterchens die Hand gezwängt und angepocht, dann machten sie auf.

Er lachte sie aus; als ob er das nicht selber wüßte!

Ihrer fünf, die Hübschesten, fanden sich bald ein — wie durften sie zögern, wenn Pan Inspektor sagte: „Dalli?!"

Mit rotgeschlafenen Backen, die Augen erschrocken aufreißend, drückten sie sich erst stumm auf einen Haufen. Aber der süße Wein, den man ihnen reichlich gab, löste ihnen bald die Zungen. Sie schwatzten und sangen; am liebsten hätten sie getanzt. Die kleine Inspektorstube, so niedrig, daß die Decke fast mit der Hand zu erreichen, war überfüllt. Auch den Schreiber, der nebenan wohnte, hatte man noch zuziehen müssen. Man mußte sich dicht zusammendrängen, jeder Mann hatte zwei Mädchen auf dem Schoß.

Ein Gekicher, ein Gejuchze, ein Gepolter, ein Gekreisch, ein Gesinge, ein Gegröle war in der Inspektorstube, daß der Stróż, der seine einsame nächtliche Runde über den Hof machte, unterm Fenster stehen blieb und verlangend mit seinen roten Augen hinaufplierte: die tranken, wenn doch auch etwas für ihn abfiele! Er pfiff — daß sie doch merkten, daß einer unterdes für sie wachte!

Da öffnete sich das niedrige Fenster: „He, Stróż!"

Er glotzte nach oben mit offenem Mund: im Lichtstreifen, der aus der Stube fiel, schwenkte ein Arm eine Flasche. „He, Kopf hintenüber, Maul auf! Sollst auch was abkriegen! Aufgepaßt!"

Der Nachtwächter riß den zahnlosen Mund auf und streckte gierig die Zunge.

Von oben herunter goß eine Sekttraufe, aber sie traf nicht ins geöffnete Tor, auf die Pflastersteine unterm Fenster plätscherte sie. Da kniete der alte Mann nieder und schlürfte.

Oben waren sie jetzt alle des süßen Weines voll. Die Hofmägde lachten sinnlos. Pan Sziulc hatte sie heimlich alle mit ihren langen Zöpfen aneinander gebunden — nun hieß er sie aufstehen, und sie rissen sich kreischend zu Boden.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Auf der Bordschwelle stand der junge gnädige Herr, im eleganten Nachthemd, nur die Hosen an. Sein Knabengesicht blickte mit weitaufgerissenen Augen.

„Pfiakrew!" Der Inspektor taumelte auf, um hastig die Lampe zu verlöschen.

Aber Stasia hatte noch Besinnung genug: es war ja nur Pan Bolek, das machte nichts!

Und sie sprang auf den jungen Menschen zu, faßte ihn um den Hals und zog ihn vollends in die Stube. —

Der Tag graute, frostig und nüchtern. Wie Opfer der Seekrankheit über Bord, hingen die Hofmägde ihre Köpfe über die Fensterbrüstung. Drinnen auch ein Bild der Verwüstung. Flaschen und Schüsseln und Ueberreste am Boden, schwerer Zigarettenduft in der Luft, gemischt mit dem Dunst der Weinneigen.

Grünblaß saß Herr Boleslaw auf dem Ledersofa zwischen Stasia und Herrn Sziulc. Vergebens pries der Inspektor lallend jetzt einen kräftigen Schnaps an. Der junge Herr schüttelte verneinend den Kopf, wie zerbrochen hing er in des Mädchens Armen. Auch Stasia war jetzt kreidebleich, aber durch ihr umnebeltes Gehirn schoß noch ein Gedanke: der junge Herr mußte zu Bett — fort — zu Bett! Sie rüttelte ihn, er fiel ihr weinend um den Hals.

Drunten plötzlich ein donnerndes Pochen am hölzernen Hoftor — Wortwechsel — Schlüsselrasseln —, zögernd machte der Stróż auf. Ein Wagen fuhr ein. Jetzt ein Reißen an der Klingel — noch einmal — noch einmal — ein Läuten unausgesetzt. Das kam aus dem Zimmer der Herrin.

„He, Stasia, pst!" Der Nachtwächter pfiff gellend unterm Fenster. „Ist Pan Doktor gekommen für gnädige Pani! Stasia, he, du!"

Aha, sie wurde verlangt! Aus alter Gewohnheit taumelte Stasia auf, der Knabe entglitt ihren Armen, sie ließ ihn fallen. Ueber ihn weg stieg sie und stolperte zur Tür.

Aber nicht weit kam sie. Ihr schwindelte, sie wußte gar nichts mehr — mochte die läuten, läuten, läuten! In einem Winkel des Ganges sank sie hin.

(Fortsetzung folgt)

Neues Jahr

Von

Rudolf Herzog

Die Augen auf zur neuen Wacht,
Und wischt die Wehmut von den Stirnen!
Zu End' geht auch die längste Nacht,
Und purpurn färben sich die Firnen;
Mit eurer Fackel letztem Loh'n
Entzündet neue Feuerzeichen,
Es soll des Schlummerliedes Ton
Die Hand dem Morgensange reichen.

O erster Morgen, letzte Nacht,
Wie lieb' ich euch im Jahresreigen.
Es tropft des Rauhreifs blanke Pracht
Wie fließend Silber von den Zweigen.
Zerflattert ist die Nebelwand,
Es ist ein Wallen und ein Wehen,
Es läßt des Herrgotts starke Hand
Den Vorhang auf und nieder gehen.

Den Vorhang hoch! Ein neues Stück
Soll sich aus Traum und Wachen heben.
Und sei es Leid und sei es Glück,
So ist es doch — ein Menschenleben.
O, wenn du weißt, was Leben heißt,
So werden lieb dir selbst die Sorgen.
Die Nacht ist lang, die Welt vereist,
Du aber drängst zum Frühlingsmorgen.

Der Frühling . . . Sieh — das ist das Wort!
Neujahrsnacht liegt auf Winterwegen.
Du aber fühlst: Nun geht es fort
Und immerfort dem Lenz entgegen!
Kein Sehnen in dir, das nicht wüßt':
Es ringt ein Lied sich aus dem Schweigen,
Die Lippen, die du nicht geküßt,
Was gilt's? jetzt werden sie sich neigen.

Es blitzt das Aug', es zuckt der Mund,
Und kühner strecken sich die Glieder;
„Was ich verlor in dunkler Stund,
O Leben du, ich hol' es wieder!
Ich hol' es in das Sonnenlicht,
Du Sieger wirst dich mir ergeben.
Ein Schwertlied singt's: Dem Sieger nicht,
Dem Kämpfenden gehört das Leben!"

O wunderbarer Neujahrsgruß,
Den ich erlausch' aus deinen Glocken.
Heb auf, du Menschenkind, den Fuß
Und achte nicht der Winterflocken,
Und schreit ins neue Jahr hinein,
Als schritt'st du zwischen Blumenbeeten.
Fällt welkes Laub dir hinterdrein,
Mag es die Zeit zusammenjäten.

Sport und Hypnose

Von

Balduin Groller

Der Radfahrsport hat der Welt eine wissenschaftliche Offenbarung gebracht, für die die eigentliche ausreichende Begründung noch immer fehlt. Es ist ein Wunder, das wir anstaunen, ohne es recht zu verstehen. Und doch kein Wunder. Denn jede Täuschung, auch die Selbsttäuschung, ist ausgeschlossen, und wir haben handgreifliche Tatsachen vor uns, die jeden Augenblick mit mathematischer Genauigkeit zu umschreiben und zu beweisen sind.

Man kann die körperliche Leistungsfähigkeit eines Menschen durch ein überaus einfaches Mittel außerordentlich steigern, ja verdoppeln! Vor etwa einem Jahrzehnt noch wäre eine solche Behauptung leicht und rasch abzutun gewesen: allerdings kann man das, und das einfache Mittel besteht im Training. Der Abstand zwischen der Leistungsfähigkeit eines trainierten und eines nichttrainierten Menschen ist ein ganz kolossaler, jedenfalls viel größer, als in Laienkreisen angenommen wird. Das wissen wir, aber nicht das ist hier gemeint. Das Wunder besteht vielmehr darin, daß von zwei gleich starken und gleich trainierten Menschen der eine durch das erwähnte sehr einfache Mittel sofort doppelt so leistungsfähig gemacht werden kann wie der andre, und dabei ist das Mittel eigentlich nur ein psychologisches.

Es ist bekannt, daß tiefe seelische Erregungen, die wilde Verzweiflung, ein leidenschaftlicher Wahn, ein rasender Zorn in der Tat auch die physischen Kräfte verdoppeln können. Aber davon ist hier nicht die Rede. Im Gegenteil, der Mann wird in die denkbar größte Gemütsruhe versetzt — das eben ist das Merkwürdige. Begeben wir uns auf das Gebiet der Tatsachen! Die Radfahrerei begann als Sport, und erst im weiteren Verlaufe entwickelte sich das Fahrrad zu einem Verkehrsmittel. Der ursprüngliche Zweck war neben dem Vergnügen die Erzielung hoher Geschwindigkeiten. Es begann die Rekordjagd, und in der ganzen Welt verfolgte die Radfahrerschaft diese Jagd mit gespanntestem Interesse. Wer die englische Meile = 1609 m in drei Minuten hinter sich brachte, durfte sich schon sehen lassen. Als der Deutsche August Lehr in England die besten Männer schlug und die englische Meisterschaft eroberte, da war das förmlich ein Nationalfest für die deutsche Radfahrerschaft. Lehr hatte, um die Meilenmeisterschaft zu gewinnen, etwas mehr als drei Minuten gebraucht.

Die Rekords wurden immer mehr gedrückt, und in der internationalen Radfahrerschaft wurden aufregende Debatten darüber geführt, ob das nahende zwanzigste Jahrhundert zuerst den Zweiminutentraber oder den Zweiminutenradfahrer sehen werde. Gemeint war, ob das Traberpferd, dessen Schnelligkeit zu erreichen damals den Ehrgeiz des Radfahrsportes bildete, oder der Radfahrer zuerst die englische Meile in zwei Minuten oder darunter werde hinter sich bringen können.

Weiter regte man sich darüber auf, ob es wohl menschenmöglich sei, auf dem Rade in einer Stunde eine Strecke von 40 km zu bewältigen, und es gab ein gewaltiges Staunen, als die Nachricht eintraf, daß der Südafrikaner Meintjees als Erster die Leistung vollbracht habe. Noch mehr Bewunderung gab es, als der Engländer Frank Shorland die Riesenleistung von 500 km in 24 Stunden aufstellte. Die Strecke entspricht genau der Entfernung zwischen Wien und Triest.

Wenige Jahre später — und das Bild ist völlig verändert. Der Ehrgeiz richtet sich nicht mehr gegen das Traberpferd, nicht einmal gegen das Rennpferd, als dessen schnellste Zeit über die Meile 1 Minute 35 Sekunden notiert ist. Denn der Radfahrer hat die Meile schon längst in einer Minute bezwungen. Die Geschwindigkeit, die Meintjees mit ungeheurer Anstrengung für eine Stunde aufbrachte, wird vom Radfahrer durch 24 aufeinander folgende Stunden durchgehalten, und was Frank Shorland, jener ob seiner Kraft und Ausdauer, seiner Energie und wunderbaren Mutes so viel gefeierte Jüngling vor etwa zehn Jahren vollbrachte, das sieht er nun verdoppelt.

Was ist geschehen? Das Mittel hat gewirkt, das einfache Mittel. Welches ist dieses Mittel? Die Führung.

Das Merkwürdigste, was man sich denken kann. Einer der wichtigsten Zwecke des Sportes ist die Entwicklung der Fähigkeit, alle seelische und körperliche Energie zusammenzuraffen für den entscheidenden Kampf, und doch kann selbst der energischste und besttrainierte Kämpfer im Radfahrsport auch nicht für eine Minute ohne Führung dieselbe Leistung aufbringen wie mit ihr. Eine physische Unterstützung wird ihm durch die Führung nicht zuteil; er wird nicht gezogen, er wird nicht geschoben, und keine Gewichtsbegünstigung kommt ihm zu statten. Und doch — nicht eine Minute, nicht eine halbe, nicht eine Viertelminute kann er sich ohne Führung neben einem geführten Konkurrenten behaupten. Dieser geht spielend über ihn hinweg und wird ihn, mag er sich noch so verzweifelt wehren, in kürzester Zeit besiegt haben. Und nicht nur zwei Gegner, bei denen schließlich doch ein Unterschied in der Qualität angenommen werden könnte, bieten dieses Schauspiel dar, es ist auch ein und derselbe Mann vollauf ausreichend, das merkwürdige Phänomen zu erhärten. Er fliegt mit der Führung wie ein Triumphator dahin, und versagt diese, dann gleicht er plötzlich einem hilflosen Kinde und ist mit einem Schlage auf die Hälfte seiner Leistungsfähigkeit gesetzt. Man kann's ihm mit der Uhr in der Hand vorrechnen! Und da nützt auch keine Anstrengung, kein Aufraffen; er ist förmlich seiner Kraft beraubt. Es kommt ihm nicht nur die Schnelligkeit, sondern auch die Ausdauer abhanden, er klappt zusammen, ein Häufchen Unglück, kläglich anzuschauen.

Die wunderbare Wirkung der Führung ist noch durchaus nicht zur Genüge erklärt. Vielleicht weil die Radfahrer im allgemeinen zu wenig

Philosophen und die Philosophen zu wenig Radfahrer sind. Die einzige und schon darum die beste Erklärung, die ich nach langer geduldiger Beobachtung und vielfachen persönlichen Versuchen zu geben vermag, ist die, daß der Geführte durch das höchst aufmerksame Hinstarren auf das Hinterrad der Führungsmaschine, das ihm wie ein weißlichgrauer Nebelstreif erscheint, in einen hypnotischen Zustand, eine Art von Halbschlaf, verfällt, der ihn wunderbar frisch erhält. Alle physische und psychische Energie konzentriert sich auf die zu leistende Arbeit. Es gibt keinen Nebengedanken und keine Nebenempfindung, und alle sonstige Gehirntätigkeit ist förmlich eingestellt. Das ist es, was die Leistungsfähigkeit für den einen Zweck ins Ungeheure steigert. Das Hinstarren erfolgt aus allernächster Nähe. Je näher das Vorderrad des Geführten dem Hinterrad des Führenden, desto wirksamer die Führung. Ein Meter Entfernung schwächt die Wirkung schon außerordentlich ab, und bei einem Zwischenraum von mehreren Metern versagt sie überhaupt. Wie sehr da ein aufmerksames Hinstarren erforderlich ist, liegt auf der Hand. Die Geschwindigkeit ist eine rasende; dabei soll der Geführte seine Maschine stetig womöglich auf Fingerbreite der Maschine vor ihm nahe halten, sie aber um keinen Preis berühren, denn das gäbe sicheren und bösen Sturz. Da heißt es denn ordentlich hinstarren, und das bewirkt in wenigen Sekunden jenen wundertätigen Halbschlaf, der allein zu der erhöhten Leistung befähigt. Ist dann die Fahrt zu Ende, dann gibt es ein Erwachen in verhältnismäßiger Frische, so daß man immer noch weiter gekonnt hätte. Reißt aber die Führung ab oder versagt sie, auch auf halber Strecke, dann stellt sich beim Fahrer in unglaublich kurzer Zeit totale Erschöpfung ein.

So die Tatsachen, an denen nicht zu rütteln ist, da sie tausendfach beglaubigt sind und täglich aufs neue beglaubigt werden. Und nun die Frage: warum sind aus ihnen noch nicht die weiteren Konsequenzen gezogen worden? Für alle Freunde der leichten Athletik, für die vielen Tausende von Klubs, die sich der Pflege der athletischen Sports widmen, bietet sich da ein Problem dar, dem näher zu treten sich aus sportlichen wie aus wissenschaftlichen Gründen wohl verlohnte. Ist das Wunder der Führung nur auf das Gebiet des Radfahrsports beschränkt? Wahrscheinlich nicht, man darf wohl sagen, gewiß nicht. Man hat auch schon viel damit herumprobiert. Das Führpferd auf dem Turf ist keine seltene Erscheinung, und bei Rekordversuchen auf der Traberbahn ist der Running mate, der galoppierende Begleiter, sehr häufig als unerläßlich erachtet worden, und selbst Schwimmer unterstützt man schon durch wechselnde Führung, — aber all das ist die „wahre Liebe“ nicht. Den Schwimmer wird man nicht in einen Halbschlaf versenken, dazu erhält ihn schon das kalte Wasser zu munter, und ob die Pferde immer geneigt sein werden, sich hypnotisieren zu lassen, das ist noch sehr die Frage.

Gerade dort aber, wo die Versuche am ehesten Erfolg zu versprechen scheinen, auf dem Gebiete des Pedestrianismus, sind sie noch gar nicht angestellt worden. Die Geher und Läufer, die sich am leichtesten dieselben Führungsbedingungen verschaffen können, wie sie dem Radfahrer zu statten kommen, haben noch nichts beigetragen zur Aufhellung eines Phänomens, das in gleicher Weise das physiologische wie das psychologische Interesse für sich in Anspruch nimmt. Allerdings waren bei den kürzlich abgehaltenen Distanzmärschen der Londoner und Pariser Börsebesucher, bei denen, nebenbei gesagt, sehr achtungswerte Resultate zu Tage gefördert worden sind, auch Radfahrer als Führungsmannschaften beteiligt, aber das war keine systematische Führung und konnte es unter den gegebenen Verhältnissen nicht sein. Der Führer war hier Begleiter, der, wo es not tat, vorausfuhr und eine Erfrischung besorgte, und der dann wieder seinem Schützling bei beginnender Verzagtheit Mut zusprach, ihn anfeuerte und moralisch aufrichtete. Auch das ist sehr wertvoll, aber damit ist der eigentliche Wert der Führung noch nicht erschöpft.

Der Weltrekord im Laufen über 100 englische Ellen = 91,4 m steht auf $9^4/_5$ Sekunden. Die Höchstleistung für eine Stunde beträgt 18,878 km, gelaufen. Gegangen wurden bereits 13 km in der Stunde. Das sind ganz außerordentliche und erstaunliche Leistungen, die erzielt wurden ohne Führung. Wäre es nun nicht möglich, alle diese Weltrekords in der Luft zu zerreißen, wenn es gelänge, sich die Vorteile der Führung zu erobern? Es ist heute kein deutscher Athlet auf den Beinen, überhaupt in der ganzen Welt keiner, der 100 m in 10 Sekunden hinter sich bringen könnte. Gelingt es, sich die systematische Führung nutzbar zu machen, dann müßten sich Hunderte finden, die die Strecke mit fliegendem Start in 8 Sekunden bewältigen, und dann werden nicht mehr 18 km die Höchstleistung für die Stunde vorstellen, sondern wohl 24 und in absehbarer Zeit vielleicht 30 km! Das klingt natürlich sehr phantastisch, aber man halte sich vor Augen, daß man vor kaum mehr als zehn Jahren den fürs Tollhaus reif erklärt haben würde, der da behauptet hätte, ein Radfahrer könne aus eigner Kraft 84 km in der Stunde bewältigen.

Es käme also auch auf einen Versuch an, und nicht auf einen, sondern auf viele, sehr viele. Als Führungsmaschine müßte ein Motorzweirad dienen, dessen Gang so genau zu regulieren wäre, wie der einer Uhr. Man stelle die Maschine zunächst auf 12 km in der Stunde ein, und bei fortschreitender Uebung steigere man die Schnelligkeit. Nicht zu vergessen die große Tafel hinter dem Rücken des Motorfahrers mit dem weißen Strich! Der weiße Strich ist unerläßlich. Es müßte doch merkwürdig zugehen, wenn da die Welt nicht noch ganz kolossale Ueberraschungen erleben sollte. Gelingt das Experiment, und nach der gegebenen Analogie sehe ich nicht ein, warum es nicht gelingen sollte, dann wird der Schnellauf der kommenden Generation sich zu dem der früheren verhalten wie die Lokomotive zur Postkutsche. Weltrekords, die jahrzehntelang nicht gebrochen werden konnten, werden zersplittern, und alle Leistungen aller früheren Jahrhunderte werden kläglich in den Schatten gestellt sein. Eigentlich eine tolle Sache und wirklich nicht recht glaublich, aber des Versuches doch wert.

Der Hauptpalaſt des Maharadſchas von Alwar

Der Maharadſcha von Alwar und ſein Reich

Von

Ernſt von Heſſe-Wartegg

Yours Sincerely
Jey Singh.
Maharajah of Alwar.

Auf den Landkarten von Vorderindien findet man etwa in der Höhe von Bombay und Kalkutta ein großes Gebiet, über das das Wort Rajputana gedruckt iſt. Es enthält viele der bisher noch „unabhängig“ gebliebenen Staaten der indiſchen Maharadſchas und Radſchas, Raos, Begums und wie die altangeſtammten Herrſcher ſonſt noch heißen mögen. „Unabhängig“ natürlich nur inſoweit, als es die Herren von Indien, die Engländer, zugeben. In jedem der nach Hunderten zählenden Staaten ſitzt ein engliſcher Reſident, der das Gebaren der Fürſten und ihrer Regierung in bezug auf den Verkehr mit den Nachbarſtaaten überwacht, den jährlich an England zu zahlenden Tribut einkaſſiert und acht gibt, daß es zu keinem Aufſtand gegen die Engländer kommt. Nur in bezug auf die innere Verwaltung ihrer Staaten ſind die Fürſten vollſtändig unabhängig. Sie haben ihre eignen Veziere oder „Diwans“, die etwa unſern Miniſtern entſprechen, ihre eigne Gerichtspflege, Polizei, Steuer-, Stadt- und Dorfverwaltung. Die Staatsfinanzen ſind ihnen unterſtellt, ſie haben ihr eignes Militär, in manchen Staaten ſogar ihr eignes Poſt- und Münzweſen, grundverſchieden von dem engliſchen. Viele dieſer indiſchen Königreiche und Fürſtentümer, beſonders in Bundelkhand, umfaſſen nur ein paar hundert Quadratkilometer mit kaum hunderttauſend Einwohnern, eine ganze Reihe ſind ſogar kleiner als der kleinſte Staat des Deutſchen Reiches, andre dagegen können ſich an Größe und Bevölkerungszahl mit den Staaten Süddeutſchlands meſſen.

Ein ſolcher Staat iſt Alwar. Vor Jahrhunderten gelang es einem tapferen Heerführer des Meosſtammes, eine Reihe kleiner Staaten im Gebiet von Merwar zu unterwerfen, und ſein heutiger Nachkomme, der Maharadſcha von Alwar, herrſcht über ein Gebiet ſo groß wie das Großherzogtum Heſſen. Wie einſt der Großmogul von Indien auf dem weltberühmten Pfauenthron von Delhi über die Mehrzahl der Radſchas herrſchte, ſo herrſcht heute der Maharadſcha von Alwar über eine Reihe kleiner uralter Feudalſtaaten, die ihm Tribut zahlen und Heerfolge leiſten müſſen. Dafür muß der

Beherrscher von Alwar den Engländern im Bedarfsfalle von seiner Armee 600 Reiter und 1000 Fußsoldaten zur Verfügung stellen. Sonst aber ist er vollständig unabhängig und, was seine Einkünfte und die Pracht seines Hofstaates anbetrifft, selbst ein kleiner Großmogul.

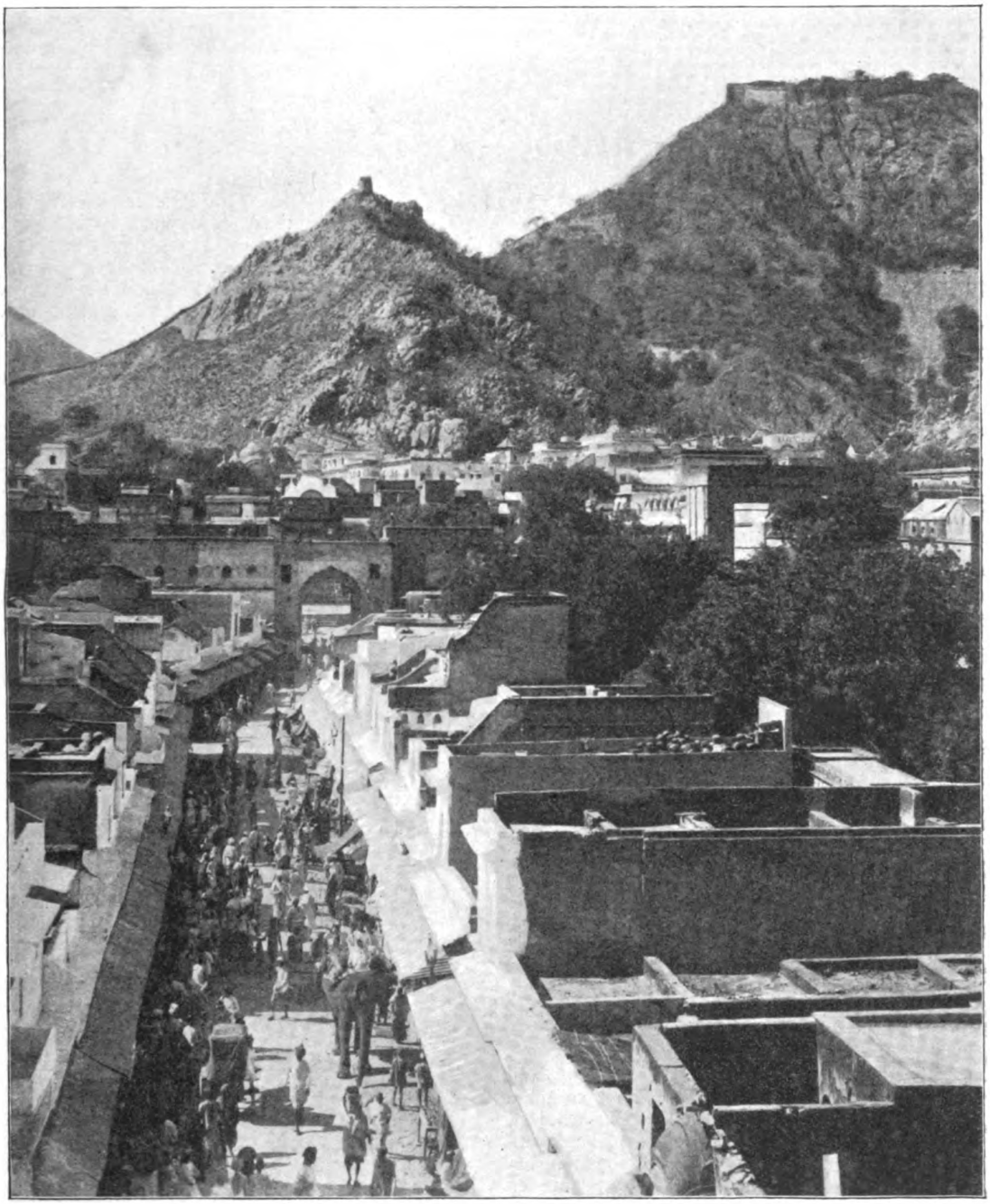
Ich hatte von dem seltsamen, ursprünglichen Leben in diesem altberühmten Staat der Radschputen, d. h. Königssöhne, so viel gehört, daß ich Alwar von Delhi aus besuchte. Dank meinen Empfehlungen seitens der englischen Regierung wurde ich in der Hauptstadt als Gast des Landesherrn empfangen. Ein Hofbeamter erwartete mich bei der Ankunft des Eisenbahnzuges und brachte mich in einem eleganten Wagen nach einem reizenden kleinen Palais außerhalb der Stadt. Dieses, ebenso wie Wagen, Reitelefant, Reitpferd und ein Dienerschwarm von einem Dutzend beturbanter unterwürfiger Indier blieben während meines mehrtägigen Aufenthaltes zu meiner Verfügung. Ich wohnte in dem ganz modern eingerichteten Palais so bequem wie nur irgendwo im Herzen Europas, und doch befand ich mich in einem der wildesten Gebiete Indiens.

Von meiner Wohnung aus war von der an 100 000 Einwohner zählenden Hauptstadt dieses, das berühmteste Jagdgebiet Indiens umfassenden Reiches nichts zu sehen, nicht einmal das Haus eines Europäers, wie solche sich sonst in den Hauptstädten der Eingeborenenstaaten in der Nähe der Eisenbahnstation befinden. Im ganzen Staate Alwar gibt es mit Ausnahme einiger Offiziere und Missionare überhaupt keine Europäer. Erst als ich auf der Fahrt nach der von üppigen Obstgärten umgebenen Stadt die zu ihren Toren führende Hauptstraße erreichte, konnte ich aus dem hier herrschenden Verkehr auf das Leben schließen, das in ihr selbst wogen mußte. Scharen von halbnackten, dunkelhäutigen Landleuten trugen auf ihren beturbanten Köpfen in großen Körben Gemüse, Tabak, Brennholz und andre Landesprodukte; zwischen ihnen wandelten Weiber mit nacktem Oberkörper und kurzen, faltenreichen Röckchen, die von den Lenden bis an die Knie fallen. Kopf und Schultern waren mit leichten Schleiern in den buntesten Farben bedeckt, Brust und Rumpf freilassend. Manche dieser Phulkaris genannten Umhängetücher blitzten und strahlten bei jedem Schritt ihrer leichtfüßigen Trägerinnen, als wären sie mit Diamanten besät. In Wirklichkeit rührt dieses besonders im hellen indischen Sonnenlichte blendende Gefunkel von unzähligen kleinen Spiegelstückchen her, die auf den Stoff genäht sind.

Ein Straßenbild: Bhilsfrauen, Brennmaterial tragend

Noch bunter, bewegter, fremdartiger war das Bild, als ich durch das stark befestigte Tor der Stadtmauer in die Stadt einfuhr. Zu beiden Seiten der langen, engen Straße einstöckige, buntbemalte Häuser mit flachen Dächern, Balkonen und Veranden, die glaslosen Fenster stark vergittert, an der Straßenseite überall Kaufläden und Werkstätten, in denen die fleißigen Waffenschmiede, Schuster, Schneider, Müller, Gold- und Silberarbeiter, Sticker und Weber unter den Augen der Passanten ihren Gewerben oblagen. In der Mitte der Stadt kreuzen sich die beiden Hauptstraßen, und über diese Kreuzung wölbt sich ein hoher Bau in maurisch-indischem Stil, das Grabdenkmal von Sultan Tarang, einem Bruder des berühmten Großmoguls Feroz Schah, der in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts auf dem Thron von Delhi saß. Jenseits dieses hohen Kuppelbaues gewahrte ich einen eigenartigen, mit Hunderten kleiner Figuren und pyramidenartigen Türmchen geschmückten Hindutempel, und an diesen schließt sich die Mauer, die die Palaststadt des Maharadschas umgibt. Unbehindert durch die in malerischen Uniformen prangenden Leibwachen durchfuhr ich mehrere Höfe mit anspruchsvollen, mehrstöckigen Gebäuden aus weißem Marmor, die Regierungsämter von Alwar, dazu die Bibliothek, Waffen- und Schatzkammern, sowie die Wohnungen des aus Tausenden von Personen bestehenden Hofstaates enthaltend. In der Mitte der wohlgepflasterten Höfe plätscherten Fontänen, umgeben von Marmorterrassen und reizenden indischen Pavillons mit Spitzkuppeln auf Marmorsäulen. Hinter diesen Haupthöfen dehnen sich andre aus mit den Stallungen der Staatselefanten, deren es am Hofe von Alwar an fünfzig gibt; in eisernen Käfigen sind die Jagdfalken, Jagdleoparden und Tschitahs (Geparde) untergebracht, mit denen der Fürst zeitweilig auf Antilopen jagt. Am Tore zum letzten Hofe mußte ich den Wagen verlassen und den Schirm, der mich gegen die sengenden Gluten der Sonne schützte, schließen, denn dort befindet sich der eigentliche Palast des Beherrschers von Alwar.

Eine ganze Seite des Hofes einnehmend, erhebt sich dieser prächtige Marmorbau mit seinen Balkonen und gedeckten Galerien mehrere Stockwerke hoch, jedes Fenster mit einem kuppelgekrönten Erker versehen. Pavillons auf zierlichen Marmorsäulen



Gesamtansicht der Stadt Alwar

Leibgarde des Maharadschas

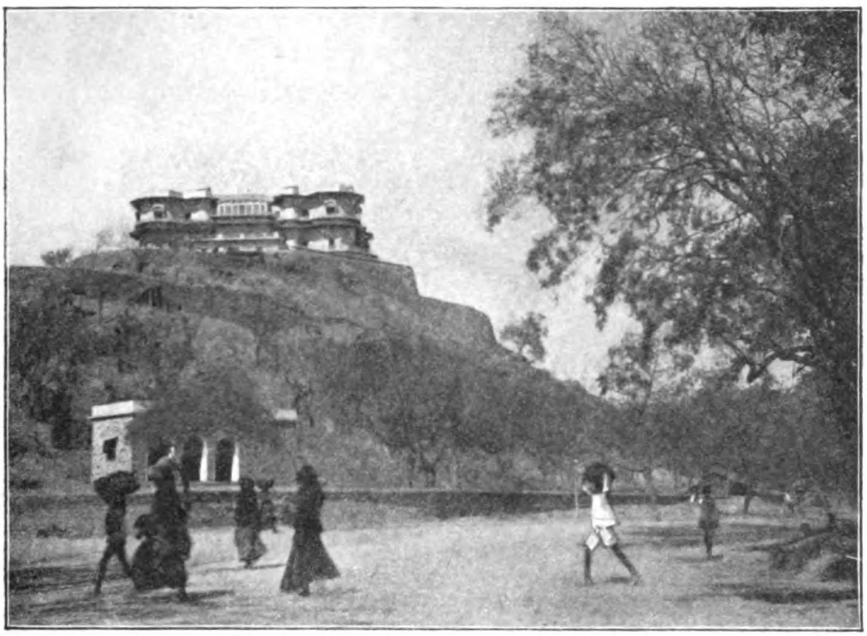
schmücken das flache Dach, zu dem durch die einzelnen Stockwerke im Innern des Baues nicht Treppen, sondern Rampen emporführen. Was den Bau so entzückend macht, sind die herrlichen Skulpturen, mit denen alle Tore, Balkone, Erker, Veranden und Pfeiler geschmückt sind, und die an Zartheit der Ausführung und Schönheit der Zeichnung jene der weltberühmten Großmogulpaläste von Delhi und Agra erreichen. Jedes Fenster ist mit einer Marmorplatte von kaum einem Zentimeter Dicke und einigen Quadratmetern Größe verschlossen und mit durchbrochenen Skulpturen so bedeckt, daß man glauben könnte, die Indier kennten das Geheimnis, den Marmor in zarte Fäden zu zerlegen und daraus venezianische Spitzengewebe herzustellen. Besonders reich ist die große Durbar-Halle im ersten Stockwerk ausgestattet, ein feenhaft glänzender Raum, dessen Wände mit Mica- und Spiegelscheibchen und Halbedelsteinen in anscheinend italienischer Pietra-dura-Arbeit ausgelegt sind, bunte Blumen und großblätterige Pflanzen darstellend. Mit Ausnahme einiger Porträts früherer Fürsten ist dieser, den Thronsälen unsrer Schlösser entsprechende Raum ohne Einrichtung, denn bei den Durbars (Festversammlungen) sitzen die Teilnehmer, ebenso wie der Fürst selbst auf Teppichen, die über den Marmorboden gebreitet werden. Welchen Anblick eine derartige Festlichkeit indessen darbieten muß, entnahm ich aus der Pracht der Flaggen, Pfauenwedel, Paradewaffen, Teppiche u. s. w., die die Waffensammlung enthält, und aus dem fabelhaften Reichtum der Schatzkammer, mit deren köstlichen Juwelen der Fürst sich bei solchen Anlässen bedeckt.

Leider nehmen an diesen und andern Festen die Frauen nicht teil, denn sie sind verborgen hinter den marmornen Gittern ihrer Paläste und kommen kaum jemals über die Mauern der Palastgärten heraus. Durfte ich die oberen Räume des geschilderten, Banni Bilas genannten Palastes nicht betreten, so war es, weil sie eben von den Witwen des letzten Maharadschas, Seiner Hoheit Mangal Singh, bewohnt werden. Dort verbringen die Frauen mit ihrem zahlreichen weiblichen Hofstaat und etwa tausend Sklaven oder vielmehr Frondienern, von Eunuchen bewacht, ihr freudloses Leben, jedoch immerhin noch besser, als daß sie, wie es noch bis zur letzten Generation der Fall war, sich beim Ableben ihres Gatten in die lodernden Scheiterhaufen stürzen und bei lebendigem Leibe verbrennen mußten.

In allen andern Einzelheiten wird jedoch vom Fürstenhause und Volke von Alwar noch ganz den altangestammten Hindugebräuchen gehuldigt, und der Siwa- und Wischnukultus führt zeitweilig gerade hier zu schamlosen Orgien, in denen sich besonders die berüchtigte Sakti-Sekte hervortut. Die heiligsten Siwa- und Wischnutempel erheben sich hinter dem Palast, am Fuße eines steil aufstrebenden, kahlen Felsens. Zwischen ihnen und dem Palast dehnt sich ein weites, von marmornen Treppenfluchten umgebenes Wasserbassin aus, mit zahlreichen offenen Pavillons aus weißem Marmor an den Ufern. Eben nahmen dort eine Anzahl Hofleute und Brahminen ein kühles Bad.

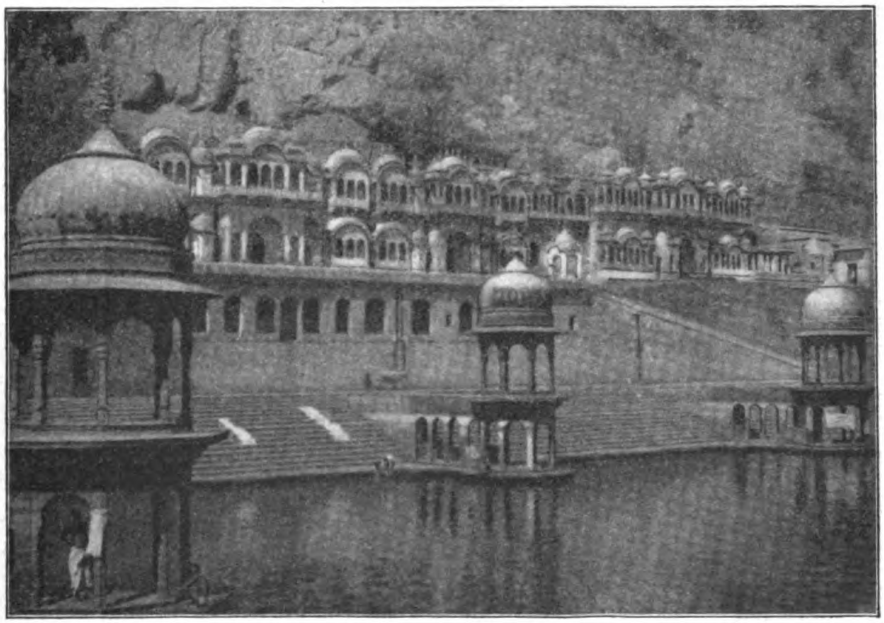
Dem Fürsten steht eine Reihe andrer Paläste zur Verfügung, die sich in der Umgebung der Stadt

Eine Hinduschönheit im Festkleid

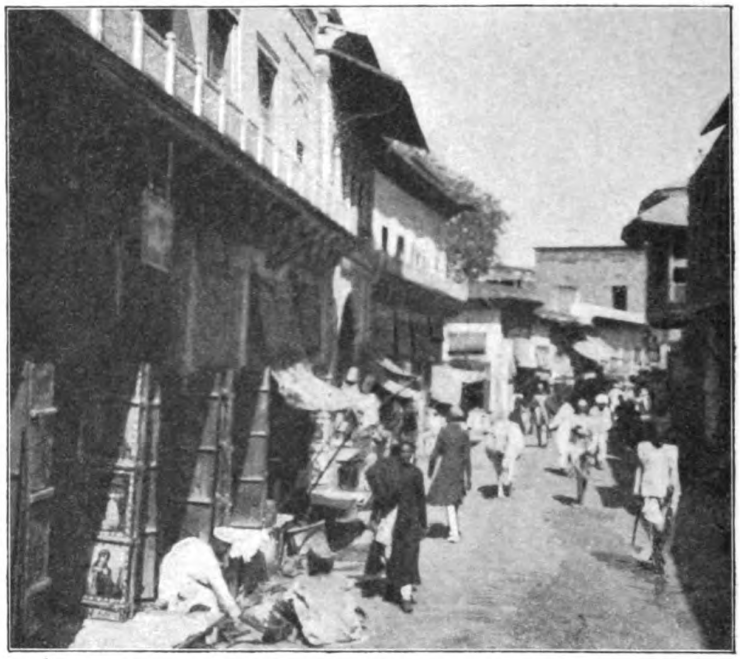


Neue Fürstenresidenz vor den Toren der Stadt

herrlicher Gärten erheben. Er bewohnt aber mit Vorliebe einen modernen Palast, den sein Vorgänger vor einigen Jahren für fremde fürstliche Gäste auf einem isolierten Felsen nahe der Stadt erbaut hat. Dorthin war ich am ersten Nachmittage zum Tee geladen. Mein Wagen hielt am Fuße des Felsens, an dessen steilem, jäh abstürzendem Abhang gerade Hunderte von Indern mit der Herstellung einer Fahrstraße beschäftigt waren. Als ich mich in Anbetracht der drückenden Tropenhitze nur schweren Herzens auf den Weg machte, die steile Anhöhe zu erklimmen, wurde mir von den reich betreßten Dienern des Fürsten ein feuriger schwarzer Hengst vorgeführt. Kaum hatte ich einen Fuß im Bügel, so ließen die Diener das Tier los, und in großen Sätzen galoppierte es nun, wie plötzlich scheu geworden, schnurstracks die schwindelnde Anhöhe empor. Nur mit Mühe konnte ich mich im Sattel erhalten, alle Augenblicke erwartend, mit dem Pferde einen der steilen Abhänge herabzustürzen oder an einer der Stützmauern zu zerschellen. Aber ehe ich mir noch die Gefahr so recht vergegenwärtigen konnte, hielt der



Ein Hindutempel in Alwar (Vorderindien)



Ein Blick in den Bazar zu Alwar

Hengst ohne mein Zutun am Hauptportal des Palastes an. Das feurige Tier ist für den Aufstieg zugeritten und bringt täglich den Maharadscha wie seine Gäste und Beamten in der gleichen Weise hinauf und wieder herunter.

Auf dem weiten, mit Balustraden eingefaßten Plateau des Palastes sah ich einen jungen Engländer im Reitanzug stehen, der mich in zuvorkommender Weise begrüßte. Es war der Maharadscha Sawai Jai Singh in eigner Person! Ich hatte nach all dem, was ich von dem Beherrscher in der Stadt unten vernommen, einen Hindufürsten mit stolz aufgewirbeltem Schnurrbart, in juwelenbedecktem Kaftan mit Turban, Schwert und Schnabelschuhen erwartet, und nun stand ein Engländer vor mir, wie irgend einer aus Piccadilly oder James Street in London! Seine Zuvorkommenheit überwand jedoch meine Enttäuschung, und beim Tee, den er selbst eingoß, wurden wir die besten Freunde. Gegen sechs Uhr abends zog er die Uhr aus der Tasche und meinte: „Wenn Sie jetzt nach dem Dschungel jenseits des Bahnhofs drüben fahren wollen, werden Sie ein seltenes Schauspiel sehen." Ich verabschiedete mich und eilte, diesmal den feurigen Hengst vermeidend, zu Fuß den Berg hinab zu meinem Wagen. Jenseits des Bahnhofs schien mich ein Hornbläser erwartet zu haben, denn kaum wurde er meiner gewahr, so blies er langgezogene Signale in den Wald hinein. Bald sah ich dort die Aeste schwanken, die Büsche sich bewegen, Staubwolken wirbelten von dem ausgetrockneten Boden auf. Ich hörte Pferdegewieher und Getrappel, und plötzlich galoppierten Hunderte von Rossen hervor, in großen Sprüngen über Gräben und Buschwerk setzend. Nach wenigen Minuten war der weite, von Wassertrögen umgebene Platz, auf dem ich stand, mit den schnaubenden, wiehernden, munteren Tieren gefüllt, die dem wohlbekannten Trompetensignal gefolgt waren. Sie wurden nun getränkt und in die Stallungen geführt, um am nächsten Morgen wieder freigelassen zu werden.

Ich hatte den Maharadscha gebeten, unter anderm auch seine Elefanten und seine Truppen photographieren zu dürfen. Bereitwilligst wurde mir die Erlaubnis erteilt. Wie erstaunte ich aber, am nächsten Vormittag in dem Hof vor meiner Wohnung Trompetengeschmetter zu hören und, heraustretend, verschiedene Abteilungen der Armee von Alwar in Parade-Uniform aufmarschiert zu sehen. Der Fürst hatte sie zu mir befohlen, um mir den Weg nach der Kaserne zu ersparen. Kaum waren sie abmarschiert, traf auch die Elefantenherde in ihrer Festausrüstung, mit goldgestickten Decken behängt, die Howdahs auf den breiten Rücken, die Kornaks in Uniform mit silbernen Leithaken auf den Köpfen sitzend, ein. Weiter konnte die Freundlichkeit des Fürsten wahrhaftig nicht gehen. Aber es folgten doch noch Festlichkeiten, Vorstellungen von Zauberkünstlern und Bajaderen. Ich genoß den ganzen Märchenzauber dieses seltsamen Hofes im Innern von Indien. Reiche Geschenke sandte der liebenswürdige Gastgeber mit fürstlicher Freigebigkeit in meine Wohnung, und als endlich die Stunde des Abschieds gekommen war, der mir wirklich schwer wurde, gab er mir die herzliche Einladung mit auf den Weg, doch bald wiederzukommen. Vielleicht mache ich noch einmal eine Rundreise durch das malerische Land von Alwar.

Mutterglück

Nach dem Gemälde von Carl Mücke

Die Enthüllungen des Blutes

Von

Theo Seelmann

Abels Blut schrie von der Erde gen Himmel, als er Kains Streichen erlegen war. Wie oft hat seit jenem uralten Bruderzwist das Blut seine Stimme erhoben und um Rache gerufen, wie oft hat es als einziger Zeuge den Frevler seiner Tat überführt und ihn den Händen des Richters ausgeliefert. Zahllose Male hat das Blut gesprochen, aber nicht immer wurde es verstanden. Der menschliche Geist konnte bei allem seinem Scharfsinn nicht die Geheimnisse aufdecken, die das Blut in sich barg. So stand es bis vor kurzem. Aber man hat nicht geruht, das Dunkel zu erhellen, um die Rätsel des Blutes deuten und lösen zu können. Jetzt ist es gelungen, auch die leisesten Regungen des Blutes zu vernehmen und zu erkennen. Die Enthüllungen, die das Blut der forschenden Wissenschaft darbietet, sind von einer ungeahnten Tragweite. Nicht mehr gebrochen und stammelnd, sondern klar und laut erklingt nun seine Sprache, und die Kunde, die sie uns bringt, reicht zurück bis in die graue Urzeit der Menschenwerdung.

Die Antwort, die vom Blut zumeist geheischt wird, ist die, ob es den Menschenkörper durchströmt hat oder nicht. Der Nachweis, daß ein Verdächtigter oder Angeklagter sich des Mordes schuldig gemacht hat, spitzt sich ja vielfach auf die Frage zu, ob Blutflecke, die sich an seiner Kleidung, an Waffen und Geräten, die ihm gehören, oder sonstigen Gegenständen vorfinden, von Menschenblut herrühren oder durch Tierblut entstanden sind. Von den bisherigen Untersuchungsmethoden stützte sich die eine auf die Feststellung der in den Blutflecken enthaltenen Blutkörperchenart. Das Blut ist bekanntlich eine Flüssigkeit, in der weiße und rote Blutkörperchen schweben. Die letzteren, die bei der erwähnten Untersuchungsmethode allein in Betracht kamen, sind die Träger des Blutfarbstoffs, der dem Blut die rote Farbe verleiht. In einem einzigen Kubikmillimeter enthält das Blut beim Manne über 5 Millionen, beim Weibe gegen 4 Millionen roter Blutkörperchen. Auf die durchschnittliche Blutmenge von 5 Kilogramm entfallen beim erwachsenen Menschen rund 25 Billionen roter Blutkörperchen.

Ein rotes Blutkörperchen des Menschen stellt ein kreisrundes, münzenförmiges Scheibchen dar mit einer tellerartigen Aushöhlung auf beiden Seiten. Der Breitendurchmesser eines solchen Scheibchens beträgt 0,007, die größte Dicke annähernd 0,002 Millimeter. Die Blutkörperchen der Säugetiere sind in der Form denen des Menschen gleich. Nur in der Breite und Dicke unterscheiden sie sich je nach der Art mehr oder weniger von den menschlichen Blutkörperchen. Dagegen weisen sie bei den Vögeln, Reptilien, Amphibien und Fischen eine eirunde Form auf. In frischem Blut kann man unter dem Mikroskop die einzelnen Blutkörperchenarten gut erkennen und nach ihren Maßen bestimmen, ob das Blut vom Menschen oder von irgend einer Tierart stammt. Allein dies ändert sich, wenn ältere Blutflecke zur Untersuchung kommen. Es werden dann Blutteilchen von den betreffenden Gegenständen abgekratzt, in einer physiologischen Kochsalzlösung, die davon ihren Namen hat, daß ihr Kochsalzprozentsatz dem des Blutes entspricht, gelöst und nun mikroskopisch untersucht. Infolge der früheren Eintrocknung und der künstlichen Wiederauflösung verlieren aber die Blutkörperchen die sie kennzeichnenden Formen und Maße. Im günstigen Falle kann man wohl erkennen, ob das Blut von einem Vogel, einem Fisch oder einer andern Wirbeltierart mit eiförmigen Blutkörperchen herrührt, aber die Hauptfrage, ob es sich um Menschenblut oder Säugetierblut handelt, kann nicht mit voller Sicherheit entschieden werden. Auch die übrigen Untersuchungsmethoden, so fein sie an sich sind, die spektroskopische Untersuchung des Blutes, wobei es zwei ihm eigentümliche Absorptionsstreifen zeigt, sowie die mikrochemische Darstellung der Blutkristalle vermögen keine bestimmte Auskunft darüber zu geben, ob Säugetierblut oder Menschenblut vorliegt.

In diesem wichtigen Punkt, von dessen Klarlegung Geschick und Leben eines Angeschuldigten abhängen können, haben jetzt die neuen Forschungsergebnisse Wandel geschaffen. Der Stabsarzt Professor Uhlenhuth, der im hygienischen Institut von Greifswald arbeitete, hat ein Verfahren entdeckt, das jeden Zweifel über die Abstammung einer Blutspur behebt. Er beschäftigte sich mit der Frage, ob die Eiweißstoffe, die sich im Eiweiß der Vogeleier vorfinden, mit denen, die das Blut der Vögel enthält, gleicher Art seien. Der Verlauf dieser Untersuchung führte dazu, Hühnerblut in den Körper eines lebenden Kaninchens einzuspritzen. Wurde nun später diesem Kaninchen Blut entnommen, so zeigte es, oder doch jener Teil, den man als Serum oder Blutwasser bezeichnet, eine sehr merkwürdige Eigenschaft.

Obgleich das Serum durch die Diphtherieserumbehandlung auch dem Fernstehenden nicht mehr ganz fremd ist, so muß doch auf seine Entstehung und seine Zusammensetzung kurz eingegangen werden. Läßt man frisches Blut längere Zeit in einem Gefäß ruhig stehen, so scheiden sich aus ihm die Blutkörperchen ab, sinken zu Boden und bilden hier mit dem Blutfaserstoff eine rote, gallertartige Masse, die Blutkuchen genannt wird. Oberhalb des Blutkuchens aber breitet sich eine hellgelbliche, durchsichtige Flüssigkeit aus, das Serum oder Blutwasser. Es besteht zum größten Teil aus Wasser, in dem aber eine ansehnliche Anzahl von andern Stoffen

gelöst ist. Von diesen gelösten Stoffen seien das Kochsalz, das zu 0,6 Prozent enthalten ist, und die Eiweißstoffe Serumalbumin und Serumglobulin hervorgehoben. Doch kehren wir wieder zu jenem Serum zurück, das aus dem Blut eines Kaninchens gewonnen war, dem man früher Hühnerblut eingeflößt hatte. Die erwähnte merkwürdige Eigenschaft dieses Serums bestand darin, daß es, dem Serum von reinem Hühnerblut zugesetzt, dieses trübte. Wurde dagegen dieses selbe Serum dem von Pferdeblut zugesetzt, so trat in dem letzteren keine Trübung ein, sondern es blieb klar. Die Spur von Hühnerblut, die das Kaninchenblut barg, verriet sich demnach durch die Trübung, die es hervorrief, sobald es sich mit anderm Hühnerblut, beziehungsweise mit Hühnerblutserum, mischte.

Diese Beobachtung brachte Uhlenhuth auf den Gedanken, zu untersuchen, ob durch die Mischung auch andrer gleichartiger Blutsera eine Trübung erzielt werden könne, und ob damit etwa ein grundlegendes Unterscheidungsmerkmal für die einzelnen Blutarten gegeben sei. Er setzte seine Studien zunächst mit Rinderblut fort, indem er solches zu wiederholten Malen einem Kaninchen einspritzte. Bei der nötigen Reinlichkeit und Vorsicht vertragen Kaninchen die Operation ohne erhebliche Störungen. Gleichzeitig wurden Blutlösungen hergestellt von Pferd, Rind, Esel, Hammel, Ziege, Schwein, Hund, Fuchs, Katze, Hirsch, Kaninchen, Igel, Meerschwein, Ratte, Maus, Huhn, Gans, Ente, Eule, Krähe und Sperling, indem die betreffende Blutart mit Wasser bis zu einer schwachrötlichen Färbung verdünnt, filtriert und mit doppelt physiologischer Kochsalzlösung versetzt wurde. Wurde jetzt aus dem Blut des Kaninchens, dem Rinderblut eingeflößt worden war, Serum dargestellt und fügte man davon sechs bis acht Tropfen den genannten Blutlösungen hinzu, so trübte sich nur allein die Rinderblutlösung, der Inhalt aller andern Gläschen dagegen blieb klar. Das im Kaninchenblutserum verborgene Rinderblut weckte also nur in der Lösung von Rinderblut ein Echo.

Das ermutigende Ergebnis veranlaßte Uhlenhuth, seine Experimente auch auf Menschenblut zu erweitern. Es wurde, genau wie vorher, einem Kaninchen mehrfach Menschenblut eingeflößt und dazu eine Menschenblutlösung hergestellt. Der Erfolg entsprach der Erwartung. Denn sobald einige Tropfen des gewonnenen Kaninchenmenschenblutserums der Menschenblutlösung zugesetzt wurden, trat in der letzteren die Trübung ein. Bei allen 19 genannten Tierblutlösungen blieb sie dagegen aus. Sie bewahrten nach der Hinzufügung des Kaninchenmenschenblutserums ihre volle Klarheit. Der nächste Schritt war jetzt, zu prüfen, ob auch Menschenblut, das aus älteren Flecken herrührte, in derselben Weise antworten würde. Denn war der bisherige Befund auch rein wissenschaftlich interessant genug, so wuchs doch seine Bedeutung erheblich, wenn er in gerichtlicher Beziehung praktische Geltung erlangte. Es wurden nun Flecke an verschiedenen Gegenständen, wie Kleidungsstücken, Beilen und Holzknüppeln, die in früheren Kriminalprozessen eine Rolle gespielt hatten, untersucht. Zu diesem Zweck wurde ein Teil der Flecke abgeschabt, in einer physiologischen Kochsalzlösung aufgelöst und sodann Kaninchenmenschenblutserum hinzugesetzt. In allen Fällen, wo es sich um Menschenblutflecke handelte, bildete sich die Trübung. Vergleichsweise wurden nach demselben Verfahren auch Flecke geprüft, deren Blutreste nachweislich von Tieren herstammten. Hier unterblieb die Trübung. Damit war die gerichtliche Verwendbarkeit der Methode glänzend erbracht.

Die von Uhlenhuth erzielten Ergebnisse sind durch Untersuchungen, die Ziemke im Institut für Staatsarzneikunde in Berlin ausführte, durchaus bestätigt worden. Es wurden hier Menschenblutflecke auf Kleidungsstücken, Messern, Beilen, Holzstücken, Glas, Papier geprüft, Flecke, die 2, 5, 8, 10 und 22 Jahre alt waren. Immer trat regelrecht die Trübung ein. Uhlenhuth selbst hat dann weiter sein Verfahren auf menschenblutgetränkte Erde, auf in Fäulnis übergegangenes Blut, auf blutiges Waschwasser angewendet, und stets entstand die verräterische Trübung. Kein des Mordes Beschuldigter wird jetzt mehr die Ausflucht gebrauchen können, daß Blutflecke, die sich an ihm und seinen Besitzstücken vorfinden, nicht von dem Getöteten, sondern von Tieren stammen. Die Trübung, die sich aus dem Zusatz von Kaninchenmenschenblutserum ergibt, wird laut und deutlich gegen ihn sprechen. Aber auch indirekt wird man ihm die Falschheit seiner Behauptung nachweisen können. Es wird ja oftmals von einem Angeklagten die bestimmte Blutart angegeben, sei es Blut von Rindern, Schafen oder Schweinen, die beim Schlachten dieser Tiere die verdächtigen Flecke verursacht haben soll. Die Unrichtigkeit einer solchen Behauptung läßt sich gegenwärtig auch negativ dartun. Soll ein Fleck beispielsweise von Schweineblut herrühren, so bedarf es zur Feststellung des wahren Tatbestandes nur der Auflösung eines Teiles der Blutspur in einer physiologischen Kochsalzlösung und der Hinzufügung von Kaninchenschweineblutserum. Entsteht eine Trübung nicht, so ist damit der Beweis geliefert, daß die Aussage falsch ist und Schweineblut sicher nicht in Betracht kommen kann. Ganz ebenso kann auch die Vorschiebung jeder andern Tierblutart durch die Prüfung mit dem entsprechenden Serum leicht widerlegt werden. Das Blut schreit jetzt nicht nur um Rache gen Himmel, sondern es wird auch jederzeit gehört und verstanden.

Jedoch man ist noch weiter vorgedrungen. Durch eine Steigerung der Wirksamkeit der einzelnen Serumformen hat Uhlenhuth gefunden, daß die ausschlaggebende Trübung außer bei dem Blute der zugehörigen Tiere auch bei demjenigen einer verwandten Tierart auftritt. Hier aber in schwächerer Weise. Die Gültigkeit der ganzen Untersuchungsmethode in gerichtlicher Beziehung wird durch diesen Umstand nicht beeinträchtigt, da ja die Verwertung des Kaninchenmenschenblutserums den Sachverhalt stetig richtig beurteilen läßt. Aus den Untersuchungen Uhlenhuths an sich nahestehenden Tieren sei ein kleiner Ausschnitt mitgeteilt. Das Serum eines mit Schweineblut vorbehandelten Kaninchens ergab eine schwächere Trübung als in einer Blutlösung vom Schwein selbst auch in einer Blutlösung vom Wildschwein. Das Serum eines Pferdeblutkaninchens liefert eine Trübung in Pferdeblutlösung

und eine schwächere in Eselblutlösung. Umgekehrt wirkt das Serum eines Eselblutkaninchens. Das Serum eines Fuchsblutkaninchens trübt eine Fuchsblutlösung und in schwächerem Grade eine Hundeblutlösung. Das Serum eines Hammelblutkaninchens endlich erzeugt eine starke Trübung in einer Hammelblutlösung, eine etwas schwächere in Ziegenblutlösung und eine noch schwächere in Rinderblutlösung. Bei der Anwendung von Kaninchenrinderblutserum auf Ziege und Hammel ist die Trübung bei der Hammelblutlösung am schwächsten. Kontrollversuche an den Blutlösungen sich fremder Tierarten riefen niemals eine Trübung hervor. Hier blieben die Blutlösungen stets klar. Ueber die Zusammengehörigkeit der verschiedenen Tierarten sind wir zwar durch anderweitige Studien im allgemeinen unterrichtet. Viele Einzelheiten indessen, wie die Abstammung und Verwandtschaftsverhältnisse der Haustiere, liegen immer noch im Dunkel. In allen diesen strittigen Punkten wird die neue Untersuchungsmethode Sicherheit schaffen. Und sie hat zugleich den unschätzbaren Vorteil, daß man mit ihr jetzt imstande ist, die Verwandtschaftsgrade der Tiere sichtbar im Reagenzglase veranschaulichen zu können. Unter den bisherigen Befunden ist beispielsweise schon der Nachweis überraschend, daß das Rind der Ziege verwandtschaftlich näher steht als dem Hammel.

Wie es so oft vorkommt bei wissenschaftlichen Fragen, hat es sich nachträglich gezeigt, daß in derselben Zeit, als Uhlenhuth seine Untersuchungen anstellte, auch andre Forscher, wie Wassermann, Schütz, Stern und Nuttal, in derselben Richtung tätig waren. Aus ihren Ergebnissen ist es nun als besonders bemerkenswert hervorzuheben, daß sie auch Affenblut der Prüfung unterwarfen, und zwar mit Kaninchenmenschenblutserum. Wassermann und Schütz zogen einen kleinen Pavian zur Untersuchung heran, Stern Kronen- und Javaaffen, Nuttal 46 verschiedene Affenblutsorten. Es ergab sich nach dem Zusatz von Kaninchenmenschenblutserum zu den einzelnen Affenblutarten, daß die Trübung nur ganz schwach bei den Kralläffchen, stärker bei den Meerkatzenaffen und am stärksten bei den menschenähnlichen Affen, den Anthropoiden, ausfiel. Endlich ist Strauch in der Lage gewesen, die Prüfung an dem Blut eines Orang-Utanweibchens, das im Berliner Zoologischen Garten an einer Darmkrankheit starb, vorzunehmen. Es wurde zu dem Orang-Utanblut Kaninchenmenschenblutserum hinzugefügt. Die Folge war: das Orang-Utanblut trübte sich stark. Bei Kontrollversuchen mit Pferdeblut, Hammelblut, Hundeblut blieben diese Blutlösungen vollständig klar. Alle diese letzteren Experimente beweisen also, daß zwischen den Menschen und den Affen tatsächlich Blutsverwandtschaft besteht und daß uns aus dem gesamten Tierreich die menschenähnlichen Affen am nächsten stehen.

Unwillkürlich wirft man nun die Frage auf, worauf wohl die Bildung der vielsagenden Trübung zurückzuführen sei. Unzweifelhaft spielen Eiweißstoffe dabei mit. Es wurde schon bemerkt, daß im Serum die beiden Eiweißarten Serumalbumin und Serumglobulin enthalten sind. Vermutlich ist es nun das Serumglobulin, das, mit dem Blut in den Kaninchenkörper eingeflößt, hier gewisse Umsetzungen erfährt und dann später, mit dem Blut derselben oder einer verwandten Tierart vermischt, wiederum die Fällung von Serumglobulin und die darauf beruhende Trübung veranlaßt. Das Blut ist der Lebensquell von Tier und Mensch. Schon die Alten erkannten seine Bedeutung, indem sie den Sitz der Seele in das Blut verlegten. Die moderne Forschung hat es wissenschaftlich zu durchleuchten gesucht, und ihre Bestrebungen sind auch schon vordem mit hohen Erfolgen belohnt worden. Aber die bisherigen Erkenntnisse sind weit überflügelt worden durch die jetzigen neuen Errungenschaften. Sie lehren erst vollends, wie sehr der Ausspruch Goethes zu Recht besteht, wenn er vom Blute sagt, es sei ein ganz besonderer Saft.

Der Augenblick

Von

Hanns von Gumppenberg

Der Augenblick ist alles,
Denn all das andre schwankt —
Laß leben mich im Augenblick,
Du zeitumspannendes Geschick —
Nur dafür sei bedankt!

Denk' ich zurück die Reihe,
Was ich und alles war,
So scheint verworren mir die Welt,
Die dies verspricht und jenes hält —
Der Augenblick ist klar.

Und denk' ich, was wohl werde
Aus unserm wirren Tanz,
Dann find' ich weder ein noch aus,
Und lieber bleib' ich hier zu Haus!
Der Augenblick ist ganz.

Denkt ihr zurück und weiter,
Und denkt euch matt und bleich —
Ich lobe mir den frischen Tag!
Denn was er immer bringen mag:
Der Augenblick ist reich!

Photographie-Verlag von Viktor Angerer in Wien

Unter Blumen

Nach dem Gemälde von Stefano Novo

Auf Kriegsschule

Militärische Skizze

von

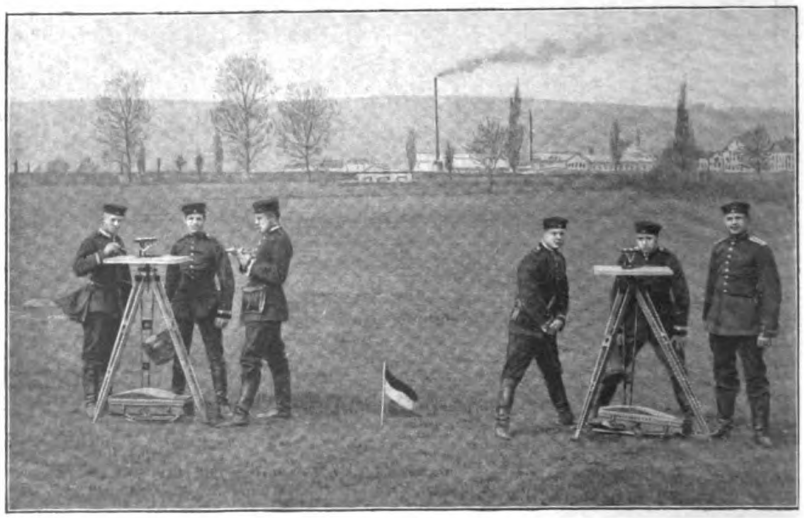
Karl August von der Pinnau

Die Tageszeitungen brachten in letzter Zeit häufig Artikel, in denen über den mangelnden Offiziersersatz heftige Klagen laut wurden. Und in der Tat ist der Andrang zur Offizierslaufbahn gerade jetzt bedeutend zurückgegangen. Dies mag einerseits darin liegen, daß die Avancementsverhältnisse durch die lange Friedenszeit sich sehr verschlechtert haben — braucht man doch 15 Jahre bis zum Hauptmann oder Rittmeister, die Fähnrichszeit nicht eingerechnet, und mindestens weitere 10 Jahre bis zum Major —, und anderseits darin, daß die Gehalts- und Versorgungsverhältnisse schlecht und der Dienst, besonders seit Einführung der zweijährigen Dienstzeit, außerordentlich anstrengend und aufreibend geworden ist. Hier wird der Staat entschieden eingreifen müssen, wenn anders die Schlagfertigkeit unsers Heeres nicht leiden soll. Aber nicht diese Frage soll hier untersucht werden, sondern wir wollen kurz einmal das Leben der Fähnriche auf Kriegsschule an uns vorüberziehen lassen.

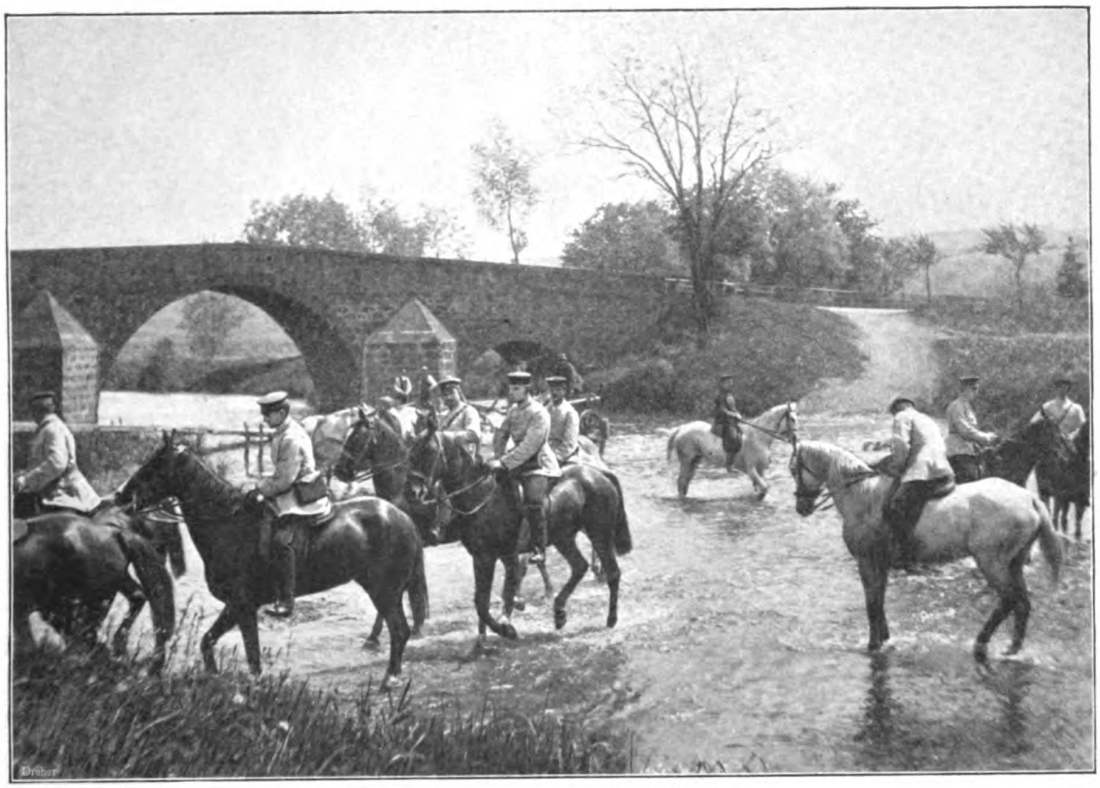
Nachdem der Fahnenjunker — diese Bezeichnung ist ja zum Glück an die Stelle des entsetzlichen Wortes Avantageur getreten — bei der Truppe in mindestens sechsmonatlicher Dienstzeit die praktischen Kenntnisse als Gemeiner und Unteroffizier erworben hat, wird er zum Besuch einer Kriegsschule einberufen. Die große Frage ist dann die, wohin? Denn Städte wie Potsdam, Kassel, Hannover, Metz, Danzig bieten ja schließlich mehr Abwechslung als Anklam, Glogau, Neiße, Hersfeld und selbst Engers, bei dem allerdings die herrliche Lage am Rhein mitspricht, vorausgesetzt, daß man im Sommer dorthin kommandiert wird. Früher begannen die Kriegsschulen nur am 1. März und 1. Oktober, so daß man häufig sehr lange warten mußte, wenn man zu einem ungünstigen Termin eintrat. Jetzt öffnen die Kriegsschulen zu allen Jahreszeiten ihre Pforten, so daß dieser Nachteil beseitigt ist.

Endlich kommt das entscheidende Schriftstück der Inspektion der Kriegsschulen beim Regiment an: Hurra, Metz! In vierzehn Tagen heißt es abdampfen, und die Zeit bis dahin muß noch ordentlich ausgenutzt werden. Da werden zunächst die verschiedenen Garnituren verpaßt, die Extrasachen in Ordnung gebracht, neue bestellt und verschiedene Anschaffungen, so für den Reitunterricht, gemacht. Am letzten Tage wird dann noch im Offizierskasino Abschied gefeiert; von allen Seiten wird ein guter Erfolg gewünscht, und jeder dieser Wünsche wird mit einem blitzartigen Aufspringen und dem Heruntergießen des süßen Nektars quittiert. Die Folge davon ist, daß unser Junker nicht mehr so recht weiß, wie er zur Bahn gekommen ist, aber er sitzt im richtigen Zuge, und er erinnert sich dann allmählich dunkel, daß einige jüngere Offiziere ihn „aufgegeben“ haben. Die Fahrt will auch gar nicht enden, denn die Militärverwaltung wählt immer die langsamsten Züge aus, weil sie die billigsten sind, und dann noch dazu dritte Klasse auf Fahrschein — brrr! Allmählich finden sich Leidensgenossen ein, man stellt sich vor, ist sehr förmlich und furchtbar fein. „Von X.“ „Graf Y.“, „Meyer“. Manche kennen sich schon, besonders diejenigen, die aus dem Kadettenkorps hervorgegangen sind.

Jeder Zug bringt neuen Zuwachs, von allen



Aufnehmen im Gelände



Kriegsschüler auf einem taktischen Uebungsritt

Seiten strömt es der Kriegsschule zu; die Meldung beim diensthabenden Offizier ist schnell erledigt, und dann geht es auf die Stuben. Ein Teil der Plätze ist von den früher Eingetroffenen schon belegt, in dem einen Bett liegt sogar schon eine „Leiche", d. h. keine wirkliche, sondern einer, der voll des süßen Weines ist. Die Ordonnanz ist schon diensteifrig um ihn beschäftigt. Man macht sich gegenseitig bekannt, räumt seine Sachen ein, und dann geht es in die Klappe. Die erste Nacht schläft man unruhig, doch man wird sich schon eingewöhnen, die Betten sind gut. Am Morgen, als alles noch schlaftrunken in den Federn liegt, erhebt sich auf Stube 22 eine Stimme: „Gestatten Sie, meine Herren, daß ich mich vorstelle — Müller." Es ist die Leiche! Ein schallendes Gelächter antwortet ihm: „Wir kennen Sie schon lange, haben Sie Ihren Rausch ausgeschlafen?" tönt es von allen Seiten ihm entgegen. Der Bann ist gebrochen. Doch jetzt schnell in die Kleider, zum ersten Appell. Sie sind alle eingetroffen, wie bei der Verlesung festgestellt wird. Die Inspektionen, die je einem Offizier zur Oberaufsicht unterstellt sind, dem der älteste Fähnrich als Inspektionsältester zur Seite steht, werden gebildet, die Stubenältesten ernannt. Und dann heißt es „Wegtreten". Wie ein Wirbelwind stürzt alles in den Eßsaal, um das Frühstück einzunehmen. Dann geht es in die Hörsäle, an deren Spitze ebenfalls ein Fähnrich als Hörsaalältester steht, eine schwierige Aufgabe, die viel Taktgefühl erfordert. Früher vereinigte man die Fähnriche je nach ihrer Vorbildung in den einzelnen Hörsälen, jetzt setzt man sie durcheinander. Es hat dies sicher seine großen Vorteile, die Anregung ist eine lebhaftere, der Ansporn ein größerer. Wie vor dem gottlosen Mund der Fähnriche nichts heilig ist, so hatte die Hörsaaleinteilung auch Stoff zum Spott gegeben: im Hörsaal A saßen die Abiturienten, in B die Bornierten, in C die Cadetten, in D die Dummen, in E die Einfältigen, in F die Faulen oder Feinen, welch letztere meistens wegen allzu alten Adels des Schreibens und Lesens kaum kundig sein sollten.

Der tägliche Dienst ist zwischen Praxis und Theorie geteilt: früh morgens Unterricht, dann Turnen und Fechten, abwechselnd mit Reiten, Exerzieren, Dienstunterricht. Um 1 Uhr wird das Mittagessen eingenommen, einfach aber kräftig, der Nachmittag ist wieder dem Dienst gewidmet, dann folgen Arbeitsstunden, und dann ist Freizeit bis 10 Uhr abends.

Der Unterricht will manchem nicht schmecken. Man ist es so gar nicht gewöhnt, stundenlang still zu sitzen und all das „Zeug" in sich aufzunehmen. Am interessantesten sind noch die Taktikstunden, besonders wenn man Detachements, Brigaden und Divisionen auf der Karte hin und her wirft, trotz einem Moltke und Waldersee. Welche Freude, wenn es dann gelungen ist, die „Patentlösung" zu treffen und eine gute Note zu erhalten. Denn so ein bißchen Streberei herrscht doch auf Kriegsschule. Vor allen Dingen suchen manche das hohe Ziel

zu erreichen, das Offiziersexamen mit Allerhöchster Belobigung zu bestehen. Neben dieser hohen Auszeichnung haben die Glücklichen noch den nicht zu unterschätzenden Vorteil, daß sie die ältesten ihres ganzen Jahrganges werden.

Sehr viel weniger beliebt als Taktik ist die Geländekunde. Und doch ist sie von großer Bedeutung für den zukünftigen Offizier. Besteht doch ein großer Teil der militärischen Kunst im richtigen Erkennen und in guter Ausnutzung der vielen Vorteile, die das Gelände den Bewegungen der Truppe bietet. Aber wenn dann erst der Unterricht über das Aufnehmen beginnt, dann wird es fürchterlich. Meßtisch, Kippregel, Bussole, fehlerzeigende Dreiecke, Rückwärtseinschnitte belästigen die Schüler manchmal noch im Traum. Und wessen Mathematik nicht auf festen Füßen steht, der wird schweres Kopfzerbrechen über die Formeln, die man zum Verständnis nun einmal wissen muß, haben. Aber auch hier trifft einmal wieder die Richtigkeit des Spruches von der grauen Theorie zu, denn sowie die Fähnriche draußen mit Meßtisch und Kippregel arbeiten, klärt sich ihr Gesicht auf. Es ist doch nicht so schwer, wie man sich anfangs gedacht hatte, und gar häufig werden die besten Theoretiker in der Praxis durch andre Kameraden übertroffen, die eben praktischer veranlagt sind. Was nutzt denn auch die beste Kenntnis aller Grundsätze und Bestimmungen, wenn die Kunst des Zeichnens versagt? Wer hierfür nicht etwas Talent mitbringt, wird im Aufnehmen immer ein Stümper bleiben. Trotz allen Radierens und aller Tusche werden solche Krokis und Skizzen doch nur einen problematischen militärischen Wert haben. Einen großen Vorteil haben in dieser Beziehung die Kadetten, die schon von Jugend auf im Krokiszeichnen unterrichtet werden.

Auch bei der Waffenlehre ist die Mathematik nicht ganz zu entbehren, besonders wenn man an das heikle Thema der Ballistik kommt. Da man ja aber später selbst den harten Köpfen der Rekruten die Schießlehre einbleuen soll, so wird es nicht zu viel verlangt sein, wenn die zukünftigen Offiziere über die allgemeinen Grundsätze unterrichtet sind. Exerzieren an den verschiedenartigen Geschützen findet unter der Aufsicht eines Artillerieoffiziers statt, dem die „Bombenschmeißer" unter den Fähnrichen als Ausbildungspersonal beigegeben werden.

In gleicher Weise findet Unterricht in der Feldbefestigungskunst statt; auch hier wechseln Theorie und Praxis ab. Aber auch das Gebiet des Festungsbaues und Festungskrieges wird behandelt, und gar bald weiß der Fähnrich mit Kaponieren, Panzertürmen, Grabenflankierung, Glacis, Wallgang und Fortsgürtel Bescheid trotz einem Vauban und Brialmont oder wie die Festungsbaukünstler sonst heißen mögen. Befindet sich die Kriegsschule nicht in einer Festung — und das ist ja in der Regel der Fall —, so wird zur Besichtigung einer solchen eine Reise unternommen. Unter Führung des Kommandeurs und der Offiziere geht es eines Morgens früh hinaus, frohen Sinnes und mit geringem Gepäck. Die Infanteristen tragen ihre

Eine Felddienstübung: Die Kriegsschüler im Schützengraben

Arbeitsstunde auf der Fähnrichsstube

Siebensachen im Tornister verpackt keuchend zum Bahnhof; den berittenen Waffen ist ein kleines Köfferchen mitzunehmen gestattet. Man ist froh, daß man ein paar Tage aus dem ewigen Einerlei herauskommt. Gewöhnlich schließt sich noch eine Besichtigung von militärischen Instituten, Fabriken und Laboratorien an, und schließlich wohnt man einem Scharfschießen von Feld- und Fußartillerie bei. Man ist in Bürgerquartieren und Hotels untergebracht, und der Urlaub dauert bis zum Wecken. Nachdem das Essen in Gemeinschaft mit den Offizieren eingenommen, ist man sein freier Herr. Da wird dann die Zeit ordentlich ausgenutzt und manch harmloser Ulk ausgeübt. Diejenigen, die das Glück haben, nach Berlin zu kommen, sind natürlich fein heraus, und man möchte wetten, daß jeder irgend einen Freund oder Verwandten ausfindig gemacht hat, dem er seine Extra-Uniform vorweg geschickt hat. Manch einer wird auch wohl der Versuchung nicht widerstehen können, einmal wieder das bürgerliche Gewand anzuprobieren. Die Hauptstadt ist ja so groß! Aber hütet euch, daß euch eure Offiziere nicht in die Quere kommen, denn der Teil, in dem sich der Fremde in Berlin bewegt, ist doch nur sehr, sehr klein.

In der Garnison wird der Unterricht durch den sogenannten praktischen Kursus unterbrochen, der die Fähnriche ins Gelände führt. Am beliebtesten sind die taktischen Ausflüge, und wohl denen, die hierbei ein Pferd ergattern, denn nicht alle können beritten gemacht werden, gar mancher muß per pedes die Uebung mitmachen. Doch wird hierbei natürlich regelmäßig abgewechselt, nur die ganz Faulen dürfen schon einmal mehr laufen.

Es ist ganz merkwürdig, wie jeder das Reiten als die schönste Beschäftigung und eigentlich als den einzig standesgemäßen Dienst auffaßt, und häufig gerade diejenigen, die vom lieben Herrgott zu allem andern als zum Reiter geschaffen sind. Aber es muß von jedem Offizier verlangt werden, daß er sich mit Anstand zu Pferde im Gelände fortbewegen kann. Die Pferde, die von den Kavallerieregimentern abgegeben werden, kennen den „Rummel“ schon. Mit Decke ohne Bügel, nur mit Trense versehen, harren sie ihrer Opfer. Einige der gewandtesten haben sich mit kühnem Schwunge in den Sitz gebracht, bei den andern helfen die Ordonnanzen. Nur ein dicker Infanterist kann den hochbeinigen Schimmel nicht erklimmen. Drei Mann wuchten an ihm herum, da — endlich — aber schon rollt er auf der andern Seite wieder in den Sand. Vielfältiges Gelächter begleitet dies Debüt. Wartet nur, bald wird er Nachfolger finden! Im Schritt geht alles tadellos, der Sitz wird korrigiert, die Zügelhaltung ist beinahe schon vorschriftsmäßig. „Eskadron — Terrab!“ Die Gäule setzen sich schon von selbst in Bewegung, man sieht bereits schwankende Gestalten, da liegt der erste im weichen Sand. Schnell ist er wieder oben. Da ein zweiter, ein dritter. Man verankert sich mit den Sporen in den Weichen der Gäule, und das können selbst die härtesten Schinder nicht vertragen. Im Galopp

segelt einer durch die Bahn, ängstlich den Hals der treuen Rosinante umklammernd. Ein andrer nimmt seinen Weg an der Bande entlang. Das ist den Pferden aber zu viel. Laut polternd bricht die ganze Gesellschaft aus, man glaubt, das wilde Heer käme dahergestürmt, der Offizier ist in höchster Gefahr. Aber auf sein lang gedehntes „Eskadron — Halt" stehen die Bestien, sie sind zu gut gezogen. Wenn auch mancher Tropfen Schweiß fließt, manch durchgerittenes Bein argen Schmerz verursacht, mancher Purzelbaum erst gepurzelt sein muß, schließlich lernt man sich doch einigermaßen sicher zu Pferde fühlen, und es sind wenige, denen das Pferd ein „wildes Tier" geblieben ist.

Weit weniger beliebt als das Reiten ist das Turnen. Auch hierbei werden die Fähnriche sehr scharf herangenommen, und blaue Flecken und Striemen zeugen von dem Eifer, der, besonders beim Fechten, entwickelt wird. Hierin etwas Gutes zu leisten, kann schon auf Kriegsschule einen praktischen Wert haben. Werden doch Streitigkeiten ernsterer Art durch Mensuren, die unter Aufsicht von Offizieren ausgefochten werden, ausgetragen. Das ist dann eine Aufregung auf der ganzen Kriegsschule, die sich gewöhnlich in zwei Lager spaltet. Das Ergebnis ist meistens, daß beide Gegner mit blutigen Köpfen heimkommen.

Im Turnsaal: Die Riesenwelle

Im Turnen wird von einzelnen manchmal Hervorragendes geleistet, sie könnten dreist mit den besten Akrobaten konkurrieren. Auch hier schießen die Kadetten den Vogel ab. Exerzieren, Dienstunterricht, Schießen und im Sommer Schwimmen ergänzen die dienstliche Ausbildung.

Man sollte denken, daß den Fähnrichen kaum Zeit bleiben könnte, um auch für sich etwas zu unternehmen. Aber weit gefehlt. Kaum gibt die Glocke das Zeichen für den Schluß der Arbeitsstunden, da strömt auch schon die Masse aus den Toren heraus.

Man kann es den Fähnrichen gönnen, wenn sie in der Freiheit sich erholen und auch amüsieren. Desto schwerer trifft sie dann die Strafe des Verbots des Ausgehens. Schlechte Leistungen im Hörsaal, sonstige Verfehlungen können das zur Folge haben, während gute wissenschaftliche Arbeiten die Befreiung von der Arbeitsstunde mit sich bringen. Ist das Vergehen ein schwereres, so können Arreststrafen eintreten, und schließlich kann ein arger Sünder sogar zu seinem Truppenteil zurückgeschickt werden.

Eine schriftliche und mündliche Prüfung der Leistungen erfolgt alle Vierteljahr, und endlich kommt der große Tag des Offiziersexamens. Die schriftlichen Arbeiten sind erledigt, jetzt heißt es vor dem Präses der Militärexaminationskommission zu beweisen, was man in den verflossenen neun Monaten gelernt hat. Man muß im Durchschnitt in jedem Fach genügend haben. Und trotzdem eigentlich recht milde zensiert wird, kommt es doch vor, daß einzelne die nötigen Punkte nicht erreichen. Sind sie sonst würdig, Offizier zu werden, so werden sie der Allerhöchsten Gnade empfohlen. Es klingt nicht sehr gut und hat wohl stets einige ernste Ermahnungen zur Folge, wenn der Herr Fähnrich mit dem Zeugnis aus „Kaisers Gnade" zum Regiment zurückkommt. Da ist es schon ein ander Ding, wenn es heißt mit „Kaisers Belobigung". Und stolz sieht man seinen Namen auf der Ehrentafel, die im Kasino der Kriegsschule hängt, verewigt.

Das Examen ist beendigt, die Koffer sind gepackt, und nach allen Richtungen geht man auseinander. Wer weiß, ob man sich im Leben wieder begegnen wird, ob die auf der Kriegsschule geschlossene Freundschaft sich erneuern wird? Das steht jedenfalls fest: es war schön auf Kriegsschule trotz aller Strenge, trotz aller Arbeit und Aufsicht. Man hat eine vorzügliche militärische Schulung durchgemacht, man hat aber auch gelernt fürs Leben. Man ist jung, deshalb wird der Abschied nicht so tragisch genommen, und in der Ferne winken ja auch die Epauletten. Hurra, in zwei Monaten ist man Offizier!

Kronprinz Friedrich und der Veteran von Fehrbellin. Nach dem Gemälde von Erich Mattschaß

Wie unser Emaillegeschirr entsteht

Von

Hans Ostwald

Unser Zeitalter, das neben außerordentlichem technischem Können mit geradezu ungewöhnlichen chemischen Erkenntnissen glänzen kann, hat, ausgerüstet mit solch reichem Wissen, sich auch an das Problem des unzerbrechlichen Geschirrs gemacht. Welcher Hausfrau hat es nicht schon Schaden — und zum Schaden auch noch Aerger — zugefügt, wenn plötzlich irgend ein irdenes Gerät in Scherben ging? Immer wieder mußte Ersatz beim Töpfer gekauft werden, immer wieder mußten Scherben aus der Küche geschafft werden.

Das ist nun seit einer Reihe von Jahren anders. An die Stelle jener auf der Töpferdrehscheibe geformten und nach dem Glasieren im Brennofen gebrannten irdenen Ware, an die Stelle der gebrannten Tonschüsseln, Näpfe, Töpfe, Kannen, Becher und Pfannen ist ein neues Erzeugnis getreten, das Emaillegeschirr. Es ist ja noch nicht das Idealgeschirr; von ewiger Dauer ist es auch nicht, aber es verträgt doch schon einen Puff, und man kann wohl sagen, daß man sich wenigstens auf einige Jahre nicht von ihm zu trennen braucht. Vor solch unliebsamen Ueberraschungen wie beim irdenen Geschirr ist man bei ihm jedenfalls sicher.

So viel Verschiedenheit nun die beiden Geschirre aufweisen — bei der Herstellung beider stellen sich doch manche einander ähnelnden Bilder heraus. Bei der ersten Manipulation allerdings nicht. Wird der geknetete Ton auf der Töpferscheibe gedreht, so wird der Kern des Emaillegeschirrs, das Eisenblech, erst aus langen Stücken Schwarzeisenblechs von großen Stanzmaschinen ausgeschnitten und dann von andern Maschinen zu einer bestimmten Form gedrückt. Dann bekommt sie der Nähtehefter. Der schiebt die runden, einer Hülse ähnlichen Hauptstücke von Bechern und Kannen auf ein langes Stück Eisen und schlägt die Nähte, die von einer kleinen Handmaschine angepreßt worden sind, fest zusammen. Ein andrer Arbeiter, der an einer elektrisch getriebenen Drehbank steht, drückt die Gefäße auf einen genau hinein gepaßten Holzblock, steckt ihn auf seine Drehbank und drückt den runden oberen Rand an. Von dort wandert das Stück zum Nieter. Dort werden Henkel, Tüllen oder Griffe angenietet, und nun ist das rohe Stück soweit fertig, daß es zum Emaillieren vorbereitet werden kann. Bis jetzt hatte es eine durchaus moderne Prozedur durchzumachen gehabt: es wurde gestanzt, gedrückt, gewalzt und genietet. Gewalzt werden namentlich die unteren Ränder der Wassereimer und die

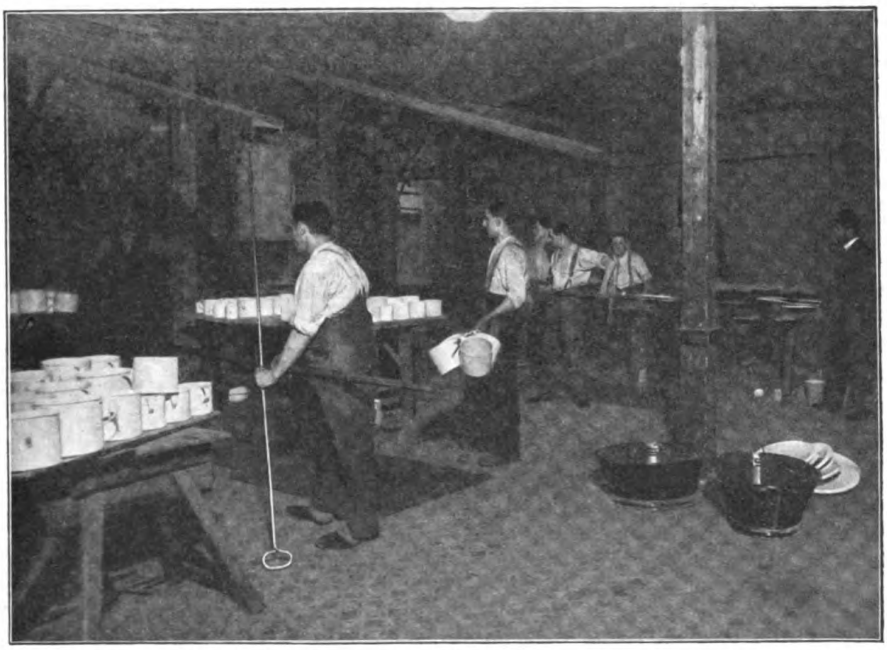
Verteilung der Emaillemasse im Innern der Gefäße durch Schwenken

Die Emaillemasse wird gemahlen

gleichmäßig runden Hülsen von Eimern, Kannen, Bechern, Sieben; gedrückt werden Schüsseln und Töpfe, eben das, was ohne Naht ist. Alles wird gleich zu Hunderten angefertigt. Die Emaillefabrikation ist, wie ja so viele moderne Fabrikationen, ein Massenbetrieb. Neben, vor und hinter dem Arbeiter sind die rohen Geschirre aus Schwarzblech zu Hunderten aufgetürmt, und zu Hunderten liegen sie vor ihm. Jedes einzelne Stück darf in seinen Händen nur wenige Sekunden sein. Dann kommt es zum Nächsten. Während in dem einen Saal nur gestanzt wird, wird im andern nur genietet. Mit Hilfe der Maschinen und der Arbeitsteilung ist im ganzen auf das einzelne rohe Geschirr nur eine Zeit von wenigen Minuten verwendet worden.

Ist das Geschirr genietet, so wird es in den Abbrennraum geschafft. Dort stehen große irdene Tröge, die mit einer Salzsäurelösung gefüllt sind. In diese wird das beim Stanzen und Zusammensetzen beschmutzte und hier und da angerostete Material aus Schwarzeisenblech gelegt. Der Mann, der dies besorgt und der die in der Säurelösung abgebrannten Stücke herausnimmt, trägt große, dicke Gummihandschuhe, die Hand und Arm vor der ätzenden Flüssigkeit schützen. Hat die Säure die Unreinlichkeiten heruntergefressen, wird das Geschirr mit kochendem Sodawasser abgescheuert. Nicht die geringste Unreinlichkeit, nicht ein Tröpfchen der Säure darf auf dem Blech haften bleiben, da sonst an jener unreinen Stelle auch keine Emaille haftet — und das ist ja das Wichtigste am Geschirr, die fast jede Flüssigkeit ertragende, nie rostende Emaille. Zwar ist das Schwarzeisenblech der Kern des Geschirrs, es gibt ihm die Form, den Halt, aber ohne die Emaille wäre es ein nicht sehr wertvolles Geschirr. Der Rost hätte sich bald drüber hergemacht und Löcher hineingefressen. Und von Beulen würde das dünne Blechgerät nur so strotzen. Nein, die Emaille gibt ihm erst Kraft und Stärke, Ansehen und Farbe, Dauerhaftigkeit und Haltbarkeit.

Interessant ist nun die heutige Herstellung der Emaille. Zuerst werden die Massen, die aus Quarz, Feldspat, Borax und einigen Farbstoffen zur Färbung des Materials bestehen, unter hohen Hitzegraden geschmolzen. Die sich bildenden Glasflüsse werden dann in Stahltrommeln geschüttet und zerreiben sich dort während eines ununterbrochenen vierundzwanzigstündigen Rotierens zu einem feinen Mehl. Das wird zu einem Brei angerührt und auf die blechernen Geschirre aufgetragen. Zuerst erhält das Geschirr eine dunkle Grundmasse. Ist diese eingebrannt, wird jene Deckmasse aufgetragen, die



Vor den Brennöfen: An der Erde steht glühendes Geschirr, ungebranntes auf den Gestellen

Am Marmoriertisch; im Hintergrund Trockengestelle

in so schöner heller und reiner Farbe strahlt, wie wir es von dem Emaillegeschirr gewohnt sind.

Zuerst wird die Außenseite mit der hellen, blauen oder grauen Masse bedeckt. Das sieht fast genau so aus wie das Glasieren der Tongeschirre. Das Geschirr wird rasch in der Farbe herumgedreht, damit es sich gleichmäßig und ohne stärkere oder dünnere Stellen überzieht. Anders die marmorierten Stücke. Da taucht der Arbeiter ein pinselartiges Instrument in den farbigen Brei und bespritzt die Stücke. Durch eine kleine schüttelnde Bewegung läuft die Masse der Tupfen so auseinander, daß von dem dunklen Grund jene feinen Linien mit der weißen Masse zu dem eigenartigen Muster verschwimmen, das „marmoriert" genannt wird.

In diesem Raum der Emaillegeschirrfabrik kann man wirklich glauben, in einer Töpferei zu sein. Da stehen rund herum auf Gestellen die Gefäße, bis die aufgetragene Masse getrocknet ist. Ist das geschehen, kommt alles, was nicht eine kleine Beschädigung erlitten hat, in den Brennofen. Das ist nun allerdings kein derartiger Ofen, wie ihn die Töpfer verwenden. Das Emaillegeschirr wird nicht wie irdenes Geschirr in offenes Feuer zum Einbrennen der Glasur gestellt. Um eine Verunreinigung und damit auch Zerstörung des bis zum Erkalten so leicht empfindlichen Emailleüberzuges durch Rauch oder Flugasche zu verhindern, wird alles Emaillegeschirr in Muffelöfen gebrannt. Das Feuer berührt also nicht unmittelbar das Geschirr, sondern heizt nur einen gemauerten oder eisernen Raum. In diesem Raum muß allerdings eine höllische Hitze glühen, denn das Geschirr soll in etwa fünf Minuten fertig gebrannt sein. Auf eiserne Rösten, die oben eine scharfe Kante haben, wird es gestellt. Diese scharfen Kanten verhindern, daß der ganze Boden aufliegt und so beim Brennen, in dem die Emaillemasse einen gewissen Schmelzprozeß durchmacht, gedrückt wird.

Wie Brote in einen Backofen werden die Geschirre in den Ofen geschoben. Nach fünf Minuten kommen sie hellglühend heraus, werden vorsichtig mit langen Eisenstangen von der Röste gehoben und auf den Steinboden gelegt, wo sie bald erkalten.

Von dort wandern sie wieder zurück in den Emaillierraum. Nun wird die Innenseite mit einer weißen Masse ausgeschwenkt. Die Arbeiter stehen vor einem mit dem Brei gefüllten Gefäß, schöpfen ein wenig von dem Brei in das Geschirr und bewegen es rasch horizontal hin und her. Durch die stete Uebung haben sie darin eine solche Geschicklichkeit, daß in wenigen Sekunden das Geschirr innen gleichmäßig mit der weißen Deckmasse bekleidet ist.

Arbeiterinnen legen einen bunten Rand um das getrocknete Geschirr

Formwalzen der unteren Ränder von Wassereimern

Wieder wird sodann das Geschirr auf Brettern fortgetragen, wieder muß es trocknen auf hohen Gestellen, und dann erhält es den letzten Schliff. Junge Mädchen streifen mit einem messerartigen Instrument den unebenen Rand ab und tragen mit einem feinen Pinsel einen dunkelblauen Rand auf. Ist dieser auch getrocknet, dann wandern die Gefäße und Geschirre zum drittenmal zum Brennofen. Haben sie dessen sprühende Hitze abermals überstanden und sind hierauf erkaltet, dann sind sie endgültig fertig. Ein steinartiges, festes Erzeugnis. Und dabei dünn und leicht. So kommt es aus den Fabrikräumen in die Lagersäle, wo es sortiert und zu hohen Pyramiden aufgeschichtet wird, bis es seinen Weg über die Eisenbahn, die Märkte oder den Laden in die Küche findet.

Ein grimmiger Feind erstand dem Emaillegeschirr vor kurzem in der modernen Medizin. Es hieß, beim Kochen lösten sich kleine Teile der Emaillemasse vom Geschirr los, vermengten sich mit den Speisen und gelangten so in Magen und Darm des Menschen. Man wollte das so häufige Auftreten gefährlicher Darmkrankheiten in der letzten Zeit durch den kolossal gewachsenen Gebrauch des Emaillegeschirrs erklären. Die Technik ist indessen stetig bemüht gewesen, auch diesem Uebelstand nach Kräften abzuhelfen, und es ist wohl keine Frage mehr, daß ihr das auch gelingen wird. Im übrigen tut auch in dieser Sache die Sauberkeit wohl das meiste, und das ist der Vorzug des Emaillegeschirrs, daß es eine gründliche Reinigung auch bei weniger sorgfältiger Behandlung gut verträgt.

Dieses also mit Recht als das moderne Geschirr zu benennende Emaillegeschirr ist allerdings auch nur in unsrer modernen Zeit ermöglicht. Ohne alle die großartigen, exakt funktionierenden Maschinen wäre es nicht herzustellen. Ohne die chemischen Erkenntnisse wäre es ebenfalls nicht denkbar, und ohne die heutige bis ins kleinste durchgeführte Arbeitsteilung wäre wieder die Wohlfeilheit nicht möglich. Diese Wohlfeilheit aber führt das Geschirr zu seiner Verbreitung. Nur durch sie können beispielsweise solche großen Emaillierwerke wie in Thale am Harz bestehen, die jährlich für viele Millionen Mark Waren in die Welt schicken, und die zahlreichen Emaillefabriken in den Tälern des Erzgebirges, welche ihrerseits wiederum die Gebirgler der kümmerlichen Hausindustrie entziehen.

Festhämmern der Nähte des rohen Geschirrs

Das Ablassen

Ein Kellerbild aus Niederösterreich

von

Johann Peter

Längst vorüber ist die Weinlese, und im Keller hat sich ein hochwichtiger chemischer Prozeß vollzogen: die geistige Gärung. Der süße, erdgeschmackige und erdfarbene Most hat sich in Wein verwandelt, in goldechten „Heurigen", Wonne und Labsal für den echten Weinbeißer, der nur mit dem „Jahrgang" geht, also stets nur dem Heurigen huldigt.

Alles hat nun der Hauer (Weinbauer) im Hause: Milch, Schmalz, Eier, Mehl und Fleisch, nur eines geht ihm öfter aus — das Geld. Und der Hauer braucht es gerade vor Weihnachten und Lichtmeß notwendiger als zu irgend einer andern Zeit des Jahres. Da laufen seine Rechnungen ab, und derer gibt es so manche. Nun aber heißt es zahlen. Sein Stolz duldet es nicht, länger schuldig zu bleiben, und so zählt er mit sichtlicher Aufregung die Tage bis zu der Zeit, wo die ersten Weinwirte aus der Residenz im Dorf auftauchen, um Wein einzukaufen.

Und der Gläubiger gibt es mancherlei. Allen voran der Bader und der Doktor. Beide heilen den Bauern von seinen wirklichen und eingebildeten Krankheiten. Und krank wird er oft, weil er oft über Gebühr zecht. Doch nicht gefährlich. Er unterscheidet „gemeine" und „feine" Krankheiten. Unter den ersteren versteht er die leichteren, unter den letzteren die ernsten Uebel. Ein verdorbener Magen ist bei ihm eine gemeine, eine Lungenentzündung eine feine Krankheit. Für jene braucht er den Bader, für diese den Doktor. Also: der Bader ist der gemeine, der Doktor der feine Arzt. Das ganze Jahr wird auf Konto „doktriert". Der Arzt kann schon so lange warten, denn er hat zu leben, und nach der Weinlese schneit es ihm dann Geld in schwerer Menge; da schickt er dem Bauern die Rechnung, und dieser ist nun ein pünktlicher Zahler. Er zahlt entweder mit Bargeld oder mit Most, denn oft nimmt der Arzt mit Most ebenso gern vorlieb wie mit barem Geld. Aber nicht jeder Bauer zahlt mit Most, weil er weiß, daß er für den Wein mehr einnimmt, und so muß sich dann der Arzt schon gedulden, bis der Bauer den ersten Wein verkauft.

Aehnlich verhält es sich mit dem k. k. Steueramt, das auch so ein steter Gläubiger des Hauers ist. Ein volles Jahr wartet es mit der Einhebung der nicht unbeträchtlichen Steuern, nun aber, nach der Lese, pocht es an den Geldsäckel des Hauers und sendet zu diesem Behufe den Exekutor. Pfänden läßt sich der Hauer nicht, denn das wäre eine Schande, und aus diesem Grunde sehnt er sich nach dem Weinwirt.

Schmied und Wagner senden zu Neujahr ihr Jahreskonto oder erscheinen persönlich im Bauernhause zum „Rechnen", und es ist Sitte, daß, sobald die Rechnung fertiggestellt ist, auch sofort gezahlt wird. Und zu Lichtmeß wechseln die Dienstboten ihren Dienst und begehren den Jahreslohn, den man auch bar und voll auszahlen muß, weil es etwas Unerhörtes wäre, wenn ein Bauer seinem Knechte schuldig bliebe.

Stecken- und Brennholz, ersteres für die Weingärten, letzteres für den Haushalt, muß aus dem Manhartsberge geholt und gleich bezahlt werden, Weib und Kinder brauchen Winterkleider, die Männer einen Pelz oder hohe Stiefel, Sachen, die man billig und solid gearbeitet auf dem Jahrmarkt kauft und wozu man wieder Bargeld braucht, und die Zinsen müssen auch zu Neujahr in der Sparkasse entrichtet werden, wenn man das zweifelhafte „Glück" hat, bei einer solchen zu „hängen". Aus all diesen Nöten befreit den Hauer der Weinwirt, der gerade in dieser kritischen Zeit im Dorf erscheint, um heurigen und auch alten Wein einzukaufen. Und deshalb sehnt sich der Hauer so sehr nach ihm und atmet erleichtert auf, wenn er endlich eines Tages an seine Tür klopft und spricht: „Kann man einen Wein kosten? Brauch' eine Ladung von so und so viel Eimern Heurigen und Alten — alles eins! Wenn er mir nur paßt!"

Bereitwillig führt ihn der Hauer in den Keller zum „Kosten", das oft eine geraume Weile dauert. Von jedem Fasse nimmt der Weinwirt eine „Probe". Bedächtig „beißt" er den Wein auf der Zunge, macht dabei ein sehr ernstes Gesicht, als wollte er andeuten, daß er mit dem Tropfen nicht ganz zufrieden sei. Ist aber ein „Schlaucherl", der Wirt, und will den Bauern nur gefügig machen zum — Handeln und Feilschen. Denn wenn ihm eine Sorte schmeckt, so kostet er davon öfter, bis er sich endlich zur Genüge auf des Hauers Kosten geazt hat. Nun beginnt das „Handeln", das schier kein Ende nehmen will. Immer wird der Preis für ein Liter bestimmt. Der Wirt fragt, wie viel der Hauer verlange. Dieser nennt den Preis. Abwehrend schüttelt der Wirt den Kopf und dreht sich um, wie wenn er gehen wollte. Der Bauer spielt den Stolzen und läßt ihn gehen. Weiß er doch, daß dem Wirt

die Sorte, die er so oft gekostet, zusagt, und daß er nicht unverrichteter Sache fortgeht. Und er täuscht sich nicht in seiner Annahme. An der Kellertür dreht sich der Wirt um und spricht in festem Ton: „Einen Kreuzer geb' ich zu, sonst keinen Heller! Sind S' zufrieden, so schlag'n S' ein!" Und er hält ihm seine Rechte hin.

„Ich bleib' bei meiner Sach'!" erklärt der Bauer und hebt wieder einen Heber voll Wein aus dem Fasse, füllt das Glas und reicht es dem Wirt. Dieser trinkt, beißt und „sinniert", wie wenn er erst jetzt auf den rechten Geschmack kommen wollte — dann spricht er: „Also, daß die G'schicht' einmal ein End' nimmt: So und so viel geb' ich! Das ist mein letztes Wort!"

Abermals beginnt das Feilschen um einen Heller, bis endlich der eine oder der andre nachgibt und man handelseins wird, worauf man erst recht aus Herzenslust trinkt.

Nun versiegelt der Wirt das Faß, das er gekauft, und das jetzt sein Eigentum ist. Auf den Spund drückt er in geschmolzenes Siegellack sein Siegel, das nicht verletzt werden darf bis zum „Ablassen", das erst später vor sich geht, denn sonst könnte ja der Bauer fleißig aus dem verkauften Fasse trinken und mit Wasser nachfüllen.

Hierauf zahlt der Wirt ein entsprechendes „Drangeld" und verpflichtet sich mit Handschlag, innerhalb einer bestimmten Zeit „ins Ablassen" zu erscheinen. Und eines Tages bringt der Postbote eine Karte vom Wirt ins Bauernhaus, auf der zu lesen steht, daß an diesem oder jenem Tage „abgelassen" wird. Meistens wird der Wein per Achse in die Residenz verfrachtet, seltener per Bahn. In der Regel sendet der Wirt seine eignen Fässer, und der Bauer stellt das Gespann, wofür er besonders entschädigt wird.

Endlich erscheint der Wirt selbst zum Ablassen. Mit seinem „Steirerwagl" hat ihn der Bauer vom Bahnhof abgeholt. Und nun gibt es im Bauernhaus einen Festtag, an dem die Arbeit ruht und alles im Keller beschäftigt ist. Räusche gibt es dabei wie am „Kirta", und auch des Essens will es dabei kein Ende nehmen, weil die sonst ziemlich knauserige Bäuerin an diesem großen Tag zu einer wirklichen Charitas wird.

Sobald der Wirt angekommen, wird ein ausgiebiges Gabelfrühstück eingenommen, dann geht es hinaus in den Keller, wo der Wirt zuerst das Siegel prüft.

Er findet es in bester Ordnung und äußert seine Zufriedenheit in schmeichelhaften Worten. Draußen vor dem Keller, auf der Straße, steht der Wagen mit den Fässern, die den Wein aufzunehmen haben. Meistens findet man drei Fässer auf so einem Wagen. Ein Vertrauter, den der Weinwirt mitgebracht, meist der „Sensal", der das Geschäft vermittelt, steht auf dem Wagen, um den aus dem Keller herausgeschafften Wein in Empfang zu nehmen und in die Fässer zu füllen. Er macht ein großes Wesen aus sich, denn die Vorübergehenden sollen sehen, mit welch edlem Stoff er es zu tun hat und wie gnadenspendend er sich zeigen kann. Deshalb hat er auch auf einem Faß ein Glas stehen, das er jedem, der während des Ablassens vorübergeht, in freigebiger Weise füllt und zum Bescheidtrunke reicht.

Der Wirt steht drinnen im Keller beim Fasse. Er selbst trinkt während des Ablassens nur wenig; denn nach getaner Arbeit heißt es rechnen, und dazu muß er einen hellen Kopf haben. Der Bauer steht bei der Piepe und läßt den Wein in breitem Strome aus dem großgebauchten Faß in das etwa einen Achteleimer füllende „Tragschaffl" rinnen. Wie ein über steile Felsmassen hinabstürmender Wasserfall schäumt der edle Wein und verbreitet in der nächsten Nähe einen Duft, der ebenso berauschend wirkt wie das Traubenblut selbst, und deshalb bekommt der Bauer, trotzdem auch er während des Ablassens fast gar nichts trinkt, den ersten Rausch — vom „Weindunst".

Um so besser geht es aber beim Ablassen dem Gesinde, das heute mit einer Lust und Liebe bei der Arbeit ist wie sonst nie. Eine förmliche Kette von hin und her langenden Armen zieht sich vom Fasse durch den tiefen Kellerschlund bis hinaus zum Wagen. Auf doppelte Armeslänge stehen Burschen und Mädchen voneinander entfernt, aus einem Händepaar wandert das Tragschaffl ins andre, bis es draußen am Wagen anlangt, wo es vom Wagenhüter in Empfang genommen und in die Fässer geleert wird. In gleicher Weise wandern die leeren Gefäße zum Fasse zurück, wo sie neuerdings gefüllt werden. Auf allen Fässern und Bänken stehen Gläser in Bereitschaft, mit denen man den Edelwein aus den „Schaffeln" schöpft, so oft es einem beliebt, und wenn das Geschäft endlich beendet ist, so ist das ganze Völklein total benebelt, oft toll berauscht.

Sind des Wirtes Fässer gefüllt, so werden sie fest zugebeilt, d. h. verspundet, worauf dann die Bestimmung ihres Inhalts erfolgt. Dies geschieht nach Litern. Da die Fässer geeicht sind, so macht diese „Rechnung" keine Schwierigkeiten. Und nun beginnt das Rechnen, wozu man gewöhnlich die Kellertür als Schreibtafel benutzt. Mit Kreide wird die Anzahl der Liter aufgeschrieben und diese mit der Preiszahl eines Liters multipliziert, ein Geschäft, das sich der Bauer nicht nehmen läßt, weil er erstens dem Wirte nicht recht traut, da er von Natur aus in Geldsachen etwas argwöhnisch ist, und weil er zweitens zeigen will, daß er von der kopfzerbrecherischen Rechenkunst auch etwas versteht.

Und der schmunzelnde Wirt gönnt ihm diesen Stolz gern, denn eine Freude muß der Bauer doch auch haben, und es macht ihm wirklich eine unbändige Freude, wenn man ihm sagt, daß er ein gescheiter Mann ist.

Ein ausgiebiger Schmaus bildet den Abschluß des Ablassens, wobei die ehrgeizige Bäuerin ihr ganzes Licht in der Kochkunst leuchten läßt. Für den Wirt und den Bauern wird extra gedeckt, und beiden schmeckt das vortrefflich zubereitete Essen über die Maßen, bis sie endlich nicht mehr können und nun erst ein wonneseliges Trinken beginnen. Zum Schlusse bringt die Bäuerin noch schwarzen Kaffee, dann zieht der Wirt seine Geldtasche hervor, zählt dem Bauernpaar einen Hunderter nach dem andern auf den Tisch und rüstet sich hierauf zur Abreise.

Der Knecht oder Bauernsohn spannt die Pferde an den Weinwagen, um die Fahrt nach Wien anzutreten, die zwei bis drei Tage dauert. Ein mit edlem Wein gefülltes Fäßchen führt er mit sich, aus dem er schlürft, wenn es ihn gelüstet, und mit

dessen Inhalt er die übrigen Weinfuhrleute in der Herberge bewirtet, wo er auch den Hausknecht mit einem guten Tropfen bedenkt. Und es ist eine lustige Fahrt durch die sonnigen Rebengaue an der schönen blauen Donau, und jeder Bursche betrachtet es als große Ehre, eine Weinladung nach Wien führen zu dürfen. Fürs erste sieht man dabei die gemütliche Kaiserstadt, zweitens kann man sich's da während der Fahrt und in der Residenz vortrefflich ergehen lassen, denn alles geht auf Kosten des Wirtes, der kein „Schmutzian" ist und sich „sehen" lassen will.

Der im abgelassenen Fasse zurückbleibende Wein wird als Haustrunk in die kleineren Gebinde gefüllt, und nun gibt's ein Herrgottsleben im Bauernhause: man hat zu essen und zu trinken in Hülle und Fülle, die Arbeit ist im Winter auch nicht „gnädig", und an Geld mangelt es nicht mehr, Bader, Doktor, Apotheker, Steueramt und Dienstboten kann man befriedigen, einen beträchtlichen Teil kann man in die Sparkasse legen, und all diesen Herrgottssegen hat das Ablassen gebracht, das sich im Lauf eines Jahres noch mehrmals wiederholt.

Kaffeestündchen

Meine Muhme hat heut Gäste:
Basen und Gevatterinnen.
Auf dem Tische prangt das beste
Schneeigweiße, frische Linnen,
Sieben alte Jungfern sitzen
Rund herum, steif wie die Kerzen,
Auf den Zünglein, ach, den spitzen,
Ihre braven, engen Herzen.
Kaffee soll ich ihnen braun,
Doch das Wasser will nicht sieden.
Hier am Herde träumt der Frieden,
Und ich träum' ins Abendgraun.
Träge summt der Kessel fort,
Und des Hauses kleine Geister
Regen sich. Im Feuer dort
Schießen lustig sie kopheister.

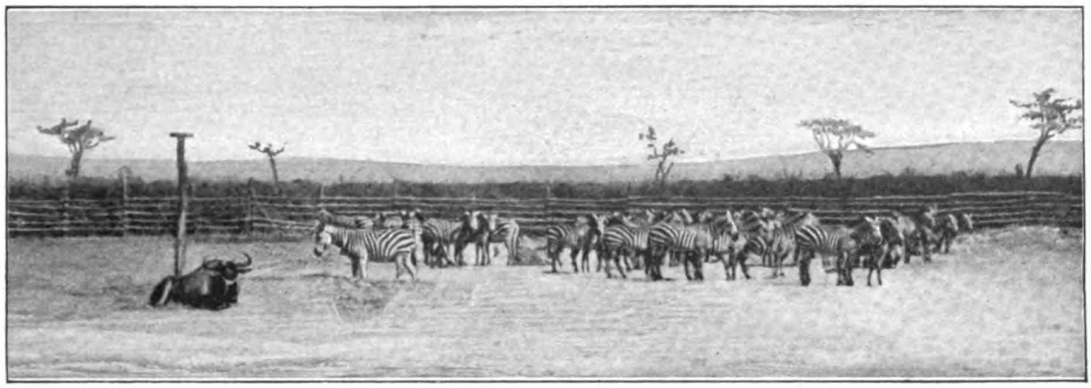
Drüben klingt verworrnes Schwirren,
Worte, abgerissne, krause,
Dann und wann ein Tassenklirren,
Selten nur gibt's eine Pause.
Und ich lausche so benommen,
Daß ich ganz die Zeit versäume,
Und auf weichen Sohlen kommen
Süße goldne Mädchenträume.
Grämlich tickt die Uhr darein:
„Ticke, tack, wie lang wird's dauern,
Mädelchen, da bist mit Trauern
Auch ein altes Jüngferlein."
Und der Kessel singt und singt,
Und das Licht brennt immer trüber —
War's ein Tränlein, was da blinkt? —
Platsch, da kocht das Wasser über.

Gertrud Freiin le Fort

Kronprinz Friedrich und der Veteran von Fehrbellin

(Zu dem Bilde von Erich Mattschaß auf Seite 385)

Die Jahre von Rheinsberg waren vielleicht die glücklichsten im Leben des genialen Hohenzollern, der als König seinen Staat zur Großmacht erheben sollte. Die leidensschweren Kindheits- und Jugendjahre lagen hinter dem Kronprinzen, sie hatten in der Katastrophe von Küstrin, mit der Hinrichtung Kattes, ihren tragischen Abschluß gefunden. Aus den furchtbaren Erschütterungen, denen wohl jeder Schwächere unterlegen wäre, ging Friedrich gereift, geläutert, gekräftigt hervor. In den Stunden, da der Schatten des Todes sein Haupt streifte, hatte er die Köstlichkeit des Lebens recht empfinden gelernt, in den Monaten strengster freudloser Pflichterfüllung den stillen Segen treuer Arbeit. Seinem Blick, der immer tiefer ins Innerste der Dinge und Menschen eindrang, offenbarte sich in der rauhen Hülle die eherne Tüchtigkeit seines Vaters, und der König, der in seinem Sohn unbewußt den genialen Menschen gehaßt hatte, fand in dessen überreicher Natur immer mehr Züge, die seinem Ideal eines Hohenzollernherrschers entsprachen. Er gönnte ihm das frische und doch vergeistigte Genußleben in Rheinsberg, konnte er sich doch tagtäglich davon überzeugen, daß sein Sohn nicht im Genießen aufging. Der mächtige Schaffensdrang des erwachenden Genius ließ diesen königlichen „Jüngling, näher dem Manne", von jetzt ab immer fester alles umfassen, was als Tradition seines Hauses, an Kräften seines Volkes die Grundlage seines künftigen Berufes bildete. In den Park von Rheinsberg, in dem französisches Plaudern und süßes Flötenspiel erklang, wehte die Luft vom Schlachtfeld von Fehrbellin herüber, und die Taten seines größten Ahnen, dessen Lebenswerk er zu vollenden bestimmt war, wurden vor Friedrichs Geist lebendig. Zwei kriegerische Epopöen, eine schon verklungene und eine, deren erste Töne noch in der Brust des jungen Helden schlummerten, knüpften sich ineinander, zwei große Zeitalter, in einem vollendeten Herrscher und in einem das Höchste verheißenden Jüngling verkörpert, reichten sich die Hand, als Kronprinz Friedrich die Walstatt von Fehrbellin, den Schauplatz der glänzendsten Waffentat des Großen Kurfürsten, frommen und wißbegierigen Sinnes aufsuchte und ihm jener 18. Juni durch die Erzählung des alten Veteranen, der damals als junger Soldat mitgefochten, zur lebendigen Gegenwart wurde.



Hagenbecks Zebrakral in Oſtafrika

Zebroiden

Eine praktiſch-zoologiſche Zukunftsfrage

von

Hanns M. von Kadich

Bis vor wenigen Jahren wußte man von dem über Afrika in zahlreichen Varietäten verbreiteten Zebra kaum mehr, als daß es zu den naturwiſſenſchaftlich ſehr intereſſanten Wildeſeln gehört, auch von jeher von Afrikareiſenden als beliebtes Jagdobjekt angeſehen werde. Selbſt in naturgeſchichtlichen Hand- und Lehrbüchern wiederholten ſich regelmäßig jene Angaben, die das „ungebärdige und ſtörriſche Weſen“, die „Untauglichkeit, im Haushalte der afrikaniſchen Eingeborenen eine wichtige Rolle zu ſpielen“, ja die Unzähmbarkeit der Zebras betonten. Wenn man hie und da manchmal von gut eingefahrenen Zebrageſpannen las, die reiche Sportsleute oder Zirkusbeſitzer beſaßen und öffentlich vorgeführt haben ſollten, ſo war man gewöhnt, derartige Leiſtungen als ſeltene Meiſterſtücke der Dreſſur einzuſchätzen, und es blieb nach dieſer Richtung hin bei ganz vereinzelten Verſuchen. Am allerwenigſten wäre es noch vor wenigen Jahren jemand eingefallen, auch nur daran zu denken, daß das Zebra binnen kürzeſter Zeit zur Kreuzung mit den verſchiedenſten Pferderaſſen herangezogen werden könnte, und daß ſolche Züchtungsverſuche, weit über den Rahmen intereſſanter zoologiſcher Experimente hinaus, vielmehr Ergebniſſe von ungemein praktiſcher Bedeutung und Tragweite liefern könnten. Letzteres nicht allein für den Haushalt der Afrikaner oder für die Erſchließung des ſchwarzen Erdteiles, ſondern für jede Weltgegend, in der klimatiſche und andre ſchwierige Verhältniſſe bei Reit- und Zugtieren ganz beſondere Eigenſchaften vorausſetzen, und ferner für jedes Land, in dem die Zucht von Maultieren beziehungsweiſe Mauleſeln betrieben wird, deren Wert für die vielſeitigſten und härteſten Gebrauchszwecke man ſpeziell auch in Europa erſt in der letzten Zeit richtig erkennen lernte. Die Verſuche, die vor etlichen Jahren anfangs ganz im ſtillen und kleinen mit Zebrahengſten und Pferdeſtuten begannen und allmählich in größerem Maßſtabe fortgeſetzt wurden, haben nicht allein die zwei genannten Momente unwiderleglich erwieſen, ſondern auch noch andre neue, und zwar gerade die gewichtigſten Anhaltspunkte zutage gefördert, die uns die Rolle, zu der das Zebra ſchon heute berufen erſcheint, in einem viel klareren Lichte zeigen.

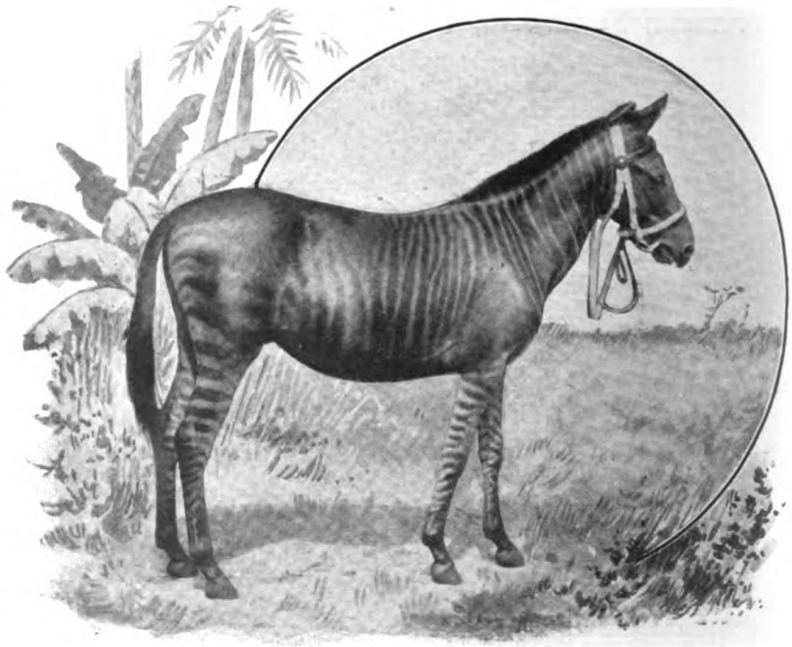
In erſter Linie haben die Zuchtverſuche zur unmittelbaren Folge gehabt, daß ſich weitere Kreiſe ſowohl mit der Naturgeſchichte wie mit den Eigen-

Zebroidhengſt „Mazeppa“ aus einer Burchell-Zebraſtute nach einem amerikaniſchen Traberhengſt

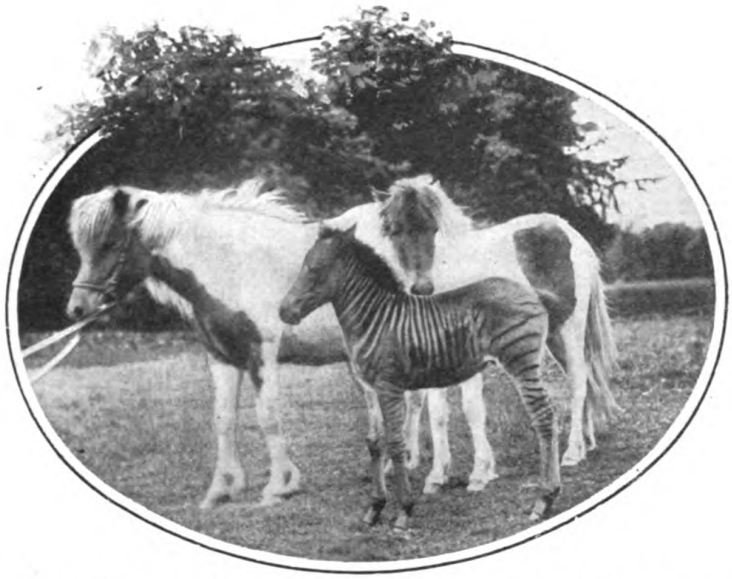
Schwere Landstute mit Zebrafohlen

schaften dieses bisher so arg verschrienen Wildesels eingehend beschäftigten. Und gerade durch den vertrauten Umgang mit einer großen Zahl von Wildlingen, die aus den verschiedensten Gegenden Afrikas frisch importiert wurden, also durch die Lehrmeisterin Erfahrung, kam man überraschend schnell zu der Einsicht, daß das Zebra nicht bloß zu den leicht zähmbaren Geschöpfen gehört, sondern daß es auch Eigenschaften besitzt, die man früher niemals an ihm gesucht hätte: gutmütiges Wesen, Genügsamkeit in bezug auf Futter, Wartung und Pflege und schließlich ein geradezu unglaubliches Widerstandsvermögen selbst dem rauhen Winter Norddeutschlands gegenüber.

Als der eigentliche Vater des Planes, zur Verbesserung von Pferdeschlägen wie zur Schaffung neuer und tauglicher Mischlingsrassen Zebras zu verwenden, ist Professor J. Cossar Ewart von der Universität Edinburgh zu betrachten, und dessen Kreuzungsversuche auf breiter Basis auszugestalten, unternahm der Chef des Welthauses Karl Hagenbeck in Hamburg. Er, der sich durch seine weitreichenden Verbindungen in den verschiedensten Gebieten Afrikas (besitzt er doch unter der Leitung des Herrn von Bronsart eigne Fangstationen im Kilimandscharogebiete) in der glücklichen Lage befand, die wirklichen Eigenschaften und Tugenden des Zebra aus eigner Erfahrung zu kennen und richtig zu würdigen, ging bei seinem groß angelegten Plane von folgenden, scheinbar selbstverständlichen Grundgedanken aus: Das heute so geschätzte Maultier, sagte Karl Hagenbeck sich und andern, ist nichts weiter als das Zuchtprodukt zwischen einem zahmen Eselhengst und einer Pferdestute. Um wie viel besser muß sich nun das Blut eines edlen, seit Uranfang an vollständig frei und wild aufgewachsenen Wildesels (Zebrahengstes) in der Durchkreuzung mit Pferdeschlägen bewähren, und was für ein prächtiges Maultier müßte eine solche Verbindung höchst wahrscheinlich liefern! Diese leitende Idee lag und liegt doch so außerordentlich nahe, daß es eigentlich verwunderlich ist, weshalb sie nicht schon längst erfaßt und in die Praxis übersetzt wurde. Schon die heute vorhandenen, drei bis vier Jahre alten Kreuzungsprodukte haben sich nach jeder Richtung hin gut bewährt und lassen deutlich erkennen, welche praktische Tragweite diese „Zebroidenfrage“ besitzt. Zeigen doch die photographischen Aufnahmen unverkennbar, um wie viel edler und besser die aus der Kreuzung zwischen Zebrahengsten und Pferdestuten hervorgegangenen Produkte aussehen als die gewöhnlichen Maultiere. Sämtliche Zebroiden, die ich bisher zu sehen Gelegenheit hatte — und es ist deren eine sehr stattliche Zahl —, waren außerordentlich „figurant“ und „viel mehr Pferd als Esel“, was man vom Maultier keineswegs sagen kann. Auch zeichneten sich erstere durch edelgeformte Köpfe, eine enorm entwickelte Muskulatur sowie durch prächtige, ungemein wirkungsvolle Farbenmischungen aus. Man betrachte nur „Mazeppa“ und den „Dreijährigen“, den Hagenbeck junior an der Halfter hält. Beide werden das Entzücken jedes Pferdekenners hervorrufen. Wenn es heute



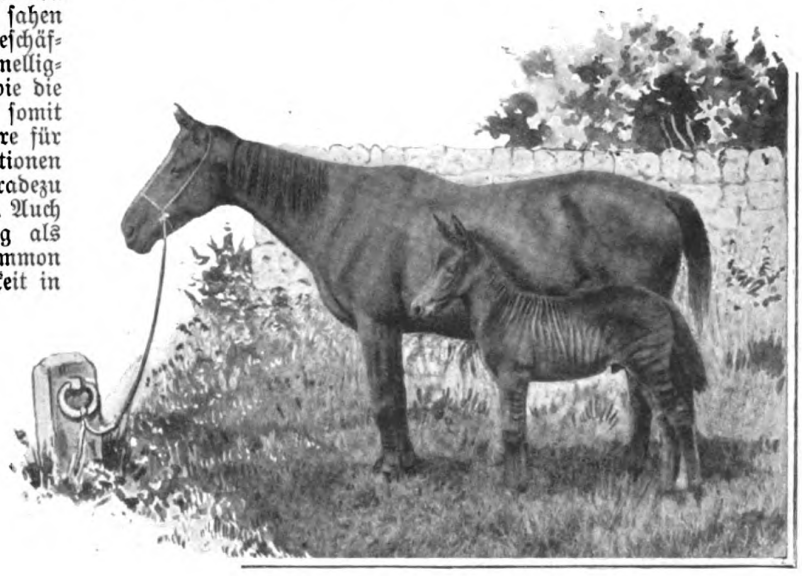
Dreijähriger Zebrahengst



Frische Ponystute mit ihren Fohlen, das eine nach einem Zebrahengst, das andre nach einem Shetland-Pony

noch nicht gelungen ist, die Zebroiden bis zu jener Höhe zu züchten, die beispielsweise das vorgeschriebene Militärmaß fordert, so scheint mir der Hauptgrund dafür einzig darin zu liegen, daß man mit den Zuchterfolgen eben noch nicht so weit vorgeschritten ist.

Doch erreichen viele gegenwärtig schon ausgewachsene Zebrabastarde immerhin Höhenziffern von 12—14 Faust, und es dürfte daher lediglich die Aufgabe weiterer züchterischer Bestrebungen bilden, durch zielbewußte Auswahl der Elterntiere jede gewünschte und mögliche Höhe zu erreichen. Nachgerühmt wird den Zebroiden von allen, die sie aufwachsen sahen und sich praktisch mit ihnen beschäftigten, ihre Gelehrigkeit, Schnelligkeit auf kurze Distanzen, sowie die denkbarste Ausdauer — somit Eigenschaften, die diese Tiere für Militärzwecke, speziell Expeditionen in tropischen Ländern geradezu prädestiniert erscheinen lassen. Auch sind sie viel weniger störrig als der Maulesel oder das „Common Mule“, dessen Ungebärdigkeit in Amerika sprichwörtlich geworden ist, vielmehr durchaus fügsam, sehr leicht zu leiten, allerdings nur durch gute und geduldige Behandlung. Gerade diese Tugenden haben sie zum großen Teile von ihren Vätern, den Zebrahengsten, mit auf den Lebensweg bekommen. Ich hatte wiederholt Gelegenheit, mit anzusehen und zu verfolgen, wie bei Hagenbeck in Hamburg und Stellingen wild eingefangene und frisch importierte Vollblutzebras in der kurzen Frist von acht Tagen, manchmal mit einem Begleitpferde, häufig aber ohne ein solches, fertig eingefahren wurden, und wie sie, die noch niemals einen Zaum im Maule oder ein Geschirr am Leibe gespürt, willig ihre Arbeit verrichteten wie das beste kleine Pferd, nur ungleich temperamentvoller in der Aktion, ausdauernder in der Leistung. Und von den Zebroiden ist noch viel Besseres zu sagen, doch lassen sich hier alle ihre Tugenden nicht eingehend schildern.



Polo-Ponystute mit Zebroidfohlen

Welche Zukunft der Zebroidenzucht bevorsteht, welche praktischen Vorteile man von den Tieren erwartet, wie oft wurde mir diese Frage, namentlich in Offizierskreisen, vorgelegt. In großen Umrissen hier die Antwort. Ich sehe zunächst von jener sicherlich sehr großen Zahl enragierter Sportleute im In- und Auslande ab, die einen gewissen Stolz darein setzen werden, so bildschön und dazu noch apart aussehende Geschöpfe vor leichte Wagen zu spannen, und will nur jene praktischen Gesichtspunkte andeuten, die für die Züchtung von Zebrabastarden in großem Stile von vornherein als leitende zu betrachten waren.

Da finden wir nun, daß den Armeeverwaltungen aller Länder, die in den letzten Jahren kriegerische Unternehmungen in fernen heißen Zonen zu führen hatten, die Leistungsfähigkeit und der Wert guter Maulesel als Tragtiere wie als Bespannung deutlich vor Augen geführt wurde. So wurden während des Burenkrieges und der vereinigten Aktion der Mächte in China durch europäische Offiziere viele Tausende von Maultieren in den Vereinigten Staaten von Nordamerika aufgekauft und verschifft, und über die Härte, Ausdauer und Genügsamkeit dieser „Mules“ hörte man nur eine Stimme des Lobes.

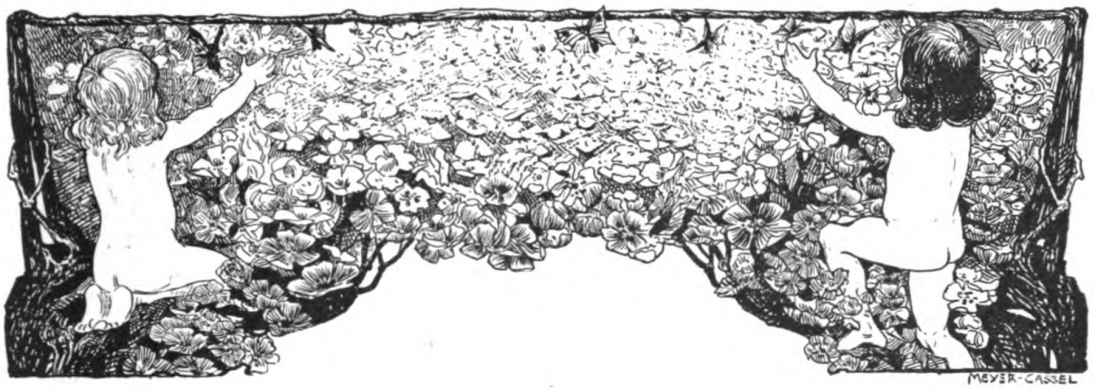
Wenn aber bezüglich ihrer Eignung für militärische Zwecke im allgemeinen und für den Kriegsdienst im besonderen Klagen erhoben wurden, so betrafen diese stets und einzig jenes sehr häufig unberechenbare und störrische Wesen, das das gewöhnliche Maultier dem Blute des zahmen Eselhengstes verdankt. Verbessern oder vielleicht gänzlich beseitigen läßt sich dieser entschieden sehr große Fehler dadurch, daß man zur Züchtung von Maultieren statt zahmer Eselhengste, wie bisher, Wildesel, also Zebrahengste, verwendet. Das haben die schon heute vorhandenen und ausgewachsenen Zebroiden, an denen noch niemand „unberechenbares Wesen“ oder Störrigkeit zu beobachten vermochte, namentlich als Zugtiere dargetan, und die einschlägigen Versuche berechtigen zu der Annahme, daß die Einstellung von Vollblutzebrahengsten der Maultierzucht überall, wo diese betrieben wird, gänzlich neue Bahnen weisen werde. Darin liegt aber der enorme Wert gerade für militärische Zwecke. Ein andres Moment, das die weittragende und eminent praktische Bedeutung der Zucht von Zebroiden für — man kann ruhig sagen — „kulturelle und zivilisatorische Zwecke“ deutlich erkennen läßt, dürfte durch die Tatsache noch besser zu illustrieren sein, daß nahezu sämtliche Forschungsreisenden und Expeditionsführer, die meisten Offiziere der Schutztruppen verschiedener Mächte, fast alle weißen „Afrikaner“, die Beruf oder Pflicht an die tropischen Gegenden des schwarzen Erdteiles fesselt, seit jeher darüber klagen, daß es so außerordentlich schwer halte, ja nahezu unmöglich sei, Pferde irgend welcher Rasse in vielen Gebieten zu akklimatisieren und längere Zeit zu erhalten. Frisch aus Europa, Amerika oder Australien eingeführte Pferde unterliegen in den Regionen der Tropenwaldungen und Sümpfe Afrikas allgemeinen klimatischen Einflüssen und speziellen Krankheiten in der kürzesten Zeit. Mit Reitochsen, die übrigens selten und ebenfalls sehr teuer sein sollen, werden sich auch nur die wenigsten reitgewohnten Europäer befreunden können, und das gleiche dürfte nach den Worten bekannter „Afrikaner“ vom Maskat-Esel gelten. Man darf daher ohne Uebertreibung sagen, daß sehr viele Menschen noch heute in ungeheuren Gebieten Afrikas weder ein Reittier noch ein Zugtier besitzen, das auch nur einigermaßen den abnormen klimatischen und örtlichen Anforderungen zu entsprechen vermag, daß aber auch diese im Interesse der dort Lebenden so dringend notwendigen Geschöpfe eine rationelle und im größten Maßstabe betriebene Züchtung von Zebroiden in absehbarer Zeit und in genügender Menge liefern wird.

Hagenbeck jun. mit Zebroiden, erst seit einem Vierteljahr eingefahren

Modellmarkt an der Münchener Kunstakademie

Nach einer Zeichnung von Franz B. Doubek

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF



Deutsche Kunstkritiker der Gegenwart

(Hiezu achtzehn Bildnisse)

Die öffentliche Kunstkritik, die wir heute besitzen, ist ein Kind der Tagespresse. Wenn wir den Künstlern glauben wollen: ihr verworfenstes. „Tageskritik" — in dem einen Worte faßt sich für gar manchen aus dem reizbaren Völklein unsrer Maler und Bildhauer alles zusammen, was sich an Ignoranz, Banausentum und Böswilligkeit nur denken läßt. Alle Verkennung, die großen Künstlern jahrzehntelang zuteil geworden, alles Mißverstehen, gegen das jede neue Kunstrichtung zu kämpfen hat — wen machen wir dafür verantwortlich? Natürlich die schlimme „Tageskritik".

Das ist so im allgemeinen der Standpunkt der Künstler. Man wird ihn begreifen und verzeihen, wenn man bedenkt, wie oft in der Tat die Kritik sich geirrt, wie oft sie es war, die durch ungerechte Urteile den Künstlern und der Kunst Hemmnisse bereitet und Schaden zugefügt hat. Oft, aber gewiß nicht in allen Fällen. Wenn große Meister, selbst in Frankreich, dem Lande alter künstlerischer Kultur, viele Jahre hintereinander zu den Refüsierten gehörten, so waren es nicht die Tageskritiker, sondern Künstler, Berufsgenossen, „Schaffende", die ihnen den Weg zur Oeffentlichkeit, der heute nun einmal durch die Ausstellungen geht, versperrten. Wenn gerade ein paar unsrer bedeutendsten Maler in den siebziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts sich enttäuscht und grollend aus einem deutschen Kunstzentrum in eine stolze selbstgeschaffene Einsamkeit zurückzogen — nicht die Tageskritik hatte sie vertrieben (die existierte damals noch gar nicht im heutigen Umfang), sondern sie wichen vor liebevollen Kollegen zurück.

In dem Worte „Tageskritik" liegt überhaupt eine Verallgemeinerung, die die Tatsachen fälscht. Die Schriftsteller, die in unsern Zeitungen und Zeitschriften über die Kunst der Mitlebenden berichten, sind nicht eine uniforme Masse. Viel Minderwertiges wird, besonders in kleinen Provinzblättern, über Kunst geschrieben von Leuten, die eigentlich keine innere oder äußere Beziehung mit ihrem Gegenstand verbindet. Aber wie viel ehrliche, ernste, sachliche und begeisterte Arbeit wird auch im Dienste der Tageskritik geleistet — einem in gar mancher Beziehung entsagungsvollen Dienst!

Im allgemeinen darf man sagen, daß mit dem Wachsen der Teilnahme unsers Volkes an Dingen der bildenden Kunst zum mindesten bei den Führern der Kritik auch das Gefühl der Verantwortlichkeit, die hohe Auffassung ihres Berufs immer mehr gewachsen sind. Ob die Kritiker auf dem Boden des l'Art pour l'Art stehend vor allem den einzelnen Künstler und sein Werk nach den spezifisch künstlerischen Eigenschaften analysieren, oder ob sie das rein Menschliche und Nationale in der Künstlerpersönlichkeit und in der Kunstentwicklung betonen, sie wissen, wie wichtig für unsre ganze Kultur ein gesundes Kunstleben, eine rege, verständnisvolle Wechselbeziehung zwischen Schaffenden und Genießenden ist, und den Forderungen ihres Berufs, wie sie sich ihnen aus dieser Einsicht ergeben, suchen sie mit aller Kraft gerecht zu werden. Wie die Künstler, setzen auch sie, bei ihrer nicht im gleichen Sinne produktiven Arbeit, ihre Persönlichkeit ein, und so hat es für den Kunstfreund, der am Leben der Gegenwart regen Anteil nimmt, ein Interesse, auch über die hervorragendsten Kunstkritiker Persönliches zu erfahren.

Der älteste Vertreter deutscher Kunstkritik ist zurzeit Ludwig Pietsch. Obwohl er selber seine Laufbahn mit Stift und Pinsel begonnen, hat er die Kunstkritik doch eigentlich stets nur als Nebensach behandelt. In der Hauptsache war er Reiseschriftsteller und der Schilderer der großen gesellschaftlichen Ereignisse. Im Laufe seines langen Lebens — Pietsch wurde am 25. Dezember 1824 in Danzig geboren — hat er fast die ganze Welt bereist und beschrieben, in der Reichshauptstadt gibt es noch heute kaum eine gesellige Veranstaltung größeren Stils, auf der Ludwig Pietsch nicht zu treffen wäre. In der Kunst ist er den alten Göttern treu geblieben, die in der Zeit seiner Jugend mächtig waren, der neueren Entwicklung steht er nicht gerade feindlich, aber innerlich fremd gegenüber. Seine Kritik enthält sich meistens der Polemik, sie verzichtet auch darauf, die inneren Strömungen des Kunstschaffens bloßzulegen, Zusammenhänge aufzudecken und das Kunstwerk im Rahmen des gesamten Kulturlebens unserer Zeit einzureihen. Er schreitet auf den Ausstellungen von Bild zu Bild, in behag-

Ferdinand Avenarius (Dresden)

Cornelius Gurlitt (Dresden)

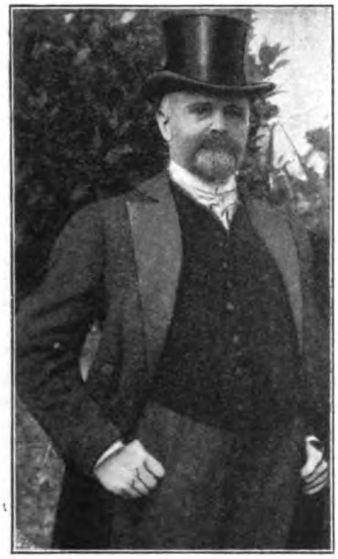
licher Breite erzählt er, was auf der Leinwand vor sich geht, und sucht so dem Leser durch das geschriebene Wort einen Eindruck zu übermitteln, weniger aber seinen kritischen Blick zu schärfen und ihn zum selbständigen Urteil heranzubilden.

In der künstlerischen Anschauung am nächsten steht ihm Adolf Rosenberg, der auch zu der älteren Generation der deutschen Kunstschriftsteller gehört. Er wurde am 30. Januar 1850 in Bromberg geboren, studierte Philologie und Archäologie und wandte sich erst nach seiner Promotion im Jahre 1872 dem Kunststudium zu. Nachdem er jahrzehntelang eine hervorragende Stellung in der Tageskritik eingenommen, hat er sich in letzter Zeit mehr auf die eigentliche Kunstschriftstellerei geworfen.

Eine eigenartige Stellung unter den deutschen Kunstkritikern nimmt Ferdinand Avenarius ein (geboren 20. Dezember 1856). Er gehört nur lose zur Zunft; seine Kritik erstreckt sich nämlich meistens nicht auf das einzelne Kunsterzeugnis, allgemeine Zustände unsres Kulturlebens, soweit es mit der Kunst in Zusammenhang steht, nimmt er

Fritz Stahl (Berlin)

Fritz Freiherr von Ostini (München)



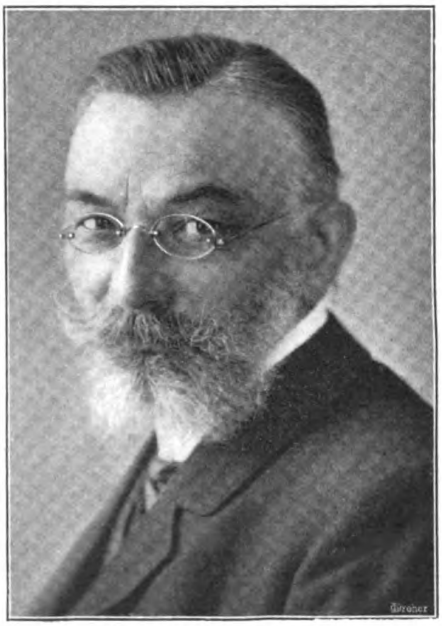
Richard Muther (Breslau)

Franz Servaes (Wien)

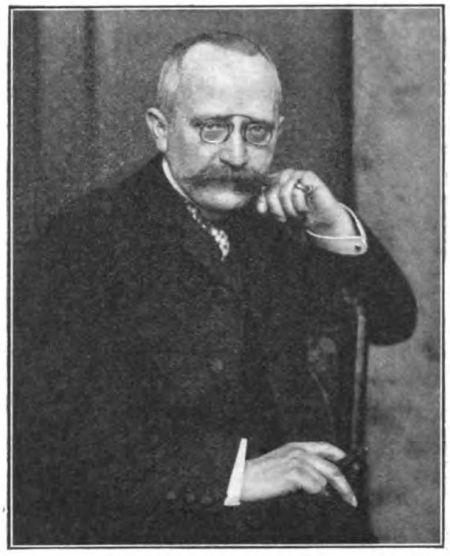
unter die Lupe. Da er selbst von einer andern Kunst herkommt — Avenarius ist ein feinsinniger Lyriker, dessen warm empfundene Gedichte von keiner Gedankenblässe angekränkelt sind —, so ist er von vornherein vor jeder Einseitigkeit bewahrt. Er treibt Kunstpolitik edelsten Stils. Avenarius ist auch stets warm für die Heimatkunst eingetreten, aber nicht jene einseitige Richtung, die mehr ihrer Etikette als ihrem Inhalt nach als solche bezeichnet werden kann, die sich, um deutsch zu erscheinen, ein Sträußchen an den Hut steckt und im 20. Jahrhundert die Eisenbahn perhorresziert, sondern für jene Kunst, die wirklich in unserm Volkstum wurzelt, wie es durch den großen Entwicklungsgang der letzten Jahrzehnte gewandelt und geworden ist.

In Dresden lebt ebenfalls Cornelius Gurlitt, eine der anziehendsten Gestalten unter den Männern des kunstkritischen Handwerks. Als Sohn des Landschaftsmalers Ludwig Gurlitt im Jahre 1850 geboren, ist er der lebendige Zeuge einer alten künstlerischen Familientradition. Neben einer reichen schriftstellerischen Tätigkeit verwaltet er noch ein

Georg Habich (München)



Paul Schumann (Dresden)



Hans Rosenhagen (Berlin)

Benno Rüttenauer (München)

Lehramt als Professor an der Technischen Hochschule in Dresden und hat so einen besonders ausgedehnten Wirkungskreis. Gurlitts Kritiken erregten besonderes Aufsehen, da er als erster für Uhde, Böcklin, Thoma und gegen die Malerei der Piloty-Schule auftrat. In neuerer Zeit hat er sich die Kritik der Restaurierungen zur Aufgabe gemacht und zwar in dem Bestreben, daß von der „stilvollen" Ergänzung der Bauten abgegangen und auch bei diesen Arbeiten der Geist unsrer Zeit zum Ausdruck gebracht werde. Seine Kritik ist nie zerstörend, sondern im besten Sinne schöpferisch, auch dort, wo sie angreift.

Neben Avenarius und Gurlitt spielt noch Professor Paul Schumann im Kunstleben Dresdens eine hervorragende Rolle. Er hat sich besonders publizistisch um die Dresdener Kunstausstellungen verdient gemacht, deren feinsinnige Zusammenstellung und hohes künstlerisches Niveau hinreichend bekannt sind.

Einer der Rufer im Streit war auch stets Richard Muther, der jetzt ordentlicher Professor der Kunstgeschichte an der Universität Breslau ist. Muther ist wohl unter allen zurzeit lebenden Kunstkritikern der begabteste Schriftsteller. Sein Stil ist von hinreißender Verve, von suggestiver Gewalt. Mag er uns durch das verödete Ravenna führen oder mitten hinein in das breite Volksleben des heutigen Spanien, spricht er, langsam durch die toten Straßen Brügges vorschreitend, von den Bildern Hans Memlings im Johanneshospital oder schildert er die Porträts der großen Männer und Frauen aus der englischen Geschichte in der Londoner Nationalgalerie, immer schlägt er den Leser unwiderstehlich in seinen Bann. Muther, der im Jahre 1860 in Gotha geboren wurde, der Kunststadt an der Isar jedoch die meiste Anregung und Ausbildung verdankt, hat seine Stellung zu der gegenwärtigen Kunst mannigfach geändert. In einem großen Werke über die Malerei des 19. Jahrhunderts, das ihn zuerst bekannt gemacht, trat er begeistert für den modernen Impressionismus ein, später wandte sich seine Sympathie mehr der wieder erwachten Stilkunst zu.

Die hervorragendste Persönlichkeit auf dem linken Flügel der Kunstkritik neben Muther ist Hans Rosenhagen, der Referent des „Tag". Der französische Impressionismus hat in ihm seinen entschiedensten und erfolgreichsten Vorkämpfer in Deutschland. Rosenhagens Interesse ist vornehmlich der lebenden Kunst zugewandt, seltener schweift er in frühere Zeiten ab, und seine Stärke ist die Polemik. Seine Fanfarenartikel gegen die Münchener Kunst sind noch in frischer Erinnerung und haben hüben und drüben ihren Eindruck nicht verfehlt. Hans Rosenhagen, der am 1. Mai 1858 in Berlin geboren ist, ist einer der wenigen, der die kritische Feder im Anfang überhaupt nur im Nebenberuf führte. Häusliche Verhältnisse hatten ihn in der Jugend verhindert, seinen Neigungen folgend sich dem Studium zu widmen, er wurde Kaufmann und setzte es durch rastlosen Fleiß und Energie durch, neben seinen beruflichen Geschäften sich in der Wissenschaft fortzubilden und bald auch schriftstellerisch tätig sein zu können. Nachdem er selber einige Jahre hindurch eine Zeitschrift „Das Atelier" herausgegeben hatte, ermöglichten ihm sein wachsender Ruf und seine immer mehr anerkannte Bedeutung als Kunstkritiker, alle Fesseln abzustreifen und nur für seine künstlerischen Ideale zu wirken.

Emil Heilbut (Hermann Helferich) fand ebenfalls sein künstlerisches Ideal in Frankreich. Er gehört zu den ersten, die darauf hinwiesen, daß von Fontainebleau aus auch für die deutsche Kunst das Heil kommen müßte. Sein Stil hat nichts von dem Schwung der Mutherschen Darstellung, der Schärfe Rosenhagenscher Polemik; nervös, man möchte beinahe sagen müde, reiht er Satz an Satz, aber seine kritischen Urteile sind fein ziseliert und von äußerster Prägnanz.

Eine vermittelnde Stellung zwischen den Parteien nimmt W. von Oettingen ein, der auch für das gleiche Blatt schreibt wie Rosenhagen. Er wurde am 25. März 1859 in Dorpat geboren und studierte in Straßburg und Leipzig bei Janitschek bezw. Springer. 1888 habilitierte er sich als Privatdozent für Kunstgeschichte an der Universität Marburg und wurde 1892 als Lehrer der Kunst- und Literaturgeschichte an die Kunstakademie in Düsseldorf berufen. 1897 wurde er Erster ständiger Sekretär der Akademie der bildenden Künste in Berlin.

Unter der großen Schar Berliner Kunstkritiker sind dann noch folgende hervorzuheben. Oskar Bie, der Kritiker des Berliner Börsenkuriers. Während die Mehrzahl der heutigen Kunstkritiker in einem engeren Verhältnis zur Literatur und Literaturwissenschaft stehen, wenn sie nicht überhaupt davon ausgingen, ist Bie Musiker und zugleich Musikreferent. Geboren am 9. Februar 1864 in Breslau, habilitierte er sich 1890 an der Technischen Hochschule in Charlottenburg. 1901 wurde er zum Professor ernannt. Fritz Stahl, der Kritiker des Berliner Tageblatts, wurde am 10. Dezember 1864 geboren. Seine Kritik hat eigentlich niemals eine spezielle Kunstrichtung besonders in den Vordergrund gestellt, in den letzten Jahren scheint er jedoch von den Tendenzen, die die Berliner Sezession vertritt, etwas abzurücken. Zu seiner kritischen Tätigkeit ist in letzter Zeit eine rege Wirksamkeit durch Vorträge u. s. w. hinzugetreten. Eine der meistversprechenden Persönlichkeiten unter den Jüngeren ist Max Osborn, der Kritiker der National-Zeitung. Geboren am 10. Februar 1870, ist es ihm gelungen, in kurzer Zeit als Kunstschriftsteller eine geachtete Stellung zu erringen. Er kommt ursprünglich von der Literaturgeschichte her, und mit äußerst ergiebiger und gewandter Feder betätigt er sich auch heute noch dann und wann auf dem Nachbargebiet. Felix Poppenberg (geboren 1869 in Berlin) ist besonders durch seine feinsinnigen Arbeiten über das moderne Kunstgewerbe bekannt geworden.

In München ist die stärkste und schärfste kritische

Wolfgang von Oettingen (Berlin)

Emil Heilbut (Berlin)

Felix Poppenberg (Berlin)

Oskar Bie (Berlin)

Max Osborn (Berlin)

Kraft unstreitig Karl Voll. Er wurde am 18. Juli 1867 in Würzburg geboren, studierte neuere Philologie und war sieben Jahre lang im praktischen Mittelschuldienste tätig. Nachdem er dann eine Zeitlang als Referent der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ erfolgreich gewirkt hatte, habilitierte er sich an der Münchener Universität als Privatdozent für Kunstgeschichte und wurde 1902 als Nachfolger Bayersdorfers Konservator an der Alten Pinakothek. Auch in dieser Stellung ist er vorzugsweise kritisch tätig gewesen, unermüdlich im Restaurieren und unerbittlich in der Entdeckung gefälschter alter Meister. Sein Stil ist ernst und schwer wie die ganze Persönlichkeit.

Karl Voll (München)

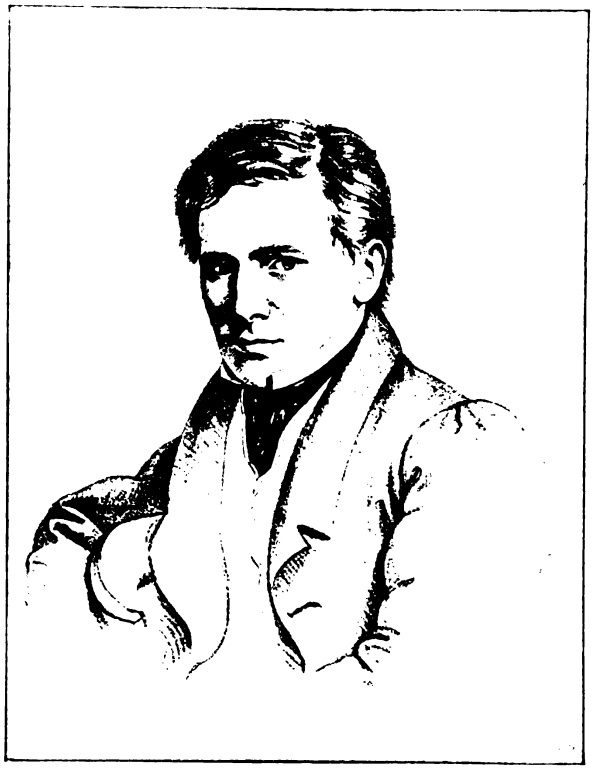
Eine besonders liebenswürdige Erscheinung ist Fritz Freiherr von Ostini, der neben seiner kritischen Tätigkeit die Redaktion der „Jugend“ führt. Er wollte ursprünglich selber Maler werden und stand schon als eifriger Schüler der Akademie vor der Staffelei, als ihn die Verhältnisse zwangen, plötzlich das Studium abzubrechen. Er griff zur Feder, trat in die Redaktion der Münchener Neuesten Nachrichten ein und wurde dort schließlich als Kunstreferent der Nachfolger von Muther. Als solcher hat er alle die Kämpfe in der Münchener Künstlerschaft, die der Gründung der Sezession vorangingen, wacker mitgefochten. Schließlich darf nicht verschwiegen werden, daß Ostini ein feinsinniger, humorvoller Poet ist, dem wir manch launiges Gedicht verdanken.

Neben beiden ist in München noch Georg Habich tätig, der die Stellung eines Assistenten am Königlichen Münzkabinett bekleidet. Seit kurzem hat sich auch Benno Rüttenauer in der Isarstadt niedergelassen. Er lebt dort als Privatgelehrter, und seine kritische Tätigkeit ist nicht für den Tag berechnet, sondern mehr zusammenfassender Natur. Neben verschiedenen Dichtungen hat er mehrere kritische Schriften veröffentlicht, darunter „Maler-Poeten“ und „Symbolische Kunst“.

In Wien nimmt Franz Servaes, der Kritiker der „Neuen Freien Presse“, die hervorragendste Stellung ein. Geboren am 17. Juni 1862 in Köln, wurde später Berlin sein erstes Wirkungsfeld. 1899 siedelte er in die Kaiserstadt an der Donau über. Die jung aufstrebende Wiener Kunstbewegung ist von ihm immer auf das kräftigste unterstützt worden. Sein Stil ist ungemein lebhaft und phantasievoll; man merkt, daß ein Mann, der mit Poesie in nächster Verbindung steht, die Feder führt. Servaes hat denn auch selber mehrere belletristische und dramatische Werke herausgegeben.

Ludwig Pietsch (Berlin)

Adolf Rosenberg (Berlin)



Bildnis Moritz von Schwinds im Alter von 23 Jahren
Nach einer Lithographie von Josef Kriehuber

Zum hundertsten Geburtstag Moritz von Schwinds

Nicht immer lacht eine freundliche Sonne dem Tage, da ein Jahrhundert sich rundet, seitdem ein großer Mann ins Leben trat oder wieder von dieser Erde Abschied nahm. Als das Jahr 1849 den hundertsten Geburtstag Goethes heraufführte, da hatte die Nation im geschäftigen Treiben einer politisch bewegten Zeit kaum Muße, sich ihres größten Genius zu erinnern. Zehn Jahre später durchbrauste ein Jubelsturm alle deutschen Lande, als es galt, den hundertsten Geburtstag des großen Freundes, Schiller, festlich zu begehen, denn man fühlte sich eins mit ihm im hohen idealen Streben. Das kommende Jahr schon bringt uns die hundertste Wiederkehr des Tages, an dem er so früh von seinem Schaffen abberufen wurde, und wie fern stehen wir ihm jetzt!

Wenn aber am 21. Januar Moritz von Schwind, der Meister aus dem Märchenlande, gleichsam wieder lebendig in unsre Mitte tritt, dann strecken sich ihm alle Hände entgegen, alle Herzen schlagen ihm zu, denn er ist unser.

Wer das Lebenswerk Schwinds kennt — und wer hat nicht schon als Kind den Zauber seiner Kunst ahnungsvoll auf sich wirken lassen? —, der fühlt beim Klange des Namens um sich das Rauschen des deutschen Waldes, der Alltag mit seinen drückenden Sorgen weicht von ihm, und noch einmal erlebt er die sonnenhellen Tage seliger Kinderzeit. Vor ihm breitet sich die deutsche Landschaft, Burgen thronen stolz auf den Felsen, und die heimlichen Gassen altertümlicher Städte laden zu traulichem Verweilen. Weiter und weiter über Berg und Tal führt uns der Meister, die Wurzeln der Eichen kriechen wie Schlangen über den Weg, aus den Weihern tauchen die Nixen empor und winken uns zu, aber kein spukhafter Schreck lähmt den Schritt, das Schweigen lastet nicht auf der Brust, denn ringsumher leben und weben gute Geister, und wir gehen durch all den Märchenzauber, als führte uns der getreue Eckart an sicherer Hand. In den Felshöhlen wohnt nicht der Drachen alte Brut, gar freundliche Einsiedler hausen dort an der klaren Quelle und laben friedlich Mann und Tier nach der langen Fahrt. Auch wenn der Abend herniedersinkt, die „mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält", sich über Wald und Hügel ausbreitet, verlieren wir uns nicht selbst in der großen Stille, Schwind zieht gleichsam um uns einen Zauberkreis von Heimlichkeit, Friede und Glück.

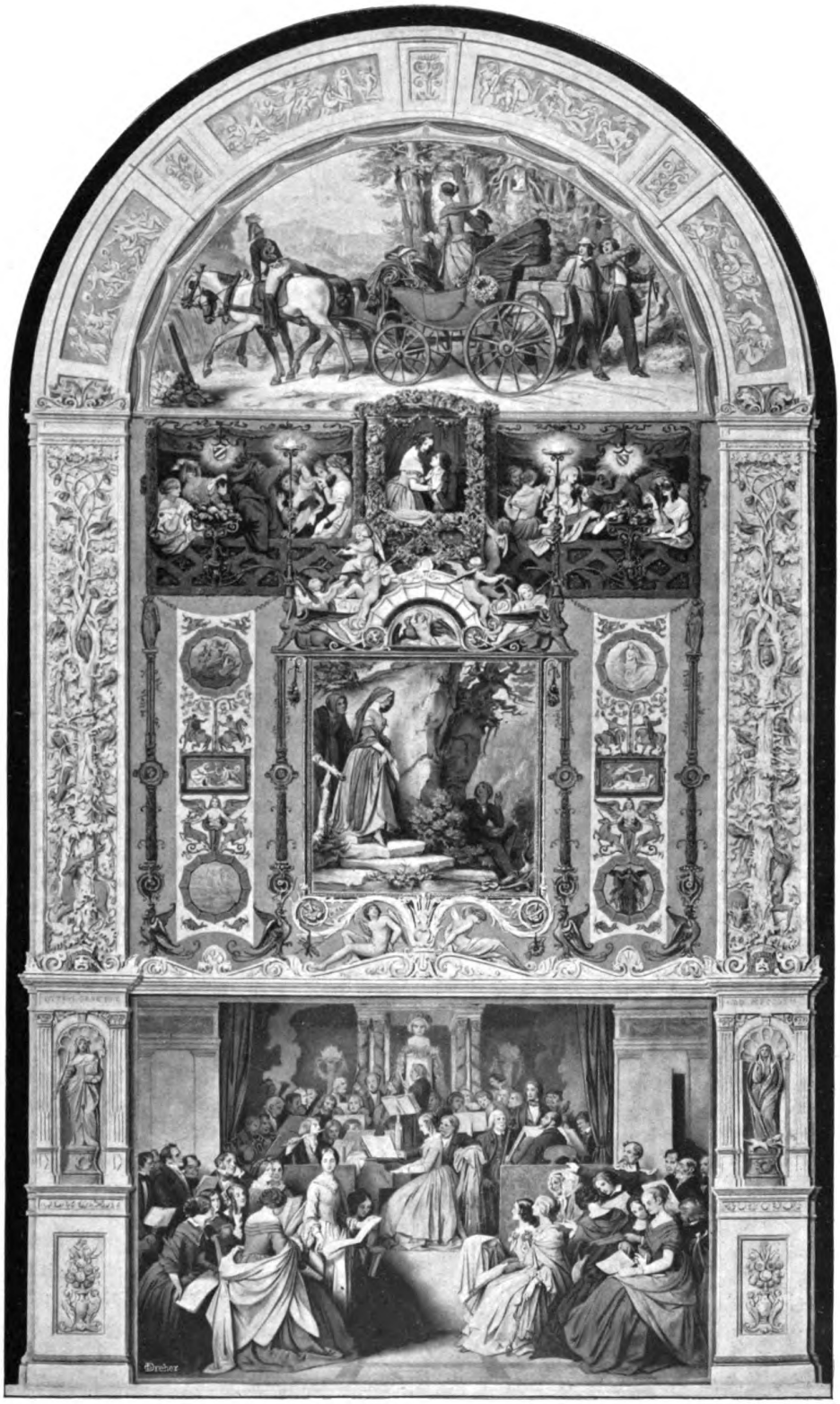
Der Mann mit dem breiten, behäbigen Aussehen, mit kleinen, blitzenden Augen, um dessen Mund beinahe immer ein leises, ironisches Lächeln spielte, war aber nur mit halber Seele Romantiker. So zarte, duftige Gestalten auch unter seinem

sicheren Stifte erwuchsen, ihn selbst konnten sie nicht berücken, er stand mit soliden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit. Ihm fehlte die zersetzende Ironie, der Rausch, die verzehrende Sehnsucht, die die andern auf der Suche nach der blauen Blume ruhelos umhertrieb, bis sie wegmüde am Portal der Kirche zusammenbrachen. Schwind brauchte auch nicht mehr zu suchen.

Nachdem Herder zuerst auf den unerschöpflichen Born der Volkspoesie hingewiesen und Goethe im Elsaß nach flüchtigen Liedern gehascht und staunend vor Erwins Münster gestanden, erschloß sich einem Wackenroder in Nürnberg die ganze Poesie des deutschen Mittelalters. Brentano und Arnim hoben dann den Stein völlig von der Liederquelle, die nun das ganze Land durchrieselte. Die Gelehrten stellten sich in den Dienst der Poesie, und die Gebrüder Grimm sammelten unsre Märchen. Zum Lied fand sich bald die Melodie, Karl Maria von Weber und Schubert eroberten alle Herzen. Diese Ueberfülle von Kunst ergoß sich auf eine Generation, die bereit war, sie aufzunehmen. So kam es, daß in jener Zeit, die trotz aller Stürme wohl eine der größten und glücklichsten des deutschen Vaterlandes gewesen ist, Poesie und Leben eins wurden, ein romantischer Schimmer vergoldete auch die Alltäglichkeit, und Schwind wurde der künstlerische Interpret dieser Epoche. Alles, was wertvoll ist in unserm deutschen Volksleben, hat er geschildert: das stille Glück des Familienlebens, heitere Geselligkeit, Kindes Lust und Leid, und frisches Wandern durch Feld und Wald. Seine ganze Kunst ist ein hohes Lied auf die deutsche Frau, und seinen Freunden sind seine schönsten Blätter gewidmet. Wie man bei den Schwindschen Waldbildern an Altdorfer und Cranach erinnert wird, so müssen wir hier an Albrecht Dürer denken. Deutsch ist alles, was er malte, deutsch bis ins Mark! Wem quillt nicht ein Hauch unsers innersten Wesens entgegen, wenn er die kleinen unscheinbaren Bilder betrachtet, wo das junge Mädchen nur halb angekleidet das Fenster öffnet und, sehnsüchtig nach dem fernen Gebirge ausschauend, den Morgen in ihre Kammer einläßt, oder da Schwind selber auf der Hochzeitsreise zu seiner jungen Frau in die altertümliche Kutsche steigt, der Wirt den Wagenschlag hält und ringsumher ein heller Tag auf die Giebel und Dächer eines alten Bergstädtchens scheint, oder ferner, da er selber wieder als Wandersmann, das Ränzel auf dem Rücken, in der schweigenden Helle des Morgens vorsichtig zum Tor hinaus wandert. Deutsch ist aber nicht nur, was er malte, deutsch ist auch, wie er es malte. Schlicht und einfach gibt er sich, er verzichtet auf jede monumentale Wirkung, die den Beschauer plötzlich gefangen nimmt, leise, allmählich zieht er ihn heran, er hat ihm ja so viel zu erzählen, daß er manchmal nicht weiß, wo anfangen und wo aufhören. Es bedarf schon der ganzen Klarheit Schwindscher Zeichenkunst, um alles unterzubringen, was er auf dem Herzen hat; in den seltensten Fällen reicht ein Bild aus, es entstehen Zyklen, Schwind dichtet Vorreden dazu, und damit auch der Erzähler zu seinem Rechte kommt, stellt er sich, seine Lieben, seine Freunde selbst auf den Bildern dar. Wie der Erzähler sich wohl hier und dort selber unterbricht, um nachzuholen oder Entlegenes einzuflechten, so weiß Schwind auch die kleinste Nebensächlichkeit mit eignem Leben zu erfüllen. Ueberall neckische Einfälle und hinter harmlosem Spiel stets ein tieferer Sinn! Schwinds Bilder muß man aus nächster Nähe studieren, und immer mehr Feinheiten wird man finden. Alles das sind Züge, die dem eigentlichen Maler fern liegen. Aber Schwind ist mehr als das, nicht ein Könner spricht zu uns, sondern ein Künstler. Wie er selbst sein ganzes Wesen in seine Werke hineinlegte, so ergreift er auch den ganzen Menschen; und was an Schönheit nicht schon im Bilde ist, das steigt unsichtbar sichtbar vor unsrer Seele auf. Weil in ihm alles klang und sang, so müssen auch in unsrer Brust alle Saiten mitschwingen, und weil er das sagt, was ganze Generationen unsers Volkes vor ihm geträumt, so haben wir selber lebendigen Anteil daran. Er ist wie ein Stück unsers eignen Ich.

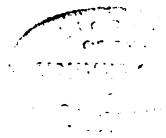
Schwinds Leben war wie seine Kunst ein Idyll. Unter mütterlicher Fürsorge seiner Schwestern verlebte er seine Jugend in herrlicher Freiheit in der Kaiserstadt an der Donau. Bald zog es ihn aber nach München, und dort fand er seine zweite Heimat, wenn er auch mannigfach zu größeren Arbeiten auswärts weilte. Obwohl er 1847 Professor an der Münchener Akademie wurde, war gerade dort die Stimmung seiner Kunst nicht eben günstig. Cornelius stand im Zenit seines Ruhmes, König Ludwig I. ließ keine „romantischen Genies“ gelten und kaufte ihm niemals etwas ab. Die „Sinfonie“, lange Zeit das einzige Bild Schwinds in der Neuen Münchener Pinakothek, kam durch Zufall und auf Umwegen über König Otto von Griechenland dorthin. Während die meisten andern Bilder Schwinds so bekannt und leicht verständlich sind, daß wir sie hier nicht erst aufzuzählen brauchen, bedarf die Sinfonie einer Erklärung. Das reizende Bild ist eine malerische Paraphrase des Beethovenschen Musikstückes Phantasie für Klavier, Orchester und Chor in E, und gliedert sich, den stereotypen Teilen einer Sinfonie: Andante, Scherzo, Allegro, entsprechend, in vier Bilder: Probe des Musikstückes, bei der eine Solosängerin die Aufmerksamkeit eines jungen Mannes erregt, Begegnung ohne Aussprache, Erklärung auf einem Maskenball, schließlich die Hochzeitsreise. Wie der Chorgesang, so begleiten und umranken kleinere Bilder und ornamentale Schmuckstücke das Ganze. — Fremden Einflüssen hielt Schwind sich fern. „Die Malerei, der ich folge, ist die deutsche!“ sagte er von sich, und in treuer Befolgung dieses Grundsatzes zog er in Italien den Aufenthalt in den Osterien dem Besuch der Galerien vor. Die politischen Umwälzungen berührten ihn wenig. Nach den Ereignissen von 1866 meinte er trocken: „Na, der Mozart wird doch das ganze preußische Königtum überdauern!“ Aber kurz vor seinem Tode konnte er noch ein letztes Glas Champagner auf das einige Vaterland leeren. Seitdem ist sein Ruhm ständig im Wachsen. Alle Zeitgenossen fast hat er überdauert. Wie wird es in Zukunft sein? Eine geistreiche Frau unsrer Tage hat die kommende Zeit „das Jahrhundert des Kindes“ genannt. Wenn dem so ist, wird wohl kein Stern heller an seinem Himmel strahlen als der von Moritz von Schwind.

Carl Anton Piper



Eine Symphonie

Nach dem Gemälde von Moritz von Schwind



Neapolitaniſches Straßenleben

Mit 5 Bildern nach phot. Aufn. von Karl Abeniacar

Schuſterwerkſtätte in Santa Lucia

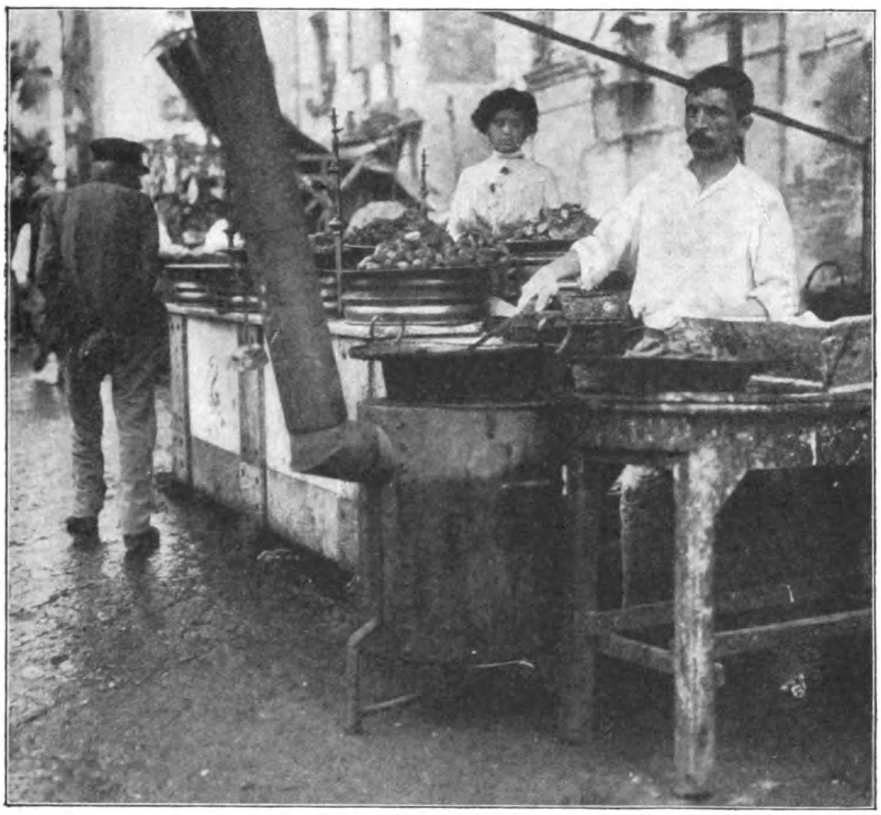
Ein deutſcher Gelehrter kommt jüngſt in Neapel an, und ſparſam, wie die Gelehrten zu ſein pflegen, nimmt er ſeine Reiſetaſche in die Hand, um den kurzen Weg ins Hotel zu Fuß zurückzulegen. Aber er hat nicht mit der Sonne Campaniens gerechnet und mittwegs, als er gerade an einer Kirchentür vorüberſchreitet, in deren Schatten ein Lazzaroni den Schlaf des Gerechten ſchläft, ſetzt er ſeine Laſt nieder, tritt an den Liegenden heran und fordert ihn auf, ſeine Taſche den Reſt des Weges zu tragen. Langſam erwacht der ſchwarzlockige Sohn des Südens, reibt ſich die großen Augen, ſieht den Fremden lange an, und als er ſein Anliegen endlich begriffen, entgegnet er kopfſchüttelnd: „Nein, Herr, heute habe ich ſchon gegeſſen!“ Spricht's, dreht ſich wieder auf die Seite und ſchläft weiter, bis aufs neue die Sorge um das tägliche Brot an ihn herantritt. Die kleine Geſchichte liefert einen wertvollen Beitrag zur Pſychologie des neapolitaniſchen Volkes. Wer wird auch unter dieſem lachenden Himmel arbeiten, auf einem Boden, den eine jahrhundertelange Mißwirtſchaft nicht auszuſaugen vermocht, unter einer Sonne, die des Lebens quälendſte Sorgen, was werden wir eſſen, wo werden wir wohnen, womit werden wir uns kleiden, gar nicht aufkommen läßt. Irgend ein Winkel genügt als Unterſchlupf für die Nacht, je zerriſſener das Gewand, um ſo maleriſcher wirkt es und deſto eher öffnet ſich die Hand des Fremden. Mit einem Augenaufſchlag, mit einer ſchönen Poſe kann man ein Mittagsbrot verdienen. Darum will auch der Kleinſte ſeine Komödiantenrolle ſpielen auf dem großen Amphitheater zwiſchen Sorrent und dem Poſilipp, wo die Natur und Geſchichte für Spannungen und Ueberraſchungen reichlich geſorgt haben. Aber wozu arbeiten? — Das iſt ungefähr die Lebensphiloſophie der Neapolitaner, wie wir ſie aus alten Kupferſtichen kennen, wie ſie die großen Reiſenden beſchrieben, die ihrer Sehnſucht folgend über die Alpen und den Apennin ſtiegen, als die Bergwände noch nicht durchbohrt waren und das Reiſen noch kein abgeſchmacktes Allerweltsvergnügen geworden. Ganz ſo iſt das Volk von Neapel aber doch nicht! Hart neben der heiterſten Sorgloſigkeit, neben naiver, ſchamloſer Bettelei finden wir auch das Volk bei der Arbeit, bei nimmer ruhender Arbeit. In den dumpfigen Kellerhöhlen, in Straßenecken, unter den Portalen der Kirchen und Paläſte haben ſich die Handwerker eingeniſtet. Sie arbeiten mit raſtloſer Emſigkeit vom Morgen bis zum ſpäten Abend. Die lockende Landſchaft

Milchverkauf aus erſter Hand

umher existiert für sie nicht. Sie kennen keinen Sonntag, nur an den höchsten kirchlichen Festen ruhen sie aus. So liegen die Gegensätze dicht nebeneinander, und es ist ungemein schwer, trotz dieser Widersprüche den Charakter des seltsamen Volkes klar zu erkennen. Gregorovius noch fällt über die Neapolitaner das harte Urteil: „Das Volk lebt nur für den Augenblick. Es ist im innersten Wesen untragisch und unpolitisch, jeder männlichen Leidenschaft bar, ohne die das geschichtliche Tun nicht denkbar ist. So lange Neapel steht, waren seine Herrscher Fremde: Byzantiner, Normannen, Schwaben, Anjous, Spanier, Bourbonen, Joachim Murat.“ Seitdem der deutsche Historiker diese bitteren Worte schrieb, hat sich vieles geändert. Neapel ist ein Teil des einigen Königreichs Italien, und wenn die Neapolitaner es auch im großen und ganzen den Norditalienern überließen, den modernen Staat zu schaffen, so beteiligen sie sich jetzt dafür um so eifriger an der Politik. Die Kritik war wohl immer ihre stärkste Seite. Aber noch heute ist Neapel und die umgebende Landschaft der Teil Italiens, der am stärksten den strengen Anforderungen eines modernen Staatswesens widerstrebt. An Ordnung und geregelte Verwaltung wird sich dies bunte Völkergemisch, das sämtliche Stämme, die um das Mittelmeer herum wohnen, zu seinen Ahnherrn zählen kann, wohl niemals gewöhnen. Darum sind dort auch die großen Sensationsprozesse zu Hause, die das ganze Königreich in Spannung versetzen, und dann und wann erwacht wieder ein Hauch der alten Romantik. Es ist, als ob das Volk niemals zur Ruhe kommen könnte, wie der Boden, auf dem es lebt. Erstaunlich ist die Summe von Energie, die zu der kleinsten Verrichtung des täglichen Lebens benötigt wird. Wer von dem Kastell San Elmo auf das herrliche Panorama des Golfes herniederblickt, der hört, wie das Leben der Stadt wie eine Welle zu der Höhe heraufbrandet. Nichts tut der Neapolitaner ohne Lärm, und all das Treiben und Hasten eint sich zu einem dumpfen chaotischen Brausen. Wie dem Leben von Neapel seit Jahrhunderten ein großer leitender Gedanke gefehlt hat, so mangelt auch der Stadt ein überragender Mittelpunkt. Unübersehbar drängt sich Haus neben Haus, kein beherrschendes Bauwerk entringt sich der Masse, wie St. Peter in Rom. Die geschwungene Linie des Golfs gibt dem Ganzen die Form, und hoch über dem Gewimmel erhebt sich in der Ferne der Vesuv wie ein gewaltiges Memento mori.

Seit Jahren wird daran gearbeitet, Neapel zu sanieren und zu modernisieren. Durch das Gewirr der Gassen und Gäßchen sind breite Boulevards gelegt, und der berühmte Kai von Santa Lucia hat ein andres Gesicht erhalten. Wo sonst die alten Herbergen standen, die schon viele Generationen gastlich aufgenommen, werden jetzt weltstädtische moderne Hotels von fabelhaftem Luxus erbaut. Die Austernverkäufer mit ihren charakteristischen

Eine Partie Karten auf offener Straße



Straßenküche am Hafen von Neapel

Buden sind vertrieben. Aber nach wie vor breitet der schönste Golf der Welt sein Panorama vor dem entzückten Auge aus, und im innersten Wesen hat sich das neapolitanische Leben wenig gewandelt. Antik ist die völlige Harmlosigkeit des neapolitanischen Volkes, das unbefangen sein ganzes Leben fremden Augen preisgibt. Alles vollzieht sich in vollster Oeffentlichkeit. Da sitzt der alte Briefschreiber in der Ecke wie in den Straßen des Orients, ein Mädchen diktiert ihm gerade einen Liebesbrief an den Erwählten, der wohl fern in einer Garnison des Nordens weilt. Sie hält nichts zurück, alles, was sie auf dem Herzen hat, will sie den krausen Lettern auf dem winzigen Bogen Papier anvertrauen, und wer den gemurmelten Worten nicht lauschen will, der kann Erregung, Verzweiflung, Beschwörungen und Drohungen mühelos von ihrem Gesichte ablesen.

Dicht daneben machen andre Schönen Toilette. Eine Friseuse ist bei der Hand und übernimmt es für ganze 5 Centesimi, das schwarze Wuschelhaar mit dem Kamm zu entwirren und daraus eine kunstvolle Frisur nach der letzten Pariser Mode aufzubauen. Wohin wir blicken mögen, überall bietet sich unsern Augen ein Bild von einschmeichelnden Reizen. In den Straßenecken stellen sich wirkungsvolle Gruppen zwanglos zusammen, und fehlt den Neapolitanern auch die machtvolle plastische Pose der römischen Bevölkerung, so wirken sie dafür um so malerischer. Renaissanceportale, antike Säulenreste, seit Jahrhunderten immer wieder verbaut, Ausblicke in angstvoll enge Straßen mit himmelhohen Häusern geben den Hintergrund. Vielfach wird man auch an den Orient erinnert. Hier saßen ja jahrhundertelang die Mauren, Amalfi, Majori und Minori, Cetara waren ihre Hauptsitze, und die blühende Republik Neapel schloß ungeachtet der Bannstrahlen des Papstes ein Bündnis mit den Ungläubigen. Indifferent in religiöser wie in politischer Hinsicht waren die Neapolitaner von je. Sie umstanden mit derselben Neugier das Schafott des letzten Hohenstaufen auf dem Mercato, wie sie der Flotte der Sizilianer zusahen, die nach der blutigen Vesper unter dem Befehl des großen Ruggiero Loria die Schiffe der Anjous im Angesicht der Stadt vernichtete. Die jüngste Geschichte, speziell das Mißgeschick der italienischen Kolonialpolitik in Abessinien, hat ähnliche Beispiele gezeitigt.

Neapel ist heute neben Genua der bedeutendste Handelshafen der Monarchie. Ein großer Teil des aufstrebenden italienischen Handels wickelt sich dort ab. Spiegelt sich darin die zunehmende Bedeutung Italiens im Weltverkehr wider, so bleiben uns andre Bilder, die von haltlosen inneren Verhältnissen, von ungerechter Verteilung der Lasten und Rechte zeugen, nicht erspart. Ueber Neapel ergießt sich der große Strom der Auswanderer, die Italien alljährlich in die Neue Welt und speziell

nach Südamerika entsendet. Wir sehen die prächtigen Gestalten aus allen Teilen des Landes, die Bewohnerin der Albaner Berge neben der Toskanerin, stumpf und ergeben der Stunde harrend, die sie von der schönen Heimat voraussichtlich für immer trennen soll. Aber für ernste Erwägungen ist Neapel nicht der Ort. Das laute Leben übertönt Klagen und Seufzer, die ganze Stadt wimmelt wie ein Ameisenhaufen, weder Ohr noch Auge haben auf Momente Ruhe, und wie auf tanzenden Wellen läßt der Strom des täglichen Verkehrs Bild auf Bild an uns vorüberziehen. Am Marinearsenal findet man in der brennenden Mittagssonne eine lustige Gesellschaft. Es sind Nichtstuer, junge wie alte, unter ihnen manch Individuum, das allen Grund hätte, die offene Straße zu meiden. Aber die Karten haben so dämonische Anziehungskraft, und dann ist es gerade zwischen zwei und drei Uhr. Das ist die Stunde, wo auch ein Schutzmann zu Mittag essen muß. Also kann man eine Partie wagen. Sobald aber das Käppi eines Wachmannes erscheint, verschwindet die ganze Gesellschaft, als habe der Boden sie verschlungen.

Es gibt wohl keinen Gegenstand zwischen Himmel und Erde, der in Neapel nicht feilgeboten wird. Wenn der Neapolitaner nicht schläft, feilscht er, sucht er für die geringwertigste Sache einen möglichst hohen Preis herauszuschlagen. Was in allen andern Städten als wertlos weggeworfen wird, ist hier immer noch Objekt des Straßenhandels, und es genügt, festzustellen, daß Zigarrenstummel noch lange nicht die geringste Ware sind, die sich hier in Geld verwandeln. Für des Leibes Nahrung ist reichlich gesorgt. Was sonst in der Regel den Augen der Konsumenten entzogen wird, die Verrichtungen und Handreichungen, die einmal notwendig mit der Herstellung auch der Lieblingsspeise verbunden sind, ohne daß man gerade immer daran erinnert sein möchte, wenn man den Löffel zum Munde führt, alles vollzieht sich hier in der freiesten Oeffentlichkeit. Ein Oelgeruch lagert ringsumher, und es gehört die ganze Skrupellosigkeit des Südländers dazu, um an dem so dargebotenen Menü Geschmack zu finden. Aber für jeden Gaumen ist gesorgt, da gibt es Fische, Reisknödel, Kürbisblumen, Muscheln u. s. w., und die schöne Frau, die die Kunden bedient, hat reichlich Arbeit. Die Milch kauft man tatsächlich aus erster Hand, in den Quartieren der Armen wie der Reichen. Um Sonnenuntergang kommen die Ziegenherden durch die Straßen. Mädchen und Frauen eilen herbei, und die Hirtin melkt die Gefäße voll, indem sie die Ziege mit den zärtlichsten Schmeichelnamen belegt, um sie zum Stillestehen zu veranlassen.

Kehren wir nach Santa Lucia zurück! Wo sich früher die berühmte Promenade hinzog, liegt jetzt eine weite, trocken gelegte Strecke. Wo früher, wenn der Abend kam, das Volk sich versammelte, um zu scherzen und nach dem Klang Guitarre sich im Tanze zu drehen, sitzt jetzt einsam ein Philosoph, ein alter Flickschuster. Melancholisch begleitet er seine Arbeit mit dem bekannten Volkslied:

Venite all' agile
Barchetta mia!
Santa Lucia!
Santa Lucia!

Neapolitanerinnen bei der Toilette

Otto Ernſt

Sonntag eines Deutſchen

Von

Otto Ernſt

Als Knabe kannte ich einen armen Mann, der aus freien Stücken jeden Sonntag arbeitete und dafür am Mittwoch Feiertag hielt. Ich hab' es nie verſtanden und nie geglaubt, wenn er mir lachend verſicherte, das komme doch auf eins heraus.

Bildet ihr euch wirklich ein, ihr könntet aus jedem ruppigen Montag oder Mittwoch einen Sonntag machen, indem ihr ihm den Arbeitskittel auszieht und einen ſchwarzen Gehrock anlegt? Habt ihr's wirklich nicht bemerkt, daß der Mittwoch auch im Frack und Zylinder ein Plebejer bleibt und der Sonntag auch in einer Maurerbluſe als ein ſchöner, feiner Mann daſteht? Nein, meine Freunde, der Sonntag hat ſein lichtes Angeſicht nicht nur daher, daß er nicht arbeitet. Gewiß geb' ich euch mit Freuden zu, daß jeder Tag ein andres Geſicht zeigt, wenn er mit Muſik und Fahnenwinken an unſer Bett tritt und ruft: „Auf, zur fröhlichen Fahrt in die Maienflur!" als wenn er morgens um 4 Uhr in der Geſtalt eines Unteroffiziers die Tür der Kaſernenſtube aufreißt und brüllt: „Aufffffſtehn!!! In zehn Minuten feldmarſchmäßig auf'm Kaſernenhof!" und uns mit einer achtſtündigen Felddienſtübung bei 24 Grad Reaumur winkt. O, dieſer Unterſchied iſt mir ſehr klar, ſo klar, daß mir daraus eine Lebensregel aufgeleuchtet iſt. „Wie," ſagte ich eines Morgens zu mir, „wie! In brennender Hitze einen ausgereckten Tag lang über Berg und Tal laufen, tanzen, ſpringen, ſchreien, erſchlaffenden Alkohol trinken und dabei ſchwitzen wie eine fette Gans am Bratſpieß — das kannſt du! Warum? Weil es eine Vergnügungstour iſt! Aber wenn du nur die Hälfte davon im Dienſte deiner verdammten Pflicht und Schuldigkeit tun ſollſt, dann ziehſt du ein Maul und haſt dich wie ein armes, geplagtes Menſchenkind! Spitzbube, hab' ich dich?" Und von nun an, wenn es mit voller Bepackung in Staub und Sonne über Hecken und Gräben dahinging, ſagte ich zu mir: „Denk, es wär' eine Vergnügungstour!" Und dann ging es. Und ſo in weiterer Ausdehnung: wenn es heiß und ſchwer wurde auf dem Lebensmarſche, dann ſagte ich zu mir: „Denk, es wäre eine Luſtfahrt, dann kannſt du's, du Schlingel!" Und dann konnt' ich's.

Alſo das weiß ich ſehr genau, daß ein Raſt- und Luſttag anders ausſieht als ein Arbeitstag. Aber deshalb iſt ein Ruhetag noch lange kein Sonntag.

Seht, ich kann es euch ja auch aus dem Gegenteil beweiſen. Ich mußte als Jüngling ſo viel arbeiten, daß ich des Sonntags zur Arbeit nicht entraten konnte. An den Sonntagnachmittagen, bis in den Abend hinein, ſchrieb ich meine Schulaufſätze. O heilige Tage, heilige Zeit! Nie hab' ich reineren Feierglanz getrunken als damals! Meine Gedanken ſtiegen wie Säulen um mich empor, meine Schlüſſe wuchſen wie Kuppeln daraus hervor, mein Gefühl ſchwebte wie Orgelweiſen, und mein Anſchauen war wie Licht, das durch bunte Fenſter brach. Wenn der Lehrer mir meinen Aufſatz zurückgab, ſagte er wohl: „Gut, gut, nur mitunter zu feierlich, zu hochfliegend, zu

pathetisch.“ Das war der Sonntag in meiner Arbeit.

Durch Arbeit ist er nicht zu verscheuchen. Ernste Arbeit, an der das Hirn und das Herz und alle Sinne mit feurigem Geiste wirken, liebt er sogar. Denn sie ist heilig wie er. Ernste Arbeit, die nach Hohem ringt, und Werke der Liebe macht er zum Gottesdienst. Und ich weiß, daß er selbst Arbeit aus Not und Mangel zuweilen mit einer milden Heiterkeit beglänzt. Aber eine Sorte von Arbeitern verträgt er freilich nicht. Das ist die, von der Th. Storm erzählt:

„Am Weihnachtssonntag kam er zu mir,
In Jack und Schurzfell, und roch nach Bier,
Und sprach zwei Stunden zu meiner Qual
Von Zinsen und von Kapital;
Ein Kerl, vor dem mich Gott bewahr'!
Hat keinen Festtag im ganzen Jahr.“

Vor solchen Kerls verfliegt der Sonntag wie Rosenduft vor altem Käse.

Aber vor Tod und Krankheit flieht er nicht. Hast du einmal auf dem Krankenbette gelegen und die freundlich streichelnde Hand des Sonntags auf deiner Stirn gefühlt? „Haha, kein Wunder!“ wird der blanke Rationalist rufen, „das geputzte Zimmer, die reine Wäsche, der Besuch der Freunde und die Blumen, die sie bringen, oder die Erwartung alles dessen, die stimmen den Kranken heiterer.“ Natürlich tun sie das. Aber zu Haus oder im Hospital kannst du das alles auch an andern Tagen haben; frag einmal den Kranken, ob darum aus einem Mittwoch ein Sonntag wird. O, es gibt Schrecken und Schmerzen der Krankheit, denen der Sonntag weichen muß; denn er ist ein zarter Geselle, und wenn an einem Sommersonntag Musik und Singen fröhlich wandernder Scharen ins Krankenzimmer herüberwehen, wie sollte ich leugnen, daß dann das Herz doppelt weh tun kann? Aber wenn du die große Geduld zum Leben erfaßt hast, dann wirst du erkenntlich sein für allen Trost, den Schönheit gibt, und der Sonntag ist ein schöner Genius. Wenn alle Besucher ausbleiben — dieser kommt, dessen sei gewiß. Als du noch schliefst, ist er leise hereingetreten, und wenn du erwachst, sitzt er schon an deinem Bette. Und er bleibt bis zum Abend, bis deine Seele in sanfteren, stilleren Gedanken zur Ruhe geht. Denn der Sonntag ist die Freude, der Friede, die Genesung, die nach sechs Tagen der Hoffnung kommt. Er ist der Genius der Erfüllung; denn nach sechs Tagen der Sehnsucht und des Ringens ist er da.

Und nicht vor dem Tode flieht er. Nein, er wandelt den widrigen Knochenmann in einen schönen, ernsten Knaben mit gesenkter Fackel, in einen Bruder des Schlafes. Ein Begräbnis am Sonntag ist trostreicher als eines am Alltag, wie ein Begräbnis an einem Tage voll Sonnenschein und Vogelsang dem Herzen sanfter ist als eines in Regen, Sturm oder Schnee. Warum kleidet ihr Menschen den Tod nicht in freundliche Farben statt in ein hämisch-gehässiges, menschenfeindliches, erbarmungsloses Schwarz? Feiert der Herbst nicht Sterben und Vergehen mit einem flammenden Farbenopfer und kleidet der Winter nicht den Tod in ein lieblich flimmerndes Weiß, zu dem die Kinder jauchzen?

Sterben ist der Anfang des großen Feiertags. Das singt der Sonntag leise an alten und frischen Gräbern. Am Sonntag geht es auch zerrissenen Herzen sanfter ein, daß der Friedhof ein Hof des Friedens und der Tod ein großer Sabbat ist.

Ein zarter Gesell ist der Sonntag, sagt' ich. Du mußt ihm helfen, ihn ermuntern, ihm die Stätte bereiten, ihm offene Arme ausbreiten und lächelnd ihn locken, damit er seine ganze Liebenswürdigkeit entfalte, wie denn alle Freuden des Lebens inniger und heller dir entgegenlachen, wenn über deinem Herzen steht: „Willkommen, Freude!“ Da versehen es nun viele Menschen gleich am frühen Morgen. Wenn sie erwachen und den Sonntag am Bett stehen sehen, stöhnen sie: „Gott sei Dank!“ drehen sich nach der Wand, kehren also dem holden Genius die ausgesprochene Rückseite zu und genehmigen sich noch zwei oder drei Stunden Schlafs. Da hatte ich einen intimen Freund, der es ganz anders machte. Wenn er wochentags um acht Uhr erwachte, dachte er: ‚Ich muß aufstehen, wenn ich noch rechtzeitig ins Bureau will,‘ drehte sich nach der Wand und schlief weiter. Wenn er Sonntags um sechs Uhr die Augen aufschlug, rief er: „Donnerwetter, höchste Zeit!“ fuhr in die Hosen und bald darauf ins Gebirge. Ich will ja nun diesen Mann nicht gerade als Muster hinstellen, wenigstens sechs Siebentel von ihm nicht, und ich ehre mit frommer Scheu den Sonntagsschlaf des sechsmal in der Woche geplagten und gehetzten Arbeitssklaven; aber das muß ich doch sagen: wer den Sonntagmorgen ohne Not verschläft, der ist ein Sabbatschänder von der Wurzel aus. Jeder Morgen ist heilig; denn der Morgen ist die Unschuld des Tages, ist unberührtes Leben. Aber der Sonntagmorgen ist dreimal heilig.

Gibt es ein verdrießlicheres Geschäft als die Morgentoilette, ausgenommen für junge und alte Mädchen? Und wenn sie in zehn Minuten erledigt ist, so währt sie eben zehn Minuten zu lang. Aber am Sonntag ist sie ein Kultusakt; denn du legst mit dem Festgewand einen festlichen, reineren Menschen an. Das Wort „Kleider machen Leute“ ist in einem viel tieferen Sinne wahr, als man es gewöhnlich braucht. Kleider machen nicht nur Leute nach außen hin, sie wirken auch nach innen. Hängt einem Schneiderlein einen Mantel von einem Meter Weite um, und er spricht wie ein Kerl von einem Meter Durchmesser. Zieht dem reich gewordenen Metzgermeister eine weiße Weste an, und er versucht sich auf dem Gebiete der Aristokratie. Als ich konfirmiert wurde, bekam ich einen Rock mit Schößen, und während ich sonst mein Sacktuch aus der Hosentasche geholt hatte, zog ich es jetzt hinten aus dem Rockschoß. Ich zog es hundertmal am Tage und fühlte mich hundertmal ein Mann. Der Handwerksmeister, der den Th. Storm besuchte, scheint freilich ein ganz verfilzter Alltagsmensch gewesen zu sein; aber wenn seine Frau ihm einen Sonntagsrock angezogen hätte — wer weiß, ob er das Gespräch von Zinsen und Kapital nicht auf den Montag verschoben hätte. Selbst der ungebildetste Hausvater, wenn er nicht ganz verroht und verwildert ist, verfährt säuberlicher mit Weib und Kindern, wenn er, mit der Hand über den Aermel fahrend,

ein weicheres Tuch fühlt als Blauleinen und englisch Leder.

Und wenn auch deinem „Lever" ein Erdenrest von Chlorgeruch und eingelaufenen Strümpfen anhaftete, — reine Freude taut herab auf dein erstes Frühstück. Wenn du auch noch so eifrig Arbeit und Pflicht liebst, es ist doch zweierlei, ob dein Nachtisch „Arbeit" oder „Ruhe" heißt, ob du mit den Augen auf der Uhr einsam deinen Morgentrunk tust, oder ob du dich mit den Blicken ruhig in den Augen deiner Lieben niederläßt und denkst: ‚Wir haben Zeit, uns anzuschauen und uns aneinander zu erfreuen.' Zu einem richtigen deutschen Sonntag gehören Mann, Weib und Kinder, zum mindesten Mann und Weib. Ich will beileibe nicht leugnen, daß auch ein begabter Junggeselle oder dergleichen Jungfrau herrliche Sonntage feiern könne; aber zu einem ganz vollständigen Sonntage gehört Familie. Familie und morgens ein Klöben. Dabei kommt es natürlich nicht auf den Klöben an sich an (es muß z. B. auch dicke Butter darauf sein), sondern das ist das Entscheidende, daß der Sonntag seine eigne Speise, daß er etwas Besonderes, etwas Auszeichnendes habe. Das meinte ich mit dem „dem Sonntag entgegenkommen und ihm eine Stätte bereiten".

Auch durch Trank und Speise müßt ihr ihn aus der Reihe der grauen Erdentage herausheben, er lohnt es euch durch ein helleres Lächeln. Denn wie die Kleider Leute machen, so machen die Speisen Feste. Am Sonntag, wenn nach dem Fleisch eine süße Speise zu erwarten steht, brennen von Anfang bis Ende sechzehn Feierkerzen um meinen Tisch. Das sind die sechzehn Augen meiner Tischgemeinde. Zu den Zeiten, da auch in den Patrizierfamilien Hamburgs noch plattdeutsch gesprochen wurde, pflegte wohl am Sonntagabend eine Bowle auf den Familientisch zu kommen, und angesichts dieser Bowle wurde hochdeutsch gesprochen. Auch kannte ich einen alten Schiffszimmermann, der viele Jahre nach China gefahren war und hauptsächlich drei Sprachen redete: Plattdeutsch, Matrosen-Englisch und norddeutsches Hongkong-Chinesisch. Alle diese Sprachen waren ihm geläufiger als Hochdeutsch. Und nun höre man: jeden Sonntagnachmittag, wenn er auf seinem Sofa saß, aß dieser Mann, der den stärksten Tabak kaute und sich eine Handvoll Pfeffer in die Suppe zu werfen pflegte, süße Kringel und sprach dabei zu Weib und Kindern hochdeutsch. Es war ein Opfer, das er brachte; vor jedem hochdeutschen Satze öffnete er dreimal lautlos den erstaunlichen Mund, als wenn zum Hochdeutschen sehr viel Luft gehöre; aber durch die festliche Speise der süßen Kringel entlockte die Kraft des hehren Tages auch diesem rauhen Herzen das andächtige Opfer eines frommen Sinnes.

Um nun aber „vollends schlagend darzutun," daß ich den sonntäglichen Speisezettel nicht um materieller Lüste willen empfehle — denn ich merke wohl, daß die reinen Spiritualisten, die heimlich Beefsteaks mit Spiegeleiern essen, mir nicht trauen — will ich noch einen Beweis aus meinem eignen Leben anführen. So gewiß die Tangente eines Kreises die mittlere Proportionale zwischen den Abschnitten der schneidenden Sekante ist, so gewiß gab es in meinem Elternhause am Sonntag Fleischsuppe mit Fleischklößen und dicken Reis mit Rosinen. Und nun ist es ganz klar, daß nicht die Fleischbrühe mir das Heilige am Sonntag war; denn als Kind mochte ich gar keine Fleischbrühe. Aber wenn um zehn Uhr des Morgens der Geist des Herrn Justus v. Liebig sich erhob und durch die Räume des Hauses wandelte, wenn der altvertraute liebliche Duft hinaufstieg in die Dachbodenkammer, wo ich zwischen alten Büchern und Bildern kramte, dann hob der würzige Hauch mein Herz empor, und ohne daß es an Fleisch und Fleischesluft gedachte, schwamm es friedselig in festlichen Düften wie ein frommes Kirchenkind im Weihrauch. Noch heute genügt ein Achtel Näslein voll von diesem Dufte, um mir einen ganzen Kindheitssonntag zurückzurufen mit allem stillen Klang und aller stillen Freude, wie denn ja Düfte mit ganz besonderer Kraft Erinnerungen aus dem Dunkel ziehen. Wohl weil die Erinnerung selbst ein Duft ist, der Duft, der nachbleibt, wenn unser Leben an der Sonne „Zeit" verdampft.

Freilich, das muß ich sagen, um ganz ehrlich zu sein, daß ich dicken Reis mit Rosinen für mein Leben gern aß. Aber wer sagt denn auch, daß der Weg zu weihevollem Geistesweben nie und nimmer durch das Materielle gehen dürfe? Ein Philosoph hat sogar unumstößlich behauptet, daß nichts im Geiste sei, was nicht zuvor in den Sinnen gewesen wäre. Es war ein Mann aus dem Lande des Plumpuddings und des Sommernachtstraumes.

Wenn du nun mit den Deinen das Frühstück gefeiert hast, so geh, wie das Herz dich treibt, in Feld und Wald oder in die Kirche oder ins Land der Kunst oder in dich selbst oder irgendwohin, wo Stille des Herzens ist. Sammle mit deinen Kindern einen Blumenstrauß für die Mittagstafel, lehre sie Flug und Gesang der Vögel, Gestalt und Weise alles bewegten und unbewegten Daseins kennen; aber vor allem lehre sie das ruhige Angesicht schauen, das aus Wald und Weide, Berg und Gebüsch mit ewigen Augen blickt. Dann werden sie sich in den Jahren der Vernunft und des Leidens erinnern, daß einem zerrissenen Herzen in den Armen der großen Mutter auch an Werktagen Ruhe und Feier bereitet ist. Vor meinem Geiste wird, solange ich lebe, ein Sonntagmorgen aus meiner Kindheit stehen. Glaubt nicht, ich hätte eine Geschichte erlebt. Ich wanderte allein hinaus ins Freie, bis die Glocken der Dorfkirche nur noch so leise klangen, daß ihr Schall mit dem Summen der Bienen verschwamm. Und nun stand ich auf einem einsamen Feldweg zwischen hohen Hecken ganz allein. Es war nur ein schmales Grasfleckchen zwischen Haselhecken und war doch ein Erlebnis. In diesem Augenblick war die Welt und mein Leben rein von allem, von allem, was traurig und häßlich ist. Die höchsten Zweige der Haselstauden standen in wonnigem Bangen still und blickten unverwandt und immer zum Himmel hinauf, immer zum Himmel hinauf. Am Himmel war Sonntag. Und im Gewirr und heimlichen Schatten der Büsche war Sonntag. Um mich auf dem Rasen war Sonntag; im Kelch der Anemonen und Ranunkeln war Sonntag. Damals habe ich den Sonntag gesehen. Und wenn ich in meinem Leben sonst nichts Gutes erfahren hätte, um jenes

Morgens willen könnt' ich mit Kindern und Kindeskindern aus vollem Herzen singen:

„O, wunderschön ist Gottes Erde
Und wert, darauf vergnügt zu sein."

Wenn du aber in die Kirche gehst, dann höre nicht nur auf die Rede des Predigers, sondern auch auf die ragenden Worte der Säulen und Wölbungen, sieh das Sonntagsmorgenlicht, das durch farbige Fenster auf Estrich und Altardecke fällt, und folge mit den Augen dem Sturmesflug und Engelreigen des Orgelklanges. Denn Sonntag ist das Fest der Stille, und die Stille ist dir gegeben, damit du in deinem Herzen alle Schönheit des Lebens sammeln kannst. Wenn du zu Hause in der Bibel liest, so lies die Erzählung von Eliesers Werbung am Brunnen, oder das Buch Ruth, oder die Bergpredigt, oder den Gang nach Emmaus, oder die Geschichte vom See Genezareth, da Jesus den Petrus dreimal fragte: „Simon Johanna, hast du mich lieb?" und der Jünger endlich wie aus schluchzendem Herzen rief: „Herr, du weißt alle Dinge, du weißt, daß ich dich lieb habe!" In solchen Geschichten ist ewiger Sonntag. Welches Buch du aber auch am Sonntag hernehmen magst: wenn du es aufschlägst, liegt ein besonderes Licht auf seinen Blättern, und wär' es auch ein Rechenbuch oder eine Pandektensammlung. Denn der Sonntag leuchtet hell auf vor Freuden, wenn er sieht, daß du nicht vom Brot allein lebst, sondern auch ein Leben im Geiste führst. Und wenn du einen üppigen Sonntag feiern willst, wenn du schwelgen, schlemmen und verschwenden willst, dann lies am Sonntag Goethe. Die Werke dieses Mannes sind Sonntag an sich; sie machen jeden Wochentag zum Feiertag, jede Arbeit zum Feste; wenn man sie daher am Sonntag liest, so ist es wie Sonntag und Pfingstfest an einem Tage. Das macht: auf dem Seelengrunde dieses Sonntagskindes lag wie ein Blumenteppich der Sonntag einer neuen, freien und schönen Menschenwelt, die einmal für alle kommen soll und kommen wird.

Ja, Sonntag ist das Fest der Stille. Darum ist es kein übler Gedanke der Engländer, die rauschenden Feste und Vergnügungen auf den Sonnabend zu verlegen, schon um deswillen nicht übel, weil ein halber Feiertag mehr dabei herauskommt. Nur wollen Gott und seine Heerscharen unsern deutschen Sonntag vor Muckerheiligkeit und Zwangsfeierlichkeit in allen Gnaden bewahren! Der Sonntag ist kein Mucker, der alltags Whisky und Sonntags angeblich Soda trinkt; ich hab' ihn oft genug in geselliger Runde fröhlich mit den Fröhlichen gesehen und aus Liedern des Uebermuts und der überschäumenden Lebenskraft seine reine, klare Stimme herausgehört. Aber das sollen wir wissen, mein' ich, daß der Sonntag solcher Dinge nicht braucht, um schön und heiter zu sein, nein, daß er schon ein herrliches Fest ist, wenn wir ganz ruhig auf einem Stuhle sitzen und uns schweigend und regungslos am Glanz und Frieden der Stunde freuen.

Das sollen wir wissen, daß er vor allem ein Tag der Stille ist, der Stille, in der wir die Menschen unsrer Umgebung wieder erkennen. In Kampf und Hast des Alltags schwirrt und flimmert unsrer Lieben und Getreuen Bild an uns vorüber; in der Ruhe des Sonntags sehen wir sie wieder. Am Wochentage spricht Mund zu Mund, Auge zu Auge, Hand zu Hand — am Sonntag, wenn die Oberfläche unsers Wesens sich geglättet hat, sehen wir bis zum Grund, und Seele spricht zur Seele. Am Werktag verdrängen und beherrschen die Dinge zu oft nur den Menschen; am Sonntag besinnt sich der Mensch auf seine Hoheit und hängt sich den Purpur um. Am Sonntag erkennen wir den wunderreichen Schatz, den wir in der liebenden Güte unsrer Lebensgenossen und Freunde besitzen, empfinden wir Hand in Hand und Aug' in Auge die Schönheit des Menschen in der Ruhe.

Schaff sonntägliche Stille um dich und sammle das hundertfältige Glück einer Sekunde in ein Gefühl. Lehne dich zurück in deinen Stuhl und fühle die weiche Hand deines Kindes in der deinen, sieh dein Weib gegenüber am Fenster sitzen und merke, wie eure Blicke sich auf dem Haupte des Kindes begegnen und umschlingen, sieh, wie der Sonnenschein von der Wand des Nachbarhauses rötlich glüht gleich wildem Wein im Herbste, sieh die leuchtenden und sanften Farben des Teppichs zu deinen Füßen, sieh den göttlichen Adel um die Lippen des belvederischen Apoll, der auf deinem Schreibtisch steht, denk, wie das Werk deiner Arbeitstage sich ründet und wächst, fühle den ruhigen, warmen Fluß deines Blutes und das leichte Spiel deiner Muskeln und hör aus einer schönen Stunde der Vergangenheit eine sonnige Stimme singen:

„Unter blühnden Mandelbäumen,
An der Loire grünem Strand —"

halte den Atem zurück, und laß alles, alles Glück des Augenblicks vereint in deine Seele strömen. Das ist das Unglück der Menschen, daß sie aus alter, furchtsamer Gewohnheit ihr Herz selbst dem Glücke nur fingerbreit öffnen und es nicht weit und willig auftun wie zwei zum Himmel erhobene, ausgebreitete Arme, daß ihr ungeübtes Ohr nur Melodien des Glückes, nur verwehte Töne des Glückes erhascht. Oeffne der Stille des Sonntags weit und weiter das Herz, und du hörst die Harmonien des Glücks. Eine glückliche Stunde ist ein Kunstwerk Gottes, in dem alles zum herrschenden Gefühle stimmt und immer noch Schönes zum Schönen kommt, je tiefer du hineinschaust.

Und sieh, in der Stille des Sonntags steigt selbst die tiefste Frage unsers Herzens empor, die Frage: „Lohnt es sich? Lohnt sich das Werk deiner Wochen? Lohnt sich dies Hasten und Ringen und Mühen deines Alltags?" O wir würden weiser sein, wenn wir öfter und inniger diesen Tag der Besinnung feierten. Er ist ein Tag des Rückblicks und Umblicks, und sonderlich sind die Sonntagsstunden zwischen Tag und Abend besinnliche und nachdenksame Stunden. Einsamkeit am Sonntag ist von lichten Gedanken begnadet. Wandle in deinem Zimmer auf und ab, und wenn du Cajus heißest, so werden die Cajusse deiner vergangenen Sonntage aus den Wänden hervortreten wie eine Ahnengalerie und wundersame Zwiesprach mit dir pflegen. Wehe dem, der der Welt den Sonntag nimmt! Und wehe der Welt, die den Sonntag verloren hat! Wehe der Welt ohne Rast und Andacht!

Und nun will ich auch noch das Allerschönste vom Sonntag nennen. Wißt ihr, was das Aller-

schönste am Sonntag ist? Das Allerschönste am Sonntag ist der Sonnabend. „Sonnabend" — hier ist das norddeutsche Wort einmal schöner als das süddeutsche „Samstag". „Samstag" heißt einfach Sabbatstag, Ruhetag. Aber „Sonnabend", das ist wie ein stilles Ineinanderlegen der Hände und ein lächelndes Schauen in die zur Ruhe gehende Sonne. Und der ganze Tag wird Abend genannt, wie der Weihnachtsabend, der Fastelabend, der Osterabend. Den ganzen Tag fühlt der Deutsche als einen großen Abend, der einem großen Morgen vorangeht. Das ist nun einmal dem Menschen bestimmt, daß ihn Erfüllung selten so tief erfreut wie Hoffnung. Nichts ist reiner als diese Abendfeier vor dem Sonntag, dieser kaum gefühlte, aber tief geglaubte Anhauch nahender Düfte, dieser Traum der Augen von kommendem Licht. Wie klar steht vor meinem Blick das sonnabendlich geputzte, „gründlich gereinigte" Elternhaus mit dem frisch gestreuten, gelben Sand auf den Dielen. Wie gern setzt' ich mich dann mit einem Buch ans Fenster und schaute doch mehr in die blinkende Stube, die ich tausendmal gesehen, und mehr in den dämmernden Himmel als in das Buch. Das geliebteste Buch war dann nicht so stark wie diese Gewalt der mich ganz umfangenden Erwartung. Die Blumen draußen standen stillbereit, der Sonne des Sonntags ihre Kelche zu öffnen, eine Drossel übte mit heiligem Eifer ein sonntägliches Lied, und die scheidende Sonne stand im Zauber dieser Stunde still, als zögerte sie nach solchen Seligkeiten selbst vor der Erfüllung ...

Laßt siebzigtausend kalte Vernünftler kommen und sagen: „Die Welt sieht am Sonntag und Sonnabend genau so aus wie an jedem andern Tage; was ihr Besonderes, Feierliches, Heiliges seht, das seht ihr hinein, das ist eure Einbildung!"

Ja? Ist's wahr?

Dann staunende Bewunderung dem unsichtbaren Stäubchen im Auge, das das weiße Licht des Tages in Millionen Farben bricht, die der Regenbogen nicht kennt. Dann grenzenloser Dank und Anbetung dem holden Genius der Menschheit, der das Meer zur Wohnstatt der Nereiden, den Wald zur Stätte der Dryaden, die ganze Körperwelt aber zur Wohnung der Seelen macht! Jeden Sonntag und Sonnabend soll die Flamme unsers Herzens stark und still emporstreben, ihm zu einem freudigen Opfer.

Mutter und Kind. Bildwerk von Fritz Klimsch

Elektromagnetische Stürme

Am 31. Oktober 1903 ist unser Erdball von elektromagnetischen Stürmen heimgesucht worden, wie sie nach den Beobachtungen der erdmagnetischen Observatorien und der Telegraphenanstalten niemals vorher in solcher Stärke aufgetreten sind. Aehnliche Erscheinungen sind bereits früher, namentlich in den Jahren 1848, 1859, 1872, 1883 und 1894 beobachtet worden. Man hat sie als magnetische Ungewitter und als erdmagnetische Stürme bezeichnet. Ihre Benennung als „elektromagnetische Stürme" erscheint mir jedoch umfassender und auch zutreffender, da gleichzeitig mit den magnetischen Störungen elektrische Störungen auftreten. Nach neueren Forschungen muß sogar angenommen werden, daß die magnetischen Störungen erst eine Folge der elektrischen sind.

Der letzte elektromagnetische Sturm hat nach den Messungen des erdmagnetischen Observatoriums in Potsdam Schwankungen der frei hängenden Magnetnadel aus ihrer durch den Erdmagnetismus bedingten Ruhelage um 3°*) verursacht; es ist dies ein für unsre Breiten unerhörter Betrag. Schwankungen von solcher Größe werden sonst nur bei den Polarstationen beobachtet. Die Magnetnadel wanderte dabei fortwährend, aber nicht stoßweise hin und her, so daß oft während einer Minute mehrere Maximalausschläge stattfanden.

Nach den bereits vorliegenden Meldungen sind ähnliche magnetische Störungen auch in Oesterreich-Ungarn, Rußland, Schweden, Norwegen, Dänemark, England, Nordamerika, Frankreich und der Schweiz beobachtet worden. In Oesterreich wurde eine Abweichung der Magnetnadel um 1° 3'**) festgestellt. Die erdmagnetischen Störungen scheinen also die gesamte nördliche Hemisphäre getroffen zu haben; daß sie auch auf der südlichen Erdhalbkugel aufgetreten sein werden, ist als sicher anzunehmen, indes liegen hierüber genauere Mitteilungen noch nicht vor.

Ueberall, wo diese magnetischen Störungen beobachtet wurden, traten gleichzeitig elektrische Ströme in der Erde auf, die den Telegraphenbetrieb in den Leitungen, bei denen die Erde als Rückleitungsdraht benutzt wird, zeitweise empfindlich störten und unmöglich machten. Dem Telegraphentechniker sind solche elektrischen Strömungen in der Erde nichts Fremdes, denn er hat selbst unter gewöhnlichen Verhältnissen, z. B. bei elektrischen Messungen der Telegraphenleitungen, mit ihnen zu rechnen; sie sind ihm unter der Bezeichnung „Erdströme" bekannt. Einen konstanten Bestandteil der Erdströme bilden die Erdplattenströme, die ihre Ursache darin haben, daß die metallischen Erdplatten oder Erdverbindungen der Telegraphenleitungen mit der Erde zusammen eine elektrische Batterie liefern.

Bei normaler Stärke stören die Erdströme den Betrieb der Telegraphenleitungen nicht; sie sind dann viel schwächer als die Telegraphierströme. In gewissen Zeiträumen, auf die ich weiter unten noch zu sprechen komme, erreichen jedoch die Erdströme eine solche Intensität, daß sie, wie am 31. Oktober, die Stärke der Telegraphierströme um das Fünffache, in einzelnen Fällen sogar um das Zehnfache übertreffen. Die Erdströme treten durch die Erdleitungsplatten der Telegraphenanlagen in die Leitungen und bringen dadurch die eingeschalteten Telegraphenapparate dauernd zum Ansprechen oder vernichten unter Umständen auch die gerade in die Leitungen gesandten Telegraphierströme, wenn sie deren Richtung entgegengesetzt sind.

Ueber den Verlauf und die Stärke der Erdströme des letzten elektromagnetischen Sturmes sind im deutschen Reichstelegraphengebiet umfangreiche und genaue Beobachtungen und Messungen angestellt worden, die einen wertvollen Beitrag zur Ergründung dieser bis heute noch nicht völlig erklärten Naturerscheinungen liefern. Aus der Fülle des Beobachtungsmaterials führe ich mit Rücksicht auf den zur Verfügung stehenden Raum nur folgendes an: Die ersten Erdströme wurden in den frühen Morgenstunden des 31. Oktober in den deutsch-englischen Kabeln beobachtet; in größerer Stärke, aber noch ohne störende Beeinflussung des Telegraphenbetriebs traten sie in Deutschland von 10 Uhr vormittags ab auf.

Gegen Mittag standen fast sämtliche längeren oberirdischen und unterirdischen Leitungen des Reichstelegraphengebiets unter dem Einflusse der Erdströme, deren Stärke und Richtung andauernd wechselte. Ein regelrechter Telegraphenbetrieb wurde dadurch unmöglich. Zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags erreichte die Erdstrombewegung in Deutschland ihren Höhepunkt; bald nach 4 Uhr flaute der elektromagnetische Sturm ab und begann in nordöstlicher Richtung zu verschwinden. Die elektrischen Strömungen machten sich hauptsächlich in den nordwestlich, südwestlich, südlich und nordöstlich von Berlin verlaufenden Telegraphenleitungen des Berliner Haupttelegraphenamts bemerkbar, während die nach Westen und insbesondere die nach Norden gehenden Leitungen weniger beeinflußt wurden. Eine zweite, sehr heftige Strommelle trat zwischen 7½ und 8 Uhr abends auf; sie machte sich in den gleichen Richtungen wie die erste starke Strömung bemerkbar, doch verlief sie bedeutend schneller nach Nordosten. In den darauf folgenden Nachtstunden waren nur noch Erdströme von geringer Stärke nachweisbar, und am 1. November gegen Mittag zeigten die elektrischen Strömungen in der Erde wieder ihren gewöhnlichen Verlauf.

Die stärksten Erdströme wurden in der oberirdischen Telegraphenleitung Berlin-Frankfurt a. M. beobachtet; ihre größte Intensität betrug hier 3 Uhr 5 Minuten nachmittags 140 Milliampere,*) also mehr als das Zehnfache der Stromstärke der gewöhnlichen Telegraphierströme, die sich durchschnittlich auf 13 Milliampere beläuft. Stromstärken

*) 1° oder 1 Grad = 1/360 des Kreisumfanges.

**) 1' oder 1 Minute = 1/60 Grad, 1'' oder 1 Sekunde = 1/60 Minute.

*) Milliampere = 1/1000 Ampere. 1 Ampere = Einheit der elektrischen Stromstärke.

von 30 bis 40 Milliampere wurden in den oberirdischen Telegraphenleitungen Berlin-München-Rom und Berlin-Hamburg gemessen. In den Kabelleitungen Berlin-Leipzig und Berlin-Dresden wurden Maximalintensitäten von 26 bis 30 Milliampere beobachtet, in den Kabelleitungen Berlin-Hamburg und Berlin-Königsberg (Preußen) dagegen nur solche von 4 bis 6 Milliampere festgestellt.

Die Annahme, daß solche starken elektrischen Strömungen in der Erde auch deren natürlichen Magnetismus beeinflussen, liegt nahe; sie findet ihre Begründung in den uns bekannten Wirkungen des Elektromagnetismus. Die vorwiegend in der Erdkruste verlaufenden elektrischen Erdströme bilden ein elektrisches Feld; die Erde selbst aber, die man sich von alters her als einen großen natürlichen Magnet vorstellt, bildet andrerseits ein magnetisches Feld, dessen Wirkungsbereich sich ebenfalls auf die Erdkruste und darüber hinaus erstreckt, wie durch die Nordweisung der Magnetnadel hinreichend bewiesen wird. Jede Aenderung der Stärke eines elektrischen Feldes bringt aber eine entsprechende Aenderung in dem ihm benachbarten magnetischen Felde hervor. Das Umgekehrte ist natürlich auch der Fall; es kommt aber hier nicht in Frage.

Die Richtungslinien der magnetischen Kraft der Erde oder die Kraftlinien des magnetischen Feldes des großen Magnets Erde verlaufen zwischen seinen beiden Polen. Der magnetische Pol der nördlichen Hemisphäre liegt gegenwärtig auf dem 70. Breitengrade und dem 97. Längengrade westlich von Greenwich im arktischen Nordamerika und der entgegengesetzte magnetische Pol der südlichen Erdhalbkugel unter 74 Grad Breite und 147 Grad östlicher Länge von Greenwich. Die Richtung der zwischen den magnetischen Polen verlaufenden Kraftlinien wird durch die bekannten Isogonen oder magnetischen Meridiane gegeben, die die Orte gleicher magnetischer Deklination (Abweichung der Magnetnadel von der Nord-Südlinie) miteinander verbinden. Die stärksten magnetischen Wirkungen äußern sich an den Polen; hier sind die Kraftlinien am dichtesten, so daß dort die Magnetnadel nahezu senkrecht zur Erdoberfläche steht. Nach dem Aequator zu nimmt auf beiden Hemisphären die Intensität des Erdmagnetismus ab. Zwischen ihnen und von einer auf die andre übergreifend, verläuft in der Nähe des Erdäquators eine Linie — der magnetische Aequator —, auf der die Inklination der Magnetnadel, d. h. ihre durch den Erdmagnetismus verursachte Abweichung von der horizontalen Ebene gleich Null wird. Die Magnetnadel stellt sich dann horizontal in den magnetischen Meridian des betreffenden Ortes ein.

In Wirklichkeit bildet allerdings die Erde nicht einen regelmäßigen Magnet mit zwei Polen, sondern es ist die Verteilung der Intensität des Magnetismus über die Erdoberfläche ziemlich ungleichmäßig. Die Intensität des Erdmagnetismus ist ferner an den einzelnen Orten vielfachen Aenderungen unterworfen. Oft genügen schon wenige Jahre, um Richtung und Größe der erdmagnetischen Kräfte vollständig umzugestalten. Es ist einleuchtend, daß derartige Umwälzungen nicht lediglich die Folge einer Umlagerung der magnetischen Gesteinmassen im Innern der Erde sein können, denn solche Umwälzungen gehen nicht so schnell und ruhig von statten. Es müssen hier andre gewaltige Kräfte mitwirken.

Die Aenderungen des Erdmagnetismus sind entweder periodische, d. h. innerhalb längerer oder kürzerer Zeit regelmäßig wiederkehrende, oder es sind plötzliche, wie am 31. Oktober. Die periodischen Aenderungen umfassen tägliche, monatliche, jahreszeitliche, jährliche und säkulare; sie treten auf der ganzen Erde ziemlich gleichmäßig, aber in verschiedener Stärke auf und folgen für jeden Ort im allgemeinen dem Stande der Sonne. Die tägliche Schwankung der Totalintensität des Erdmagnetismus zeigt für alle Orte einen ziemlich übereinstimmenden Verlauf. Während der Nacht ist sie am größten und gleichmäßigsten, am Morgen fällt sie rasch ab und weist mittags ihren geringsten Wert auf, um dann bis zum Abend schnell wieder zu wachsen. Im Winter ist die Stärke der erdmagnetischen Kraft größer als im Sommer, sie wächst also mit der Annäherung der Erde an die Sonne, denn im Winter befindet sich die Erde in der Sonnennähe und im Sommer in der Sonnenferne. Auf Grund neuerer langjähriger und sorgfältiger Beobachtungen kann man annehmen, daß die täglichen, jahreszeitlichen und jährlichen Variationen des Erdmagnetismus hauptsächlich von der Stellung der Erde zur Sonne abhängen. Eine direkte magnetische Einwirkung der Sonne auf die Erde erscheint jedoch ausgeschlossen, denn nach der allgemeinen Annahme befindet sich unser Zentralgestirn noch im Weißglühzustande. Der Sonnenkörper kann also keine nennenswerten unmittelbaren magnetischen Kräfte äußern, am allerwenigsten auf solche Entfernungen. Es ist ja eine bekannte Tatsache, daß der Magnetismus des Eisens bereits durch die Rotglühhitze zerstört werden kann.

Die Beeinflussung der magnetischen Kraft unseres Planeten durch die Sonne muß also auf indirektem Wege erfolgen; ein solcher bietet sich in der elektrischen Stromwirkung dergestalt, daß durch elektrische Vorgänge auf der Sonne elektrische Ströme in der Erde ausgelöst werden und diese ihrerseits die beobachteten Variationen des Erdmagnetismus, wenn auch nicht ausschließlich, so doch der Hauptsache nach verursachen. Wenn also die Variationen des Erdmagnetismus von den in der Erdoberfläche kreisenden Erdströmen abhängen sollen, so müssen auch letztere gleichartige Variationen aufweisen. Daß dies der Fall ist, haben die von der deutschen Reichstelegraphenverwaltung noch unter dem ersten Generalpostmeister von Stephan vorgenommenen langjährigen genauen Messungen der Erdströme dargetan. Die von Professor Weinstein bearbeiteten und mit den gleichzeitigen Beobachtungen der erdmagnetischen Observatorien verglichenen Meßresultate lassen unzweifelhaft erkennen, daß die in Stärke und Richtung beständig wechselnden Erdströme in ihrem täglichen und jährlichen Verlaufe durchaus gleichartigen Aenderungen wie der Erdmagnetismus unterworfen sind.

Plötzliche Aenderungen der Erdströme haben auch stets entsprechende Aenderungen des Erdmagnetismus zur Folge gehabt. Ein magnetischer Sturm setzt also einen elektrischen Sturm voraus, und beide zusammen können wir nunmehr folge-

richtig als ein von der Sonne ausgehendes elektromagnetisches Gewitter bezeichnen. Auch für die elektromagnetischen Gewitter ist bereits eine Zeitfolge aufgestellt, sie wiederholen sich in Perioden von ungefähr 11 Jahren in Verbindung mit den Sonnenfleckenperioden. Solche an Sonnenflecken reichen Jahre waren insbesondere die Jahre 1849, 1860, 1871, 1882 und 1893. Gegenwärtig, also gewissermaßen etwas vorzeitig, macht sich wiederum eine zunehmende Sonnenfleckenbildung bemerkbar. Wir können also für die nächste Zeit noch auf weitere elektromagnetische Stürme rechnen.

Als sicher kann schon jetzt angenommen werden, daß mit der Bildung der Sonnenflecke gewaltige elektrische Vorgänge verbunden sind, die unsre nach J. von Lamont als elektrischen Körper im Weltraume schwebende Erde beeinflussen. Diese elektrischen Fernwirkungen der Sonne stellen sich bei Vorhandensein nur weniger Sonnenflecken geringer Ausdehnung, wie sie mit Hilfe guter optischer Instrumente stets auf der Sonne zu ermitteln sind, als Erdströme gewöhnlicher Intensität dar. Tritt aber eine Bildung von Sonnenflecken so gewaltiger Ausdehnung ein, wie sie letzthin beobachtet wurde — der englische Astronom Denning hat kürzlich eine neue Gruppe von Sonnenflecken entdeckt, die im ganzen eine Länge von 124000 Kilometern einnehmen —, so ist die Folge, daß die sonst nach außen hin nicht sonderlich in Erscheinung tretenden friedlichen Erdströme in Aufruhr geraten und ein elektromagnetisches Gewitter verursachen, das die Magnetnadeln der Observatorien zu stürmischem Tanze veranlaßt und die Telegraphenleitungen streiken läßt.

Ein richtiges Gewitter können wir uns ohne Licht- und Schallerscheinungen nicht denken: auch das elektromagnetische Gewitter weist solche auf. Es sind dies die geheimnisvollen Polarlichter, deren magische Lichtwirkung aus vielfachen Bildern allgemein bekannt geworden ist; beschreiben läßt sie sich kaum. Die Polarlichterscheinungen, die wir auf unsrer Hemisphäre Nordlichter nennen, sind von einem eigentümlichen Brausen begleitet, das nach den Angaben der Beobachter wahrgenommen wird, wenn die Höhe, in der das Nordlicht entsteht, keine zu große ist. Nach den bisherigen Beobachtungen schwankt die Höhe der Polarlichter über dem Erdboden zwischen den weiten Grenzen von 0,5 bis 1600 Kilometern. Die geringsten Höhen werden in den Polarzonen beobachtet; mit wachsender geographischer Breite nimmt die senkrechte Erhebung der Polarlichter über dem Erdboden zu.

Ueber die Entstehung des Polarlichts sind die mannigfachsten Hypothesen aufgestellt worden. Die älteren Theorien erklären es als einen Verbrennungsprozeß gasförmiger Produkte in den höheren Regionen der Atmosphäre, andre als kraftlose, nicht zur vollen Entwicklung gekommene Gewitter; die neueren Theorien lehnen sich mehr an die elektrischen Erscheinungen an. Sie erklären das Polarlicht als Resultat eines Ausgleichs zwischen Erd- und Luftelektrizität oder aber als ein elektrisches Glühen der gasförmigen Bestandteile in den verdünnten obersten Schichten der Atmosphäre. Beide Theorien sind wahrscheinlich und haben schon deshalb Anspruch auf Beachtung, weil es auf den durch sie angegebenen Wegen gelungen ist, künstliche Lichterscheinungen herzustellen, die dem Polarlichte ähneln.

Durch den Ausgleich von Erd- und Luftelektrizität kann man ein künstliches Polarlicht erzeugen, wenn man z. B. auf einem Berge ein gewaltiges Blitzableitersystem vollständig isoliert vom Erdboden errichtet und dieses durch einen isolierten Draht mit einer im feuchten Erdreich versenkten Zinkplatte verbindet. In der Nacht erscheint dann zuweilen der Berg von weitem gesehen in gelblichem Lichte, das bei Prüfung durch das Spektroskop sich als gleichartig mit dem Polarlichte erwiesen hat. Ein ausgesprochenes Analogon des Polarlichtes wird auch erzielt, wenn, wie bei den bekannten Geißlerschen Röhren, eine elektrische Entladung in stark verdünnten Gasen stattfindet.

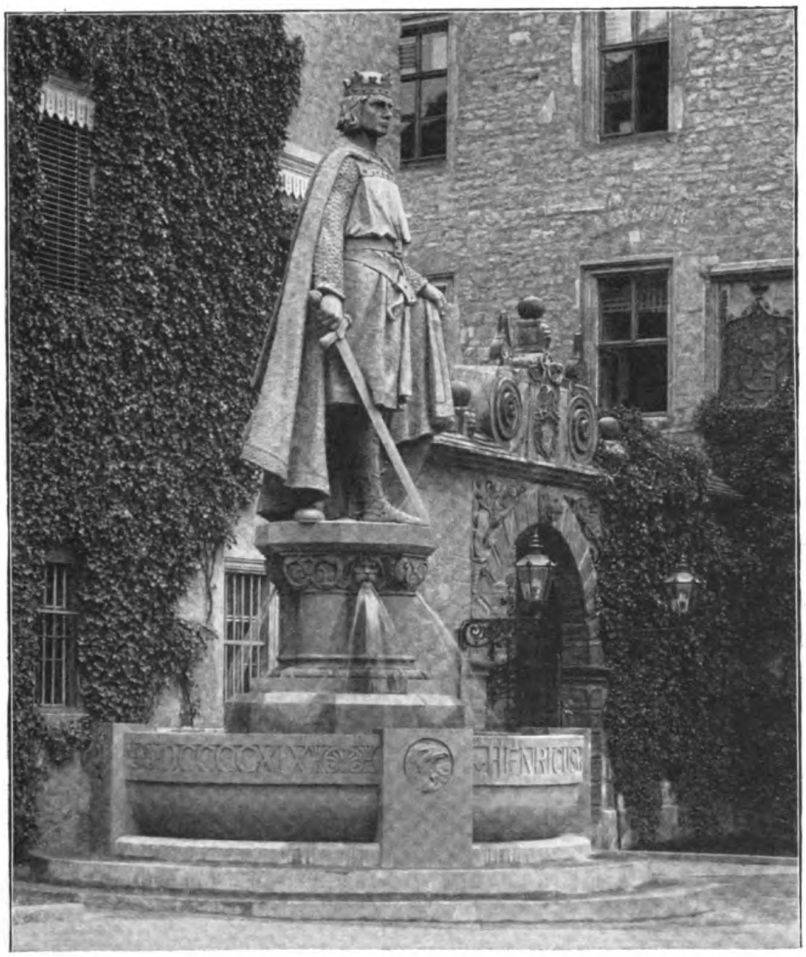
Die Höhen, in denen die Polarlichter über der Erdoberfläche vorkommen, berechtigen zu der Annahme, daß auch ihre Entstehungsursache eine verschiedene ist. Die Polarlichter in geringer Höhe über dem Erdboden, wo noch ein größerer Luftdruck herrscht, die Luft also verhältnismäßig elektrisch gut leitet, dürften durch den Ausgleich der Erdelektrizität mit der Elektrizität der über ihr ruhenden Luftschichten zustande kommen. Bei elektromagnetischen Stürmen wird dieser Ausgleich erleichtert und er geht kräftiger von statten. Polarlichter in Höhen von 50 Kilometern und darüber, wo der Luftdruck nur noch Bruchteile eines Millimeters beträgt (auf der Erdoberfläche beträgt der mittlere Luftdruck 760 Millimeter), wo also eine Luftverdünnung herrscht, die wir uns kaum vorstellen können, dürften dagegen von der Erdelektrizität unabhängig sein. Ihr Zustandekommen wird vielmehr auf eine elektrische Bestrahlung der in jenen Höhen noch vorhandenen dünnen Materien zurückzuführen sein. Diese elektrische Bestrahlung geht von der Sonne aus; sie ist am intensivsten beim Auftreten von Sonnenflecken, und damit ist der Kreis des Zusammenhanges zwischen Sonnenflecken, Polarlichtern, Erdströmen und erdmagnetischen Erscheinungen geschlossen.

Seit Hertz wissen wir, daß Licht eine elektrische Erscheinung ist, daß Lichtstrahlen elektromagnetische Strahlen sind. Die von der Sonne ausgehenden elektromagnetischen Strahlen, die wir als Lichtstrahlen empfinden, üben im allgemeinen keine elektrischen Wirkungen auf unsre Erde und ihre Atmosphäre aus. Dazu ist ihre Wellenlänge, die nur 0,8 Tausendstel Millimeter beträgt, zu gering und ihre Schwingungszahl von 400 Billionen in der Sekunde zu hoch. Neben den Lichtstrahlen sendet die Sonne aber dauernd noch andre elektrische Strahlen aus; diese pflanzen sich als Wellenbewegung durch den Aether fort, treffen die Erdoberfläche und verlieren sich als Erdströme in der Erde. Die Variationen der Erdströme und die durch sie bedingten Variationen des Erdmagnetismus hängen also von der elektrischen Tätigkeit der Sonne und von der Stellung der Sonne zur Erde ab. Die Kraft der von der Sonne ausgesandten elektromagnetischen Strahlen kann unter Umständen so stark werden, daß sie beim Passieren sehr verdünnter Luftschichten unsrer Atmosphäre Glüh-

erſcheinungen hervorbringen, die als Polarlichter auftreten. Die Bildung von zahlreichen und großen Sonnenflecken zeigt an, daß die elektriſche Tätigkeit der Sonne gewaltig im Anwachſen begriffen iſt; ſie iſt der Vorbote der elektromagnetiſchen Stürme.

Ob dieſe neue Erklärung ſich zu einer Löſung des die Gelehrten ſeit Jahrzehnten beſchäftigenden Welträtſels ausbauen laſſen wird, mag die Zukunft lehren. Jedenfalls werden die Hertzſchen Erfolge und ihre Anwendung in der Funkentelegraphie weſentlich mit zur Löſung beitragen können. Der von der praktiſchen Funkentelegraphie hierzu gelieferte erſte Beitrag iſt allerdings zunächſt anſcheinend entmutigend. Man hätte annehmen ſollen, daß alle Funkentelegraphenanlagen am 31. Oktober den Sturm der elektriſchen Strahlen ſorgſam regiſtriert haben würden. Das Gegenteil war der Fall, ſie haben den elektromagnetiſchen Sturm vollſtändig ignoriert und gearbeitet wie gewöhnlich. Für dieſe Tatſache gibt es zwei Erklärungen: entweder beſitzen die von der Sonne ausgehenden elektromagnetiſchen Strahlen wie die Lichtſtrahlen nur eine geringe Wellenlänge, immerhin aber eine ſolche von einigen Zentimetern, oder aber ſie haben Wellenlängen von einigen Kilometern. Unſre heutigen Funkentelegraphenanlagen, die auf Wellenlängen von 200 bis 300 Metern berechnet ſind, dürften weder auf winzige Wellen von Zentimeterlänge, noch insbeſondere auf langgeſtreckte Wellen von Kilometerlänge anſprechen. Beide Wellenarten, die kleinen Kräuſelwellen ſowie die langgeſtreckten Wellen dürften ſpurlos an den ſchwerfälligen Luftleitergebilden unſrer Funkentelegraphenſtationen vorübergehen. Mehrere Autoritäten auf dem Gebiete der Funkentelegraphie neigen zu der Anſicht, daß man es hier mit ſehr langen elektromagnetiſchen Wellen zu tun haben wird. Freilich mußten ſie auch zugeben, daß das Gegenteil ebenfalls nicht ausgeſchloſſen ſei, daß es winzige Wellen ſein könnten. Den magnetiſchen Obſervatorien wird alſo für die Folge eine neue Aufgabe erwachſen: die Feſtſtellung des Vorhandenſeins und der Eigenſchaften der elektromagnetiſchen Wellen in unſrer Atmoſphäre beim Auftreten von Erdſtrömen. Empfindliche Wellenindikatoren, wie der Polariſationszellen-Wellenanzeiger der Geſellſchaft für drahtloſe Telegraphie Syſtem Telefunken, werden ſich hierzu beſonders eignen.

Otto Jentſch



Der König Heinrich-Brunnen im Schloßhof zu Merſeburg. Von Paul Juckhoff

Der Vater

Skizze

von

B. Kittweger

Medizinalrat Doktor Robert Althoff hat sich nach dem frühen Tod seiner Gattin von aller Geselligkeit zurückgezogen und nur noch seinem Beruf und seinem einzigen Kind, einem Sohn, gelebt. Eine ältere Wirtschafterin versorgt den Haushalt. Der Sohn, ebenfalls Mediziner, steht schon vor dem Examen, der Vater hat graue Haare bekommen und wird von den Bekannten, namentlich von den jungen Töchtern befreundeter Familien, als alter Herr betrachtet. Und doch ist er noch gar nicht so alt. Ein guter Fünfziger, das ist doch noch kein Alter, wenn man gesund und rüstig ist, wenn man seinen Mann steht im Beruf, und wenn man sich jung fühlt, innerlich jung. Nein, nein, er, Medizinalrat Robert Althoff, hat wohl das Recht, sich gegen die Bezeichnung „alter Herr" aufzulehnen, sie sich wenigstens von seinem Sohn zu verbitten. Früher hat er gutmütig gelächelt, wenn er mal zufällig hörte, daß der Hans von seinem „alten Herrn" sprach. Das ist eben so Mode unter der heutigen Jugend, so sagte er sich. In letzter Zeit kann er's nicht mehr ertragen und hat sich den Ausdruck als „unpassend" entschieden verbeten. Er habe zu seinem Großvater „Sie" gesagt und von seinem Vater immer nur respektvoll gesprochen. Hans hatte im stillen den Kopf geschüttelt. Komisch! Papa war doch sonst nicht so, ließ doch sonst der Jugend und ihren Dummheiten ihr Recht. Aber in letzter Zeit ist überhaupt manches anders geworden. Hans Althoff findet es gar nicht gemütlich zu Hause während der Sommerferien. Sein alter Herr — ja so — sein Herr Papa ist ganz sonderbar empfindlich und sehr wenig zugänglich für den Sohn, den er früher doch immer ein bißchen verwöhnte. Und er hat doch nicht mal Schulden gemacht im letzten Semester. Ist der Vater einmal so recht freundlich zu ihm, dann scheint's Hans, als zwinge er sich förmlich dazu. Und so ist's in der Tat. Aus eben dem Gefühl heraus, daß der Junge ihm diesmal wirklich im Weg, ist der Medizinalrat bald heftig und zurückstoßend, bald ganz übertrieben liebenswürdig gegen ihn. Er kann kaum den Beginn des Semesters erwarten. Es ist auch 'ne Schande, wie lange diese Studenten Ferien haben! Vollständig verbummeln tun sie dabei. Der Vorwurf ist ganz ungerecht. Hans hat noch nie so eifrig gearbeitet wie in diesen Ferien. Aber der Vater ist nicht in der Stimmung, dies anzuerkennen.

Die Laune des Medizinalrats hebt sich sichtlich und wird gleichmäßiger, als das Ende der Ferien da ist und die alte Wirtschafterin alles zur Abreise des Hausſohnes rüstet. Wären nur die paar letzten Tage erst vorbei! Althoff kann kaum die Zeit erwarten. Denn so lange muß er sich noch gedulden. Schriftlich wird sich's ganz anders machen. So dem Jungen ins Gesicht sagen, daß er, daß sein Vater eine junge Frau — nein, das geht einfach nicht! Wenn er ihm alles schreibt, wie's gekommen, wie die reizende Nachbarin sich in sein Herz gestohlen, wie es ihn danach verlangt, noch einmal glücklich zu werden an der Seite einer geliebten Gattin, wie er, der Hans, es in Zukunft doch auch behaglicher zu Hause finden wird, wenn eine Hausfrau sorgt, anstatt der grämlichen alten Person, der Kathrine — wenn er ihm das alles vorstellt, dann wird's der Junge einsehen. Und begreifen wird er des Vaters Neigung. Er kennt ja Elsbeth bereits, hat mit ihr getanzt auf einigen Landpartien, die er, der Medizinalrat, natürlich nicht mitmachen konnte. Solche Scherze überläßt man der grünen Jugend, die noch nichts will als sich amüsieren. Daß Elsbeth daran teilnimmt, ist natürlich. Sie ist noch jung, und es würde auffallen, wenn sie sich zurückzöge. Großen Spaß hat sie sicherlich nicht an solchen Vergnügungen. Sie ist so gereift. Er hat sie beobachtet, seit sie seine Nachbarin ist, seit fast zwei Jahren. Da ist ihre Mutter als Witwe in die Heimatstadt zurückgekehrt. Wie sich Elsbeth ihm gegenüber gibt, so voll Vertrauen, darf er die feste Zuversicht hegen, daß sie nicht „Nein" sagen wird, wenn er sie um ihre Hand bittet. An seiner Seite würde sie geborgen sein vor der Not des Lebens, die ihr sonst nicht fern bleiben dürfte. Sie hat noch drei Brüder, und die Mittel sind beschränkt. So was bleibt dem Hausarzt nicht verborgen. Um der ängstlichen Mutter Sorge zu ersparen, hat Elsbeth schon manchmal am Gartenzaun, der die beiden Grundstücke trennt, sich von ihm einen Rat wegen der Jungen erbeten. Bald ging's bei einem nicht mit dem Latein, bald haperte es beim andern in der Mathematik. Und nur zu gern stand Althoff ihr bei, so gut es eben möglich war. Es hatte sich eine förmliche Freundschaft entwickelt zwischen ihm und Elsbeth. Und aus dem Samen dieser Freundschaft sollte, so hoffte er, eine köstliche Frucht reifen: die Liebe des Weibes zum Mann. An Jahren jung ist Elsbeth, aber durch den Tod des Vaters, die Sorge für die Brüder ernster und verständiger, als sonst Mädchen ihres Alters zu sein pflegen. Sie wird die Neigung des älteren Mannes zu schätzen wissen und ihm freudig ihr Jawort geben. Und dann würde das Glück einziehen in sein verödetes Heim. Er hat doch ein Recht darauf, so frisch und stark wie er sich noch fühlt. Verjüngt förmlich, seit das Gefühl in ihm lebt, die Liebe zu dem reizenden Mädchen, das er an sein Herz nehmen will und es hegen in treuer Hut.

Es ist der Abend vor Hans' Abreise. Der Medizinalrat und sein Sohn haben zusammen gegessen und sitzen noch am Tisch. Der Vater in

bester Stimmung, über die er sich freilich innerlich fast Vorwürfe macht. Er freut sich, daß sein Einziger geht! Na ja, das liegt eben diesmal an den Verhältnissen. Dafür soll der Hans aber, wenn er wiederkommt, zu Weihnachten, ganz besonders liebevoll empfangen werden, da soll er eine Mutter finden, die den Christbaum anzündet und Behagen und Freude und Frieden im Haus verbreitet. Eine Mutter? Nun ja, so ist's doch. Wenn auch — sie ist fast zwei Jahre jünger als ihr künftiger Sohn. Tut nichts. Es liegt so viel Mütterlichkeit in ihrem Wesen den Brüdern gegenüber, von denen der älteste doch zu Ostern auch schon das Abiturientenexamen machen soll. Es wird alles ganz gut gehen. Und natürlich, bald muß es sein. Morgen schon, gleich nach Hans' Abreise, wird er Elsbeth fragen, und dann — man wartet nicht lange mit der Hochzeit in seinen Jahren. Das muß alles schnell sein. Auch für Hans ist's am besten, er findet bei seinem Wiederkommen alles geordnet. Den Vater als Bräutigam — nein, das wäre nicht das richtige. In der Zeit muß er fern bleiben, der Hans. Ueberhaupt, an die Zeit denkt er nicht so gern. Er malt sich immer lieber aus, wie es sein wird, wenn er Elsbeth erst heimgeführt. Dann werden alle die Unbequemlichkeiten, die ein Brautstand mit sich bringt, hinter ihm liegen. Leider sind die nicht zu umgehen, aber auf ein Mindestmaß kann man sie beschränken, und das wird er bestimmt tun. Schon sein Beruf entbindet ihn von mancher Verpflichtung, die ein Bräutigam sonst hat, und dann — nein — an seine Jahre will er nicht denken!

Der Medizinalrat ist völlig in seine Gedanken versunken. Es ist schon seit geraumer Zeit nichts mehr gesprochen worden. Er hat auch nicht bemerkt, daß Hans ein paarmal ungeduldig nach der Uhr gesehen hat, und er schrickt förmlich zusammen, als der Junge jetzt anhebt:

„Hör, Papa, ich hab' noch allerlei zu packen, du erlaubst, daß ich schon aufstehe." Hans weiß, mit gewissen Formen nimmt's der Vater sehr genau.

„Geh nur, mein Junge, geh nur. Später trinken wir noch eine gute Flasche zusammen."

„Schön, Papa, ich bin durchaus kein Unmensch."

Hans verschwindet, und der Medizinalrat, von innerer Unruhe getrieben, erhebt sich ebenfalls nach kurzer Weile, um seine Zigarre im Garten fertig zu rauchen. Es ist zwar schon ziemlich dunkel, aber die Luft ist wunderbar mild, fast wie im Sommer. Und man ist doch schon Anfang Oktober. Ein Gang durch die Wege des parkartigen Gartens wird den erregten Nerven gut tun. Diese Erregung ist dem Medizinalrat durchaus nicht unangenehm, ist sie doch ein Zeichen jugendlichen Fühlens und Empfindens! Auch ein junger Mann würde erregt sein bei einer bevorstehenden wichtigen Wendung seines Lebens.

Elastischen Schrittes wandelt Althoff auf den gutgehaltenen Sandwegen zwischen allerlei Strauchwerk hin und her, sie in Gedanken suchend, die dort drüben wohl jetzt hausmütterlich zwischen den Brüdern waltet. Da hört er gedämpfte Stimmen — Hans' Stimme und — ja, es ist keine Täuschung — die ihre! Ein Blutstrom dringt ihm jäh zum Herzen. Unwillkürlich sucht er eine Stütze, lehnt er sich gegen einen Baumstamm. Und dann lächelt er krampfhaft. So dumm, dieser Schrecken! Was ist's denn nun? Hans wird eben auch noch einen letzten Gang durch den Garten haben machen wollen. Und daß Elsbeth gerade drüben noch etwas zu schaffen hatte — nun ja, das ist eben ein Zufall. Höflicherweise wird ihr Hans Lebewohl sagen. Er wird ganz unbefangen näher treten und ein wenig mit den beiden plaudern. Aber ohne daß er's will, tritt der Medizinalrat leiser auf, und nun unterscheidet er im Dämmerlicht des zunehmenden Mondes die beiden Gestalten. Nun kann er auch verstehen, was Elsbeth eben spricht. Es ist totenstill sonst, und deutlich dringen die halblauten Worte ins Ohr des atemlos Lauschenden.

„Liebster, ach nein, noch länger verheimlichen, das geht mir gegen die Natur. Ich könnte ja dem gütigen alten Freund, der nun mein Vater werden soll, gar nicht mehr unbefangen unter die Augen treten mit dem seligen Geheimnis auf dem Herzen. Wir müssen's ihm sagen."

„Ja, Liebling, das ist ja recht schön, aber ich bin doch noch nicht fertig. Am Ende wär's besser, zu warten, bis ich mein Examen hinter mir habe."

„Nein, auf keinen Fall. Sieh, es macht mich so glücklich, der Gedanke, daß ich dem Vater, dem ich schon so viel danke, dann doch manches Liebe erweisen darf. Er ist so einsam, wenn du fort bist. Und — ich hätte doch auch jemand, mit dem ich von dir sprechen könnte. Gelt, Liebster, wir sagen's ihm? Morgen früh, hier im Garten, und Mama muß es doch auch wissen. Sonst niemand. Auch die Jungen nicht, die könnten's verplaudern. Wann geht dein Zug, Hans?"

„Um zehn Uhr."

„Gut, die Sprechstunde ist um neun Uhr zu Ende. Du beichtest ihm noch heute abend, und morgen nach neun Uhr treffen wir uns hier. Bitte, Hans, ich könnte sonst nicht so recht glücklich sein."

„Und wenn er nicht will? Wenn er meint, ich sei noch zu jung, ich sollte warten bis nach dem Examen —"

„O Hans, dazu kenn' ich ihn zu gut. Er ist der liebste, beste Mensch von der Welt und —"

„Halt, Herzkind, sonst werd' ich eifersüchtig. Wer ist der liebste, beste Mensch auf der Welt für dich, du Böse?"

„Ach, Hans, wie du nur bist!" Elsbeth lacht, ein leises, klingendes Lachen — „eifersüchtig, wo sich's um einen alten Herrn handelt, um deinen Vater! Ich will doch nur damit ausdrücken, daß ich weiß, wie gut er ist. Und ich hab' das sichere Gefühl, auch er hält was auf mich, und gewiß, er willigt ein."

„Recht hast du, Kind!"

Das junge Paar fährt erschrocken auseinander. „Kennst den Alten besser wie der eigne Sohn. Darum sollst du auch gar nicht bis morgen früh warten auf meine Zustimmung." Damit reicht der Medizinalrat dem Mädchen die Hand, die sie dankbar an ihre Lippen führt, freudige Worte dabei stammelnd.

Der Vater wendet sich nun an den Sohn: „Schlingel du, nennst du das Einpacken? Und überhaupt, so hinter meinem Rücken! Dank's der Elsbeth, wenn ich nicht schelte. Und mach rasch vorwärts, damit du bald hier in meine Praxis

einspringen kannst. Platz im Haus gibt's genug. Ich zieh' oben hin."

„Aber, Papa, du bist doch noch viel zu rüstig, um schon daran zu denken."

„Dummes Zeug! Ich bin alt, Kinder, ganz alt, das muß ich am besten wissen. Also, Gott segne euch, wie ich es tue. Und nun, ihr werdet euch noch mancherlei zu sagen haben, was euer ‚alter Herr' nicht zu hören braucht. Gute Nacht für heute." Damit geht der Medizinalrat schweren Schrittes, müde und langsam, dem Haus zu.

Elsbeth schmiegt ihren Kopf an des Geliebten Schulter und flüstert: „Der gute Vater! Wie rührend er war! Aber hast du bemerkt, seine Stimme zitterte so beim Sprechen. Ich glaube doch, es hat ihn sehr bewegt."

„Ja, Liebchen, das ist kein Wunder. Alte Leute greift so etwas an. Ich bin nur froh, daß er's so gut aufgenommen hat."

„Siehst du, Hansel, ich kenn' ihn besser wie du."

„Scheint beinah so, Elschen. Ich glaub', ich hätt' wirklich nicht den Mut gefunden jetzt. Papa war in diesen Ferien oft so sonderbar, gar nicht wie früher. Ich hab' mir ordentlich Sorge um ihn gemacht."

„Nun, wart nur, Hans. Wenn wir ihn erst zusammen pflegen können, dann soll er's gut haben, dann soll er sich verjüngen am Glück seiner Kinder. Und ich will schon recht für sein Behagen sorgen. Ich bin ihm ja so sehr, so sehr dankbar!" —

In seinem Zimmer angelangt, nimmt der Medizinalrat die Lampe vom Tisch und tritt mit ihr vor den Spiegel, sich aufmerksam betrachtend. Ein wehmütiges Lächeln umspielt seine Lippen, und er murmelt: „So sieht ein alter Mann aus, einer, der nur noch Vater sein darf." Dann setzt er sich in seinen Lehnstuhl und versinkt in tiefes Sinnen. Und eine große Ruhe kommt über ihn. Die Ruhe des Alters. Aber merkwürdig — unglücklich fühlt er sich nicht.

Als Hans nach längerer Weile erscheint, muß Katharine eine Flasche edelsten Rheinweins besorgen, und des Medizinalrats Stimme zittert nicht, als er, das Glas hebend, ruft: „Prosit, euer Wohl, Hans! Es lebe die Jugend und ihr Recht auf Liebe und Glück!"

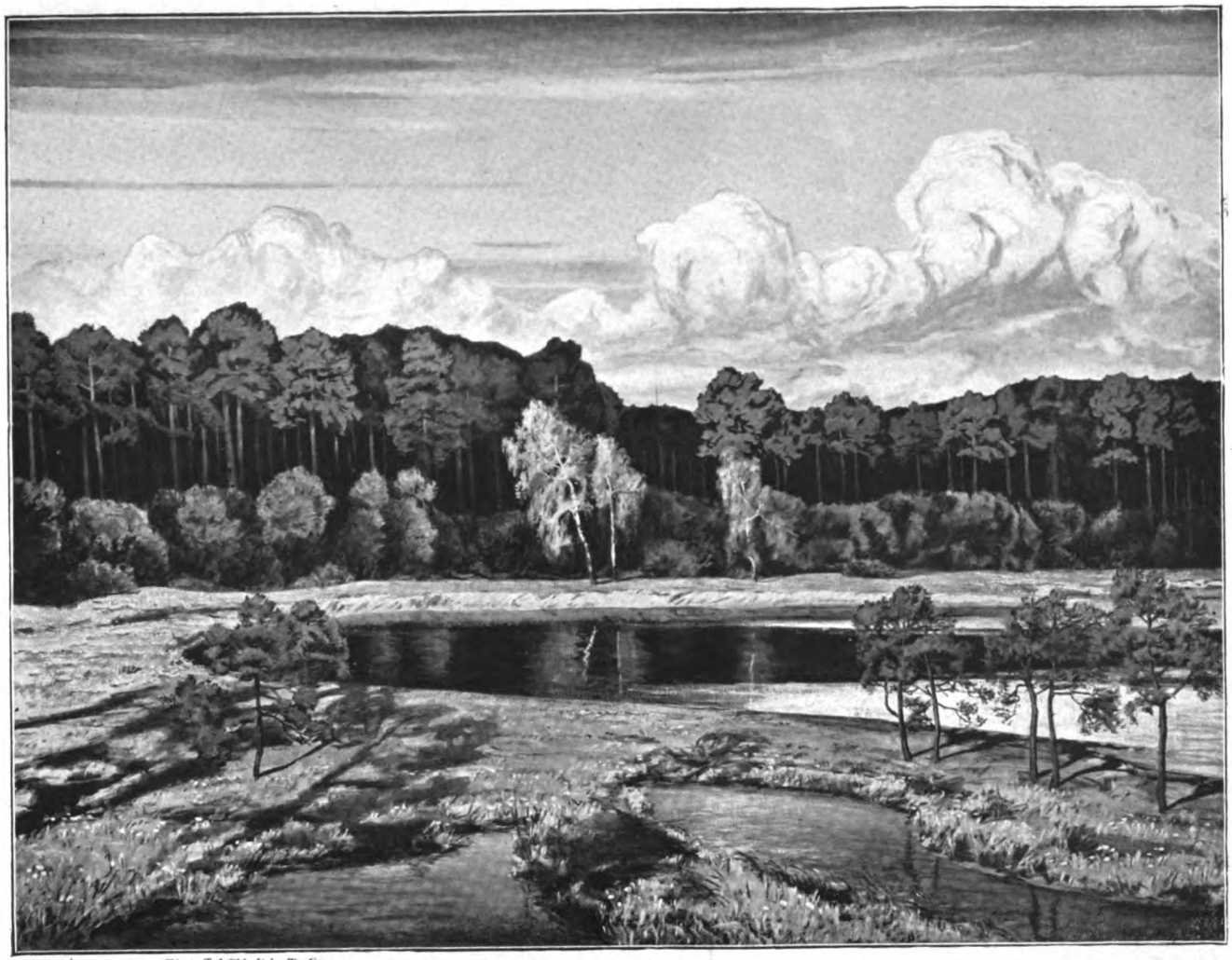
Literatur

Ein alter Freund in neuem Gewand — das ist die soeben erschienene neunte Auflage von Eugène Borels Album lyrique de la France moderne (Chrestomathie du XIXième siècle) revue et remaniée par Marc-A. Jeanjaquet (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt 1904). Einer Empfehlung bedarf dieser Band, der so verschiedenartige Dichtergestalten an dem Leser vorbeiführt, so mannigfache Töne und Weisen vor seinem Ohr anklingen läßt, heute gewiß nicht mehr, wenn eine solche Auswahl aus fremder Lyrik die neunte Auflage erlebt, so ist schon damit gesagt, daß sie ihre Mission, einen Mittler zu bilden zwischen den Literaturen und dem Geistesleben zweier Kulturvölker, aufs trefflichste erfüllt. Es sei aber noch einmal hingewiesen auf die Reichhaltigkeit der Sammlung, die mehr als 140 französische Lyriker in charakteristischen Proben ihrer Kunst, 31 von ihnen in trefflichen authentischen Porträts vorführt, und auf die reiche, ansprechende Ausstattung, die als neuer Schmuck dem alten Freund gegeben wurde.

— Den Lesern der Münchener „Jugend" ist „Biedermeier mit ei" eine wohlbekannte, liebe und Respekt gebietende Persönlichkeit. Die Poemata, in denen dieser spätgeborene Sohn einer beschaulicheren, feierlicheren Zeit, eben der Biedermeierzeit, sich mit den Ereignissen der unmittelbarsten Gegenwart abfindet, haben ihrem Sänger einen immer wachsenden Kreis fröhlicher Verehrer verschafft. Und das verdientermaßen, denn es ist nicht nur ein höchst biederer, sondern auch ein sehr liebenswürdiger Herr, dieser Herr H. Th. J. Chr. Biedermeier, der sich die guten, umständlichen Manieren der alten Zeit bewahrt hat und sich doch den Anforderungen der neuen Zeit verständnisvoll erschließt; der auf persönliche Würde hält und sich doch gern ein Späßchen und ein Küßchen in Ehren erlaubt; der mit dem durch die Bürgerpflicht gebotenen Maßhalten sich sogar manchmal eine Leidenschaft gestattet und nicht zuletzt ein guter Weltbürger, aber auch ein echt patriotischer Deutscher ist. — Aber ganz ernsthaft gesprochen: bei diesem „Biedermeier mit ei" handelt es sich durchaus nicht um einen Abklatsch des berühmten Biedermeyer Vischer-Eichrodtschen Angedenkens, sondern um eine ganz selbständige und lebensvolle Weiterbildung dieses Typus, eine Weiterbildung in der Richtung aufs moderne Leben und in der formalen Ausbildung. Denn dieser neue Biedermeier ist ein geradezu stupendes Formtalent, er behandelt nicht nur die älteren Formen feierlicher Gelegenheitsdichtung, wie die Ottaverime, mit der größten Gewandtheit; er stellt sich auch und löst neue, höchst komplizierte Aufgaben in Versbau und Reimstellung mit verblüffender Leichtigkeit und Eleganz, ja, diese brillanten Formkunststücke bilden oft die eigentliche Pointe durch ihren Gegensatz zu der absichtlichen „Spießerei" in Ausdruck und Anschauungsweise. Alles in allem eine köstliche Figur, an der wir uns jetzt mit um so ungestörterem Behagen freuen können, als ihre „gesammelten Werke" in einem reizenden Bändchen vorliegen: „Biedermeier mit ei. Lieder eines Zeitgenossen, herausgegeben von Frhr. v. Ostini. Mit Buchschmuck von Julius Diez" (Stuttgart, A. Bonz & Cie.). In Julius Diez hat F. v. Ostini mit seinem unerschöpflichen Reichtum an liebenswürdigen Einfällen und graziösen Versspielen einen kongenialen Illustrator für seinen Biedermeier gefunden, und so ist das Biedermeier-Buch ein höchst harmonisches, appetitliches und herzerfreuendes Ganzes geworden, an dem sich viele mit dankbarem Lachen erfreuen werden.

— Die mächtige Bewegung, zu der Friedrich Delitzsch mit seinen Vorträgen über Babel und Bibel den Anstoß gegeben, wirkt noch immer in den Gemütern nach — ein Beweis, wie sehr in unsern Tagen wieder Fragen religiöser Natur in ihrer Wichtigkeit für die gesamte Weltanschauung erkannt werden. Wie schon der erste Vortrag des berühmten Assyriologen in vielen Tausenden von Exemplaren Verbreitung gefunden hat, so werden auch vom zweiten, am 12. Januar 1903 gehaltenen, immer neue Auflagen nötig: es ist soeben eine neue, durchgesehene Ausgabe erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt), die auf dem Titel den Vermerk trägt: 41. bis 45. Tausend. Das sind beredte Zahlen; sie erzählen an ihrem Teil davon, wie wenig im Kampf der Geister ein mutiges, um der Sache willen und aus der Sache herausgesprochenes Wort durch orthodoxe Verdammungsurteile unterdrückt oder auch nur aufgehalten werden kann.

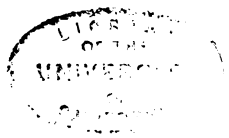
— Obwohl erst seit zehn Jahren in der skandinavischen Literatur bekannt, zählt Johan Bojer zu den gefeiertsten Poeten seines norwegischen Heimatlandes, und gleicher Erfolge rühmt er sich auf dem Gebiete des Romans wie auf dem des Dramas. In beiden Kunstrichtungen wendet er sich vornehmlich den Forderungen und Bewegungen des modernen Lebens zu. Ein schwieriges Kapitel der Frauenfrage behandelt er in dem vieraktigen Schauspiel „Theodora", das die Feuerprobe der Bühnenwirksamkeit bereits bestanden hat und nun in der trefflichen Verdeutschung von Adele Neustädter auch als Buch vorliegt (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, M. 1.60). Mit Aufwendung höchster seelischer Kraft sucht sich die Heldin über die konventionellen Anforderungen der Gesellschaft zu erheben, um schließlich zu erkennen, daß die großen Opfer, die sie im Zwiespalt der Herzensneigung mit der Liebe zur Wissenschaft gebracht, doch vergebens waren. Auch in der Buchform erweckt das Drama inniges Mitgefühl mit der Heldin, und ebenso treten aus der Lektüre die andern scharfgezeichneten Figuren plastisch vor das Auge des Lesers. Nach seinem ersten Erfolge ist das Schauspiel von vielen deutschen Bühnen zur Aufführung angenommen worden.



Mit Genehmigung der Phot. Gesellschaft in Berlin

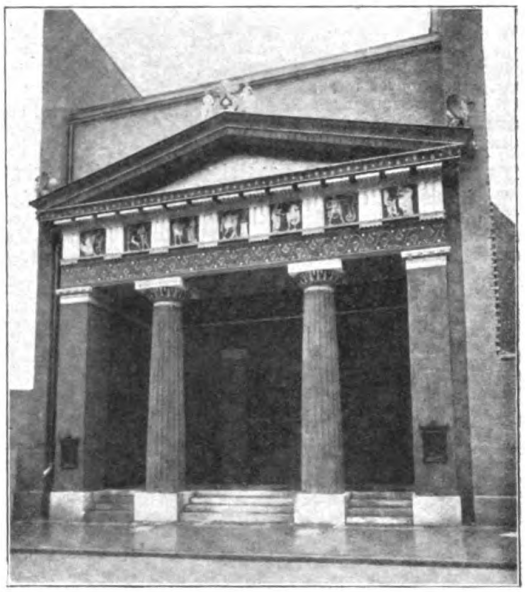
Teufelssee

Nach dem Gemälde von Walter Leistikow



Das Neue Volkstheater in München

In München wurde unter Leitung von Ernst Schrumpf (früher am Stuttgarter Hoftheater) und Carl Rüthling das Neue Volkstheater eröffnet, ein schmuckes Haus, im Aeußern vom Architekten C. Tittrich einem altgriechischen Tempel nachgebildet und im Innern von anheimelnder Traulichkeit. Nach den bisherigen trefflichen Darbietungen läßt sich für die Zukunft Günstiges in Aussicht stellen.



Das Neue Volkstheater in München

Musikabende beim Kaiser

Obwohl die Rekonvaleszenz des Kaisers nach der glücklichen Operation einen durchaus befriedigenden Verlauf nimmt und heute schon kein Grund mehr zu irgendwelcher Besorgnis vorliegt, so zwang sie im Anfang doch den Monarchen, sich allen größeren Veranstaltungen fernzuhalten. Er erledigte nach wie vor die Regierungsgeschäfte, arbeitete mit den Ministern, soweit es eben das Schweigen, das der Arzt ihm auferlegte, zuließ, und lebte im übrigen ganz der Familie. Eine willkommene Zerstreuung fand er in der Musik, der er ja bekanntlich sehr zugetan ist, hat er sich doch selbst schon als Komponist betätigt und hier und dort schon selber zum Taktstock gegriffen. Zwei Militärmusiker waren für diese ganz intimen Musikabende im Marmorsaal des Neuen Palais auserwählt worden: der Hoboist Kannewurf vom 1. Gardegrenadierregiment, der schon längere Zeit dem Kronprinzen Musikunterricht erteilt, und der Hoboistenmaat Albert Reinhard von der II. Matrosendivision in Kiel, der als vorzüglicher Harfenist dem Kaiser schon früher bei seinen wiederholten Besuchen in Kiel aufgefallen war. Die Vorträge fanden nur in ganz kleinem Kreise statt. Meistens waren außer dem hohen Patienten nur noch die Kaiserin, der Kronprinz und einige wenige Herren und Damen der Hofgesellschaft zugegen.

Phot. Selle & Kunze, Potsdam

Die Vortragenden bei den Musikabenden des Kaisers

Die Heimkehr der deutschen Südpolar-Expedition

Das deutsche Südpolar-Expeditionsschiff „Gauß" hat noch früher, als man erwartete, die heimatlichen Gewässer glücklich wieder erreicht. Planmäßig sollte es erst zum 1. Dezember in Kiel eintreffen, während es tatsächlich bereits am Vormittag des 24. November in die Elbmündung bei Brunsbüttel einfuhr. Von dort langte es am Abend desselben Tages in Holtenau an und nahm dort im Binnenhafen Liegeplatz. Am Morgen des 25. fand auf der Kommandobrücke eine feierliche Begrüßung der Heimgekehrten statt, die als Vertreter des Staatssekretärs Grafen Posadowsky der Unterstaatssekretär im Reichsamt des Innern Dr. Hopf im Namen des Reiches herzlich willkommen hieß. Der Leiter der Expedition, Professor von Drygalski, dankte und sprach die Hoffnung aus, daß, wenn die Ergebnisse der Reise ausgearbeitet seien, die Mitglieder mit einem glücklich vollendeten Werk vor die Oeffentlichkeit treten würden. Auf dem Deck ließ sich Prinz Heinrich von Preußen die einzelnen Mitglieder vorstellen; auch Kaiser Wilhelm sandte ein Begrüßungstelegramm. Gegen Mittag machte das Schiff los und steuerte durch die Kanalschleuse nach dem Kieler Hafen.

wo es gegenüber der Marineakademie ankerte. Am Abend fand im Hotel Düsternbrook eine von der Stadt Kiel veranstaltete Begrüßungsfeier statt. Am Nachmittag des nächsten Tages wurden im Beisein vieler Neugieriger die „Gauß"-Hunde ausgeschifft. Die Expedition hatte bei der Ausreise auf den Kerguelen 63 Polarhunde aus Kamtschatka an Bord genommen, die sich während der Fahrt in den Eisregionen ausgezeichnet bewährten. Auch an Nachkommenschaft fehlte es nicht, so daß zeitweilig ein Bestand von 105 Hunden zu verzeichnen war. Der größte Teil davon ist in den Eisregionen geblieben; die meisten Hunde wurden nämlich beim Antritt der Heimreise erschossen, da die Ueberführung nach Deutschland zu umständlich gewesen wäre. 20 ausgewachsene und 21 junge Tiere hat die Expedition aber heimgebracht. Nach einer Abschiedsfeier an Bord fand die Auflösung der Südpolar-Expedition statt. Die „Gauß" wurde hierauf in Geestemünde entlöscht und soll, wie es heißt, bei passender Gelegenheit in Bremerhaven verkauft werden.

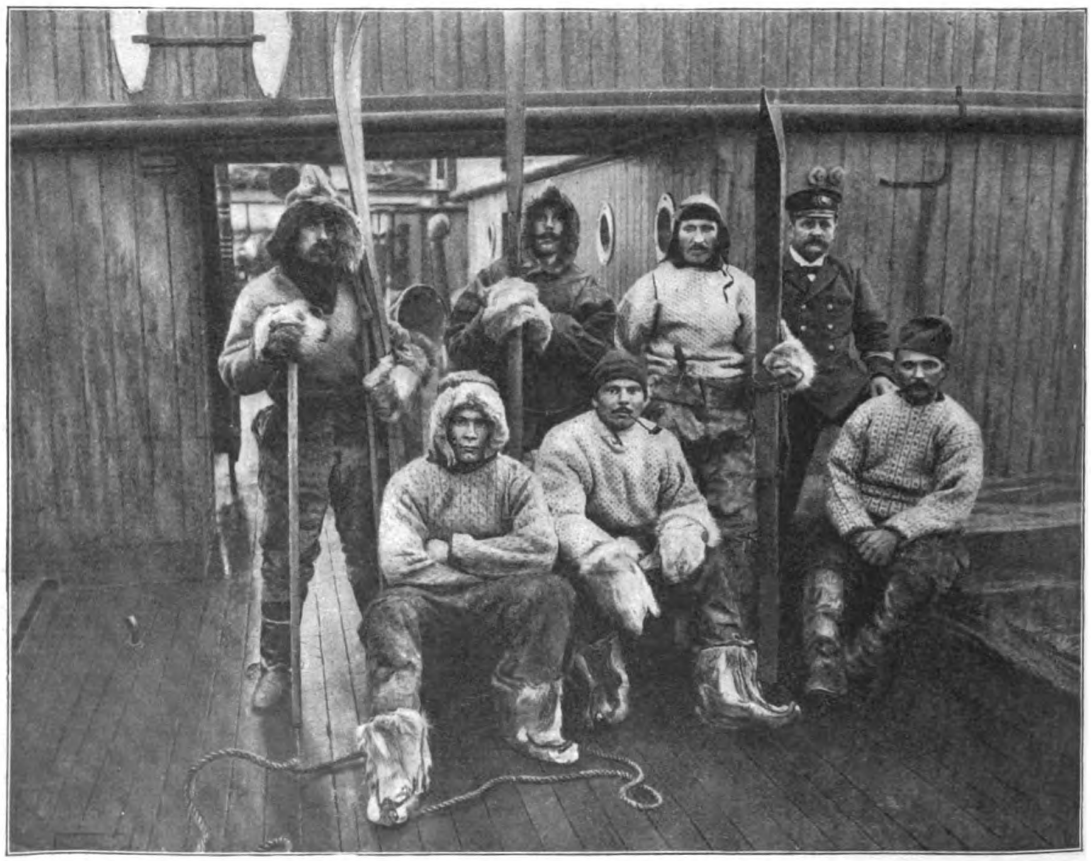
Oberkonsistorialrat Voigts, der neue Präsident des preuß. Oberkirchenrats

Der neue Präsident des preussischen Oberkirchenrats

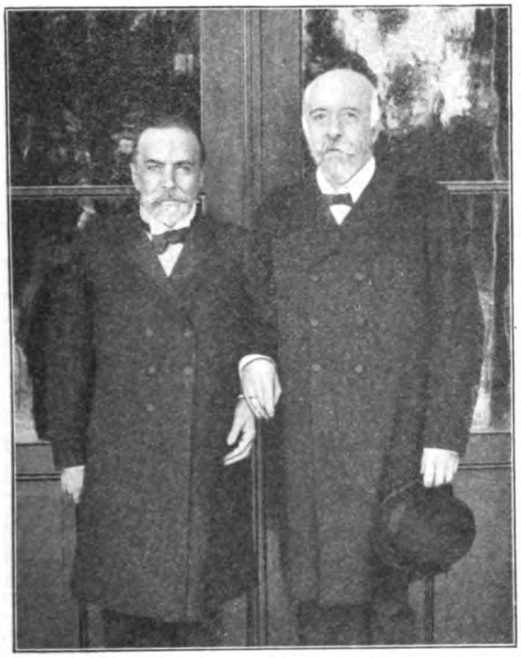
An Stelle des verstorbenen D. Barkhausen ist der bisherige Präsident des Landeskonsistoriums in Hannover, Wirklicher Oberkonsistorialrat Voigts, zum Präsidenten des preußischen Oberkirchenrats ernannt worden. Im Jahre 1844 zu Lüchow im Kreis Lüneburg geboren, wurde Voigts nach bestandenem juristischen Examen 1867 als Auditor in seiner Vaterstadt verpflichtet. 1871 wurde er Gerichtsassessor und bekleidete von 1873 bis 1882 Amtsrichterstellen in Hagen bei Bremen und in Freiburg a. d. E. Nachdem er 1882 zur Verwaltung übergetreten war, wurde er zunächst Kreishauptmann des Stader Marschkreises und 1885 Landrat im Kehdinger Kreis. 1889 wurde er als Verwaltungsdirektor nach Minden versetzt und 1891 als Oberverwaltungsgerichtsrat nach Berlin berufen. Diese Stellung bekleidete Voigts drei Jahre, um dann als Präsident des Landeskonsistoriums nach der Provinz Hannover zurückzukehren. Ihm geht der Ruf eines vorzüglich geschulten Beamten voraus, der als hervorragender Jurist und Kenner des öffentlichen Rechts in seinen verschiedenen Wirkungskreisen eine anerkannte Tüchtigkeit entfaltet hat.

Das Dresdener Körner-Museum

Das unter Leitung von Hofrat Dr. Peschel stehende Körner-Museum in Dresden hat jetzt 12 701 Nummern aufzuweisen. Erst kürzlich wurden ihm 32 neuaufgefundene Briefe des Heldensängers an seine Braut Antonie Adamberger, später verehelichte v. Arneth, als Geschenk einer Enkelin Antoniens einverleibt. Ferner sind folgende Handschriften Körners käuflich erworben worden: die lateinische Schülerarbeit „Laus



Die Heimkehr der deutschen Südpolar-Expedition: Mannschaften der „Gauß" in ihrem Polaranzug



Dr. Hachmann und Dr. Mönckeberg,
die neu erwählten Bürgermeister von Hamburg

diligentiae", das ungedruckte Sonett „An Dorothea", die letzten Strophen des Gedichts „An sie", das Gedicht „Zum 14. April 1811" (mit einer Rose), der Entwurf zu Körners gedruckter und komponierter Oper „Alfred der Große", das Manuskript zu dem epischen Fragment „Eduard und Veronika" oder „Die Reise ins Riesengebirge", der Entwurf zu dem Trauerspiel „Rosamunde", zu der Oper „Toni" und zu der Erzählung „Vergiß es nicht".

Hamburgs Bürgermeister für 1904

Der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg wählte am 5. Dezember den Bürgermeister Dr. Hachmann zum ersten und den Senator Dr. J. G. Mönckeberg zum zweiten Bürgermeister für das Jahr 1904. Nach der Hamburger Verfassung vom 13. Oktober 1879 sind die Träger der Staatsgewalt der Senat und die aus 160 Mitgliedern bestehende Bürgerschaft. Die 18 Senatoren, von denen die Hälfte Juristen sein und sieben von den andern neun dem Kaufmannsstande angehören müssen, werden auf Lebenszeit von Senat und Bürgerschaft gemeinschaftlich gewählt. Der Senat allein wählt jährlich in geheimer Abstimmung einen ersten und einen zweiten Bürgermeister, die den Senatsversammlungen zu präsidieren haben. Die durch die diesmalige Wahl an die Spitze ihres vaterländischen Gemeinwesens berufenen beiden Herren sind keine Neulinge in ihren Aemtern, die sie vielmehr schon zu wiederholten Malen bekleidet haben.

Prinz Adalbert von Preussen an Bord des „König Albert"

Der drittälteste Sohn des deutschen Kaiserpaares, Prinz Adalbert von Preußen, hat kürzlich an Bord des Reichspostdampfers „König Albert" seine erste dienstliche Auslandsreise nach Ostasien angetreten. Der Prinz ist am 14. Juli 1884 im Marmorpalais bei Potsdam geboren; seine erste Erziehung fand genau wie die seiner übrigen Geschwister unter den Augen des Kaisers und der Kaiserin statt. Der weitere Lebensgang verlief dann zunächst ganz nach den Traditionen des Hohenzollernhauses. Bei Vollendung seines zehnten Lebensjahres wurde der Prinz unter gleichzeitiger Stellung à la suite des 1. Garde-Grenadier-Landwehr-Regiments Leutnant im 1. Garde-Regiment zu Fuß, doch da er von Hause aus zum Seeoffizier bestimmt war, schon am 24. Juni 1894 mit Patent vom 14. Juli des gleichen Jahres bei der Marine als Unterleutnant eingereiht. In der Ansprache, die Kaiser Wilhelm II. damals in Kiel hielt, hieß es, Prinz Adalbert sei dazu ausersehen, in den Bahnen des 1873 verstorbenen Prinz-Admirals Adalbert die rühmlichen Erinnerungen der deutschen Marine fortzupflanzen. Demgemäß wurde von nun an Prinz Adalbert ausgebildet und zu den verschiedensten Aktionen der Marine beigezogen. Seinen ersten Dienst tat er am 21. Juni 1895, als er bei der Eröffnung des Kaiser Wilhelm-Kanals in die von der ersten Matrosen-Division gestellte Ehrenwache eintrat. Im September 1898 kam er nach Plön, um in der dortigen Kadettenanstalt gemeinsam mit seinen älteren Brüdern unterrichtet zu werden. Der junge Prinz soll in Ostasien einen mehrjährigen Stationsdienst durchmachen. Unterwegs genoß er auf Anordnung des Kaisers keinerlei andre Rechte oder Vergünstigungen wie die seinem Offizierdienstgrad entsprechenden.

Eine neue Methode der Milchuntersuchung

Geheimrat Behring hat auf dem letzten Naturforschertag auf die besondere Wichtigkeit der Säuglingsernährung hingewiesen, in die er einzig und allein die Ursache der Disposition zur Tuberkulose legt. Zur Entscheidung der Frage, ob Milch von einem gesunden oder kranken Tier vorliegt, war man bisher auf eine sehr zeitraubende und wissenschaftliche Kenntnisse erfordernde Methode angewiesen. Nun ist es einem Wiener Fachmann, dem Assistenten der landwirtschaftlich-chemischen Versuchsstation Maximilian Nipper, gelungen, durch die Bestimmung des Brechungsexponenten des Milchserums auf einfache Weise den sicheren Nachweis zu finden, ob die Milch von einem gesunden oder kranken Tier vorliegt. Je nachdem durch die Molke geleitete Strahlen mehr oder weniger abgelenkt werden, soll sich dieser Unterschied ohne weiteres feststellen lassen.

Ein Riesenhaus

Im Holborn-Viertel in London ist ein Gebäude vollendet worden, wie es sich in Europa wohl kaum zum zweitenmal findet. Es enthält nicht weniger als 6153 Zimmer; 30 Aufzüge befördern die Bewohner der elf Stockwerke, und mitten darin ist ein Restaurant für die 8600 Mieter des Hauses eingerichtet, die für sich also die Bevölkerung eines kleinen Landstädtchens ausmachen. Nach dem „Figaro" beliefen sich die Kosten des Baues auf $2^1/_2$ Millionen Pfund Sterling oder auf 50 Millionen Mark.

Prinz Adalbert von Preußen auf seiner Auslandsreise

Victor Blüthgens sechzigster Geburtstag

Am 4. Januar 1904 hat Victor Blüthgen seinen sechzigsten Geburtstag. Einer der „Alten" — und doch so jung, so herzerquickend frisch in der reichen Fülle von Schätzen, die er dem deutschen Volke geboten. Victor Blüthgen ist in Zörbig, Kreis Bitterfeld, als Sohn des dortigen Postverwalters geboren. Er wurde zunächst Zögling der Franckeschen Stiftungen in Halle a. S. und studierte dann Theologie. Durch Uebernahme der Redaktion eines theologischen Nachschlagewerkes kam er mittelbar in die Publizistik. 1876 wurde er Redakteur der Krefelder Zeitung, zog aber bereits im Herbst des nächsten Jahres zu seinem Freunde Julius Lohmeyer nach Leipzig, dessen „Deutsche Jugend" in Blüthgen ihren hervorragendsten Mitarbeiter hatte. Es ist eine stattliche Bibliothek, die der Unermüdliche uns seither geschenkt — und wir möchten nicht ein Büchlein davon missen! Neben seinen Kinderliedern und Märchen hat er im „Friedensstörer" wie auch in einer großen Anzahl Novellenbänden köstlichen Humor geboten; dann wieder Kraft und Tiefe in den Romanen „Der Preuße" und „Aus gärender Zeit", modernes Milieu in „Frau Gräfin" und „Die Spiritisten". Und alle diese nach Entstehungszeit und Genre weit auseinanderliegenden Werke haben eins gemeinsam: Er jagt keinen Schemen nach, er stellt Menschen auf die Füße, lebendige Menschen von Fleisch und Blut, deren Schicksale man verstehen und mitleben kann. Und dieser Trieb zum Einfachen und Natürlichen pulsiert auch in seinen Gedichten, von denen viele dem Volke tief in die Seele gedrungen sind. Möge der Sechzigjährige — an der Seite seiner feinsinnigen Gattin, der Schriftstellerin und Malerin Clara Eysell-Kilburger — noch weit über das prophetische Alter hinaus des frohen Schaffens sich freuen.

Victor Blüthgen

Prinzessin Friedrich Karl von Hessen mit ihren Kindern

Unser Bild gibt ein reizendes Idyll von einem deutschen Fürstenhofe wieder: die jüngste Schwester unsers Kaisers im Kreise ihrer sechs Jungen. Prinzessin Margarete von Preußen heiratete bekanntlich am 25. Januar 1893 den Prinzen Friedrich Karl aus dem landgräflichen Zweige des Hauses Hessen, der als Major zurzeit zur Dienstleistung beim Generalkommando des XVIII. Armeekorps kommandiert ist. Der Ehe sind nur Knaben entsprossen, die vier jüngsten sind zwei Zwillingspaare. Prinz Philipp und Prinz Wolfgang wurden am 6. November 1896 in Rumpenheim geboren, Prinz Richard und Prinz Christoph am 14. Mai 1901 in Frankfurt a. M. Das prinzliche Paar residiert mit seinen Kindern teils in Frankfurt a. M., teils auf Schloß Friedrichshof.

Prinzessin Elisabeth von Hessen †

Tiefe Trauer ist in die hessische Residenz, in das einsame Schloß des Großherzogs Ernst Ludwig eingezogen durch den so plötzlich, fern von der Heimat erfolgten Tod der lieblichen kleinen Prinzessin Elisabeth, der überall aufrichtige Teilnahme wachgerufen hat. Vor wenigen Wochen erst war es dem großherzoglichen Hause vergönnt gewesen, ein freudiges Familienfest zu begehen, zu dem sich ein großer Kreis hoher fürstlicher Verwandter in Darmstadt eingefunden hatte; niemand konnte ahnen, daß so rasch nachher die meisten der Festgäste von damals schmerzerfüllt einen kleinen Sarg umstehen würden, um das Liebste, das Großherzog Ernst Ludwig auf Erden sein nennen konnte, zur ewigen Ruhe zu betten. — Prinzessin Elisabeth hatte als Tochter des Großherzogs Ernst Ludwig und seiner Gemahlin Viktoria Melitta, geborenen Prinzessin von Sachsen-Koburg und Gotha, am 11. März 1895 in Darmstadt

Prinzessin Friedrich Karl von Hessen mit ihren sechs Söhnen

Phot. B. Winter, Darmstadt

Prinzessin Elisabeth von Hessen †

das Licht der Welt erblickt. Auf ihre Kindheit fiel bald ein tiefer Schatten, als zwischen ihren Eltern sich Zerwürfnisse einstellten, die mehrfach zu längerer Trennung der Gatten und schließlich zu der am 21. Dezember 1901 durch das großherzogliche Oberlandesgericht ausgesprochenen Scheidung der Ehe führten. Die kleine Prinzessin lebte seitdem infolge gütlicher Vereinbarung abwechselnd bei dem Vater in Darmstadt und bei Mutter und Großmutter, der Herzogin Marie, in Koburg oder auf Reisen. Sie war niemals ernstlich krank gewesen und machte den Eindruck eines kerngesunden, lebensfrohen und heiteren Kindes; in Darmstadt besonders war sie der Liebling aller. Mit dem Vater begleitete sie die Zarenfamilie auf deren Rückreise von Darmstadt nach Rußland. Zu Skierniewice in Russisch-Polen ist sie am 16. November plötzlich am Unterleibstyphus gestorben.

Das neue Polizeipräsidialgebäude in Hannover

Ueber fünfzig Jahre hat sich die Polizei von Hannover mit einem Dienstgebäude begnügen müssen, das in seiner inneren Unzulänglichkeit und seiner kleinstädtischen äußeren Erscheinung beinahe als eine Sehenswürdigkeit gelten konnte. Das Bedürfnis nach einem neuen, den veränderten Verhältnissen angepaßten Hause wurde so zwingend, daß der preußische Landtag vor vier Jahren 1650000 Mark für einen Neubau bewilligte, der sich jetzt in stattlichen Verhältnissen und in einer kräftig-monumentalen Architektur auf einer neu angelegten Straße zwischen dem Waterlooplatze und dem neuen Maschparke erhebt. Die Hauptfront in einer Breite von 83½ Metern ist durch einen 36 Meter hohen, mit je einem kleinen Turme seitlich flankierten und von einem reich ausgebildeten Ziergiebel bekrönten Mittelbau und von je einem runden Ecktürmchen gegliedert, das den Anschluß der Seitenflügel vermittelt. Besonders reichen Schmuck hat der Mittelbau der Hauptfront und das Hauptportal mit der zum Treppenhause hinaufführenden großen Vorhalle erhalten. Im Gegensatze zu der Hauptschauseite hat der Architekt, Geheimrat Reischle in Berlin, der Parkseite des Hauses eine auf malerischen Effekt berechnete bewegte Gruppierung gegeben. Von hier aus dringt das Auge in den Hof mit seinen bewegten Baumassen — und das Architekturbild, das sich in den breiten Teichflächen des Parkes widerspiegelt, erinnert an nordische Schloßbauten, die sich mit ihren Giebeln und Türmen über dem blauen Sunde erheben.

Phot. K. F. Wunder, Hannover

Das neue Polizeipräsidialgebäude in Hannover

Das neue schweizerische Feldgeschütz

Nach jahrelangen Versuchen hat die schweizerische Neubewaffnungskommission sich im letzten Frühjahr einstimmig für das Kruppsche Rohrrücklaufgeschütz ausgesprochen; das Parlament hat ohne Opposition einen Kredit von 21 700 000 Franken für die Anschaffung von 72 Batterien bewilligt, und im Jahre 1905 sollen bereits zwei Armeekorps mit dem neuen Feldartilleriematerial ausgerüstet werden. Die Lafette ist länger und niedriger gehalten als bei den bisher gebräuchlichen Geschützformen; das Rohr ruht auf einem beweglichen Schlitten, der Lafettenschweif ist mit einem starken Spaten versehen, ein Schutzschild deckt die Bedienungsmannschaft gegen die Infanterie- und Schrapnellkugeln. Das Kaliber beträgt 7,5 Centimeter, das Geschoß ist eine lange Einheitspatrone von 8½ Kilogramm Gewicht. Bei der Schußabgabe gleitet das Rohr in einer sanften und fast phlegmatischen Bewegung um 1 Meter 30 Centimeter nach rückwärts und wird durch eine sinnreiche Federvorrichtung wieder vorgeholt; das Geschütz selbst aber steht nach den ersten Schüssen, nachdem sich der Spaten eingehakt hat, derartig ruhig, daß ein Nachrichten kaum mehr nötig ist.

Das neue schweizerische Feldgeschütz: Stellung nach dem Schuß

Eine neue Automobil-Dampffeuerspritze

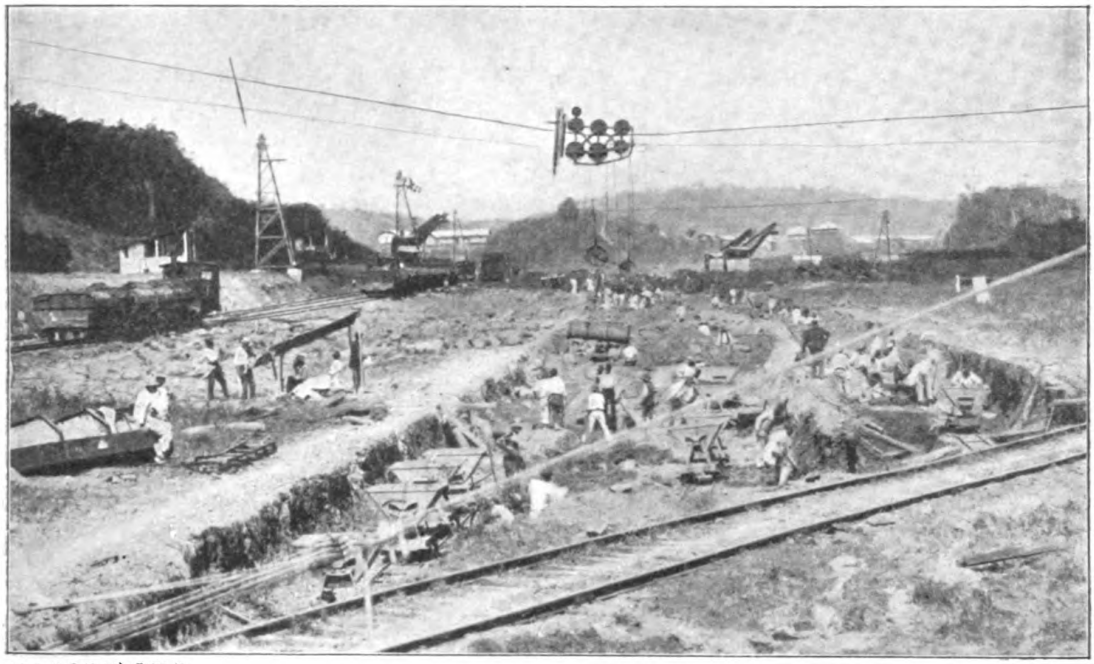
Die Stadt Köln hat kürzlich eine neue Automobil-Dampfspritze dem Löschpark ihrer Feuerwehr eingereiht, die einen großen Fortschritt auf dem Gebiete des Feuerlöschwesens darstellt. Bei der neuen Spritze wird nämlich das Pferdematerial ganz ausgeschaltet, die Bedienung auf 5 Mann beschränkt und das sofortige Abfahren beim Ertönen der Alarmglocke und volle Tätigkeit beim Eintreffen auf der Brandstätte sichergestellt. Die Fahrleistung ist gegenüber der Fortschaffung durch Pferde um das Doppelte gesteigert, während die eigentliche Spritzenleistung derjenigen aller bisherigen fahrbaren Dampfspritzen mindestens ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Das 5,30 Meter lange Fahrzeug trägt den stehenden Röhrendampfkessel hinten zwischen den Rädern; gefeuert wird mit Petroleum. Das für 4 Betriebsstunden ausreichende Petroleum ist in 3 Behältern im vorderen Teile untergebracht; an den Seiten liegt ein 10 Meter langer vierteiliger Sauger von 100 Millimetern Durchmesser; das weitere Sauger- bezw. Schlauchmaterial wird auf einem kleinen Wagen unter dem Fahrersitze und auf einem Anhängewagen mitgeführt.

Die neue Republik Panama

Panama hat sich im geheimen Einvernehmen mit den Vereinigten Staaten für unabhängig von der Republik Columbia erklärt, nachdem der dortige Senat die Kanalvorlage abgelehnt hatte. Der neue Staat hat einen Umfang von 82 600 Quadratkilometern und eine Bevölkerung von kaum 300 000 Seelen. Städte besitzt dies Ländchen nur zwei: die Hauptstadt Colon am Atlantischen Ozean und Panama am Stillen Ozean, die zurzeit nur die etwa 75 Kilometer lange, quer über den Isthmus geführte Eisenbahn Colon-Panama verbindet. Die Stadt Panama liegt auf einer in den gleichnamigen Golf der Südsee vorspringenden Landzunge, die eine sichere Reede bildet. Die Bedeutung des Hafens stieg mit jener der Stadt, als Panama im Anfang des 19. Jahrhunderts durch den Bau der Panamabahn ein wichtiger Platz für den Transithandel nach Kalifornien und dem westlichen Südamerika wurde, um dann zur Zeit der Bauten am Panamakanal erneuten Aufschwung zu nehmen. Als der große Panamaskandal mit einem furchtbaren Krach des Unternehmens endete, verließen Scharen der Bevölkerung die Stadt, und die begonnenen Kanalbauten wurden abgebrochen. Immerhin sind aber beinahe 40 Prozent der auszuführenden Arbeiten bereits beendet, und man hofft, nachdem der neue Kanalvertrag am 18. November unterzeichnet worden ist, die Wasserstraße von Meer zu Meer in acht bis zehn Jahren mit einem Kostenaufwande von nicht über 102 Millionen Dollars fertigzustellen. Auf dem Isthmus von Panama befanden sich, als die Konstituierung der neuen Republik erfolgte, 1800 Mann amerikanischer Truppen, von denen 400 Mann an der Kanallinie in Culebra und die übrigen in Panama und Colon stationiert sind.

Phot P. Geus, Köln

Die neue Automobil-Dampfspritze der Kölner Feuerwehr



Phot. B. Gribayédoff, Paris

Der jetzige Stand der Bauten am Panamakanal

Phot. B. Gribayédoff, Paris

Aus der jüngsten amerikanischen Republik: Der innere Hafen von Panama

Für müßige Stunden

Neujahrs-Kryptogramm

Füllrätsel

Eine leichte Verletzung durch Stoß oder Fall —
Wie wird sie genannt wohl überall?
Wenn in dieses Wort einen Mann man stellt,
Der jüngst erst kämpfte als tapfrer Held:
Dann nennt das neu entstandene Wort
Einen braven, fleißigen Mann sofort,
Der sich bemüht bei Tag und bei Nacht,
Daß er einen guten Stoff uns macht. F. M.-S.

Homonym

Was manches Wort im Deutschen ist,
Wie Brot und Gold und Bier und List:
Das ist auch mancher ernste Mann —
Wer gibt des Rätsels Lösung an? F. M.-S.

Wechselrätsel

Mit A schmück' ich den Garten
Mit bunter Blumen Zier.
Mit U leb' ich im Wasser,
Ein kleines, flinkes Tier. F. M.-S.

Buchstabenrätsel

Studenten gehen oft fort und fort
In ein und dasselbe Rätselwort,
Doch nie wohl einer den andern benennt
Mit dem Rätselwort mit e am End'.
Erst nach dem akademischen Leben
Sie diese Bezeichnung oft sich geben. F. M.-S.

Trennungsrätsel

Trennst du die Silben, kann ein jedes Teil
Bewundrung, Liebe, Haß erregen,
Und sich einander schaffen Glück und Heil
Wie Schmerz und Qual auf allen Wegen.

Das Wort vereint nie Sympathie erringt,
Es fordert Spott heraus und Staunen;
Wer die Natur in falsche Bahnen zwingt,
Sieht sich bestraft für solche Launen. M. Sch.

Auflösungen der Rätselaufgaben in Heft 3:

Des Weihnachts-Kryptogramms: Jeder Baumschmuckgegenstand bedeutet einen Buchstaben, und zwar denjenigen, der sich in gleicher Höhe am Rande befindet. Nun liest man links, von oben nach unten, erst die Buchstaben bei den Aepfeln, dann die bei den Brezeln, endlich die bei den Sternen; ebenso verfährt man dann rechts: Fröhliches Christfest!

Der dreisilbigen Charade: Nottaufe.

Des Homonyms: Ausläufer.

Des Silbenrätsels: Oberhofmeister (Ober, Hof, Meister, Obermeister, Oberhof, Hofmeister, Oberhofmeister).

Des Palindroms: Reittier, Renner.

Des Scherz-Pluralrätsels: Alp — Alpen.

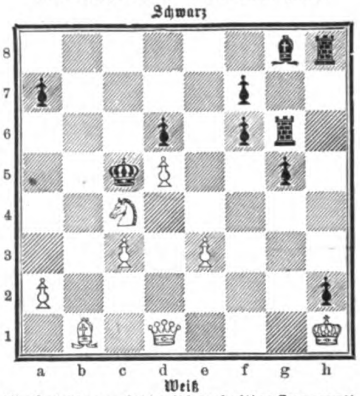
Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Wir ersuchen die geehrten Abonnenten, in Zuschriften, die die Schach-Aufgaben und -Partien betreffen, diese stets mit der **römischen** Ziffer zu bezeichnen, mit der sie numeriert sind.

Aufgabe VII

Von **Dr. F. Binder** in Weimar (Neu)

Schwarz



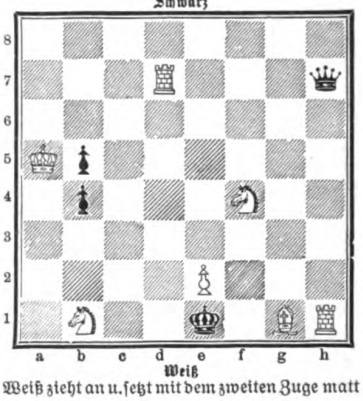
Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Aufgabe VIII

Von **A. Klir** in Prag
(Im Problemturnier des „Armeeklubs" preisgekrönt)

Schwarz



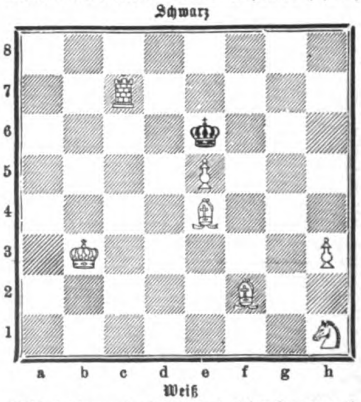
Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt

Aufgabe IX

Von **Karl Bernh. Schmidt** in Hamburg (Neu)

Schwarz



Weiß

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe IV

W. 1. Dh4—g5
S. 1. f6×g5
W. 2. Tf7—f3† ꝛc.

A.
S. 1. Kd3×c3
W. 2. Lc1—b2†
S. 2. Kc3—d3
W. 3. Dg5—f5 matt.

B.
S. 1. Sa3×c4
W. 2. Dg5—f5†
S. 2. Kd3×c3
W. 3. Df5—c2 matt.

C.
S. 1. b4—b3
(Falls b4×c3, so sofortiges Matt durch 2. Dg5—f5.)
W. 2. Sc3—e2 und
W. 3. Sc4-b2, Dg5-f5 matt.

D.
S. 1. beliebig and.
W. 2. Dg5-f5† (event. 2. Dg5-e3 matt)
S. 2. Kd3×c3
W. 3. Lc1—b2 matt.

Auflösung der Aufgabe V:

W. 1. Da3—c5!
S. 1. d6×c5
W. 2. Td8—d5!!
S. 2. Ke4×d5 oder belieb. anders
W. 3. Lh5-f3, Se2(×)c3 matt.

A.
S. 1. Th8—e8
W. 2. Td8×e8†
S. 2. Ke4—d3
W. 3. De5—d4 matt.

B.
S. 1. Th8×d8 od. bel.
W. 2. Lh5—f3†
S. 2. Ke4×f3 (—d3)
W. 3. De5—d5 (auch d4) matt.

Auf 1..... Ke4—d3 oder d6—d5 folgt sofortiges Matt, auf andre Züge wie unter B, auf 1..... c4—c3 auch 2. Se2×c3† ꝛc.

Auflösung der Aufgabe VI:

W. 1. Db1—h1
S. 1. Lb4×g5, d3—d2
W. 2. Dh1—h7, b1 matt.

A.
S. 1. d6—d5, ×e5
W. 2. Lg8—h7, Tg5 ×e5 matt.

B.
S. 1. Tg3—g4, ×g5
W. 2. g2-g3, g4 matt.

C.
S. 1. Tg3—f3, h3
W. 2. g2×f3, h3 matt.

D.
S. 1. Tg3×g2, e3
W. 2. Dh1×g2, Tg5—g4 matt.

Briefmappe

Frau F. v. B. in H. bei W. Die Sage von der in den Schlöffern der Hohenzollern, namentlich im Berliner Schloß, umgehenden **Weißen Frau** wird auf die Gräfin Agnes von Orlamünde zurückgeführt. Sie hatte ihrem Gemahl, dem Grafen Otto, zwei Kinder geschenkt. Als er 1293 ſtarb, hätte ſie ihm gern den Burggrafen von Nürnberg, Albrecht den Schönen, zum Nachfolger gegeben, und als dieſer die Aeußerung tat, daß er ſie nicht heiraten könne, ſolange dem vier Augen entgegenſtänden, bezog Agnes das auf ihre beiden Kinder und ermordete ſie. Albrecht hatte aber ſeine Eltern gemeint, die jene Ehe nicht billigen würden, und wandte ſich mit Abſcheu von der Mörderin. Agnes pilgerte nach Rom, tat harte Buße und ſtarb in Hof. Sie wurde nebſt den von ihr ermordeten Kindern in der von ihr geſtifteten Kloſterkirche Himmelskron begraben.

C. B. in Ellwangen. Da Sie ſich ſo lebhaft für die auch von unſern Tierſchutzvereinen verfolgten Beſtrebungen intereſſieren, durch vervollkommnete **Technik des Abſchlachtens** dem notwendigen Akte wenigſtens etwas von ſeiner Grauſamkeit zu nehmen, ſo ergänzen wir unſre früheren Mitteilungen noch durch die Notiz, daß Behrs Induſtriegeſellſchaft Bremen eine neue Konſtruktion für dieſen Zweck, den Schießbolzenapparat „Blitzbetäuber", verbreitet, der unlängſt im Münchener Schlacht- und Viehhof mit gutem Erfolg erprobt wurde. Es iſt eine große Scheiben-Hinterladerpiſtole, in deren Lauf ein drei Zentimeter langer, bleiſtiftdicker Stahlſtift in beweglicher Feſſelung angebracht iſt. Eine Patrone mit 0,30 Gramm Pulver hat das Geſchoß auszuwerfen. Die Verſuche, die zunächſt an zehn Ochſen und fünf Stieren vorgenommen wurden, hatten ein befriedigendes Reſultat. Das unmittelbar auf die Gehirnſchale der Tiere abgegebene Projektil durchbohrte augenblicklich die Schädeldecke, um dann kraft der erwähnten mechaniſchen Feſſelung, die das Geheimnis der Erfinder iſt, ſofort wieder in den Lauf zurückzukehren. Die Tiere brachen nach je einem Schuß vollſtändig betäubt zuſammen. Die Verſuche zeigten, daß mit Hilfe des neuen Inſtrumentes die Betäubung von drei Stück Großvieh leichthin im Zeitraum von einer Minute zu bewerkſtelligen iſt.

B. U. in N. **Paul Morphy**, der einſt berühmte Schachſpieler, war 1837 in New Orleans geboren, wo er auch 1884 ſtarb. Von dem Wettkampf im königlichen Spiel hatte er ſich ſchon 1867 zurückgezogen.

M. S. in W. „Ruten" (Route) iſt beim Kartenſpiel der niederdeutſche Ausdruck für Schellen oder Carreau.

XXIX. Jahrgang.
Der Dilettant,
Musterbl. f. Laubsg.-, Schnitz-, Einlege-, Flach- u. Kerbschn.-, Holzbrd.- etc. u. verw. häusl. Kunstarbeiten m. entspr. Text, p. Jahr 12 Nrn. m. 26 Originalblg. 4 M. (direkt 4.50). Probenummern 20 Pf.
Meÿ & Widmayer, München.

Seide zum Kleide

und Blouſen in unerreichter Auswahl. Wundervolle Neuheiten in allen Preislagen von 95 Pf. an. Porto- und zollfreier Verſandt an Jedermann. Muſter bei Angabe des Gewünſchten franko. Briefporto nach der Schweiz 20 Pf.
Seidenstoff-Fabrik-Union
Adolf Grieder & Cie, Zürich G 38
Kgl. Hoflieferanten (Schweiz)

Wollen Sie Betten anschaffen?
Dann fordern Sie sich **gratis und franco** Preisliste II über **Jaekel's** berühmte, unübertroffene **Patent-Reform-Bettstellen** nebst kompletten Bettausstattungen.
Franko-Versand über ganz Deutschland.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,
Berlin, Markgrafenstr. 20 **München,** Blumenstr. 49.

Bleyle's Knaben-Anzüge
sind die geſundeſte und bequemſte Kleidung der Gegenwart.
Nur aus beſtem, reinwollenen Kammgarn angefertigt, vereinigen ſie in ſich alle Eigenſchaften, die an einen tadelloſen Knabenanzug geſtellt werden können; ſie ſind praktiſch, unübertroffen dauerhaft, kleiden vornehm, haben flotten Sitz und bieten für jede Jahreszeit bei jeder Witterung die angenehmſte und vorteilhafteſte Kleidung. Zu haben für 2—16 Jahre. Ausführliche illuſtrierte Preislisten gratis und franko.
Aug. Friedr. Sauer, Stuttgart P. 47.
Einziges Spezialgeſchäft für Bleyle's poröſe Oberkleidung.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Lindenhof Heilanstalt für Nerven- u. Gemütskranke.
bei Dresden Bahnstation **Coswig**
Näheres durch Prospekt. Entziehungskuren.
Sanitätsrat Dr. Pierson.

Fortuna-Spieldosen
à 12, 18, 30, 40. 60, 75—200 M. Musikschränke v. 175—750 M.
Die Fortuna-Spieldosen bieten durch ihre reizende Musik nicht nur eine schöne Unterhaltung für Jung und Alt, sondern sie tragen auch dazu bei, das musikalische Gehör und die Liebe zur Musik bei den Kindern zu wecken.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.

K. v. G. in W. Das Illustrierte Lawntennis-Jahrbuch, herausgeg. von Freiherrn Robert von Fichard, erscheint bei Emil Sommermeyer in Baden-Baden. Es liegt bereits der 9. Jahrgang vor, der seine Mitteilungen auf das Deutsche Reich, Oesterreich-Ungarn und die Schweiz erstreckt.

Hausfrau in W. Für Ihre Zwecke empfehlen wir Ihnen das in prächtiger Ausstattung im Verlag der Allgemeinen Fleischer-Zeitung, Berlin, erschienene Werk „Die kunstgemäße Garnierung von Schüsseln, mit 25 farbigen Tafeln, bearbeitet von Johanna Mackelden". Der Text enthält viele brauchbare Anweisungen, die farbigen Tafeln führen zum Teil Gegenstände vor, die wir uns ohne Abbildungen allerdings nur sehr schwer vorstellen können, als da ist: ein Messer, das auf einem Tranchierbrett liegt, eine runde Schüssel und eine ovale Schüssel, eine Schüssel mit zwei Scheibchen Zervelatwurst und eine mit 13 Scheibchen Leberwurst. Ja, ja, es will eben alles gelernt sein! Aber nach diesem Abc-Unterricht folgen auch kunstvolle Kompositionen in gemischtem Aufschnitt, in Mayonnaisen und in schwedischen Schüsseln, und da wird auch eine erfahrene Hausfrau wie Sie manch Hübsches und Neues lernen können.

„Schwäbisches Meer". Sie nehmen Anstoß an einer Wendung des Gedichtes „Tirols Gruß an die Schützen Vorarlbergs", mit dem Hermann von Gilm im August 1847 die in Bregenz am Bodensee vereinigten Festgenossen willkommen hieß. Nach Ihrer Meinung stimmt es nicht, wenn es in der Dichtung heißt:

Wir bleiben deutsch, so deutsch wie dieser See,
Wenn auch vier Fürsten und zwei Republiken

In das Ultramarinblau der Camée
Verschiedenartig ihre Wappen drücken.

Die vier Monarchien, deren Gebiet sich bis an den Bodensee erstreckt, sind, wie allbekannt, Oesterreich, Baden, Bayern und Württemberg, und dazu kommt, wie nicht minder bekannt, die Schweiz. Das sei aber nur eine Republik, stellen Sie fest, und fragen nach der zweiten. Nun, sie ist leicht zu finden, wenn man sich erinnert, daß zwei Kantone der Schweiz an den Bodensee grenzen: St. Gallen mit Rorschach und Thurgau mit Arbon und Romanshorn. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die Schweiz zu der Zeit, da Gilms Dichtung entstand, noch nicht der festgefügte Bundesstaat war, wie wir ihn heute kennen, sondern ein ziemlich loser Staatenbund; brach doch noch in demselben Jahre der vielberufene Sonderbundskrieg aus, der großes Unheil brachte, aber doch zu jener festen Einigung führte, wie sie in den Grundzügen noch heute in der Schweizer Verfassung besteht. Hermann von Gilm durfte also im August 1847 mit vollem Rechte von zwei Republiken am Gestade des Bodensees sprechen.

W. K. in G. Artur Fitgers romantisches Schauspiel „San Marcos Tochter", das jüngst an verschiedenen Bühnen erfolgreich aufgeführt wurde, ist in der Schulzeschen Hofbuchhandlung zu Oldenburg als Buch erschienen (M. 2.—). In freier Gestaltung behandelt das Drama eine Episode aus der Zeit, da das oströmische Reich seinem Zusammenbruch entgegenschritt.

E. in Petropolis. Wir sind noch so reichlich versehen, daß wir mit bestem Dank ablehnen müssen.

Haemogallol

ein von hervorragenden medizin. Autoritäten warm emptohlenes, für

Bleichsüchtige u. Blutarme

geradezu unentbehrliches blutbildendes Kräftigungsmittel.

Haemogallol wird nicht nur bei Bleichsucht und Blutarmut, sond. auch bei Schwächezuständen aller Art, Skrophulose, Rhachitis, Neurasthenie etc. mit grösstem Nutzen verwendet.

Haemogallol greift nicht, wie andere Eisenpräparate, die Zähne an, sondern ist frei von jeglichen unangenehmen Nebenwirkungen und wird deshalb von jungen Mädchen mit Vorliebe genommen

Haemogallol wird selbst vom zartesten und kranken Organismus mit Appetit genommen, leicht assimiliert, gut vertragen und eignet sich auch deshalb vorzüglich als Nahrungsmittel für Kinder.

Haemogallol ist in Pulver-, Tabletten- und Pastillenform in allen Apotheken zu haben. Eine Schachtel Haemogalloltabletten zum Preise von M. 2,40.

E. Merck, chemische Fabrik, **Darmstadt.**

Zweighäuser in London, Moskau und New-York.

Teppiche

Prachtstücke 3.75, 6.-, 10.-, 20.- bis 800.- M. Gardin., Portièren, Möbelstoffe, Steppd. 2c.

billigst im **Spezialhaus** Berlin Oranienstr. **158**

Katalog (900 Illustr.) gratis u. frc. **Emil Lefèvre.**

Säuglinge gedeihen am besten mit Löflunds chemisch reinem Milchzucker,

nach Prof. v. Soxhlet's Verfahren dargestellt. Nur echt in den Original-Packeten mit unserer Firma; zu M. 1.50 und 80 Pf. in den Apotheken, Drogerien und Sanitätsgeschäften zu haben.

Ed. Loeflund & Co.

Grunbach-Stuttgart.

Fix-Fix

(ges. gesch.)

entfernt sicher Falten, Runzeln, Pickel, Sommersprossen, Hautfehler aller Art. Prospekt gratis.

Moderne Toilettenkunst

Berlin W. 104, Würzburgerstr. 16.

Versenden gratis Katalog

alter Violinen,

Violen, Celli

mit Original-Illustrationen berühmter italienisch. Meister. Fachmännische Bedienung, volle Garantie, reelle Preise.

Tausch. Gutachten.

Atelier für Reparaturen

Hamma & Co,

Grösste Handlung alter Meisterinstrumente,

Stuttgart.

Für unsere Mädchen!
Für unsere Knaben!
Dillettantenbeschäftigungen!

3 Bücher f. häusl. Kunstarbeiten eleg. geb. à M. 3.50. Prospekte grat. u. frc.

Mey & Widmayer, München.

Hochfeine Kanariensänger

preisgekrönt mit goldenen Medaillen, i. herrlich. lang. tief. Gesangstour., Hohlrollen, Knorren, Hohlklingeln, tiefen Flöten à 8, 10, 12, 15, 20, 25, 30 M. Nachn., 8 Tage Probezeit. Gar. Wert gesund. Ankunft. Zuchtweibchen 2 M. Preisl. grat. Zuchtbuch 50 Pfg. Briefm. **Brühl's** weltbek. Kanarienzucht, **Kötzschenbroda 5.**

Offerire garantirt reinen, echten

HONIG

unverfälscht. Naturprodukt der Biene (chem. analysirt) in Postbüchse z. 9 Pfd. netto incl. Büchse zu 7 Mk. franco!

Obere Apotheke und Nahrungsmitteluntersuchungs-Anstalt

Kitzingen 7 a. M.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart

Naturwissenschaft und Technik

in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen:

I

Die Physik des täglichen Lebens

Gemeinverständlich dargestellt von

Prof. Leopold Pfaundler

Mit 464 Abbildungen. In Leinwand geb. M. 7.50

Der Neubearbeiter des bekannten Lehrbuchs der Physik von Müller-Pouillet führt durch zahlreiche praktische Beispiele aus Haus und Küche, Stadt und Land, aus der freien Natur wie aus den Stätten der Industrie dem Leser auf die angenehmste Weise das Maß von physikalischen Kenntnissen zu, das heute von jedem Gebildeten erwartet wird.

II

Unter dem Zeichen des Verkehrs

Von kaiserl. Oberpostinspektor

Otto Jentsch

Mit 180 Abbildungen. In Leinwand geb. M. 5.—

Dampf und Elektrizität im Dienste des Verkehrs — das ist der Grundgedanke des Buches, in dem Dampf- und elektrische Schnellbahnen, Funkentelegraphie und unterseeische Kabel, das gesamte Fernsprechwesen und vieles andre von einem Manne behandelt werden, der selbst mitten in einer der größten Verkehrszentralen der Welt steht.

Hughes-Abteilung des Berliner Haupttelegraphenamtes. Illustrationsprobe aus „Unter dem Zeichen des Verkehrs".

Briefmappe

Johanna in Merseburg. Die von Ihnen gemeinte Sentenz findet sich sehr häufig in allen Stammbüchern, beispielsweise in solchen aus dem 17. Jahrhundert, in nachstehender Fassung und Schreibweise:

„Ein Schweinen braden kaldt
Ein Mägdlein Achtzehen Jahr aldt
Wer sich daran nicht kan laben,
Der Muß Keinen großen hunger haben."

Oder auch:

„Ein gebratener Hahn kalt,
Ein Weibchen von achtzen jaren alt,
Wem dieser bisse nicht schmecket,
Der ist gewiß vom storck gehecket."

K. R. in Leipzig. Um Offizier werden zu können, müssen Sie vorher entweder die Fähnrichsprüfung bestanden oder das Reifezeugnis eines Gymnasiums, Realgymnasiums oder einer Oberrealschule erworben haben.

Stadtpf. J. in St. Verbindlichen Dank! Ihre Bemerkung ist natürlich durchaus zutreffend; auf volkstümlichen Darstellungen findet man indes neben den Weisen fast immer Leute aus dem Volke und darunter auch Hirten, bei denen man ja nicht an die von dem Engel geleiteten zu denken braucht.

J. M. in Heidelberg. Am großartigsten ist der Sturmwarnungsdienst in den Vereinigten Staaten von Nordamerika organisiert; für die dortigen Flußtäler besonders wertvoll sind die Warnungen vor Ueberschwemmung. Die Kosten des meteorologischen Dienstes in der Union belaufen sich jährlich auf 1 250 000 Dollars, und der dortige tägliche Beobachtungsdienst der Atmosphäre ist der größte, der je von einem Lande oder einer Vereinigung ins Werk gesetzt wurde.

F. R. in L. „Gesche" ist das Diminutivum des Vornamens Gesina, der im nordwestlichen Deutschland bei Frauen noch häufig vorkommt.

Zur Beachtung! Nicht verwendbare Gedichte, Sprüche und dergleichen senden wir nur zurück, wenn das entsprechende Porto beigefügt ist. Die nachträgliche Einsendung hat keinen Zweck, denn die nicht verwendbaren Eingänge ohne Porto verfallen dem Papierkorb.

Aus Industrie und Gewerbe

Aus dem Publikum

Musikinstrumente spielen als Festgeschenke eine hervorragende Rolle, und wohl mancher unsrer Leser hat die Absicht, ein Streich- oder Blasinstrument oder eine Spieldose als Angebinde zu spenden. Das bekannte Musikhaus Jul. Heinr. Zimmermann in Leipzig gilt nun mit Recht als zuverlässige Bezugsquelle für gute und preiswerte Musikinstrumente aller Art und wird jeder in den reichhaltigen illustrierten Preislisten der Firma, die an alle Interessenten gratis versandt werden, ein seinen Wünschen entsprechendes Instrument finden.

Verantwortlicher Redakteur:
Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt

Allgemeiner Deutscher Versicherungs-Verein in Stuttgart.
Auf Gegenseitigkeit. Gegründet 1875. Mit Aktiengarantie.
Haftpflicht-, Unfall- u. Lebens-Versicherung
Militärdienst- u. Brautaussteuer-Versicherung, Sterbekasse.
Gesamtreserven über 30 Millionen Mark. Gesamtversicherungsstand 570 000 Versicherungen.
Prospekte, Versicherungsbedingungen und Antragsformulare kosten- und portofrei.
Mitarbeiter aus allen Ständen überall gesucht.

Goldene Medaille Weltausstellung Paris 1900.
Kalodezma- GELEE SEIFE PUDER.
Unübertroffen zur Erhaltung einer schönen Haut! F. WOLFF & SOHN, KARLSRUHE.
Zu haben in allen besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

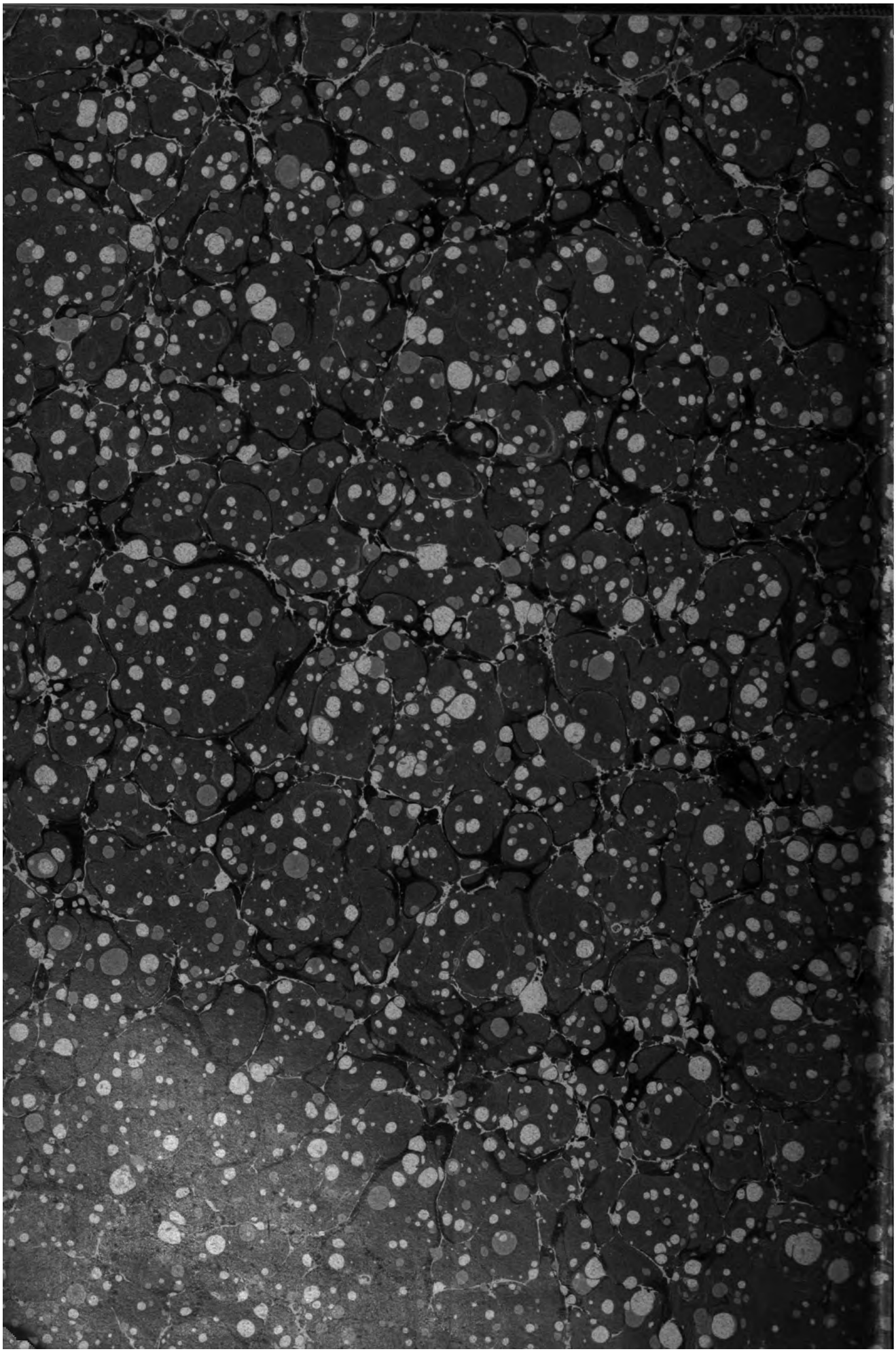
Orient-Fahrten

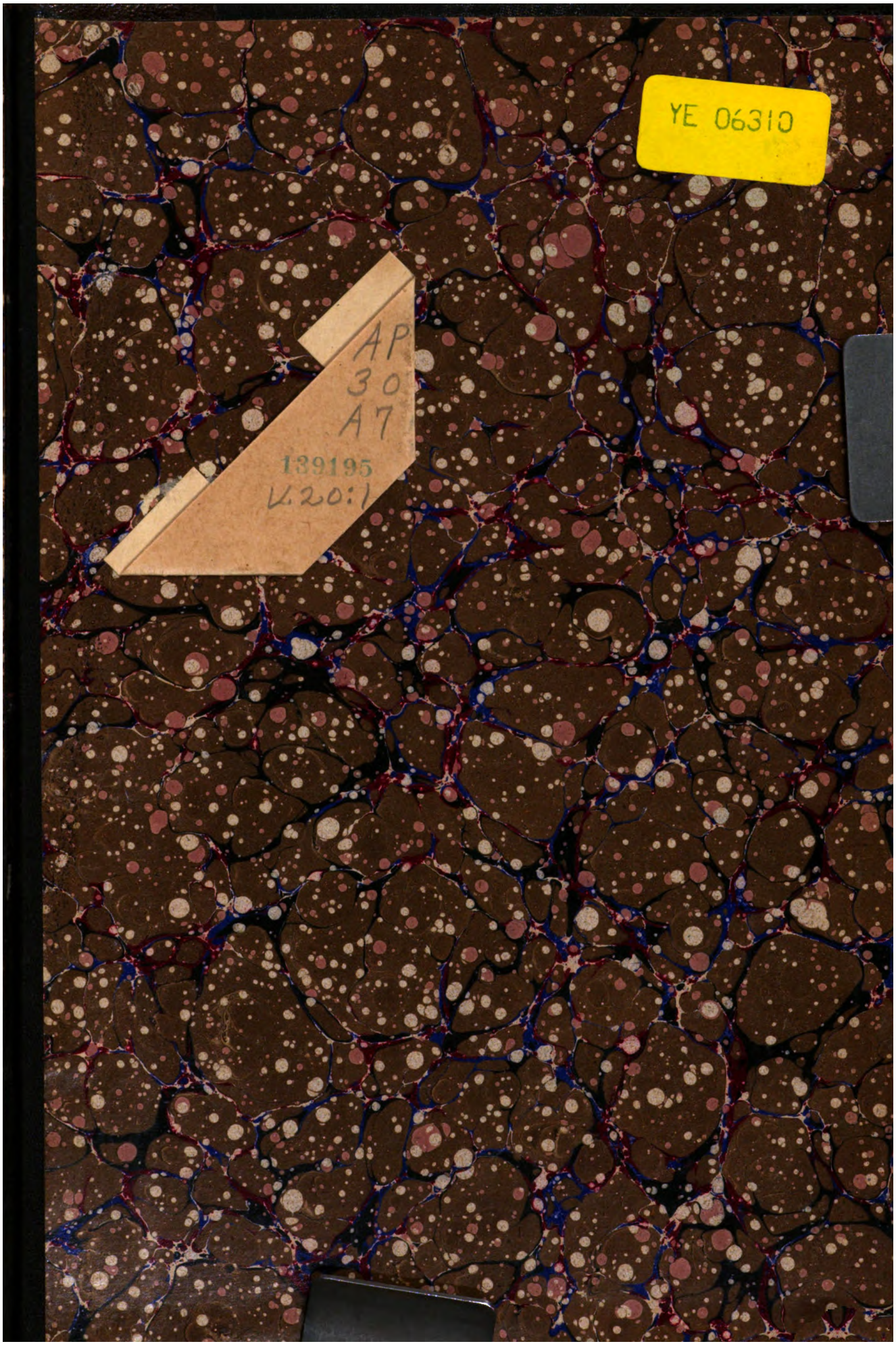
Unter Levante-Flagge nach
Lissabon, Algier, Tunis, Malta,
Piräus, Smyrna, Alexandrien
bezw. Konstantinopel
alle 20 Tage ab Hamburg
mit den Expreßdampfern
„THERAPIA"
„STAMBUL"
„PERA"
Fahrpreis einschließlich Verpflegung I. Klasse von Hamburg
nach Konstantinopel } von Mk. 300.— an
nach Alexandrien . . }
Auf Wunsch Führung an Land und Prospekte durch
Carl Stangens Reise Bureau, Berlin W
Prospekte und Auskünfte durch
Deutsche Levante-Linie
Hamburg 11.

Billig im Verbrauch.
Ronnefeldt's THEE
aromatisch und ausgiebig.
Proben der 4 Hauptsorten M. 1.— Sendungen v. M. 10.— an „Franco".
Thee-Import Ronnefeldt, Frankfurt a. M.

Papier und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart
Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

LIBRARY UNIVERSITY OF CALIFORNIA




YE 06310
AP
30
A7
139195
v.20:1